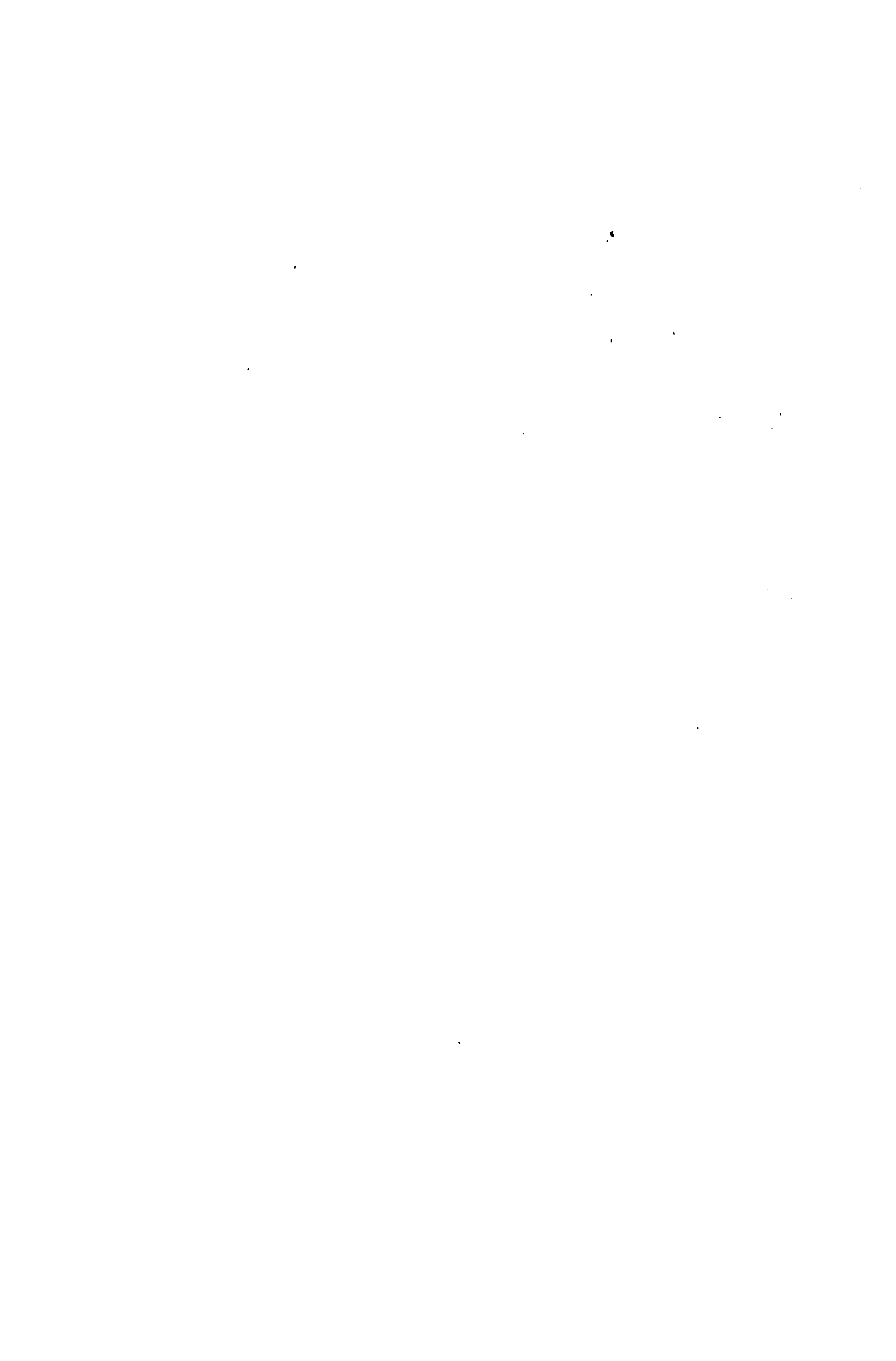
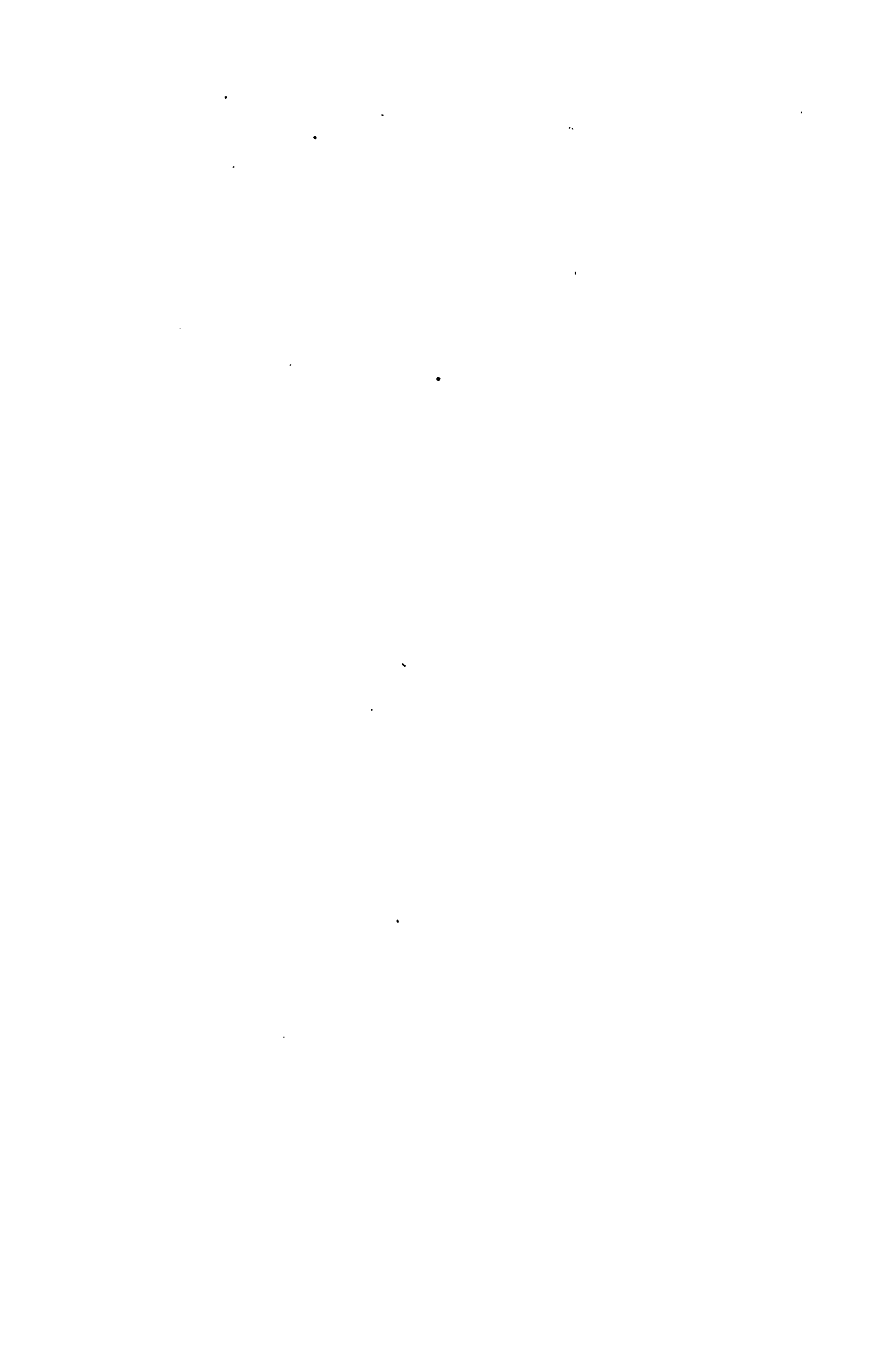











NEUER
PLUTARCH
oder
Portraite und Biographien
berühmter Personen.
Neue gänzlich umgearbeitete
Auflage.
PESTH



Neuer PLUTARCH,

oder:

Bildnisse und Biographien

der

berühmtesten Männer und Frauen

aller

Nationen und Stände;

von

den ältern bis auf unsere Zeiten.

Nach den zuverlässigsten Quellen

bearbeitet

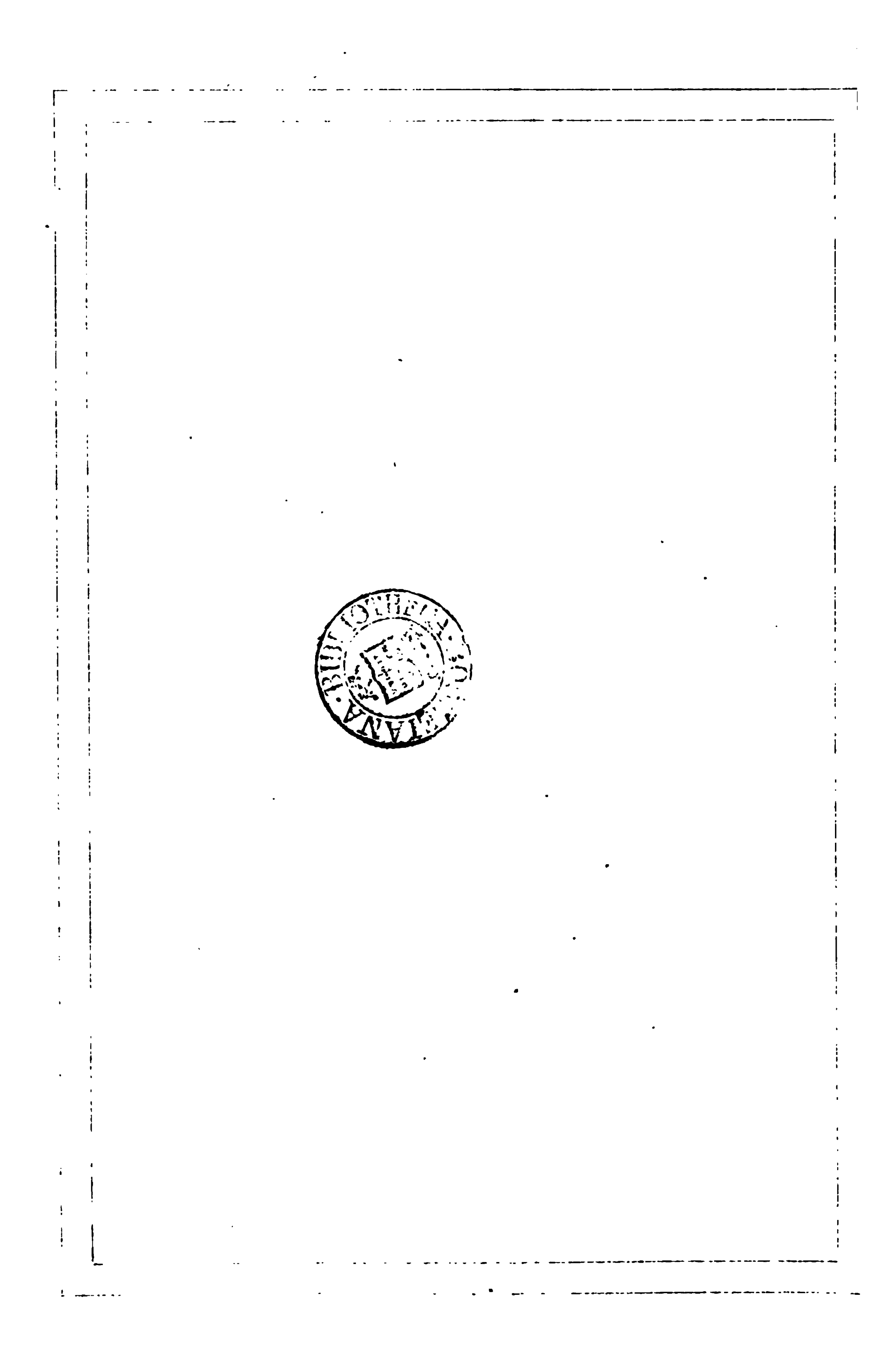
von einem Vereine Gelehrter.

I. Band.

Mit 120 Bildnissen in Stahlstichen.

Pesth, 1853.

Verlag von Conrad Adolf Hartleben.



Vorrede zum neuen Plutarch.

Dritte Auflage.

Ueber ein Vierteljahrhundert ist vergangen, seit die zweite Auflage unseres „Neuen Plutarch" erschien. Was ist seitdem Alles geschehen und verändert! Neue Bilder sind aufgetaucht, neue Ansichten zum Theil an die Stelle der früheren getreten; die Zeit hat uns unwillkürlich zu einem neuen Standpunkte hinaufgehoben; es ist, möchte man sagen, eine andere Geschichte entstanden und selbst das Alte tritt uns in einem neuen Lichte entgegen. — Wenn wir nach dem Beifalle, den die ersten beiden, seit lange schon gänzlich vergriffenen Auflagen (die erste erschien im Jahre 1806, die zweite 1815) geerntet, gleichwohl bis jetzt zögerten, eine dritte nachfolgen zu lassen, so war lediglich die Ueberzeugung von den inneren Schwierigkeiten des Unternehmens die Ursache. Wir sahen ein, daß die früheren Normen durchaus nicht mehr ausreichten. Ein ganz anderer Geist mußte das ganze Werk durchdringen, die Gegenwart mit ihren erweiterten und geklärten Begriffen sich genau darin abspiegeln.

Der Herausgeber schmeichelt sich, diesem Ziele möglichst nahe gekommen zu sein. Er hat die Bearbeitung der Artikel in die berufensten Hände gelegt. Den Schilderungen ist eine Wahrheit, eine

Frische, ein plastisches Leben eigen, wie unsere Zeit sie in geschichtlichen Darstellungen mit besonderer Vorliebe anerkennt, und eine scharfsinnige, treffende Charakteristik der Personen wie der Epochen wird nirgend vermißt werden. Dem Titel des Werkes entsprechend, wurde auch diesmal die biographische Form gewählt. Sie unterscheidet sich von der fortlaufenden Geschichte durch ihre scharf abgeschlossene und in dieser Hinsicht um so faßlichere Weise. Wenn in der Geschichte das Wirken der einzelnen Kraft gewissermaßen in dem Ganzen untergeht, den allgemeinen Strom zwar höher anschwellt, aber ohne durch unterscheidende Färbung sich individuell hervorzuheben; so steht die Biographie dagegen insofern dem Menschen näher, als in ihr der Mensch und sein Wille unmittelbarer, selbstbewußter hervortritt. Jede Lebensbeschreibung ist eine menschgewordene Geschichte, eine Welt im Kleinen. Wie in den Tagen der Schöpfung der ewige Geist über dem unendlichen Stoffe, so schwebt in der Biographie der menschliche Geist schaffend und ordnend über den Wässern der Geschichte.

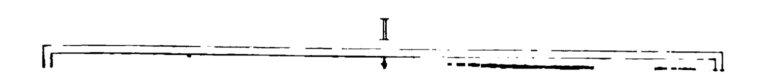
Die Auswahl ist so reichhaltig, wie immer möglich, ausgefallen. Edle Fürsten, kampfgerüstete Helden, weise Staatsmänner, tiefsinnige Denker, begeisterte Dichter, lichtbeseelte Künstler, treten in dieser weiten Bilderhalle uns entgegen; Alterthum, Mittelalter und Gegenwart, jede Zeit, jedes Land, jede Sphäre geistiger Kraft und Thätigkeit, haben ihre höchsten Repräsentanten hierher gesendet. Doch auch jene Träger der Finsterniß, ausgeboren in den unheimlichen Tiefen der menschlichen Natur, mögen wir sie nun Verirrte oder Bösewichter nennen, durften hier nicht ganz fehlen. Theils als warnenden Beispielen, theils als nothwendigen Gegensätzen der Geschichte, die zu ihren großen Prozessen sich auch solcher Werkzeuge nicht entäußern kann, mußte ihnen hin und wieder ein Platz eingeräumt werden.

Geheimnißvoll und doch tiefbegründet ist der Reiz; von jenen

historischen Gestalten, welche uns Bewunderung, Liebe oder Schrecken und furchtsames Staunen eingeflößt, ein getreues Bild auch ihrer körperlichen Außenseite zu besitzen, die sterbliche, vielleicht längst zu Staub zerfallene Hülle bleibend vor Augen zu haben, in welcher der unsterbliche Geist gewaltet und ihr seine Form sichtbarlich eingedrückt. Es würde uns als ein Vergehen gegen jenen, der menschlichen Natur eigenthümlichen Trieb, als ein Frevel an der Wahrheit erscheinen, wenn wir, was in so vielen Bilderwerken geschieht, mit willkürlich erfundenen Gesichtern, mit idealen Köpfen, durch kecke Unterschriften zu Porträts gelogen, das Publikum irre führen wollten. Der Ausdruck des menschlichen Gesichts ist von unumgänglichen Gesetzen abhängig; man darf mit Recht behaupten, daß jede Physiognomie einer geistigen Nothwendigkeit gehorcht, daß sie — von der innenwohnenden Seele bestimmt, die sich ihrer gleich einer Zeichensprache bedient — so und nicht anders sein darf, als sie ist, und jede dahin zielende Fälschung eine Lüge unmittelbar gegen die Natur zu nennen. Ungeduldig pocht der Geist an die äußere Hülle, die ihn einschließt; überall wo er hinausstrebt, läßt er seine Eindrücke, seine streng eigenthümlichen Merkmale zurück; sie machen in ihrer Gesammtheit die Physiognomie aus. Dort treibt der Menschengeist, in eigener, unbegränzter Tiefe wogend, seine Wellen zu Tage. So sind die Porträts ausgezeichneter Menschen integrirende Theile ihrer Geschichte; mancher geheime Zug kann uns aus ihnen klar werden, und in geistigere Nähe treten wir zu ihnen, sobald es uns vergönnt ist, auch in ihre äußerlichen Formen einen Blick zu thun.

Was die, unserem „Plutarch" beigefügten Porträts anlangt, so können wir, abgesehen von der Trefflichkeit der technischen Ausführung, auch beinahe durchgängig für die Authenticität derselben einstehen; da bei ihnen, unter sorgfältiger Kritik, nur die besten und verläßlichsten Originalien in Anwendung kamen.

So glauben wir denn in jeder Beziehung über die Art, wie dieses Unternehmen geleitet wird, gewissenhafte Rechenschaft ablegen zu können, und übergeben es dem Publikum mit Vertrauen und mit der begründeten Hoffnung einer günstigen Aufnahme.





Friedrich v. Schiller.

Geboren 1759. Gestorben 1805.

Schiller, dessen Name, so lange deutsche Sprache tönt und gilt, mit Liebe und Ehrfurcht genannt werden sollte, ward am 10. November 1759 zu Marbach, einem würtembergischen Städtchen am Neckar, geboren. Das strenge, ernste Naturell eines biedern Vaters, das sanft gemüthliche der Mutter prägten sich früh im Knaben aus, dessen erste Erziehung von einem Landgeistlichen geleitet wurde. Neun Jahre alt, sah er in Ludwigsburg zum ersten Male ein Theater, und dieser Eindruck entschied über sein Leben. Neigung und Anlage, wie durch einen Zauberschlag geweckt, entwickelten sich früh an einander. Ein jugendlicher Eifer im Studiren machte den regierenden Herzog auf ihn aufmerksam, der eben ein neues Institut errichtete, und den jungen Schiller darin aufnahm, der, als ihm die Wahl des künftigen Berufs gelassen ward, nicht aus Neigung, sondern um dem ihn nicht anziehenden juridischen zu entgehen, den ärztlichen wählte. Das Realistische, was im medicinischen Studium liegt, konnte seinem idealen Triebe unmöglich zusagen; um so weniger, als eben zu jener Zeit seine poetische Natur sich machtvoll entfaltete. Allein hier trat sein Charakter ein; er entsagte zwei Jahre allen poetischen Arbeiten, lebte streng seinem Fache, schrieb zwei gehaltvolle Dissertationen, ward als Regimentsarzt angestellt, und bewies als solcher Einsicht und Eifer; nur war er theils zu poetisch, theils zu gewissenhaft, um auf diesem Wege sein Glück zu machen. Kaum mit seiner bürgerlichen Stellung im Reinen, ließ er den Genius die gebundenen Schwingen doppelt heben. Es war die Periode des Aufschwunges deutscher Dichtkunst aus den Fesseln einer pedantischen Nachäfferei. Goethe's Götz von Berlichingen hatte die Talente elektrisirt, Shakespeare ward das Losungswort. Ein solcher Moment war für Schiller's Naturell und Lebensstadium geschaffen. Der Funke zündete, und — »die Räuber« entstanden. Der junge Dichter war heimlich bei der ersten Aufführung in Mannheim gegenwärtig, und ließ sich gerne

den vierzehntägigen Arrest gefallen, der die Folge der heimlichen Entfernung war. Denn, wie die Wirkung seiner Muster auf Schiller, so war die seines Erstlingswerkes auf's Publikum, lebendig und hinreißend. Nicht so auf den Herzog, der, ein in Welt und Bildung gereifter Mann, für die weitere Entwicklung eines sich so form- und gesetzlos verkündenden Strebens fürchtete, und Schiller'n verbot, irgend etwas Nicht-medicinisches drucken zu lassen. Später verstand Schiller den Fürsten recht gut; damals aber, berauscht von seinem Erfolge, nicht. Er floh, und lebte fast ein Jahr lang auf einem Gute der Frau von Wollzogen in Franken. »Fiesko« und »Kabale und Liebe« bezeichneten seine stufenweise fortschreitende Ausbildung. In Mannheim, wo er mit dem Theater in engere Verbindung trat, klärten sich die gährenden Elemente, und »Don Carlos«, das Werk, von welchem an man Schiller's Lehrjahre als geschlossen betrachten kann, gestaltete sich. Der geistvolle Herzog von Weimar hörte die Skizzen des Drama's vorlesen, und — ernannte Schiller'n zum Rathe. Diese fürstliche Anerkennung hatte zur Folge, daß Schiller bald darauf Weimar besuchte, und dieser Besuch war wieder für sein Schicksal, wie für seine dichterische Vollendung von der größten Bedeutung. Weimar versammelte bereits alle jene unvergeßlichen Männer, die den Stolz Deutschlands ausmachen; — was Schiller geben konnte, fehlte noch. Er entwickelte sich in ihrer Mitte zum Meister, und so ward jener Kreis geschlossen. Herder's große Denkart ergriff ihn, Wieland's liebevolle Zuneigung fesselte ihn, — an Goethe's allumfassendem Wesen endlich ward er erst sich selbst klar; er ward geweiht und geläutert. Die Liebe, die bei einem Charakter wie Schiller's nicht fehlen durfte, streute ihre Blüten auf diesen Pfad. Er sah Fräulein von Lengefeld, seine nachherige Gattin. Im Jahre 1789 übernahm er die Professur der Geschichte in Jena. Er verehelichte sich, und diese Jahre waren der Gipfel seines Lebensglückes. Er genoß es nicht lange; denn schon 1791 traf ihn eine schwere Krankheit, deren Folgen, in Verbindung mit einem, in seinem Naturell und seiner Lebensart begründeten, aufgeregten Wesen, leider nie mehr gänzlich verschwanden. In diesen, von manchem Schmerz getrübten Jahren schuf er seine Meisterwerke. Die Professur mußte auf einige Jahre unterbrochen werden; ein Jahrgehalt, den der Erbprinz von Holstein und Graf Schimmelmann für drei Jahre festsetzten, machte diese Muße möglich. Geschichte, Philosophie und Dichtkunst füllten sie aus; aber sieben Jahre verflossen, ehe sich das schon begonnene, reifste und durchgearbeitetste Werk des großen Dichters,

»Wallenstein«, vollendete. Man muß die Briefe zwischen Schiller, Goethe und Wilh. v. Humboldt über die Studien dazu lesen, um zu sehen, mit welchem Ernste wahre und große Dichter arbeiten. Eine Reise in seine Heimat gewährte ihm einige Erholung, das Wiedersehen seiner Eltern und Freunde seinem Gemüthe Nahrung und Heiterkeit. Innig betrauerte er den Herzog, der kurz nachher starb, und ihm nie ein Zeichen der Mißgunst wegen seiner Entfernung gegeben hatte. Nach seiner Rückkehr nach Jena erreichte, unter rastloser, gigantischer Thätigkeit, das Verhältniß zwischen Schiller und Goethe jene Blüte, welche eine Prophezeiung der Früchte war, die es so segenreich für Beide, und durch sie für Deutschland und die Welt, machten; ein Verhältniß, einzig in seiner Art, welches diejenigen kennen lernen sollten, die thöricht Goethe und Schiller in eine Art feindlicher Parallele zu stellen gewohnt sind. Schiller zog sich gänzlich nach Weimar, wo er auch den Vortheil der lebendigen Theilnahme am Theater hatte. Der Herzog gab ihm jeden Beweis seiner Anerkennung. Hier entstanden: »Maria Stuart; die Jungfrau von Orleans; die Braut von Messina; Tell.« Hier gab er durch die Bearbeitung der »Phädra« seinen Zeitgenossen ein Zeichen, zu welchen Resultaten den geprüften Dichter, der mit den formlosen »Räubern« begonnen hatte, eine große, an Erfahrungen reiche, Laufbahn am Schlusse geführt hat. Hier begann er die Tragödie »Demetrius«, deren hinterlassene Fragmente die Bewunderung des Kenners erregen. Es blieb bei den Fragmenten; — am 9. Mai 1805 überraschte ihn der Tod. Nie ist ein früh hingeschiedener Dichter von seinem Volke inniger betrauert worden.

Von Schiller's Werken etwas zu sagen, ist überflüßig. Deutschland, die Welt hat über sie gerichtet. Tausende begeistern seine Schöpfungen, und nur die vorübergehenden Thorheiten einer sogenannten romantischen Schule konnten an ihm zweifeln. Ernst und edel als Denker, wahrhaft und beredsam als Geschichtschreiber, interessant und lebhaft als Erzähler, feurig und gefühlvoll als Lyriker, war er — dramatischer Dichter aus allen Kräften seiner Seele; und wir haben keinen Tragöden wie ihn. Als Mensch war er die Liebenswürdigkeit selbst. Kein Stolz, keine Falschheit, keine Härte; Wärme für alles Gute, Schöne, Heilige, sprach aus den geistvollen, blauen Augen, aus den milden, ernsten, ja wehmüthigen Zügen. Was könnte man schöner und wahrer auf ihn anwenden, als die Worte seines Freundes Goethe: »Wir dürfen ihn wohl glücklich preisen, daß er von dem Gipfel des menschlichen Daseins zu den Seligen emporge-

stiegen, daß ein schneller Schmerz ihn von den Lebendigen hinweggenommen. Die Gebrechen des Alters, die Abnahme der Geisteskräfte hat er nicht empfunden. Er hat als ein Mann gelebt, und ist als ein vollständiger Mann von hinnen gegangen. Nun genießt er im Andenken der Nachwelt den Vortheil, als ein ewig Tüchtiger und Kräftiger zu erscheinen. Denn in der Gestalt, wie der Mensch die Erde verläßt, wandelt er unter den Schatten; und so bleibt uns Achill als ein ewig strebender Jüngling gegenwärtig! Daß er früh hinwegschied, kommt auch uns zu Gute. Von seinem Grabe her stärkt auch uns der Anhauch seiner Kraft, und erregt in uns den lebhaftesten Drang, was er begonnen, mit Liebe fort- und immer fortzusetzen. So wird er seinem Volke und der Menschheit in dem, was er gewirkt und gewollt, ewig leben."

Johann Wolfgang v. Goethe.

Geboren 1749. Gestorben 1832.

Goethe! — welche Welt von Vorstellungen thut sich vor uns auf, wenn wir diesen Namen nennen! es ist nicht das Leben eines Menschen, was er bezeichnet, — es ist eine ganze Zeit, eine Bildungsepoche, der wir selbst angehören. Ein solches Ganze läßt sich nicht in den Rahmen einiger Blätter fassen, und sein Leben hat Goethe selbst am besten beschrieben; uns bleibt also nur eine verjüngte Zeichnung in wenigen, charakteristischen Zügen möglich.

Dieser wunderbare Mann des Jahrhunderts (wie ihn ein französischer Schriftsteller nennt) wurde in Frankfurt am Main, am 28. August 1749 geboren, und wuchs in Zuständen auf, wie sie ein wohlgegründetes, bürgerliches Hauswesen in einer lebenvollen Handelsstadt mit sich bringt. Der ernste, tüchtige, fast zum Pedantischen neigende Charakter des Vaters, das poetische, praktische, die Welt mit leichtem Sinne hinnehmende Naturell der Mutter, verbanden sich im Sohne zu einem glücklichen Ganzen. Dazu kam eine gesunde, kräftige Organisation, Anmuth und Würde der Erscheinung, die mannigfachsten Anlagen, und die schönsten Gelegenheiten, sie frühzeitig zu bilden und zu üben, endlich die Uebereinstimmung

der ersten öffentlichen Schritte mit dem, was eben die Zeit bedurfte und wollte, und die Anerkennung eines geistvollen Fürsten, — und so entstand eine Erscheinung, wie sie die Welt noch nicht gesehen hatte. »Es war — sagt ein geistvoller Britte — als ob Zufall, Gaben und Bemühung sich verabredet hätten, einen Charakter im höchsten Style zu bilden.« Und wenn wir Goethe's Wesen und Wirken im Ganzen überblicken, so ist es vielleicht weniger die Größe seiner einzelnen Fähigkeiten, als die Harmonie aller, was ihn so einzig macht. Sein Auftreten als Dichter fiel in eine Zeit der Aufregung und der Krise in Deutschland, von der schwer zu bestimmen ist, ob sie mehr zu seiner, oder er mehr zu ihrer Gährung und Entwicklung beigetragen habe. So viel ist gewiß, daß, nachdem er in Leipzig seine juridischen Studien begonnen, und für alle seine spätern Bestrebungen einen reellen Boden tüchtiger Bildung gelegt, und nachdem er sie in Straßburg, wo Natur und Shakespeare das Losungswort wurden, vollendet, — sein »Götz von Berlichingen« und »Werther« eine Wirkung auf ganz Deutschland machten, wie man sie vorher nie erfahren hatte. Sie trafen das Leben und die Gegenwart. Der Erbprinz von Weimar, feurig für alles Große und Schöne, sah den Dichter des Werther, — und lud ihn, als er die Regierung angetreten, an seinen Hof. Hier gestaltete sich nun jene halb berühmte, halb verrufene, Genie-Epoche, von der so viel geschrieben und gefabelt wird. Wie oft klagt man über das Ceremoniell und Formelwesen, das jede freie Kraftäußerung hemmt! tritt einmal der entgegengesetzte Fall ein, — so klagt man wieder. Allein diese Epoche war nur ein Uebergang. Goethe machte 1786 eine Reise nach Italien, und — kam als ein Anderer, und doch wieder ganz Er selbst, zurück. Er war sich klar geworden. Die Gährung war vorüber; an der Erkenntniß der Griechen läuterte sich sein Streben, — er schuf Meisterwerke auf Meisterwerke. Merkwürdig bleibt es, daß Goethe, obwohl Zeitlebens hochgeehrt, doch, je reiner und heller sein Innerstes hervortrat, desto weniger den rauschenden Beifall der Menge fand, den seine ersten, dunklen, leidenschaftlichen Ausbrüche erregt hatten. Den allgemeinsten und dauerndsten Enthusiasmus rief sein »Faust« hervor, — der gerade in den Mittelpunkt zwischen der Periode des Dranges und der des Bewußtseins fiel. Hier scheint die rechte Sphäre der poetischen Wirkung zu sein. Später theilte sich das Publikum für Goethe in abgöttische Verehrer und Gegner, von denen ihm die erstern wohl mehr schadeten, als die letzten. Inzwischen stieg er auch im äußern Leben von einer Stufe der Würde zur andern

empor. Er erschien an der Seite seines Fürsten, über den er Alles ver-
mochte, als ein wohlthätiger Genius, und wenig Treffliches geschah,
was nicht Goethe veranlaßt oder vollendet hätte. Aber auch nicht nur sein
Herzog, — alle Großen der Erde wetteiferten, ihm ihre Anerkennung zu be-
weisen. Er stieg bis zum Minister, erhielt von Alexander den Newsky-Orden,
von Napoleon das Großkreuz der Ehrenlegion, und hundert Auszeichnun-
gen jeder Art. So, auf dem Gipfel des innern wie des äußern Lebens,
genoß Goethe, auch von der Natur mit Liebe gehegt und gepflegt, einer,
nur Wenigen beschiedenen, Reihe von gesegneten Jahren, in rastloser,
aber behaglicher Thätigkeit. In der zweiten Hälfte seines Lebens wendete
er sich von der poetischen Schöpfung mehr der wissenschaftlichen Betrach-
tung zu, — und, mitten aus ernsten Studien der Geschichte und Natur,
rief ihn der stille Genius aus einer Welt, deren Wirkungskreise für diesen
Geist zu eng waren.

Goethe starb am 22. März 1832. Unermeßlich sind die Wirkungen,
die von ihm ausgingen, unvergleichbar war die seiner Persönlichkeit.
Eine Würde ohne Prätension, eine ungesuchte Hoheit, eine, durch
Humor gemilderte, liebevolle Größe lag im Ausdrucke seines ganzen
Wesens, welche unaussprechlich wirkten. Am treffendsten bezeichnet ihn
vielleicht das Wort eines deutschen Dichters, der, von ihm kommend,
sagte: »Mir war vor ihm zu Muthe, wie vor Einem, der zugleich mein
König und mein Vater ist.«

Es ist Pflicht des Biographen, Irrthümer zu berichtigen, die sich
über den Charakter und Werth eines solchen Mannes verbreitet haben.
Die Nachwelt soll nicht sagen dürfen: der Deutsche habe seine größten
Männer verkannt. Man hat häufig Göthe'n Mangel an Theilnahme für
die Interessen des Staates, der Menschheit, vorgeworfen; ein solcher
Vorwurf zerfließt bei einigem Studium seiner Werke; wie konnte einem
Geiste, einem Herzen wie dieses, das Menschliche fremd bleiben? man
verstand die weise Zurückhaltung, die stille, aber große Lehre nicht, die
in seinem Schweigen über solche Gegenstände lag. Man hat gesagt, er
sei nie recht populär geworden; wann war das wahrhaft Große populär?
Man hat ihm Stolz vorgeworfen, — weil er nicht jeden Dichterling und
Afterphilosophen, der nach Weimar kam, als Bruder begrüßte und um-
armte. Man hat ih[illegible] als Dichter [illegible] seinem Nachtheile, mit
Schiller verglichen. A[illegible]n, d[illegible] in der Welt Goethe's
Größe tiefer erkannte un[illegible]fa[illegible], der erst du[illegible] ihn

über sich selbst aufgeklärt [illegible]
später zu sagen haben, [illegible]

Seine Werke, die [illegible]
analysiren, ist hier [illegible]
beurtheilt Goethe [illegible]
Dichter auffaßt. [illegible]
Bestrebungen. [illegible]
im Großen, im [illegible]
einer ganzen Zeit, [illegible]
bloß an sich, [illegible]
mengenommen, [illegible]
aus. Darum ist [illegible]
Gleichen in der [illegible]
Gedichte, [illegible]
Scherze, alle [illegible]
Werther, der [illegible]
wandtschaften, [illegible]
Erzählungen, [illegible]
Egmont, der [illegible]
der gehaltvolle [illegible]
psychologischen [illegible]
die hochpoetische [illegible]
Herrmann, der [illegible]
Einer Hand [illegible]
einen Tempel [illegible]
Leben [illegible]
gerückt, [illegible]
Thiere [illegible]
belebt, — [illegible]
lebendig mit der [illegible]
nen drang der [illegible]
ihn, daß er [illegible]
verwachsen, [illegible]
Goethe, — [illegible]
viele Zeiten [illegible]
genug sein wird, um völlig zu begreifen.

[illegible] seine
[illegible] macht.
[illegible] ißen,
[illegible] te er
[illegible] Lord-
[illegible] as er
[illegible] wohl
[illegible] ewalt
[illegible] r die
[illegible] Bei-
[illegible] nbert
[illegible] e mit
[illegible] und
[illegible] aßre-
[illegible] des
[illegible] heit
[illegible] e mit
[illegible] der
[illegible] Auf-
[illegible] rieg
[illegible] n er
[illegible] rlieh
[illegible] r zu
[illegible] nag-
[illegible] ches
[illegible] nicht
[illegible] dem
[illegible] ver-
[illegible] ters
[illegible] n.»
[illegible] von
[illegible] ter
[illegible] ein
[illegible] ig
[illegible] te
[illegible] n
[illegible] g

empor. Er erschien an der Seite seines Fürsten, über den er Alles vermochte, als ein wohlthätiger Genius, und wenig Treffliches geschah, was nicht Goethe veranlaßt oder vollendet hätte. Aber auch nicht nur sein Herzog, — alle Großen der Erde wetteiferten, ihm ihre Anerkennung zu beweisen. Er stieg bis zum Minister, erhielt von Alexander den Newsky-Orden, von Napoleon das Großkreuz der Ehrenlegion, und hundert Auszeichnungen jeder Art. So, auf dem Gipfel des innern wie des äußern Lebens, genoß Goethe, auch von der Natur mit Liebe gehegt und gepflegt, einer, nur Wenigen beschiedenen, Reihe von gesegneten Jahren, in rastloser, aber behaglicher Thätigkeit. In der zweiten Hälfte seines Lebens wendete er sich von der poetischen Schöpfung mehr der wissenschaftlichen Betrachtung zu, — und, mitten aus ernsten Studien der Geschichte und Natur, rief ihn der stille Genius aus einer Welt, deren Wirkungskreise für diesen Geist zu eng waren.

Goethe starb am 22. März 1832. Unermeßlich sind die Wirkungen, die von ihm ausgingen, unvergleichbar war die seiner Persönlichkeit. Eine Würde ohne Prätension, eine ungesuchte Hoheit, eine, durch Humor gemilderte, liebevolle Größe lag im Ausdrucke seines ganzen Wesens, welche unaussprechlich wirkten. Am treffendsten bezeichnet ihn vielleicht das Wort eines deutschen Dichters, der, von ihm kommend, sagte: »Mir war vor ihm zu Muthe, wie vor Einem, der zugleich mein König und mein Vater ist.«

Es ist Pflicht des Biographen, Irrthümer zu berichtigen, die sich über den Charakter und Werth eines solchen Mannes verbreitet haben. Die Nachwelt soll nicht sagen dürfen: der Deutsche habe seine größten Männer verkannt. Man hat häufig Göthe'n Mangel an Theilnahme für die Interessen des Staates, der Menschheit, vorgeworfen; ein solcher Vorwurf zerfließt bei einigem Studium seiner Werke; wie konnte einem Geiste, einem Herzen wie dieses, das Menschliche fremd bleiben? man verstand die weise Zurückhaltung, die stille, aber große Lehre nicht, die in seinem Schweigen über solche Gegenstände lag. Man hat gesagt, er sei nie recht populär geworden; wann war das wahrhaft Große populär? Man hat ihm Stolz vorgeworfen, — weil er nicht jeden Dichterling und Afterphilosophen, der nach Weimar kam, als Bruder begrüßte und umarmte. Man hat ihn endlich als Dichter, zu seinem Nachtheile, mit Schiller verglichen. Abgesehen davon, daß Niemand in der Welt Goethe's Größe tiefer erkannte und inniger empfand, als Schiller, der erst durch ihn

über sich selbst aufgeklärt wurde, wird, was wir über Goethe als Schriftsteller zu sagen haben, auch uns hierüber aufklären.

Seine Werke, die ganz Europa, ja die gebildete Welt kennt, zu analysiren, ist hier der Ort nicht. Aber Folgendes wird genügen. Man beurtheilt Goethe sehr einseitig, ja völlig irrig, wenn man ihn blos als Dichter auffaßt. Die Poesie war nur ein Theil seines Wesens und seiner Bestrebungen. Diese gehörten der Welt, dem Leben, der Wissenschaft, im Großen, im Ganzen, an. Sein Leben bezeichnet den Bildungsgang einer ganzen Zeit, und seine Werke müssen nicht, wie die anderer Dichter, blos an sich, sondern als Fragmente seiner Biographie, die sie, zusammengenommen, darstellen, betrachtet werden. Sie drücken Bildungsstufen aus. Darum ist schon an den poetischen die Vielseitigkeit, die nicht ihres Gleichen in der Welt der Dichtkunst hat, das Hervorspringendste. Die Gedichte, welche, vom erhabensten Schwunge bis zum tändelndsten Scherze, alle Gefühle der Menschenbrust anklingen, der naturempfundene Werther, der lebenvolle Wilhelm Meister, die tiefsittlichen Wahlverwandtschaften, die philosophischen Wanderjahre, die reizenden kleinen Erzählungen, der treuherzige Berlichingen, der groß und tragisch gedachte Egmont, der dem Leben nachgemalte Clavigo, die reine, hohe Iphigenia, der gehaltvolle Tasso, der gigantische Faust, die feine Eugenie, die psychologischen Lustspiele, die leichten Operetten, die innigen Geschwister, die hochpoetische Pandora, die homerische Achilleis, der deutschgemüthliche Herrmann, der satyrische Reinecke, der behagliche Divan, — sind Gebilde Einer Hand! derselben, die in den »Propyläen« der bildenden Kunst einen Tempel gebaut, — derselben, welche Winckelmann's und Hackert's Leben gezeichnet, Cellini, Diderot und Voltaire den Deutschen näher gerückt, eine Farbenlehre entworfen, die Morphologie der Pflanzen und Thiere ausgebildet, die Gestalten der Wolken festgehalten, die der Gebirge belebt, — welche den Osten nach dem Westen gezaubert, das Alterthum lebendig mit der jüngsten Gegenwart vermählt hat. In allen diesen Regionen drang der gewaltige Geist bis in die innerste Tiefe, und es bezeichnet ihn, daß er überall, mit dem Gegenstande selbst gleichsam Eins und verwachsen, das Lösungswort des Räthsels aussprach. Das war Goethe, — und die Zeit ist ihm so wenig vorangeeilt, daß vielmehr noch viele Zeiten verrinnen werden in's Meer der Ewigkeit, ehe die Zeit reif genug sein wird, ihn völlig zu begreifen.

Jacques Benigne Bossuet.

Geboren 1627. Gestorben 1704.

Der berühmte französische Kanzelredner Bossuet, geboren 1627 zu Dijon erhielt seine erste Bildung im dortigen Jesuitenkollegium, dann im Kollegium von Navarra zu Paris, studirte mit Eifer die heilige Schrift und die klassischen Werke des Alterthums, ward 1652 Doktor der Sorbonne und Kanonikus zu Metz. Hier erwarb er sich Verehrung durch Wort und That, widerlegte den Katechismus des protestantischen Predigers Paul Ferri auf eine Weise, die ihm selbst die Hochachtung seiner Gegner erwarb, erhielt von der Königin Mutter, Anna von Oesterreich, den Auftrag der Bekehrung der Protestanten in dem Sprengel von Metz, und 1668 das Bisthum von Condom, das er 1670 niederlegte, um, auf Befehl des Königs, die Erziehung des Dauphins zu übernehmen, welches Amt er mit so vieler Weisheit und Sorgfalt verwaltete, daß er 1680 erster Almosenier der Dauphine, 1681 Bischof von Maux, 1697 Staatsrath und 1698 erster Almosenier der Herzogin von Bourgogne wurde. Seine Schriften galten der Vertheidigung und Verherrlichung der katholischen Kirche gegen die Angriffe des Protestantismus; auch war er Verfasser der vier Artikel, welche die Freiheit der gallikanischen Kirche und das Recht des Königs gegen die Ansprüche Roms sicherstellten, und deren Annahme durch die französische Geistlichkeit er 1682 bewerkstelligte. Sein thätiges Leben beschloß er am 12. April 1704 in der Mitte seiner Gemeinde.

Fenelon.

Geboren 1651. Gestorben 1715.

Franz von Salignac von Lamothe Fenelon wurde zu Perigord am 6. August 1651 geboren. Einen Theil seiner wissenschaftlichen Bildung erhielt er auf der Universität zu Cahors, und zu Paris beendigte er unter den Augen seines Oheims die Studien. Marquis von Fenelon, so hieß der Oheim, war nach der Meinung des Prinzen von Condé gleich geschaffen für den gesellschaftlichen Umgang wie für das Kabinet und Schlachtfeld. Ein solcher Führer war denn auch ganz gemacht, die glücklichen Anlagen seines Zöglings zu entwickeln, und dieser hatte noch nicht das 19te Jahr erreicht, als er sich durch Kanzelreden auszeichnete und eine so große Anzahl Zuhörer an sich zog, daß der Oheim befürchtete, Eitelkeit möchte die Fortschritte des jungen Predigers hemmen, und dieser begab sich auf seinen Rath in das Seminarium des heiligen Sulpitius. Dort empfing er im 24sten Jahre die Priesterweihe, vereinigte sich mit den Priestern der Pfarrei, und wurde nach 3 Jahren zum Superior der Nouvelles Catholiques in der Annenstraße in Paris ernannt.

Bekannt geworden mit seinem Eifer und dem glücklichen Erfolge seiner geistlichen Bemühungen, wünschte Ludwig XIV., daß er in Aunis das Bekehrungsgeschäft besorge, und gab ihm zu diesem Ende eine Militär bedeckung. Aber Fenelon nahm das Geschäft nur unter der Bedingung auf sich, daß die Maßregeln wegen der Militärbegleitung unterblieben, denn nie bediente er sich anderer Waffen, als der sanften der Ueberredung, und seine Bekehrungen waren zwar nicht sehr schnell, aber um so wahrhafter.

Nach Beendigung dieser Sendung übernahm er wieder seinen Posten bei den Nouvelles Catholiques; hier zeichnete er sich durch Predigten aus, und durch eine Schrift über die Verrichtungen des Seelenhirten. Der Bischof von Meaux bewunderte ihn; Viele, die sein aufkeimendes Glück um eigene Plane besorgt machte, verleumdeten ihn. Als er nun nach einiger Zeit die Schrift über weibliche Erziehung bekannt

machte, so erkannte man darin eine so genaue Kenntniß des menschlichen Herzens, daß er, ohne sein Ansuchen, zum Lehrer der Herzoge von Burgund, Anjou und Berri ernannt wurde. Diese Bestimmung forderte große Eigenschaften, und bald bewies Fenelon, daß man in ihm die glücklichste Wahl getroffen habe.

Indeß hatte er keine anderen Einkünfte, als jene, die er von einem kleinen Priorat bezog, welches ihm einer seiner Verwandten eingeräumt hatte, und die Abtei des heil. Valerius war die erste Wohlthat, die ihm der König zukommen machte, der sich auch wirklich darüber entschuldigte, daß er so spät anfange, ihn zu belohnen. Bald aber erfüllte der Monarch die allgemeinen Wünsche Frankreichs, indem er schon an demselben Tage, als das Erzbisthum von Cambrai erledigt wurde, ihm selbes verlieh. Doch Fenelon war der Einzige, der für diesen Posten einen Würdigeren wünschte; er suchte ihn auch aus dem Grunde abzulehnen, weil die Vereinigung seiner Eigenschaft als Prinzenerzieher mit der, als Erzbischof, nicht verträglich wäre, und er die erste als seine wesentlichste Pflicht betrachte, der er nicht entsagen könne. Allein Ludwig XIV. entschied, daß Fenelon von jedem Jahre 9 Monate in seiner Diözese zuzubringen, deren drei aber auf die ohnehin schon vorgerückte Erziehung der Prinzen zu verwenden habe. Fenelon gehorchte, er verließ seine Abtei; die Mehrheit seiner Benefizien stritt mit seinem Zartgefühle. Zwar wagte keiner seiner Neider selbe laut zu mißbilligen; aber die glücklichen Tage, die ein günstiges Geschick ihm schien vorgezeichnet zu haben, wurden durch seine Verbindung mit der Schriftstellerin Guyon unterbrochen.

Einige Jahre früher, als diese bekannte Andächtlerin das kurze Mittel zur Verrichtung des Gebetes hatte drucken lassen, war die Lehre der Molinisten verworfen worden, eine Lehre, die die Liebe der geschaffenen Wesen mit der des Schöpfers zu verschmelzen, und durch Liebe Erstere an Letzteren zu ketten suchte. Diese Lehre nun glaubte man in dem Quietism wieder zu finden, welchen das kurze Mittel verrieth. Fenelon war entgegengesetzter Meinung; er stellte seine Gründe in einer Broschüre auf, die er die Grundsätze der Heiligen betitelte. Zwar wandte er die Vorsicht an, diese Schrift nicht ohne Gutheißung eines berühmten Doktor's der Sorbonne drucken zu lassen; dieser urtheilte aber, daß die Schrift reines Gold wäre, und sie wurde gedruckt. Doch plötzlich sah sich Fenelon von einer Schar Gegner angefallen, die der Bischof von Meaux gegen ihn aufgereizt hatte; denn dieser Prälat sah in

Fenelon, dessen Freundschaft er vormals seinen Stolz nannte, nur einen gefährlichen Nebenbuhler. Madame de Maintenon zog sich von Fenelon zurück, Ludwig XIV. wies ihn in seinen Kirchensprengel zurück, seine Grundsätze wurden nach Rom gesendet, und von Innozenz XII. verdammt.

Nun versammelte Fenelon die Gläubigen in seiner Diözese, und erklärte laut, daß er sich seinem Schicksale ohne den kleinsten Widerspruch unterwerfe. »Gott gebe,« sagte er bei dieser Gelegenheit, »daß man sich »Unserer nur als eines Hirten erinnere, der es für seine Pflicht hielt, mehr »Ergebung zu zeigen, als das letzte Schaf seiner Heerde.« — In dieser Epoche verzehrte eine Feuersbrunst seinen Palast; nicht die kostbaren Meublen waren es, deren Verlust er betrauerte, nur den seiner Bücher.

Einige Jahre später entfrembete ihm einer seiner Hausgenossen ein Manuskript des »Telemach«; er erschien ohne Wissen des Prälaten, und während seine Bewunderer ihn mit Enthusiasmus lasen, benützten seine Feinde diesen Anlaß, den Schriftsteller in die gänzliche Ungnade des Hofes zu bringen. Sie sahen Ludwig XIV. im Sesostris, Madame de Montespan in der Calipso, die Herzogin von Burgund in der Antiope, Louvois im Protesilaus, und König Jakob im Idomeneus. Der König maß diesen erdichteten Anspielungen Glauben bei und wurde höchst ungehalten.

Während dieser Zeit beschäftigte sich der würdige Prälat mit Prüfung junger Leute, die sich dem geistlichen Stande widmeten; er erleichterte das Schicksal der Armen, besuchte die Spitäler, versah die von Magazinen entblößte Armee in Flandern mit Getreide, öffnete sein Haus den Offizieren, besorgte die Verwundeten, welche aus der Schlacht von Malplaquet in seine Gegend gebracht wurden, und genoß die ausgezeichnetste Hochachtung der Generale der feindlichen Armee, welche ihm bei Bereisung seines Kirchsprengels immer Sicherheitswachen beigaben, und so wurde Fenelon von keinem Lande, außer von dem seinigen, mißkannt.

Im Jahre 1693 nahm er Pelisson's Stelle an der französischen Akademie ein; man erstaunte dort über die Schönheit seiner Reden, und versprach sich ungemein viel von einem Schriftsteller, der in allen seinen Produkten Weihe, Kraft, Geschmack und Gedrungenheit zu vereinen wußte.

Fenelon's Ruhm wird noch lange nicht erkalten. Streng, wenn es Gewissenhaftigkeit erheischte, war er doch immer geneigt zu entschuldigen

und zu verzeihen, beherrschte er die Gemüther, behauptete eine Würde im Umgange mit Großen, und ward zum Kinde unter den Kindern.

Seine Ungerechtigkeit wegzutilgen, hatte Ludwig XIV. seine Zurückberufung entschieden, aber der Erzbischof wurde von einer Brustentzündung befallen, die ihn im Jahre 1715 nach 63 Lebensjahren hinwegnahm. Ihm hatte der Tod die Herzoge von Beauvilliers, Burgund und Chevreuse geraubt, nichts knüpfte ihn mehr an die Erde, und in seinem Testamente erbat er sich vom Könige nur eine zweifache Gnade, die eine nämlich, ihm einen frommen Nachfolger zu geben, die andere, sein Seminar vollenden zu lassen. Er hinterließ weder Vermögen noch Schulden, die Armen hatten seine Verlassenschaft gespeiset.



Karl I.

König von England.

Geboren 1600. Hingerichtet 1649.

Karl, der Sohn König Jakob's I. aus dem Hause Stuart, war 1600 zu Dumfermline in Schottland geboren. Frühzeitig vereinigten sich die Umstände, um das finstere Gewebe zu bilden und zu befestigen, welchem das Leben dieses unglücklichen Fürsten anheimzufallen bestimmt war. Er vermählte sich mit Henriette von Frankreich, Tochter Heinrich's IV., und übernahm nach seines Vaters Tode im April 1625 die Regierung. Durch seinen, dem Parlamente und dem Volke verhaßten, ränkesüchtigen Günstling Buckingham gerieth er bald in verhängnißvolle Zerwürfnisse. Da das Parlament ihm die nöthigen Geldmittel zur Fortsetzung des Krieges mit Spanien und zur Deckung der Staatsschuld verweigerte, lösete er dasselbe auf, sah sich aber schon 1626 genöthigt, ein neues zu berufen, als die englische Flotte vor Cadix unglücklich war. Das neue Parlament band an seine Bewilligungen die Bedingung, daß der verhaßte Günstling entfernt würde. Dies führte zu neuem Zwiespalte; der König lösete das Parlament wieder auf, verbannte die beiden Hauptgegner Buckingham's, stellte diesen an die Spitze des Heeres und nahm seine Zuflucht zu einer,

mit großer Strenge eingetriebenen Zwangsanleihe. Muthige Stimmen erhoben sich zur Vertheidigung der öffentlichen Rechte; Karl hörte sie mit Unparteilichkeit an, setzte aber gleichwohl Buckingham's Willkürlichkeiten und Bedrückungen kein Ziel. In dieser Verlegenheit verleitete Letzterer aus Privatrücksichten den König auch noch zu einer Kriegserklärung an Frankreich, was die verunglückte Expedition gegen die Insel Ré zur Folge hatte. Als 1628 der König ein neues Parlament berief, rückten beide Häuser mit der **Petition of rights** hervor, welche nach den Grundsätzen der **Magna charta** den Grundvertrag zwischen König und Volk erneuern sollte. Buckingham konnte, trotz seiner Umtriebe, die Bestätigung dieser Petition durch den König nicht hindern. Als man aber auf Entfernung des Günstlings, als Anstifters aller Uebel, drang, prorogirte Karl das Parlament. Nach Buckingham's Ermordung (23. August 1628) entstand wegen des Pfund- und Tonnengeldes ein Aufruhr; Karl lösete demnach das Parlament auf, bestrafte die Aufwiegler, rechtfertigte vor der Nation sein Betragen und erklärte, künftig ohne Minister und Parlament regieren zu wollen. Er schloß Frieden mit Spanien und Frankreich, und es gelang ihm, mit Ausnahme einzelner Störungen, durch eine Reihe von Jahren die Ruhe zu erhalten. Er nahm den Plan seines Vaters, die englische und schottische Kirche zu vereinigen, wieder auf, erlangte 1633 die Anerkennung seiner geistlichen Obergewalt, ließ eine neue Liturgie festsetzen und 1637 deren Befolgung in allen Kirchen Schottlands anbefehlen. Als dieserhalb ein drohender Aufstand ausbrach, nahm Karl die Liturgie zurück, berief eine allgemeine Versammlung der presbyterianischen Kirche, welche er, weil sie mit einer Anklage aller Bischöfe begann, für wieder aufgelöset erklärte, die aber gleichwohl beisammen blieb. Jetzt wurde England von einem Heere Aufrührer bedroht, zu deren Bekämpfung Karl sich rüstete. Dann aber traten Unterhandlungen ein, und man versprach von beiden Seiten, die Waffen niederzulegen. Aber kaum hatte der König sein Heer entlassen, als die Aufrührer neuerdings zu den Waffen griffen. Die unzeitige Hartnäckigkeit der Räthe des Königs entzog diesem die schon so gut als bewilligte Unterstützung des wieder gegründeten Parlaments. Gegen die Ansicht seiner gutunterrichteten Anhänger ging Karl auf neue Unterhandlungen ein, fügte sich übermüthigen Bedingungen, und eröffnete zu London im November 1640 das fünfte, oder sogenannte lange Parlament, das, meist aus Puritanern gebildet, den Sturz der Kirche, des Throns und der ganzen Verfassung vorbereitete. Des Königs treuen Diener

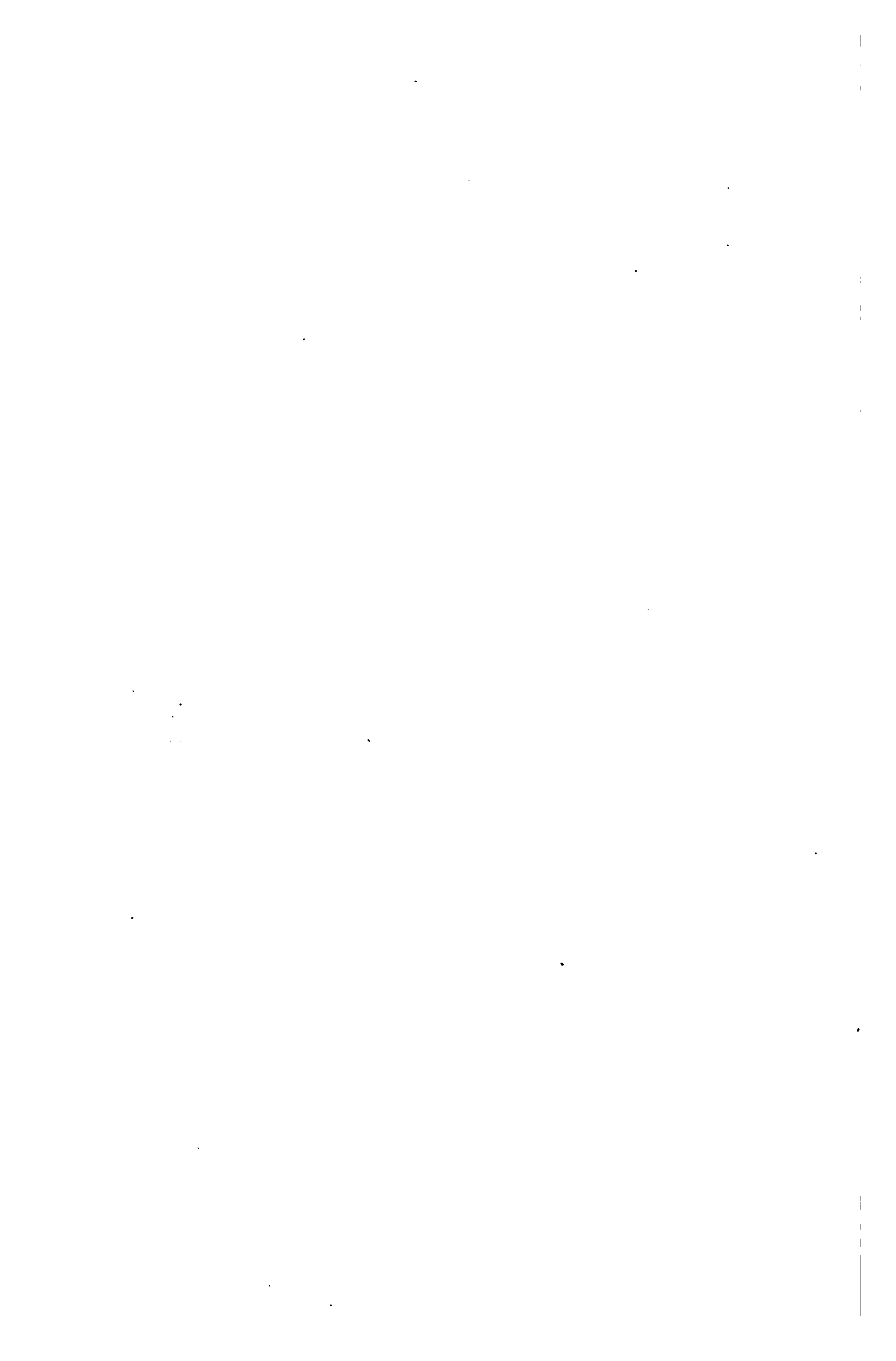
Strafford klagte es des Hochverrathes an, was der König entschieden verweigerte und nur Strafford's Entlassung anbot. Neuer Aufruhr folgte dieser Weigerung; der Pöbel umlagerte das Parlament, die Bill wurde durchgesetzt und der bestürmte König ernannte eine Kommission zur Unterzeichnung aller zur königlichen Genehmigung kommenden Gesetzvorschläge. Unaufhaltsam brach jetzt das Verderben über den unglücklichen König herein. Strafford und Laud bluteten unter dem Henkerbeile. Eine heftige Beschwerdeschrift griff den Monarchen und seine Regierung an, und als er, nachdem er bereits seine kirchliche und bürgerliche Gewalt geopfert, sich der militärischen nicht wollte berauben lassen, hob das Parlament Truppen aus, und der Bürgerkrieg brach 1642 los. Ritterlich bekämpfte der König die Revolution, nicht ohne siegreiche Erfolge; da zertrümmerte die unglückliche Schlacht bei Naseby am 14. Juni 1645 alle seine Hoffnungen. Er entfloh nach Schottland und wurde von dort für 400,000 Pfund Sterling rückständige Subsidien dem englischen Parlamente ausgeliefert. Durch Cromwell's geheime Veranlassung wurde der König aus der Gefangenschaft des Parlaments in den Gewahrsam des Heeres gebracht. Von der Insel Wight, wohin er entflohen, wurde er abermals ausgeliefert, am 20. Jänner 1649 vom Parlamente des Hochverrathes angeklagt und zum Tode verurtheilt, den er am 30. Jäner 1649 mit königlichem Muthe und seltener Geisteshoheit erlitt. Der Todestag des beweinenswerthen Fürsten, den die furchtbaren Speichen der Revolution zermalmt, wurde nach 12 Jahren in England jederzeit feierlich begangen. Sein Sohn kehrte als König Karl II. im Jahre 1660 auf den Thron seiner Väter zurück.

Oliver Cromwell.

Geboren 1599. Gestorben 1658.

Am 25. April 1599 wurde Oliver Cromwell zu Huntingdon aus einem alten Adelsgeschlechte geboren. Frühzeitig widerte den unruhigen Knaben der Zwang der Schule an, und seine ungeregelte, in irren Bildern künftiger Größe umherschweifende Fantasie leitete ihn mit Vorliebe zu Komödien und Gaukelspielen hin, in denen sein Ehrgeiz, wenn auch nur mit dem Scheine des Glanzes buhlte. Vom 17ten Jahre an legte er sich zu Cambridge mit Eifer auf die Studien, die ihn jedoch seinen beliebten Raufereien nie ganz entzogen. Im 21sten Jahre vermählte er sich, und sein Wesen wurde von da an ernster und geregelter, wozu besonders sein Umgang mit der, später unter dem Namen der Puritaner oder Independenten zu politischer Wichtigkeit gelangten religiösen Sekte beitrug. Sein mystischer Hang bestärkte ihn in dieser Richtung. 1625 trat er für Huntingdon in das Parlament, wendete sich auf die Seite der Opposition und war schon auf dem Wege, mit mehreren andern Mißvergnügten nach Neuengland auszuwandern, als die Regierung ihnen zu bleiben gebot und so ihre eigene Befreiung von ihren fürchterlichsten Feinden vereitelte. Nach Ely zurückgekehrt, vertiefte sich Cromwell in pietistische Grübeleien, die jedoch seine wilde Thatkraft keinesweges ertödteten, und führte, von der Stadt Cambridge gewählt, im Parlamente eine so heftige Sprache, daß der König das Parlament aufhob, jedoch schon nach sechs Monaten (im November 1640) ein neues berief, wo Cromwell anfangs durch rauhen und eifernden Ton zu wirken suchte, bald aber, diesen geraden Pfad verlassend, die Schleichwege der Intrigue und Verstellung einschlug. Bei dem Ausbruche des Krieges 1642 zum Kapitän, hierauf zum Obersten befördert, bildete er in seiner Heimat eine Reiterschar aus fanatischen Puritanern, in welche er eine vortreffliche Mannszucht brachte. Er besetzte Cambridge, seine erste Waffenthat; zerstreute die Anhänger des Königs, nahm ihnen ihre Vorräthe und förderte dadurch die Organisation des parlamentarischen

Heeres, während er die des königlichen erschwerte. Seit dem Entsatze von Gainsborough, die seinen Kriegsruhm begründete, entwickelte sich sein Feldherrntalent in glänzender Weise, und gleichmäßig stieg auch sein politischer Einfluß. Seine Reiterei entschied, unter seiner und Fairfax's Anführung, den Sieg von Marston Moor, am 2. Juli 1644. Seine heuchlerische, auf Arglist, Frömmelei und Gewaltthätigkeit gebaute Politik feierte unterdessen im Staate noch entscheidendere Siege, als seine puritanischen Reiter im offenen Felde. So ließ er dem schwachen, unbedeutenden Fairfax den Namen des Heerführers, damit er selbst es um so vollständiger der That nach wurde. Er erfocht am 14. Juni 1654 den folgenschweren Sieg bei Naseby, der dem unglücklichen Könige sein ganzes Fußvolk und Geschütz kostete, und brachte bei dieser Gelegenheit den Briefwechsel Karl's I. mit der Königin in seine Hände, den er trefflich benutzte, um die öffentliche Meinung gegen das königliche Paar anzuhetzen. Durch ascetische Strenge und mystischen Eifer härtete er sein Heer ab und flößte demselben einen seltenen Geist der Ordnung und Einheit ein. Als nach der Gefangennehmung des Königs, das Parlament in den Besitz der höchsten Gewalt gelangte, wurde Cromwell mit einem bedeutenden Einkommen zum Baron ernannt. Als aber ersteres die von Cromwell fanatisirte Armee entlassen wollte, unterstützte er, trotz seiner öffentlichen Betheuerungen des Gegentheils, heimlich die Widerspänstigkeit der Truppen, welche die Niederlegung der Waffen verweigerten. Vielleicht ging er sogar damals mit dem Plane um, die Macht des Königs wiederherzustellen, welchen Plan ihn jedoch die Umstände aufzugeben veranlaßten. Auf die Gunst der Armee gestützt, entging er allen gegen ihn gerichteten Anschlägen, unterwarf Wales, und schlug mit geringer Macht das Heer der Schotten. Da er die Hinrichtung Karl's I. (30. Jänner 1649) nicht hindern zu können glaubte, wohnte er ihr mit dem ihm eigenen fatalistischen Leichtsinne bei, unterdrückte die ihm gefährliche Macht der fanatischen Gleichmacher, führte dann das Heer nach Irland, nahm Drogheda mit Sturm, und ließ, angeblich um durch diese Strenge weiteres Blutvergießen zu ersparen, Alles niedermachen. Binnen sechs Monaten hatte er die Anhänger des Königthums in Irland völlig unterdrückt. Bei dem Feldzuge gegen Schottland riß ihn seine Verwegenheit in eine gefahrvolle Lage, aus welcher ihn der Sieg bei Durbar (3. September 1650) befreite. Als der Sohn des ermordeten Königs in England eindrang, entwickelte Cromwell viele Entschlossenheit und Umsicht; Karl's II. Niederlage bei Worcester (3. Sep-



tember 1651) räumte den Königsfeinden volle Gewalt ein. Durch seine Idee der Navigationsakte 1651 gründete Cromwell England's Seemacht. Nach Ireton's Tode trachtete er die Herrschaft gänzlich an sich zu reißen, und den Unwillen des Volkes gegen das Parlament benutzend, jagte er letzteres am 20. April 1653 mit 300 Soldaten aus einander. Als Lord-General ließ er durch einen Kriegsrath ein Parlament ernennen, das er aber schon nach fünf Monaten nöthigte, die Sorge für das Gemeinwohl ihm zu übertragen. Der am 12. Dezember 1653 wieder zur höchsten Gewalt gelangte Rath der Offiziere erklärte, daß Cromwell als Lord-Protektor die Regierung allein führen, jedoch einen Rath von 21 Männern zum Beistand haben sollte, worauf der neue Lord-Protektor nebst General Lambert eine Konstitution entwarf. Er schloß mit Portugal Frieden, strebte mit Erfolg, England's Seemacht zu erweitern, bewog selbst Frankreich und Spanien, seine Freundschaft zu suchen, und dämpfte durch harte Maßregeln den Aufstand in Irland. Uebrigens war die Staatsverwaltung des furchtbaren Mannes gerecht und weise, und mit großer Staatsklugheit hielt er die Parteien, eine durch die andere, im Zaume. Der Friede mit Holland am 15. April 1654 überließ England die Ehre der Flagge; der englische Kolonialhandel gewann durch die Schifffahrtsakte einen neuen Aufschwung, und der mit Spanien von 1655—1658 glücklich geführte Krieg bewog das neue Parlament, Cromwell den Königstitel anzutragen, den er jedoch, da er von vielen Seiten Widerstand sah, ablehnte. Dagegen verlieh ihm das Parlament den Titel Hoheit und das Recht, seinen Nachfolger zu ernennen. Aber mitten im Taumel des Glückes und der Schmeichelei, nagten Furcht und Gewissensangst an seiner Seele. Gerne würde er manches Uebel wieder gut gemacht haben, wenn seine Gewaltthätigkeiten ihm nicht früher schon die Möglichkeit benommen hätten. Als man ihm rieth, dem verbannten Könige unter gewissen Bedingungen wieder zur Krone zu verhelfen, entgegnete er: »Karl Stuart kann mir nie den Tod seines Vaters verzeihen, und thäte er es, so wäre er nicht werth, zu herrschen.« Aus Angst vor Verschwörungen gegen sein Leben, mit denen seine von ihm aufgegebene frühere Partei umging, trug er stets einen Panzer unter der Kleidung, ging nie ohne Wache aus und wechselte beständig sein Nachtquartier. So kostete er alle Schmerzen und Bitterkeiten unrechtmäßig erworbener Gewalt, und herrschte, wie jeder Tirann, unter dem Schwerte des Damokles. Seine Seele, die bei aller Härte, Rauhheit und wilden Selbstsucht doch auch sanfter Empfindungen fähig war, erlag allmälig

diesen Qualen. Lebensmüde, und doch zugleich voll peinlicher Todesfurcht, starb er am 3. September 1658, und wurde in der Westminster Abtei begraben. Karl II. nahm später die unpassende Rache, den Leichnam des Lord-Protektors aufhängen und unter dem Galgen begraben zu lassen, wogegen von anderen Seiten behauptet wird, daß Cromwell noch bei Lebzeiten Anstalten getroffen habe, um seine Leiche dereinst zu verbergen und entehrender Behandlung zu entziehen. Cromwell war groß in Lastern und Tugenden; mit schneidend scharfem Blicke durchdrang er Menschheit und Zeit, und zog durch List und Verstellung sich vor jeder Beobachtung von Außen tief in sein unergründliches Selbst zurück. Mächtig erdrückte er die Revolution mit denselben Armen, mit denen er sie entfesselt, und hinterließ der Zukunft den Keim einer neuen, besseren Ordnung der Dinge. Die finstere Nothwendigkeit, die er frevelnd herauf beschworen, drückte ihm oft gegen seinen Willen das Würgerschwert in die Hand und strafte seine Verbrechen durch die Unmöglichkeit, sie zu vergüten.

Joh. Gensfleisch zum Gutenberg,

der Erfinder der Buchdruckerkunst.

Geboren zwischen 1395 — 1400. Gestorben 1468.

Der große deutsche Mann, der den verborgenen Schatz der Welterleuchtung hervorhob aus dem Dunkel, durch seines Genie's schöpferische Kraft, er, den ein höheres Walten ausersah, allen Völkern der Erde zu künden: es werde Licht! ist Johann Gutenberg von Mainz. Sein Vater Frielo hatte sich mit der Erbtochter Else zum Gutenberg von Mainz vermählt. Da mit ihr das Geschlecht der Kämmerer zum Gutenberg erlosch, so nahmen die aus dieser Ehe entsprossenen Kinder den Familiennamen ihrer Mutter an. Johann, der Erfinder der Buchdruckerkunst, nannte und schrieb sich dem zufolge: Johannes Gensfleisch zum Gutenberg. Aus dem jugendlichen Alter dieses großen Mannes hat die Geschichte leider keine Thatsachen aufbewahrt, doch scheint er eine sorgfältige Erziehung erhalten, und statt den ritterlichen Uebungen seines Standes vielmehr schon frühzeitig dem

Drange nach Kunst und Wissenschaft sich überlassen zu haben. Das Jahr 1420 gibt uns von seinen Verrichtungen die erste Kunde. Die häufigen Reibungen zwischen dem Adel und dem Bürgerstande, die allenthalben im Mittelalter gang und gäbe waren, kamen auch in jenem Jahre zu Mainz zum Ausbruche. Beide Parteien geriethen in offenem Aufruhr so heftig an einander, daß mehrere Adelige und darunter auch Johann Gutenberg mit einigen Verwandten sich genöthigt sahen, die Stadt zu verlassen. Wohin damals Johann Gutenberg gezogen, ist gänzlich unbekannt. Erst nach 14 Jahren, nämlich 1434 finden wir ihn in Straßburg angesiedelt, wo er sich mit mehreren mechanischen Künsten beschäftigte, ohne Zweifel von der Nothwendigkeit getrieben, sich einen Erwerb zu verschaffen. Gutenberg war mittlerweile von der Mainzer Stadtbehörde zur Rückkehr aufgefordert worden. Da er dieser Aufforderung nicht Folge leistete, so mögen der Hof zum Gensfleisch und der zum Gutenberg vermuthlich eingezogen und versteigert worden sein. Aus demselben Grunde dürfte der Magistrat auch die Auszahlung seiner Renten verweigert haben. Es erklärt sich daher von selbst, wie Gutenberg auf den Gedanken kam, dem entstandenen Mangel durch die Ausübung gewinnbringender mechanischer Künste zu steuern. Diese bestanden im Schleifen von Edelsteinen und im Spiegelpoliren, dann in einer dritten, von ihm geheim gehaltenen Kunst. In den Jahren 1436 bis 1438 gab er einem Straßburger Bürger, Namens Andreas Dritzehn, Unterricht im Steinschleifen und in der Spiegelbereitung, und schloß mit demselben und später auch mit zwei andern Bürgern, Namens Johann Riffe und Andreas Heilmann, einen Gesellschaftsvertrag, nach welchem er sich anheischig machte, diese gegen Geldvorschüsse noch eine andere Kunst zu lehren, welche ihnen bei der Wallfahrt nach Aachen großen Gewinn verschaffen würde. Da man schon zu seiner Zeit und wohl noch früher in Deutschland die Kunst übte, Abbildungen von Heiligen- und Muttergottesbildern in Holz zu schneiden und sie mit einer Schwärze auf Leinwand und Papier abzudrucken, und da der Verkauf dieser Holzschnitte an Wallfahrtsorten sehr gewinnreich sein mochte, so unterliegt es keinem Zweifel, daß Gutenberg in Straßburg sich mit dem Holztafeldruck beschäftigte, und vielleicht schon den Gedanken erfaßt hatte, denselben auf ganze Bücher, bei denen nicht die Bilder, sondern der Text die Hauptsache sein sollte, anzuwenden, was vor ihm Niemand in den Sinn gekommen war. Dritzehn starb noch 1438. Claus und Georg, die Brüder des Verstorbenen, begehrten nun von Gutenberg, daß er

entweder den Geldvorschuß, den Andreas Dritzehn geleistet, herausgeben, oder sie an seiner Statt in Gemeinschaft aufnehmen sollte. Da Gutenberg, wie es scheint, sich nicht dazu verstehen wollte, so kam die Sache zur gerichtlichen Verhandlung vor den großen Rath zu Straßburg, der entschied: Gutenberg habe nach Abschlag seiner Forderung den Rest der Vorschüsse herauszugeben; dagegen haben die Erben des Verstorbenen keinen Anspruch auf die Aufnahme in die Gesellschaft zu machen. Aus dem Zeugenverhör dieses Prozesses, dessen Akten noch heutzutage im Rathhause zu Straßburg aufbewahrt werden, geht hervor, daß Gutenberg sich mit dem Bücherdruck auf eingeschnittenen Holztafeln beschäftigte und bereits die Schraubenpresse statt des zu jener Zeit üblichen Reibers, um Holzschnitte abzuklatschen, erfunden hatte; keinesweges aber, daß ihm auch die Erfindung des Druckes mit beweglichen Buchstaben (Typographie) damals schon gelungen war. Was er in Straßburg trieb, war Holztafeldruck (Xylographie) unstreitig auf Bücher angewendet, da die Prozeßakten, deren wir erwähnten, der Formen und Kolumnen gedenken. Sehr wahrscheinlich mangelten ihm in Straßburg zur Fortsetzung des begonnenen Werkes die nöthigen Geldmittel, denn er verließ diese Stadt und kehrte nach Mainz zurück. Daselbst finden wir ihn 1444, und wissen, daß er den 22. August 1450 wegen gänzlicher Erschöpfung seines Vermögens einen Gesellschaftsvertrag zum Behufe des Buchdruckergeschäftes mit dem reichen Mainzer Bürger Johann Fust abgeschlossen hatte. Gutenberg's Scharfblick konnte es nicht entgehen, daß der Bücherdruck ein ungemein mühseliges Werk bleiben werde, so lange fortgefahren würde, die Schrift in die Tafeln einzuschneiden. Der Gedanke, der sich ihm aufdrang, die Tafeln zu zersägen, die Buchstaben abzulösen und sie, mit Hinzuthun der fehlenden durch neue, zu setzen, ist der Gedanke eines genialen Kopfes, denn durch die Erfindung der beweglichen Lettern war allein jene in's Unendliche gehende Vervielfältigung des Druckes möglich, ohne welche die Bücher nie hätten ein Gemeingut der Menschheit werden können. Noch 1450 und in Gemeinschaft mit Fust brachte Gutenberg den ersten, mit beweglichen hölzernen Lettern versuchten Druck eines Donat's zu Stande, und schon zwischen 1450 — 52 erfand er die Schriftgießerei, indem er die Matrizen (Mutterformen), und aus diesen, Buchstaben von Zinn und Blei goß. Sogleich ging er von Donaten, Abcdarien und Konfessionalien, die auf schnellen Absatz berechnet und blos Kleinigkeiten waren, auf den Druck der 42zeiligen Bibel mit gegossenen Lettern über, womit er

1452 begann und 1455 endete. In der Zwischenzeit ersann der um diese Zeit in Fust's Dienste getretene Schönschreiber Peter Schöffer von Gernsheim ein verbessertes Gußverfahren, nämlich: das Schneiden von Stempeln (Patrizen) aus Stahl und das damit bewerkstelligte Schlagen von kupfernen Matrizen. Durch diese Erfindung war die neue Kunst zur Vollendung gebracht; es war das Letzte geschehen, was noch zu thun erübrigte. Fust erkannte sogleich, welche Vortheile es brächte, diese Erfindung für sich allein zu benützen. Er hielt sie deshalb geheim, zog Schöffer durch die Verbindung mit seiner Tochter Christine fest an sich und entledigte sich Gutenberg's dadurch, daß er die Rückzahlung der ihm dargeliehenen zwei Kapitalien, jedes pr. 800 fl., verlangte. Da Gutenberg nicht zahlen konnte, so klagte Fust ihn ein und das Gericht entschied: Gutenberg habe Rechnung abzulegen und das erste Darleihen von 800 fl. möge der Anschaffung für Werkzeug und Material einzurechnen sein; dagegen habe Gutenberg die übrigen Vorschüsse, so ferne sie nicht zu gemeinschaftlichem Gewinn verwendet worden seien, an Fust zurückzuzahlen; endlich solle Fust durch einen Eid oder andere beweiskräftige Mittel darthun, daß er diese Vorschüsse nicht aus eigenem Vermögen geleistet, sondern gegen Zinsen von Andern ausgeliehen habe. Lege Fust diesen Eid ab, dann sei Gutenberg auch gehalten, die Zinsen zu bezahlen. Fust schwur den auferlegten Eid, und Gutenberg, der nicht bezahlen konnte, war genöthigt, sein Druckwerkzeug ihm zu überlassen! —

Dieser harte Schlag beugte den großen Mann gleichwohl nicht ganz darnieder. Gutenberg ging zum zweiten Male nach Straßburg. Weil ihm aber ein neues Unternehmen dort nicht gelang, so kehrte er wieder nach Mainz zurück. Hier glückte es ihm, den Stadtsyndikus Dr. Humery dafür zu gewinnen. Mit den von selbem geleisteten Vorschüssen errichtete Gutenberg eine Druckerei, aus welcher 1460 das Wörterbuch: Catholicon, hervorging. Seine Hoffnungen belebten sich wieder, allein die Zeit der Prüfungen war noch nicht vorüber gegangen. Im Jahre 1462 den 28. Oktober überfiel der vom Papste an die Stelle des entsetzten Diethers von Isenburg zum Erzbischofe von Mainz ernannte Graf Adolph von Nassau diese Stadt, belagerte, verbrannte und eroberte sie endlich im Sturme. Gutenberg's Druckhaus scheint beim Brande und bei der Plünderung zerstört worden zu sein. Hierdurch ward er in die traurige Lage versetzt, das Druckgeschäft, das auch Fust einige Jahre aussetzen mußte, ganz aufgeben zu müssen. Um sein herbes Geschick einigermaßen zu mildern, nahm der neue Erzbischof,

Adolph von Nassau, Gutenberg 1464 in seine Dienste. Doch auch diese Erleichterung seiner Lage sollte der edle Mann nicht lange genießen. In Eltvill, wohin Gutenberg sich zurückgezogen hatte und wo sein Anverwandter, der Mainzer Patrizier Bechtermünze die von ihm übernommene Druckerei fortsetzte, schloß er im Februar 1468 seine, zwar mit unsterblichem Ruhm gekrönte, aber von reichlicher Dornensaat menschlicher Bosheit und widriger Schläge des Schicksals vielfach verstrickte Laufbahn. Gutenberg starb arm, unbeachtet, kinderlos.

Der Neuzeit blieb es vorbehalten, Gutenberg's Verdienste um die gesammte Menschheit in das rechte Licht zu stellen und dem Andenken des Mannes, der durch seine, im Kampfe mit lebenslanger Gegenwirkung beharrlich an's Ziel geführte Erfindung die Welt dem Lichte zuführte und die Geister in eine unsichtbare Kirche vereinte, die verdiente Ehre zu bereiten. Mainz, wo Gutenberg geboren wurde, wo er die Erfindung machte und in's Werk setzte, wo seine Hülle ruht, hat ihm 1837 ein großartiges Denkmal gesetzt, wozu Thorwaldsen in Rom das Modell verfertigte, und Crozatier in Paris den Metallguß der Statue besorgte. Aber die würdigste Feier seines Gedächtnisses und seiner folgenreich in die Weltbegebenheiten eingreifenden Erfindung war das 1840 zu Leipzig, Frankfurt, Mainz und in andern Städten Deutschlands begangene vierte Erinnerungsfest der Erfindung der Buchdruckerkunst, für welches sich in allen deutschen Gauen der lebhafteste, der wärmste und tiefgefühlteste Antheil aussprach und es sich offenbarte, wie die Erkenntniß von der steigenden Wichtigkeit dieser Erfindung für die Interessen der gesammten Menschheit bereits in eines Jeden Gefühl und Ueberzeugung eingedrungen ist.

Peter Schöffer von Gernsheim,

Verbesserer der Erfindung der Buchdruckerkunst.

Auf dem rechten Rheinufer zwischen Worms und Oppenheim ist das vormals mainzische, jetzt großherzoglich hessische Landstädtchen gelegen, wo Peter Schöffer (Schoyffer) geboren wurde. Wann — weiß man nicht, wohl aber, daß er 1449 zu Paris vom Abschreiben der Manuskripte lebte, sich einen Kleriker (d. i. ein Schönschreiber und jeder Schreiber überhaupt) nannte und in dieser Eigenschaft, nach seiner Rückkehr von Paris, zu Mainz in Fust's Dienste trat. Es scheint, er habe auch einige Rechtskenntnisse besessen, weil er in den verschiedenen Auflagen des Justinian, Magister genannt wird, und selbst in vorgerücktem Alter beim weltlichen Gericht zu Mainz vom Kurfürsten eine Anstellung als Richter erhielt.

Peter Schöffer, vorzugsweise mit dem Talente ausgestattet, eine schon gemachte Erfindung zur höchsten Ausbildung und Vollkommenheit zu bringen, ersann, eingeweiht in Gutenberg's Erfindung während seiner Verbindung mit Fust, wahrscheinlich nicht auf einmal, sondern stufenweise und im Zeitraume von etlichen Jahren, bedeutende Verbesserungen beim Gusse der Metallbuchstaben, auf den Gutenberg bereits früher gekommen war. Sie bestanden wahrscheinlich im Schneiden der Stempel oder Punzen aus Stahl, in der damit bewerkstelligten Schlagung von kupfernen Matrizen, in einer zweckmäßigern Metallmischung, um den Buchstaben größere Härte und Dauerhaftigkeit zu geben, in der Entfernung von Rohheiten und Ungleichförmigkeiten, welche durch das Einschlagen der Punze in der Matrize entstanden, und in der Rücksichtsnahme auf mehrere, das Gußverfahren betreffende Einzelnheiten. Dadurch verschaffte Schöffer der neuen Erfindung den höchsten Grad von Vollkommenheit, und da Fust wohl einsehen mochte, daß die Erzeugnisse der Presse, bei denen Schöffer's Verbesserungen benützt würden, jene an Vollendung weit übertreffen mußten, welche nach Gutenberg's Verfahren zu Stande kämen, so trennte er sich von diesem und nahm Schöffer zum Gehilfen. Wäre Schöffer ein Mann von lauterer Gesinnung

gewesen, so hätte er unmöglich auf Fust's verschmitzten Anschlag der Trennung von Gutenberg eingehen können, oder er wäre doch durch dessen Verfahren vor Gericht von einer Theilnahme abgeschreckt worden, die wahrlich wenig ehrenhaft für ihn war. Inzwischen ist es wahrscheinlich, daß Fust noch vor Bewerkstelligung der Trennung, Schöffer durch die Verbindung mit Christine, Fust's Tochter, dergestalt in sein Interesse gezogen, daß er nicht mehr zurücktreten konnte, selbst wenn er gewollt hätte. Schöffer's Verdienst um die Verbesserung der Buchdruckerkunst wird die in den Jahren 1455 bis 1456 geschehene Verbesserung der Druckerschwärze durch die Oelbeimischung zugeschrieben, die beim Psalter, und zwar bei der Anwendung der blauen, rothen und schwarzen Farbe, zum ersten Male gebraucht wurde. Nach Fust's Tod 1466 setzte Schöffer das Druckgeschäft allein fort, und betrieb den Buchhandel für Paris und andere Städte Frankreich's durch einen Faktor, Namens Hermann von Stathoen. Dieser starb zu Paris, ohne das Einbürgerungsrecht und das Recht, eine letztwillige Anordnung zu machen, erworben zu haben. Schöffer's Bücherlager wurde demnach, dem Heimfallsrechte gemäß, konfiscirt. Mit Empfehlungsschreiben von Kaiser Friedrich III. und seinem Kurfürsten versehen, begab sich Schöffer, von Conrad Henlief begleitet, 1475 nach Paris und bat um Ersatz des auf 2425 Goldthaler und 3 Sous veranschlagten Verlustes. Ludwig XI. war so großmüthig, die Erstattung dieser Summe in Jahresbeträgen von 800 Liv. zu bewilligen. Schöffer bestellte Conrad Henlief als Geschäftsführer in Paris und kehrte nach Mainz zurück, wo er 1479 das Bürgerrecht erwarb und von 1489 bis zu seinem Tode die damals große Auszeichnung genoß, Richter des weltlichen Gerichts zu Mainz zu sein. Bei diesem ämtlichen Charakter befleckte sich Schöffer um so mehr, als er nach seines Schwiegervaters Tod anfing, in den Schlußschriften seiner Druckwerke diesen und Gutenberg als Erfinder zu nennen. Peter Schöffer starb zu Mainz in der Zwischenzeit vom 21. Dezember 1502 bis 27. März 1503. Seine Druckerei ging an seinen Sohn Johann über, der bis zu seinem Tode 1531 viel druckte. Dann übernahm sie Ivo Schöffer, mit dessen Ableben 1552 die Fust und Schöffer'sche erste Buchdrucker-Familie in Mainz erlosch.

Peter Schöffer's ausgezeichnetes Verdienst um die Verbesserung der Buchdruckerkunst würdigte insbesondere seine Geburtsstadt Gernsheim durch Errichtung eines Monumentes 1836 ebendaselbst.

Johannes Fust,

Gutenberg's Genosse am Werke der Erfindung der Buchdruckerkunst.

Der Mainzer Bürger Johann Fust, geboren am Ende des 14. oder zu Anfang des 15. Jahrhunderts, verdankt das Gedächtniß seines Namens bei der Nachwelt blos seiner Verbindung mit Gutenberg im Jahre 1450 zum gemeinschaftlichen Betrieb des Druckgeschäftes. Man vermuthet, er habe sich der Rechtswissenschaft gewidmet; gewiß ist, daß er einer der reichsten und angesehensten Bürger der freien Reichsstadt Mainz gewesen ist und sein Geschlecht noch einige Jahrhunderte nach ihm in Wohlhabenheit und Ansehen daselbst fortblühte. Nicht er, sondern Jakob Fust, sein Bruder, war Goldschmid und Bürgermeister zu Mainz. Unternehmend und gewinnsüchtig, hatte er zwar sein Geld hergegeben zu Gutenberg's reifendem Werke; als er aber wahrnahm, daß Schöffer's Erfindung demselben einen weit höhern Grad von Vollkommenheit verleihen werde, erfaßte er sogleich den Plan, diese Entdeckung ganz allein für sich zu benützen, von Gutenberg sich zu trennen und mit Schöffer's Hilfe selbst eine Druckerei anzulegen. Bei diesem Plane stellte sich ihm jedoch die Schwierigkeit entgegen, die Trennung von Gutenberg auf giltige Weise zu bewirken, und den Schein des Rechts dafür zu gewinnen. Er ergriff deshalb den Vorwand, über den großen Kostenaufwand zu klagen, den die Anfertigung der lateinischen Bibel verursachte, und davon die Beweggründe zur Auflösung des mit Gutenberg schriftlich geschlossenen Gesellschaftsvertrages zu entlehnen. Fust stellte an Gutenberg bei den eingeleiteten gerichtlichen Verhandlungen die Forderung, 2020 Gulden zurück zu bezahlen, weil die ihm zum Geschäftsbetrieb vorgeschossenen beiden Kapitalien von 800 fl. bei Juden und Christen seien aufgenommen worden, und Fust sich verbindlich gemacht habe, Zinsen und Zinses Zinsen zu bezahlen. In dieser Forderung zeigt sich von Fust's Seite eben so viele Verschmitztheit als garstiger Wucher. Er war so reich, daß er nicht nöthig hatte, ein Gelddarleihen mit Wucherzinsen zu machen.

Daß er es dennoch that, läßt mit gutem Grunde vermuthen, er habe schon beim Abschlusse des Vertrags es darauf angelegt, den ehrlichen, keines Arges sich versehenden Gutenberg bei der Theilung des nachmals erzielten Gewinnes zu prellen. Als daher das Gericht dem Fust in dieser Streitsache die Eidesleistung auferlegte, Wucherzinsen wirklich bezahlt zu haben, konnte Fust diesen Eid, der Wahrheit gemäß, gar wohl ablegen. Dies that er den 6. November 1455 im Speisesaal des Mainzer Barfüßer-Klosters, im Beisein seines Bruders Jakob, der für ihn das Wort führte und vermuthlich schon damals im Rathe der Stadt saß, da er sieben Jahre nach diesem Vorfalle als erster Bürgermeister von Mainz bekannt ist. Das gegen Gutenberg gefällte Urtheil brandmarkt die Männer, die daran Theil hatten, als ungerechte Richter für alle Zeiten, denn sie erkannten nicht blos auf einen Zinsfuß (von 6%), der zu jener Zeit von geistlicher und weltlicher Macht verpönt war, sondern selbst auf Wucherzinsen, die verboten sind, endlich aber auf die volle Zinsenentrichtung von einem nur allmälig vorgeschossenen Kapital, bei dem zwar diese schriftlich bedungen, mündlich aber von Fust widerrufen war. Auch dieses mündliche Versprechen, von Gutenberg dennoch keine Zinsen zu fordern, obgleich sie im Vertrag angeführt waren, ist ein nicht zu übersehender Zug von Unredlichkeit in Fust's Charakter. Durch die Wegnahme des Gutenberg'schen Druckwerkzeuges als Schadenersatz hatte Fust Gutenberg's Wirksamkeit vollständig gelähmt und das ganze Geschäft ausschließlich in seine Hände gebracht. Aus dem Hof zum Jungen (wo Gutenberg's Werkstätte war) hatte Fust den Gutenberg'schen Druckapparat in sein eigenes Haus zum Humbrecht bringen lassen. Peter Schöffer, der im Jahre 1454 — 1455 Fust's Tochter Christine geheirathet hatte, folglich mit Fust in die engste Gemeinschaft getreten war, richtete nun die Fust'sche Druckerei ein und Beide arbeiteten so rasch und thätig, daß schon 18 Monate nach der Trennung von Gutenberg ein Werk aus ihrer Presse hervorging, welches vor allen typographischen Produkten, bis auf den heutigen Tag den Vorrang einnimmt. Dies ist das an Pracht und Schönheit unübertroffene Psalterium in groß Folio-Format, datirt 14. August 1457. Das Psalterium ist das erste, mit vollständiger Angabe des Druckers, Druckorts, Jahres und Tagesdatums erschienene Buch. Bei einer Versteigerung zu Paris im Jahre 1817 wurde ein Exemplar dieses Psalters, obgleich 6 Blätter daran fehlten, für 12,000 Francs vom Könige erstanden. Es gingen seitdem eine Reihe von vortrefflichen Erzeugnissen aus Fust's und Schöffer's Offizin hervor, unter denen

hauptsächlich die im Jahre 1462 erschienene lateinische Bibel (Mainzer Bibel) zu nennen ist. Bis zu diesem Zeitraume gab es in der ganzen Welt nur allein zu Mainz eine typographische Presse. Als aber diese Stadt 1462 die Drangsale der Belagerung, des Brands und der Plünderung erfuhr, da gerieth die Thätigkeit der Mainzer Buchdrucker in's Stocken, und die Gehilfen der Fust und Schöffer'schen Druckerei wanderten aus und trugen das Geheimniß der neuen Kunst, das Fust durch einen denselben abgenommenen Eid zu hüten glaubte, in die Welt hinaus. So ward Fust für seine Treulosigkeit an Gutenberg zunächst durch die allseitige Verbreitung der Buchdruckerkunst bestraft. Vollends aber erreichte ihn die Strafgewalt während seines Aufenthaltes in Paris im Jahre 1466. Selbstverleger seiner Erzeugnisse, war er dahin gezogen, um mehrere derselben, namentlich die beiden Auflagen von Cicero de officiis, abzusetzen. Da brach die Pest in Paris aus, und raffte ihn zwischen 1466 und 1467 hinweg. Sein Eidam Peter Schöffer stiftete ihm dort und zu Mainz ein Jahresgedächtniß; die Geschichte aber lud ihn vor ihren Richtstuhl und, indem sie ihm an der großen Erfindung, die Gutenberg's Andenken verherrlicht, keinen andern Antheil einräumt, als die Geldmittel dazu hergegeben zu haben, drückt sie seinem Charakter das unauslöschliche Brandmal auf, Gutenberg's Unglück verschuldet und die gemeinnützigste aller Erfindungen zur Befriedigung der gemeinsten Selbstsucht mißbraucht zu haben.

Martin Luther.

Geboren 1483. Gestorben 1546.

Martin Luther, eines Bergmannes Sohn, ist den 10. November 1483 zu Eisleben geboren. Sein Vater bestimmte ihn für das Studium der Rechtswissenschaft und sandte ihn zunächst nach Magdeburg, dann nach Eisenach auf die Schule. Im Jahre 1501 ging Luther nach Erfurt, erhielt von der Universität daselbst die Magisterwürde und wendete sich bald hernach dem Studium der Theologie zu. Der erschütternde Eindruck, den der plötzliche Tod seines Freundes Alexis auf ihn gemacht hatte, bestimmte ihn, 1505 zu Erfurt Augustinermönch zu werden. Luther rang im Mönchsstande mit einer trüben und ängstigenden Gemüthsstimmung, die ihm selbst eine schwere Krankheit zuzog, und durch Grübeleien und Gewissenszweifel entstanden war. Diesem Zustande entwand er sich jedoch bald, nachdem er auf Zuthun seines Ordensprovinzial Staupitz 1508 auf der Wittenberger Universität Professor der Philosophie geworden war, und sich ihm somit mehr ein thätiger, als beschaulicher Wirkungskreis erschlossen hatte. In Angelegenheiten seines Ordens reiste Luther 1510 nach Rom. Die Sittenlosigkeit, die zu jener Zeit unter der römischen Geistlichkeit herrschte, hatte unstreitig eine Wirkung bei Luther hinterlassen, die gewiß dazu beitrug, daß er sich 1517 gegen den vom Dominikaner Tetzel in Deutschland getriebenen Ablaßhandel, den schon Erasmus mit Recht gerügt hatte, kräftig erhob. Er ließ 95 Streitsätze gegen diesen Mißbrauch und zum Theil auch gegen die herrschende Ansicht vom Ablasse, an die Stiftskirche in Wittenberg anheften. Dieser Schritt erregte großes Aufsehen in Deutschland, und es traten mehrere Gegner gegen Luther in die Schranken. Tetzel, der erste von ihnen, ließ sich, da er zugleich Inquisitor war, von unbesonnener Hitze hinreißen, Luther's Sätze als ketzerisch zu erklären und zu verbrennen. Dieses eigenmächtige Verfahren ahndete der Papst später durch einen dem Tetzel gegebenen strengen Verweis. Da sich der Streit in Schriften, die von Luther und seinen Gegnern gewechselt wurden, fortspann, so ward endlich Luther vom Papste nach Rom beschieden, um sich über seine Lehre zu rechtfertigen. Auf Antrag des Kurfürsten von

Sachsen, eine Untersuchung in Deutschland anstellen zu lassen, ward Luther 1518 geboten, vor dem Kardinal Cajetan, der sich als päpstlicher Legat eben in Deutschland aufhielt, zu Augsburg zu erscheinen. Luther erschien unter zugesichertem kaiserlichen Schirm. Cajetan drang auf Widerruf, Luther begehrte, widerlegt zu werden. Da Cajetan auf eine Widerlegung nicht einging, so entfernte sich Luther von Augsburg und ging nach Wittenberg zurück. Der Streit wurde fortgeführt und vom Ablasse als Ausgangspunkt allmälig auf das ganze herrschende Religionssystem übertragen, bis sich zuletzt in Luther eine neue Lehre ausbildete und er als Stifter derselben auftrat. Sie entwickelte sich keineswegs mittelst einer ruhigen, unparteiischen Forschung, sondern in und durch die Opposition, die Luther erfuhr, doch offenbarte sich in der Leidenschaftlichkeit und Hitze, die ihn zur Aufstellung neuer Lehrsätze hinriß, immer auch der große, seinem Stoffe gewachsene Geist, die tiefe Gelehrsamkeit und eine bewältigende Kraft der Rede. Da inzwischen wiederholte Versuche, Luther'n zum Widerrufe zu bewegen, erfolglos blieben, und die neue Lehre immer bedeutender an Ausbreitung gewann, so erließ Papst Leo X. die Bannbulle vom 15. Juli 1520, in der 41 aus Luther's Schriften gezogene Sätze verdammt, und er und sein Anhang in den Bann gethan wurden, wenn innerhalb 60 Tagen der öffentliche Widerruf und die Unterdrückung seiner Schriften nicht erfolgten. Gleichzeitig wurden Luther's Schriften zu Rom, Löwen, Köln und Mainz verbrannt. Luther verbrannte hinwieder zu Wittenberg den 10. Dezember 1520 die Bannbulle und die Bücher des kanonischen Rechts, und trennte sich somit durch diesen Schritt von der Kirche und vom Papste förmlich und für immer. Auf dem Reichstage zu Worms 1521, wohin Kaiser Karl V. Luther'n vorladen ließ, erging abermals, jedoch vergeblich die Aufforderung an ihn, mit der Kirche sich zu vereinigen. Als Luther am 26. April wegzog von Worms, ließ der Kurfürst Friedrich von Sachsen, sein Gönner, in der Voraussicht, daß nächstens die Reichsacht über ihn verhängt werden würde, ihn heimlich nach dem Schlosse Wartburg bei Eisenach abführen, wo er sich mit der Verdeutschung des neuen Testaments beschäftigte, während wirklich das sogenannte Wormser Edikt vom Kaiser gegen ihn erlassen wurde. Luther entwich im Jahre 1522, zu großem Aerger des Kurfürsten, von der Wartburg und ging nach Wittenberg zurück. Dort begann er die zur Reife gediehene Reformation 1523 zur Ausführung zu bringen. Im Jahre 1525 nahm er die Nonne Katharina Bora, die das Kloster verlassen hatte, zum Weibe, gab zwischen 1526—29, mit

Melanchthon's Beihilfe, Sachsen eine neue Kirchenordnung und verfaßte für den Volksunterricht den großen und kleinen Katechismus nach den Grundsätzen seiner Lehre. Die schmalkaldischen Artikel, bestimmt, dem Concilium in Mantua als das Glaubensbekenntniß der Protestanten vorgelegt zu werden, sind gleichfalls Luther's Werk, aber in einem Geiste verfaßt, der nicht zur Einigung mit den Katholiken führen konnte. Gerne hätte Melanchthon die Härte dieser Artikel gemildert, wenn er es vermocht hätte. Luther wies nicht blos die im Jahre 1541 an ihn ergangenen Aufforderungen zur Vereinigung mit den Katholiken zurück, sondern wollte auch nicht, daß seine Partei dem Concilium zu Trident beiwohnte. Er starb den 18. Februar 1546 zu Eisleben und fand in der Schloßkirche zu Wittenberg seine Ruhestätte. Seine Frau und zwei von vier Kindern überlebten ihn, und erst im Jahre 1759 erlosch die männliche Nachkommenschaft aus Luther's Ehe mit Katharina Bora, die 1552 starb. Der verstorbene König von Preußen legte 1817 den Grundstein zu dem von der Mansfelder literarischen Gesellschaft Martin Luther'n zu Wittenberg errichteten Denkmal, welches 1821 völlig zu Stande kam. — Luther dachte nicht daran, eine neue Lehre einzuführen, als er anfing, den ärgerlichen Ablaßhandel zu bekämpfen. Erst als er wahrnahm, von welch' außerordentlich raschem und nachhaltigem Erfolg die versuchten Neuerungen begleitet waren, und als den feurigen, kühnen und mächtig aufgeregten Geist die gegen ihn sich erhobene Opposition eines Erasmus, Eck, Prierias, Hogstraaten u. A. von einem Schritt zum andern drängte, ließ er sich nicht ohne Erbitterung, Heftigkeit und gewaltige Schmähsucht, welche sich nicht mit der rauhen Sitte seiner Zeit rechtfertigen läßt, sondern in Luther's Charakter wurzelte, zum gänzlichen Losreißen von der römisch-katholischen Kirche, zum Aufbau eines völlig neuen, aus seiner individuellen Anschauung hervorgegangenen Systems hinreißen. Aber was er unternommen und durchgeführt hatte, dünkte auch Andern nicht mehr unmöglich, und als die Schweizer Reformatoren auftraten, zog Luther gegen sie mit einer Härte und Unduldsamkeit zu Felde, die die, zwischen den Protestanten und Reformirten sich erhobene Scheidewand, statt sie niederzureißen, nur um so fester stellen mußten. An Luther's Ungestüm und Starrsinn scheiterte das Werk allseitiger Vereinigung der neuen Lehrer mit der alten Kirche, aus der sie hervorgegangen waren. Dies bleibt beklagenswerth für alle Weltzeiten.

Philipp Melanchthon.

Geboren 1497. Gestorben 1560.

Aus der Reihe jener Gelehrten, welche an Luther's Reformation einen übergewichtigen Antheil nahmen, tritt Philipp Melanchthon, geboren den 16. Februar 1497 zu Bretten in der Rheinpfalz, am bedeutsamsten hervor. Sein Vater, Georg Schwarzerd, war Rüstmeister des Pfalzgrafen am Rhein, seine Mutter, Barbara, eine Verwandte des gelehrten Reuchlin. Diese Verwandtschaft von mütterlicher Seite war für Melanchthon ein besonders günstiges Ereigniß, denn als Reuchlin die hervorragenden Geistesgaben an ihm entdeckte, wendete er ihm besondere Liebe und Sorgfalt zu. Auf sein Anrathen verwandelte er nach dem Austritte aus der Schule zu Pforzheim den Namen Schwarzerd, in den griechischen Melanchthon, und begab sich im Jahre 1510 auf die Heidelberger Universität. Dort machte er in den humanistischen Studien so rasche Fortschritte, daß er schon im nächsten Jahre Baccalaureus werden konnte. Weil ihm aber seiner Jugend wegen die Magisterwürde versagt wurde, so verließ er Heidelberg und ging nach Tübingen.

Hier erlangte er 1514 das Magisterium und hielt Vorlesungen über lateinische und griechische Klassiker. Als Nebenbeschäftigung trieb er zugleich Theologie. Der Ruf seiner gründlichen Kenntnisse des klassischen Alterthums erwarb ihm die Professur der griechischen Sprache und Literatur an der Universität Wittenberg, wohin er sich 1518 begab. Reuchlin hatte ihn dahin empfohlen, Erasmus' Lob seiner Gelehrsamkeit den Ruhm vorbereitet, den Melanchthon sich und der Universität Wittenberg sehr bald erwarb. Melanchthon trat zu Wittenberg mit Luther in enge Verbindung und entschied sich dort für das Werk der Reformation. Sein milder Sinn, die Sanftheit seines Gemüths und die Liebe zum Frieden, die zu Luther's Leidenschaftlichkeit, zu seinem raschen und thatkräftigen Eingreifen einen versöhnenden und die gährenden Elemente beschwichtigenden Gegensatz bildeten, bezeichnen Melanchthon's Charakter sehr ehrenvoll und verhinderten

in mitten der gewaltigen Aufgeregtheit der Geister manches Unheil. 1521 ließ Melanchthon zu Wittenberg das dogmatische Werk: »Loci communes rerum theologicarum", ausgehen, das die Grundlage und das Vorbild der protestantischen Behandlung der Dogmatik wurde und sich an die im Jahre 1527 auf Veranlassung des Kurfürsten von Sachsen von Melanchthon für die neue Kirchenordnung Sachsens verfaßten Visitationsartikel anschließt. — Als Kaiser Karl V. 1529 auf dem Reichstage zu Speier durch seine Kommissarien auf Aufhebung des Reichsbeschlusses von 1526 antrug, und der deshalb ernannte Ausschuß durch Stimmenmehrheit den Beschluß faßte: »wo immer das Wormser Edikt bisher befolgt »worden sei,« da solle man auch ferner dabei bleiben; wo aber die neue »Lehre bereits eingeführt sei, da hätte man sich bis zum künftigen Concilium aller weiteren Neuerungen zu enthalten, weshalb Keinem verwehrt »sein solle, Messe zu lesen oder zu hören," widersetzten sich die evangelischen Stände diesem Beschlusse, indem sie vorzüglich den Grundsatz geltend zu machen suchten: es könne ihnen in Religions- und Gewissenssachen nicht zugemuthet werden, dem Ausspuche durch Stimmenmehrheit sich zu unterwerfen. Und da die Majorität der Reichsversammlung auf diese Einwendung nicht achtete, so legten sie den 19. April 1529 die bekannte Protestation ein, von welcher die Anhänger der neuen Lehre in der Folge den Unterscheidungsnamen: Protestanten erhielten. Melanchthon übte auf das Zustandekommen dieser Protestation einen vorzüglichen Einfluß und drang darauf, sie zu machen. Der Kaiser hatte für das Jahr 1530 einen Reichstag nach Augsburg ausschreiben lassen und die Stände in diesem Ausschreiben in sehr mildem und väterlichem Tone ermahnt, ohne Erbitterung und Parteisucht zu erscheinen, damit eines Jeden Meinung ruhig gehört und geprüft werden könne. In Folge dieser Aufforderung entstand die von Melanchthon verfaßte Augsburgische Konfession, d. i. das Bekenntniß der vorzüglichsten Glaubensartikel der Protestanten. Melanchthon erwarb sich durch die Abfassung der Augsburgischen Konfession und die bald nachher entworfene Apologie derselben, in ganz Europa großen Ruhm, denn sie galt als ein Meisterstück, und wenn auch Anfangs nicht die Absicht bestand, dieselbe als ein symbolisches Buch zu entwerfen, sondern blos nur die angenommenen und verworfenen Sätze der neuen Glaubenslehre darzulegen, so ward es von den Protestanten doch bald als allgemein giltige Glaubensvorschrift angenommen. Die Einladungen, welche Melanchthon nach Frankreich und England erhielt, nahm er nicht an, ging aber

1541 nach Worms zu dem für Vereinigung der getrennten Parteien bestimmten Religionsgespräch, das jedoch so wenig wie das vorhergegangene 1540 zu Hagenau, zur Einigung führte. Um dieselbe gleichwohl zu bewerkstelligen, eröffnete der Kaiser 1541 einen Reichstag zu Regensburg. Melanchthon begab sich dahin, um die Sache seiner Partei bei dem Colloquium zu führen, das zwischen den beiderseitigen Theologen daselbst statt fand. Allein auch dieser Vermittelungsversuch, bei dem Melanchthon viele Mäßigung und Umsicht bewies, hatte nicht den gewünschten Erfolg; vielmehr zerschlug sich fast alle Hoffnung dafür, denn die Leidenschaftlichkeit hatte so tief eingegriffen, daß die Protestanten auf dem Reichstage zu Speier 1542 selbst der geforderten Türkenhilfe sich hartnäckig widersetzten, um neue Zugeständnisse zu ertrotzen, und Melanchthon, seiner Mäßigung und Billigkeit wegen, von seiner eigenen Partei mit Vorwürfen überschüttet wurde; ja Luther selbst, dem er im Leben und nach seinem Ende treu anhing, hatte ihn durch Härte und Heftigkeit oftmals gekränkt.

Nach Luther's Tod war Melanchthon die Hauptstütze der protestantischen Kirche, und das Vertrauen, welches der Stifter derselben bei den protestantischen Völkern genossen hatte, floß nun völlig auf den so thätigen Mitarbeiter am Reformationswerk, auf Melanchthon über. Allein eben diese Bevorzugung erregte den Neid und die Scheelsucht einiger protestantischen Theologen, welche darauf ausgingen, das Primat des Ansehens und der Autorität nach Luther's Abgang für sich zu gewinnen. Getäuscht in ihren Erwartungen, rächten sie sich durch Angriffe auf Melanchthon's Rechtgläubigkeit. Die Hinneigung zu Zwingli's Lehre vom Abendmale, und die Veränderung seiner Ansicht über die Lehre von der Rechtfertigung, gaben seinen Feinden einen willkommenen Anlaß, ihn anzugreifen. Dies thaten insbesondere Flacius und Osiander, und obgleich Melanchthon in der 1554 zu Naumburg stattgefundenen Untersuchung über seine Rechtgläubigkeit, sich dergestalt vollkommen rechtfertigte, daß seine Feinde von offenen Angriffen abstehen mußten und selbst scheinbar mit ihm sich versöhnten, so dauerte dennoch ihr geheimes Spiel bis an sein Ende gegen ihn fort und verkümmerte dem im freien Lichte seiner Ueberzeugung wandelnden, in seiner Gesinnung unantastbaren Manne den Rest seiner Lebenstage gar sehr. Diese Anfechtungen machen es klar, wie viele unedle Elemente in das Reformationswerk bereits eingedrungen waren, und wenn man von Melanchthon gerne glauben mag, daß ihm die Wiedervereinigung der Religions-

parteien aufrichtig am Herzen lag, so kann man dasselbe doch nicht auch von den Gegnern seiner eigenen Partei sagen, denn diese mochten auf dem Wormser Konvent 1557, schon deshalb seinem Vorschlage, mit den Katholiken sich zu vereinigen, entgegengewirkt haben, weil derselbe von ihm ausgegangen war, weil er, der die unseligen Folgen dieser Trennung deutlich erkannte, diese Vereinigung ernstlich wollte. Melanchthon erlag den Kränkungen, die ihm zugefügt wurden. Mit dem unerfüllt gebliebenen Wunsche, daß der Kirche Einheit wieder hergestellt werde, starb er am 19. April 1560 zu Wittenberg. Schon 1557 war ihm seine Gattin, und ein Dezennium früher die erstgeborne Tochter Anna vorangegangen. Er hinterließ eine in Wittenberg verheirathete Tochter und einen Sohn, auf welchen aber der Geist seines Vaters nicht übergegangen war. Der Ehrentitel: **Praeceptor Germaniae**, der Melanchthon beigelegt wurde, zeigt von seinen großen Verdiensten um die Förderung der Wissenschaften. Seine theologischen, philosophischen und philologischen Schriften werden vollständig in dem »Corpus reformatorum« geliefert, und sind außerdem in einer Auswahl in 6 Bänden 1829, von Köthe besorgt, erschienen.

Lukas Cranach.

Geboren 1472. Gestorben 1553.

Dieser ausgezeichnete, um die altdeutsche Kunst hochverdiente Oelmaler, Miniaturmaler, Illuminirer, Kupferstecher und Formschneider, Zeitgenosse und Freund M. Luther's, ist zu Kronach im heutigen Oberfranken geboren. Von seinem Geburtsorte entlehnte Meister Lukas den Namen Cranach, denn sein Familienname war Sunder; irrigerweise legte man ihm auch den Namen Müller bei. Sein Vater war Formschneider, Kartenmaler und, wenn die ihm von Mechel zugeschriebenen beiden Gemälde wirklich von ihm sind, auch Oelmaler. Von ihm erhielt er den ersten Unterricht in der Kunst. Für die schnelle Entwickelung seines Talents spricht der Umstand, daß er noch vor vollendetem 23ten Lebensjahr zum sächsischen Hofmaler ernannt wurde. Er begleitete den Kurfürsten Friedrich den Weisen 1493 nach

Palästina, zeichnete die merkwürdigsten Gegenstände, die er auf dieser Reise traf, und beschäftigte sich nach erfolgter Rückkehr mit der Ausschmückung der neuen Kollegiatkirche zu Wittenberg mit mehreren Gemälden. Dies ist demnach der Zeitpunkt seines Auftretens als Historienmaler. Wahrscheinlich um 1509, nachdem Lukas Cranach den Auftrag des Kurfürsten, die Bildnisse seiner Ahnen zu malen, und die Heiligthümer in der Stiftskirche zu Wittenberg zu zeichnen, zu dessen vollkommener Zufriedenheit gelöst hatte, wurde er in den Adelstand erhoben. Er ließ sich in Wittenberg nieder, verheirathete sich daselbst mit Barbara Brengbier und ward 1537 zum Bürgermeister dieser Stadt erwählt. Diese Stelle bekleidete er bis zum Jahre 1544. Welche Dankbarkeit und Ergebenheit Lukas Cranach für den Kurfürsten Joh. Friedrich und sein Haus hegte, bewies er namentlich auch dadurch, daß er demselben nach dem Verluste seiner Lande in die Gefangenschaft nach Innsbruck folgte, wo er viel für die Kirchen und für Private malte. Das berühmte Wallfahrtsbild Maria Hilf in der St. Jakobs-Pfarrkirche daselbst, ist von ihm. Nach der Entlassung des Kurfürsten aus der Haft 1552 folgte Lukas Cranach demselben nach Weimar. Aber die Wiederkehr friedlicher Tage sollte er nur kurze Zeit genießen. Er starb den 16. Oktober 1553 zu Weimar und wurde daselbst in der Schloßkirche begraben. Das Monument, welches die Söhne des Kurfürsten Johann Friedrich auf Lukas Cranach's Grab setzten, und die Denkmünze, welche seine Zeitgenossen 1537 auf ihn prägten, verbürgen die dankbare Anerkennung seiner Verdienste, nicht minder von jenem fürstlichen Hause wie vom Volke. Aber das dauernde Andenken an diesen gefeierten Künstler, der seinen gleichzeitigen Kunstgenossen, Albrecht Dürer und Lukas van Leyden, unter vielen vorzüglichen Malern seiner Zeit am nächsten stand, wenn er sie auch nicht ganz erreichte, ist in den zahlreichen Gemälden gesichert, womit die Kirchen Deutschlands, viele Paläste und Gallerien geschmückt sind, so wie in einigen Kupferstichen und in vielen Zeichnungen zu Holzschnitten, endlich in den von ihm selbst verfertigten Holzschnitten. Er hinterließ einen Sohn, Lukas Cranach den Jüngern, geboren zu Wittenberg 1515, gestorben 1586, der gleichfalls als ausgezeichneter Maler bekannt ist und seinem Vater würdig zur Seite stand. Da Beide dasselbe Monogramm führten, Beide in der technischen Behandlung und Farbengebung bei ihren Hervorbringungen die größte Aehnlichkeit haben, so ist es nicht immer leicht, den Vater vom Sohne zu unterscheiden. Lukas Cranach der Vater besaß die Gabe einer höchst getreuen Naturauffassung, aber seinen Kompositionen fehlt durchweg alle

Poesie. Dagegen zeichnen seine Gemälde sich durch ein kräftiges, glänzendes, in seiner Frische fortblühendes Kolorit, zarte Behandlung des Pinsels und verhältnißmäßig richtige Zeichnung aus. Sein eigenes und Luther's und Melanchthon's Bildnisse, stehen hinsichtlich der Wahrheit und Kraft des Ausdrucks, unter vielen in derselben Beziehung sehr werthvollen, oben an.

Peter Paul Rubens.

Geboren zu Köln 1577. Gestorben zu Antwerpen 1640.

Peter Paul Rubens war der Sohn eines adeligen Schöppen zu Antwerpen, der sich aber zur Zeit der bürgerlichen Unruhen in Brabant nach Köln begab, wo Peter Paul geboren wurde, und schon früh eine nicht blos gebildete, sondern eigentlich gelehrte Erziehung genoß. Nach dem Tode seines Vaters wurde er zu der Gräfin Lelaing in Pagendienste gegeben; da aber dem gesitteten Jüngling das ausschweifende Leben seiner Mitpagen mißfiel, bat er seine Mutter, ihn nach Hause zu nehmen, und eröffnete ihr seinen unwiderstehlichen Hang zur Malerei. Bei seinem Meister Veenius machte er hierauf so schnelle Fortschritte in der Kunst, daß er nach wenig Jahren schon seinen Lehrer übertraf, welcher ihm nun rieth, in Italien seine Studien fortzusetzen. 1600 ging er nach Mantua und trat als Edelknabe in die Dienste des Herzogs Gonzaga, der ihn acht Jahre lang größtentheils mit Reisen, Missionen und Kunstproduktionen beschäftigte. Bei einer Sendung an den Madrider Hof wurde er von dem Könige Philipp IV. mit Ehrenbezeigungen und Geschenken überhäuft, und malte dessen Porträt. — Endlich rief ihn die Nachricht von einer gefährlichen Krankheit seiner Mutter nach Hause. Er eilte nach Antwerpen, traf sie aber nicht mehr unter den Lebenden, was ihm so sehr zu Herzen ging, daß er sich vier Monate lang in der Abtei St. Michel einschloß, wo blos Kunst und Studien seinen Schmerz etwas zu lindern vermochten. 1609 heirathete er Isabelle Brant, die Tochter eines Senators von Antwerpen, baute sich dort ein prächtiges Haus, das er von Außen selbst al fresco malte, und ein prunkvolles Atelier, in welchem er dann eine

Menge Meisterwerke schuf, und sich dadurch einen unermeßlichen Reichthum erwarb. Wie Rubens so viele Bilder malen konnte, wird dadurch begreiflich, daß er von den meisten nur die Skizzen entwarf, sie von seinen besten Schülern ausführen ließ, und dann nur noch die letzte Hand anlegte. Daß Rubens in der Geschichte, Philosophie und den schönen Künsten und Wissenschaften außerordentlich bewandert sei, daß er sieben Sprachen spreche, war allgemein bekannt; 1628 aber erfuhr man auch, daß er ein eben so gewandter Diplomat sei, als ihn die Infantin Isabella nach Madrid sandte, um einen Vergleich zwischen Spanien, Niederlanden und England zu Stande zu bringen, so wie er 1630 einen Frieden zwischen Spanien und England schloß, wofür ihn beide Könige mit ihrer Freundschaft und reichen Geschenken belohnten. 1626 hatte er seine erste Gattin verloren, und heirathete dann Helena Forman, eine Frau von seltener Schönheit, die ihm oft als Modell zu seinen Gemälden diente. Seine letzten fünf Lebensjahre wurden ihm sehr durch die Gicht verbittert, so daß er keine großen Werke mehr unternehmen konnte. Den 30. Mai 1640 starb er; seine Leiche wurde mit außerordentlichem Pompe in einer Kapelle der Jakobskirche beigesetzt; seine Frau und Kinder ließen ihm dort ein schönes Grabmal setzen.

Rubens ist einer von jenen großen universellen Geistern, wie sie die Natur nur selten hervorbringt. Man findet in ihm den Künstler, den Gelehrten und den Staatsmann vereinigt. Sein merkwürdigstes und wahrhaft staunenswerthes Verdienst in der Malerei besteht vorzüglich in jener Universalität, welche er in jedem Theile dieser Kunst zeigte, in jenem Reichthume der Ideen, in jener Gelehrsamkeit, in jener großartigen Schöpfungskühnheit, in jener leichten Behandlung, man möchte fast sagen Verachtung des Pinsels, in jener Karnation von Leben und pulsirender Vollblütigkeit, die Guido Reni den Ausspruch abnöthigte: »Rubens mische Blut unter seine Farben.« — Tizian's und Veronese's Werke waren seine Muster, nach denen er sich zuerst vorzüglich bildete. Alles, was Rubens in den verschiedensten Gattungen der Malerei unternahm, gelang ihm. Seine Landschaften, seine Thier- und Jagdstücke, seine historischen Gemälde zeichnen sich gleich durch Reichthum der Gedanken, originelle Komposition, Stärke und Wahrheit des Ausdrucks, Größe des Stils, Schönheit der Farbengebung und vollendete Kunst des Helldunkels aus. Sein feuriger Genius gestattete ihm jedoch nicht, anhaltend nach Reinheit und Schönheit der Formen zu streben. Für die Darstellung

graziöser, naiver, einfacher Süjets war er daher weniger geeignet, während ihm in Darstellung heftiger Leidenschaften und großartiger mächtiger Ideen wenige Maler nahe kommen. Unter seinen Hauptwerken verdienen der Mord der unschuldigen Kinder, in München, und die Geschichte der Katharina von Medicis, in Paris, besondere Erwähnung.

Albrecht Dürer.

Geboren 1471. Gestorben 1528.

Der größte Künstler Deutschland's, der den ersten Künstlern der Welt ebenbürtig zur Seite steht, der Stifter einer neuen deutschen Malerschule, Albrecht Dürer, ist am 20. Mai 1471 zu Nürnberg zur Welt gekommen! Sein Geschlecht ist ungarischer Abkunft und ursprünglich von Eytas bei Gyula zu Hause. Aber schon Albrecht's Großvater Antoni verwechselte die ländliche mit der Kunstbeschäftigung, indem er nach Gyula zog, dort die Goldschmiedekunst erlernte und ausübte, und auch seinen Sohn Albrecht, den Vater Dürer's, für dies Kunstgewerbe heranbildete. Der ältere Albrecht verließ Ungarn, bereiste die Niederlande und begab sich endlich nach Nürnberg wo er von 1455 bis 1467 bei dem berühmten Goldschmid Hieronymus Haller arbeitete. Aus der Ehe mit Haller's Tochter Barbara entsproß der große Meister Albrecht Dürer, von achtzehn Kindern das drittgeborne.

Albrecht war zum Künstler im weitesten Sinne, nicht blos zum Goldschmid geboren. Ob er auch dem Wunsche seines Vaters gemäß, anfangs dieser so einträglichen Beschäftigung sich mit Auszeichnung widmete, so entschied er sich später doch für die Malerkunst und trat 1486 bei dem Nürnberger Künstler Johann Wohlgemuth in die Lehre. 1490 ging er auf die Wanderschaft und kehrte, nachdem er Deutschland und Elsaß durchreist hatte, 1494 nach Nürnberg zurück. Hier erlangte er nach Verfertigung eines Probestückes, dessen Gegenstand der von wüthenden Bacchantinnen geschlagene Orpheus war, die Meisterschaft. Sein Vater verheirathete ihn mit Agnes, der Tochter des berühmten Nürnberger

Mechanikers Frey, deren unleidlich böse Gemüthsart unserm Albrecht ein qualvolles Leben bereitete und nach Pirkheimer's Aeußerung seine Tage verkürzte. Dürer's Erstlingsarbeiten sind die beiden Bildnisse seines Vaters 1490 und 1494, sein eigenes Bild im Alter von 26 Jahren 1496, und das von 1500, die Mutter der Kinder des Zebedäus 1496, Johann Baptista und St. Onuphrius 1504, Hanns Birkmayr's Leiche mit der Auferstehung 1504 und einige andere. Auch in der Kupferstecherkunst hatte Dürer schon frühzeitig Vortreffliches geleistet. Schon 1504 gingen Adam und Eva, eines seiner gelungensten Grabstichel-Erzeugnisse mit dem Gepräge der Vollendung aus seiner Hand hervor, und dasselbe Jahr brachte noch die mit großer Sorgfalt behandelte Geburt Christi, ein ungemein liebliches Blatt. Von 1505 bis 1507 weilte Dürer in Venedig, wahrscheinlich seiner höhern Ausbildung wegen. Wie sehr Bellini und Raphael, Dürer's Zeitgenossen, den deutschen Künstler ehrten, erkennt man in der wechselseitigen Uebersendung ihrer Bildnisse und in Raphael's Aeußerung: daß Dürer alle Italiener übertreffen würde, wenn er wie sie, die Meisterwerke italienischer Kunst zum Vorbild hätte. In Venedig malte Dürer von bekannten Bildern einen Ecce homo und die Marter des heiligen Bartholomäus für das deutsche Haus daselbst. Dieses Gemälde erwarb in der Folge Kaiser Rudolph II. und ließ es nach Prag bringen; dort gerieth es in Verlust und man weiß leider nicht, wo es hingekommen ist. Mit Dürer's Rückkehr von Venedig und Bologna 1507, beginnt die Blütezeit seiner Kunst und seines Lebens ruhmvollste Epoche. Besonders hervorragend unter den seit jener Zeit seinem Pinsel entflossenen Werken, sind 1509 Mariens Aufnahme in den Himmel, als Mittelbild eines Flügelaltars, das eine Feuersbrunst zerstörte, und 1511 die heilige Dreieinigkeit als Dürers vorzüglichste Hervorbringung bewundert, noch erhalten und eine der größten Zierden der kaiserlichen Gallerie in Wien. Im nämlichen Jahre trat das herrliche, aus drei Reihen von Holzschnitten bestehende Werk, die große und kleine Passion und das Leben Mariens an Licht. An die Passion reiht sich noch eine dritte, in den Jahren 1507 bis 1513 entstandene Darstellung aus der Leidensgeschichte in kleineren Kupferstichen. In's Jahr 1513 fällt auch das Erscheinen des seiner poetischen Conception wegen berühmten Kupferstiches von Ritter Tod und Teufel, ein Blatt, welches die damalige fantastische Richtung der Kunst, der auch Dürer, nicht selten mit Aufopferung der Schönheit, hingegeben war, höchst bezeichnend darthut. Zu diesem Genre gehört der 1514 verfertigte Kupferstich, die Melancholie,

allegorisch dargestellt. Gleichzeitig erschien der heilige Hieronymus in der Studirstube. Ueber dies Blatt ist Anmuth und Würde ausgegossen, und kaum hat je wieder ein Künstler verstanden, den Charakter des christlichen Weisen so treffend aufzufassen, wie er von Dürer im Hieronymus ausgeprägt wurde. Die Ehrenpforte Kaisers Maximilians I. 1515 ist das größte von Dürer erschienene Holzschnittwerk, reich an Verzierungen, Bildnissen und historischen Darstellungen aus des Kaises Leben. 1520 reiste Dürer nach den Niederlanden, theils um mit den Künstlern daselbst in nähere Berührung zu kommen, theils um seine Werke abzusetzen. Allenthalben erwies man dem großen Künstler, dessen Ruhm in ganz Europa ausgebreitet war, die ausgezeichnetste Verehrung und Aufmerksamkeit. Nach seiner Rückkehr verfertigte er eine Reihe von Bildnissen mehrerer der berühmtesten Zeitgenossen in Gemälden und Kupferstichen. Seine letzte vorzügliche Arbeit, das Doppelbild der Apostel Paulus, Markus, Petrus und Johannes, weihte er seiner Geburtsstadt Nürnberg. Sein letztes Werk dürfte sein eigenes, 1527 in Holz geschnittenes Bildniß sein. Den 6. April 1528 ging er in ein besseres Leben über. Im Johanniskirchhof in Nürnberg fand er seine Ruhestätte. Sie trägt die Nummer 649 auf der Metallplatte des liegenden Grabmonuments. Albrecht Dürer war erfahren in allen Zweigen der Kunst. Er war Maler, Kupferstecher, Formschneider, versuchte sich in der Aetzkunst und im Niello, verfertigte mehrere plastische Arbeiten von vorzüglicher Schönheit und Zierlichkeit in Holz und Elfenbein, auch einige Medaillen und machte sich überdies noch als Schriftsteller verdient. So hat er der Erste in Deutschland über den Festungsbau geschrieben, hat in seinen Werken »von menschlicher Proportion" und »Unterweisung der Messung mit dem Zirkel und Richtscheit" vortreffliche Anleitungen für die Zeichnung und Perspektive gegeben, und wie er die Kupferstecherkunst dadurch bedeutend förderte, daß er statt des Grabstichels die Radirnadel und das Aetzen dabei anwandte, so vervollkommte er auch die Formschneidekunst durch die Erfindung, die Holzschnitte mit zweierlei Farben zu drucken. Albrecht Dürer brach der Kunst eine neue Bahn und stiftete eine zahlreiche Schule, die aber sehr bald dem Einflusse der italienischen Kunst, von der selbst Dürers letzte Arbeiten Spuren an sich tragen, sich überließ. Seine Zeichnung ist correct und voll Charakter, doch oft in Gewändern und im Faltenwurfe von seltsamer Art. Seine Gemälde erscheinen im schönsten Farbenkleide, doch schadet ihnen der fast gänzliche Abgang des Helldunkels. Eine höchst getreue Auffassungsgabe

äußert sich besonders in seiner Poträtmalerei. Hoher Ernst, Sinn und Gefühl für das Erhabene, gepaart mit Gemüthlichkeit und Herzensgüte, erfüllten sein Inneres und drangen in seine Darstellungen über. Den Reichthum und die Fülle seines Geistes, den Sinn für Schönheit und Anmuth, und die errungene Meisterschaft durch ein gründliches Studium, künden alle seine Werke. Eigenthümlich sind ihm aber auch jene künstlerischen Sonderbarkeiten, welche störend auf die Anschauung und den Eindruck seiner Werke wirken; auch vermochte Dürer jener fantastischen Richtung nicht zu entsagen, welche zu seiner Zeit herrschte, und so viele unschöne und fratzenhafte Gebilde, die Ausgeburten eines äußerst fehlerhaften Geschmacks, hervorrief. — 1828 ward zu Nürnberg der Grundstein zu Dürer's Standbild, von Rauch modellirt, von Burgschmidt in Erz gegossen, gelegt und dies schöne, völlig gelungene Denkmal ebendaselbst 1840 feierlich enthüllt.

Alexander von Humboldt.

Geboren 1769.

Wenn von allen Menschen derjenige am höchsten zu preisen wäre, dem, unter glücklichen Verhältnissen geboren, die Welt in ihrem ganzen Umfange sich aufthut und ihre Schätze, an der Oberfläche wie in der Tiefe, darlegt, und dem zugleich ein Geist ward, sie zu umfassen, und eine Sprache, sie zu verkünden, so hat unsere Zeit keinen Glücklicheren aufzuweisen, als: Humboldt. Sein Leben, viel zu reich für den Rahmen einiger Blätter, gibt, auch in weiten Umrissen, ein Abbild dessen, was er selbst daraus gebildet; — seine Geschichte spricht seine Bedeutung aus. Zu Berlin, am 14. September 1769 geboren, auf's Sorgfältigste erzogen und gebildet, entwickelte Humboldt früh das liebenswürdigste Naturell, die glänzendsten Talente, — und den Beruf zum Reisen. Ausflüge, mit Forster an den Rhein, nach Holland und England, mit Bergrath Freiesleben in die Schweiz, dann nach Italien, Oesterreich und Frankreich, waren die Vorstudien zu den Aufgaben seines Lebens. In Paris war es, wo er Bonpland, den nachherigen Genossen seiner Fahrten und seines Ruhmes, kennen lernte. Die Freunde glühten für Einen Zweck; denn

kaum hatte Humboldt in Madrid vom Hofe Erlaubniß erhalten, die spanischen Kolonien Amerika's zu besuchen, so war auch schon Bonpland aus Paris an seiner Seite, und die neuen Argonauten schifften sich zu Corunna ein, um (das war ihr Plan) binnen fünf Jahren eine Reise von 9000 Meilen zu vollenden, die größte, welche je ein Privatmann unternommen. Auf der Insel Teneriffa erstiegen sie den vulkanischen Pico, im heißen Sommer landeten sie an der südlichen Küste Amerika's, und zwei Jahre lang durchwallten und durchkletterten sie die Urwälder und Wolkengipfel dieses Weltbezirkes, und die Frische dieser neuen, großen Eindrücke war es, in welche Humboldt die Feder tauchte, die so unvergleichbar das tropische Kolorit vor das Auge unseres Geistes zaubert. Die Fahrten auf dem Oronokostrome, aufwärts fast bis an seine Quellen, abwärts bis an seine Mündung, nahmen ein halbes Jahr, nach dessen Beschwerden die Reisenden in Westindien ausruhten. Von hier sandte Humboldt die reichen Ergebnisse dieser Züge nach Paris, ein Drittel der Sammlungen verschlang die stürmende See. Die Reisenden segelten südwärts, retteten sich aus heftigen Brandungen, an die Küste, drangen durch Blumenwälder, Riesengehölze, die nie ein Fuß betreten, die Naturbrücke von Icononzo vorbei, zwei Felsen, durch ein Erdbeben aus einander gerissen, die einen Dritten in der Luft schwebend halten, und kamen unter unaufhörlichen Güssen (in der Regenzeit) in das zauberische Quito. Durchnäßt und baarfuß klettern sie an Schneefeldern und vulkanischen Kratern, die neben einander liegen, vorbei, und besteigen 1802, den vor ihnen unbestiegenen Chimborasso (denn Condamine war nie auf diese Höhe gekommen); das Blut trat aus Augen, Nase und Lippen. Zu dieser Unternehmung hatte sich ihnen in Quito ein wißbegieriger junger Mann, Marquis Montufar, gesellt, der sie bis Meriko begleitete. Denkmäler einer versunkenen Menschenwelt, Riesenwerke einer urweltlichen Kunst wetteiferten nun mit den Scenen der Natur. Hier führt eine Kunststraße über die Anden, deren prachtvolle Trümmer, Springbrunnen und Herbergen in der Höhe, Bäder und Pyramiden in der Tiefe, zu seltsamen Betrachtungen einladen. Von Lima ging es durch die herrlichen Gefilde Neuspaniens nach Meriko, von wo aus sie die merkwürdigen Bergwerke besuchten, und wo sie dann einige Monate rasteten, um die wissenschaftlichen Früchte dieser Reise zu ordnen und zu sichten. Nach dieser Rast wurden noch einige himmelanstrebende vulkanische Gipfel der Cordilleren erklommen und gemessen, und dann, von den ältesten Scenen der Natur in die neuen einer werdenden Civilisation, in die vereinigten Staaten Nordamerika's, herabgestiegen. In Philadelphia und Washington

widmete sich der weltforschende Reisende der Betrachtung so folgenreicher, bürgerlicher Entwicklungszustände, und reich an großen Gedanken und Erinnerungen, an Schätzen für alle Fächer menschlichen Forschens und Wissens, langte er im Herbste 1804 in Europa wieder an*). Mit einem Maßstabe versehen, der an der Breite der Welt entworfen ward, maß nun auch Humboldt die Lebensverhältnisse unseres Welttheils. Von dessen Regierungen ersucht, ein Bild von dem politischen Zustande Südamerika's zu geben, entwarf er es, legte sein großes Werk, die Geschichte seiner Reise, der Welt vor, besuchte auch Europa's Vulkane, und kehrte, unermüdet für die Wissenschaften thätig, nach mehrjährigem Aufenthalte in London, Paris und Neapel, in seine Vaterstadt zurück, wo er, umgeben von der Fülle äußern Lebens und von Zeugnissen der Huld seines Monarchen und der Achtung seiner Zeitgenossen lebt.

War es schwer, was Humboldt gesehen, in wenige karge Züge einzufassen, so ist, was er geleistet, auf einigen Blättern zu entwickeln, fast unmöglich. Nicht mit Unrecht sagt einer der größten Männer unserer Zeit von ihm: Humboldt sei allein eine Akademie der Wissenschaften, und wenn man zu seinen Arbeiten, die sich im Ganzen vorzugsweise der Natur zuwendeten, die seines geistvollen Bruders Karl Wilhelm, welche mehr dem Geiste und der Geschichte angehören, hinzudenkt, so ist jener Ausdruck völlig treffend, und sagt nicht zu viel. Sein großes Reisewerk (Voyage de Humboldt et de Bonpland) hat nicht seines Gleichen in der Literatur, und seine Entdeckungen, Versuche und Betrachtungen, in fast allen Regionen des Wissens, sind zahllos. Er war es, dem wir die wichtigsten Aufklärungen über tellurischen Magnetismus zuerst verdankten; er stellte an verschiedenen Punkten der Erde genaue Beobachtungen über die Abweichung der Magnetnadel an; er bewies einen, um die ganze Erde gezogenen, magnetischen Aequator; er belehrte uns, durch mühevolle Untersuchungen, daß die gasförmige Zusammensetzung der Atmosphäre über den ganzen Erdball hin, auf jeder Höhe, dieselbe ist; er schilderte die Lagerung der Gebirgsarten in beiden Erdhälften; er machte uns mit den Vulkanen der neuen Welt zuerst näher bekannt; und erläuterte überhaupt die Lehre von den Vulkanen; er setzte den Einfluß des atmosphärischen Sauerstoffs auf das Keimen der Pflanzen außer Zweifel, und erklärte den Athmungsprozeß derselben; er beobachtete die zarten Regun-

*) Bonpland reiste 1818 wieder nach Amerika, und wurde dort von streifenden Soldaten gefangen gesetzt.

gen der Mimose, und beschrieb die grandiose und üppige Vegetation Amerika's; er zeichnete eine Geographie und eine Physiognomik der Gewächse; er untersuchte die Elektricität der Fische, sandte der Akademie zu Paris mancherlei Thiere und Präparate aus Amerika, und förderte das an Folgerungen fruchtbare Studium der vergleichenden Zoologie und Anatomie; er stellte die schönen und scharfsinnigen Versuche über die Reizbarkeit der Muskel- und Nervenfaser, mittelst des Galvanismus, an, so wie über die Dauer von ihrer Zusammenziehungsfähigkeit nach dem Tode; beschrieb die Stimme der verschiedenen Thiere nach ihren Klassen, stellte sehr interessante Versuche über das Athmen der Fische an, beobachtete das gelbe Fieber in Westindien, bereicherte die Meteorologie durch die mannigfachsten Experimente, und wendete rastlos noch bis auf die neuesten Tage seine Aufmerksamkeit den verschiedenartigsten Fortschritten im großen Gebiete der Naturforschung zu. Allein Humboldt's Werth und Verdienst liegt nicht in diesem Detail seiner Bemühungen, sondern vorzüglich in dem, ihm eigenen, großen Sinne, mit welchem er das Ganze der Natur auffaßt, und von dem nicht nur alle seine Werke Zeugniß, sondern auch ein neuerer (in der Versammlung deutscher Naturforscher zu Jena 1836 gehaltener) Vortrag Aufschluß geben. Dieser Sinn ist das Resultat einer hohen und universellen Bildung, und spiegelt sich am schönsten in Humboldt's Schreibart ab. Man kann nichts Anziehenderes lesen, als seine Schilderungen der Tropenländer, in denen sich das Detail der naturtreuesten Zeichnung mit dem Zauber eines hochpoetischen Kolorits zum harmonischen Bilde verbindet. Das abenteuerlich Fremdeste wird mit dem ganzen Elemente, worin es lebt und heimisch ist, stets verbunden dargestellt, uns dadurch genähert, und wir erhalten statt einer gelehrten Namenherzählung eine lebendige Anschauung, statt einer dichterischen Fiktion einen bestimmten Begriff. Alles, Natur- und Menschenzustände, die zwerghaften, aber wilden Guaikas-Indianer, die riesigen Karaiben, die Wälder aus Wachspalmen, Bambusrohr und Passionsblumen, die so hoch wie Bäume wachsen, der Krater des Vulkans Purace, der mitten im Schnee von siedendem Wasser aufschäumt, die peruanischen Ruinen und Pyramiden, die Aussicht von der Westseite der Anden auf das stille Meer und jenes schmale, lange Thal, wo Regen und Donner unbekannt sind, die Schönheit Mexiko's, und das herrliche Wunder des Zodiakal-Lichtes, das wohl Niemand so schön wie Humboldt, auf den Cordilleren (in einer Höhe von 1160 Toisen über der Meeresfläche) beobachtet hat, Alles tritt, wie in's Leben beschworen, vor die Seele des empfänglichen Lesers. Rechnen wir dazu die Großartigkeit seiner Räsonne-

ments, welche überall die Kraft und Schönheit des menschlichen Geistes, gegenüber der Natur, deren Gesetze er auffaßt, indem er die seinigen bethätigt, entfalten und siegreich beurkunden, — eine Tendenz, die auch in der historisch-philosophischen Richtung seines Bruders sich fruchtbar ausspricht, so fühlen wir den gerechten Stolz mit, mit welchem Deutschland auf diese seine Dioskuren blickt.

Humboldt's Erscheinung ist bescheiden und angenehm, sein Gespräch lebhaft und geistreich; leicht erwärmt für alles Schöne und Bedeutende, das ihm nahe tritt, wohlwollend, wohlthätig, vielseitig, witzig und, bei so schönen Vorzügen, anspruchlos, ist er der noch immer theilnehmende Veteran der Naturwissenschaften, denen er in allen Zweigen Impulse gegeben, der Förderer junger Talente, und die Seele der höhern Gesellschaft.

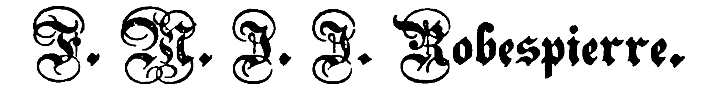
Joseph Banks.

Geboren 1740. Gestorben 1820.

Als Cook, welchen Lichtenberg, und zwar mit Recht, unter die größten Männer seiner Zeit rechnet, seine Reise um die Welt antrat, gesellte sich zu ihm, von Enthusiasmus für Naturkunde überhaupt, für Pflanzenkunde insbesondere, getrieben, ein Gefährte, der ihm das war, was allen kräftigen, in Thaten lebenden Heroen, die stilleren, beobachtenden Genossen, die ihren Ruhm erst der Geschichte einverleiben, und die Früchte eines rastlosen Wirkens erst der Welt überliefern und genießbar machen. Joseph Banks, Baronet, in Lincolnshire 1740 aus einer eingewanderten schwedischen Familie geboren, in welcher schon ein Mitglied (John) sich als Dichter namhaft gemacht, war dieser Mann. Erst zu Eton, dann zu Oxford sorgfältig unterrichtet, war er kein Unerfahrner mehr, als er den tüchtigen Gedanken faßte, sich jener großartigen Unternehmung anzuschließen. Denn schon 1763 hatte er einen ersten Ausflug in die Hudsonsbai gemacht, und war belehrt und gekräftigt zurückgekommen. Als er sich an Cook schloß, bewog er auch den Dr. Solander und einige begabte Künstler, sich mit ihnen zu verbinden, und so ward er, nicht nur durch Wissenseifer und Bestrebsamkeit, sondern

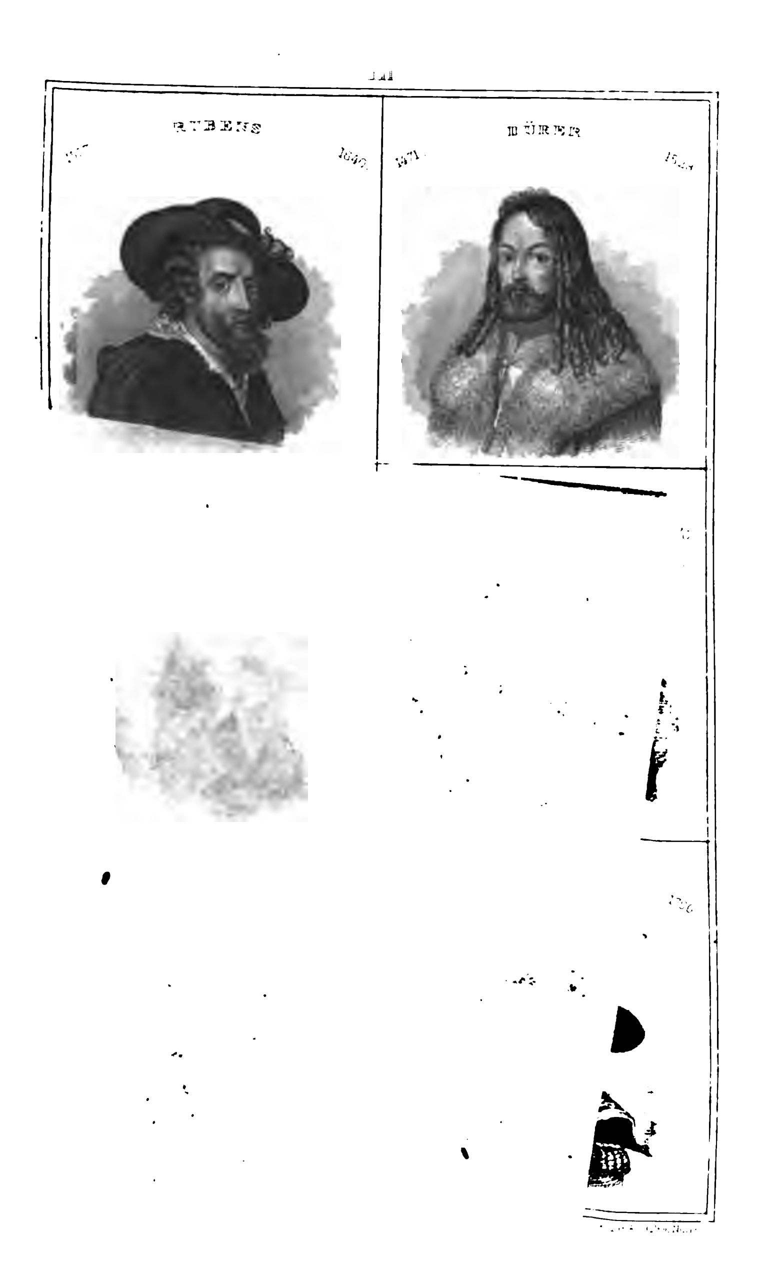
noch auf andere Weise das friedliche und segnende Prinzip dieser Fahrt. Es war nämlich auf königlichen Schiffen Herkommen, daß der Kapitän, welchem es die Regierung vergütet, alle jene Begleiter, die von ihr mitgesandt werden, die also nicht zum eigentlichen Schiffsetat gehören, frei beköstigte. Banks jedoch, durch sein bedeutendes Vermögen dazu befähigt, übernahm nicht nur die Verpflegung seiner eigenen Gefährten und des von der Regierung abgeschickten Astronomen Green, sondern auch Cook's selbst. Er bezahlte diesem überdies eine sehr beträchtliche Summe für die Benützung der Kajüte und des übrigen Gelasses durch sich und seine Freunde, und schaffte endlich, auf eigene Kosten, die besten Bücher und Instrumente an, und was sonst Bedürfniß war, der Reise Ergebnisse für das Leben und die Wissenschaft abzugewinnen. So ging es denn nach Otaheiti; eine Fahrt, die vielleicht von allen seit Columbus und Magellan am berühmtesten geworden ist. Die Schilderung von Dr. Hawkesworth, aus welcher die Welt sie kennt, ist größtentheils aus Banks' Papieren entnommen. Der botanische Theil ist ganz von Banks. Banks war es, der den Brotbaum nach den Inseln Amerika's brachte. Als er mit seinem Freunde Solander das Innere des wüsten Feuerlandes forschbegierig durchstreifte, und eine furchtbar kalte Nacht einbrach, waren sie Beide in der größten Gefahr zu erfrieren, und nur die heldenmüthigste Ueberwindung der Schläfrigkeit rettete sie. Vier und zwanzig Stunden lang hing auf derselben Reise das Schiff auf Korallenklippen, aber kein Laut des Verzagens wurde gehört. Drei Monate hindurch irrte es, von Neuholland ab, auf niebefahrenen Pfaden in den größten Gefahren. Nur Cook's Muth und Banks' Enthusiasmus konnten solche Prüfungen bestehen. Sie bestanden sie; denn als Banks, zurückgekehrt, von der Universität Oxford mit dem Doktor-Diplom geehrt wurde, und Cook seine zweite Reise antrat, beschloß Banks, trotz der überstandenen Gefahren, auch diese mitzumachen. Allein der Mangel eines Schiffes, das Raum genug für ihn, seine Freunde und Alles, was ihm nöthig schien, bot, hemmte seinen Vorsatz, und er trat den Platz, den er bei der ersten Fahrt eingenommen, an den wackern und unterrichteten Dr. Forster ab. Allein die Reiselust gab er darum nicht auf. Eine Fahrt nach Island, das er 1772 durchforschte, mußte ihn einigermaßen schadlos halten. Von da an aber lebte Banks mehr im Stillen, der Wissenschaft und den Ergebnissen seiner Forschungen, an denen er genug zu ordnen, zu sammeln, mitzutheilen fand. Seine Bibliothek und seine Sammlungen, besonders die botanische, hatten nicht ihres Gleichen. Jonas Dryander, ein Schwede, der bei Banks

wohnte, gab eine Beschreibung der Büchersammlung, deren dritter Band, die botanischen Schriften enthaltend, ein vollständiges System aller bis dahin bekannten Pflanzen, in der schönsten Anordnung, darstellt. Vor Cook's letzter Reise hatte Banks einen Otaheiter Omai bei sich, der ihm sehr zugethan war, dann aber mit Cook in seine gepriesene Heimat zurückkehrte. Sechs Jahre nach der isländischen Fahrt wurde Banks an Pringle's statt, der die Stelle niedergelegt, zum Präsidenten der königlichen Societät der Wissenschaften gewählt. Hier trat aber eine Kollision seines Charakters mit seiner Stellung hervor. Nicht so ganz Naturalist wie Cook, der alle Gelehrsamkeit zum T... zu wünschen pflegte, war doch Banks, wie es sein eigentliches Streben, die Naturbeschreibung, mit sich bringt und fordert, ein durchaus praktisches und sinnliches Naturell. Was man exakte Wissenschaften nennt, schien ihm die Herrschaft des Menschen über die Natur eher zu hemmen als zu fördern; Erfahrung, Augenschein, Gegenstände, waren ihm Alles, — Betrachtung, ein müßiges Spiel, — und so beklagte sich denn in der Gesellschaft vorzüglich ihre mathematische Sektion über Vernachlässigung von Seite des Präsidenten, wozu dann noch ein persönlicher Konflikt mit Dr. Hutton kam, der diese Epoche in Banks' Leben ihm saurer machte, als ihm zwischen den Riffen und Klippen der Südsee zu Muthe gewesen war. Die Pairswürde, ihm vom Könige verliehen, sollte diese unangenehmen Ereignisse versüßen; und, als er sich thätig um La Peyrouse's Papiere annahm, welche in englische Hände gefallen waren, als er diese Denkmale eines, dem seinen so ähnlichen Wanderlebens rettete, und sie ihrem Vaterlande Frankreich zurückstellte, ernannte ihn diese dankbare Nation zum Mitgliede ihres Nationalinstitutes. In freundlicher Geselligkeit, von Erinnerungen eines reichen »weltdurchwühlenden" (wie es Goethe nannte) Dasein's zehrend, brachte Banks den Abend seines Lebens zu. Er starb am 19. Juni 1820. Geschrieben und veröffentlicht hat er, wenn man seine Reisetagebücher und einzelne Arbeiten für Zeitschriften und gelehrte Vereine abrechnet, nichts als eine landwirthschaftliche Abhandlung über die Krankheiten des Getreides. Seine Sammlung vermachte er seinem Bibliothekar Brown, und nach dessen Tode dem brittischen Museum, das in ihm, so wie sein Vaterland, dankbar das treue Bild eines Britten verehren wird: praktisch, unternehmend, unterrichtet, etwas hartnäckig, unermüdet, menschenfreundlich und patriotisch.



Geboren 1759. Gestorben 1794.

Die Namen Marat und Robespierre blitzen wie ein zweischneidiger Dolch durch Frankreich's Revolutionsnacht. Bei gleichem Wege, den sie verfolg und gleichen Mitteln, die sie wählten, geht ihr einförmiges Mordsy| dennoch von sehr verschiedenen Gesichtspunkten aus, und nirgend möc vielleicht die Schattirungen des Lasters sich in einer grauenvolleren Mani faltigkeit darstellen, als in diesen beiden verabscheuten Charakteren. Franç Maximilien Joseph Isidore Robespierre, geboren zu Arras 1759, war Sohn eines Advokaten, der, wegen seines Hochmuthes allgemein unbelie sein Vermögen durchbrachte, seine Frau nebst vier Kindern im Stiche l und nach Amerika auswanderte. Der Bischof der Stadt, v. Gonz nahm dann aus Menschlichkeit die Erziehung des jungen Robespierre a sich, verschaffte ihm eine Stelle unter den Chorknaben der Kathedralkirc und in der Folge, als der Jüngling seine Studien auf der hohen Schu zu Paris trieb, ein Stipendium im Kollegium Louis le Grand. In d neun Jahren, die er hier zubrachte, hat er sich stets ausgezeichnet un einen nicht gewöhnlichen Vorzug vor fast allen übrigen Schülern behaupte Doch machte er sich schon damals durch Neid, Undank, Rachgier, dur sein kaltes, finsteres, abstoßendes und verschlossenes Wesen bei seine Kameraden verhaßt. Widersprach ihm Jemand, so gerieth er in ein beispiellose Wuth, die immer mit Schlägereien endete; er zeigte, in Widerspruche zu seiner späteren Feigheit, bei solchen Gelegenheiten Herzhaftigkeit und wich nur der Uebermacht. Bei einer solchen Schlägerei trat er eines Tages seinem, schon am Boden liegenden Gegner so heftig auf den Leib, daß dieser in der wildesten Angst aufsprang, ihn niederwarf und ihm so nachdrücklich auf die Nase trat, daß der Knochen verletzt wurde. Er hatte lange daran zu heilen, und seine Nase blieb verunstaltet. Unklare Ideen von Gleichheit und Unabhängigkeit beschäftigten ihn schon frühzeitig. Seine Gönner suchten ihn für den geistlichen Stand zu gewinnen.

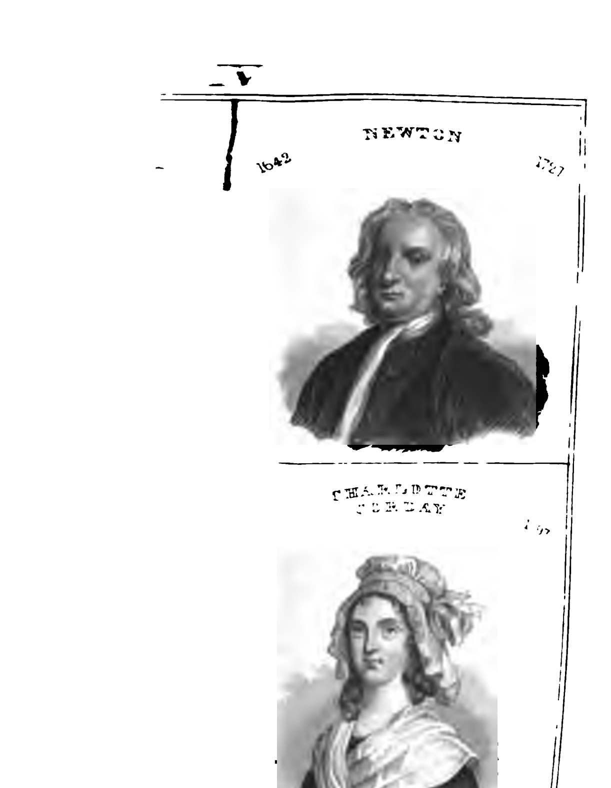

RUBENS
DÜRER
1471

er aber widmete sich der [illegible]
den Grad eines [illegible]
zurück. Hier machte er [illegible]
Erfindung der [illegible]
seiner [illegible]
Jahr später gewann er [illegible]
der Frage: welche [illegible]
auf seine [illegible]
manche Mißbräuche [illegible]
rücksichtslosen [illegible]
wurde er zum [illegible]
ernannt (17[illegible]). [illegible]
zog er die Blicke [illegible]
über das [illegible]
schwörungen [illegible]
über [illegible]
zu schließen [illegible]
der Person des [illegible]
großer Staat, wie [illegible]
bestehen könne. [illegible]
Menschen, der [illegible]
er Etwas [illegible]
nenswerth [illegible]
strafe [illegible]
Ohnmacht [illegible]
Jahre [illegible]
Stelle eines [illegible]
war er [illegible]
nahm lebhaften [illegible]
Journal: [illegible]
gliede des [illegible]
furchtbaren [illegible]
den Hof, [illegible]
Königs seine [illegible]
der Mann, der [illegible]
die er gewonnen, [illegible]
hörlich beschäftigt, [illegible]

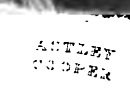
[illegible]

er aber widmete sich der Rechtswissenschaft, studirte mit Auszeichnung, erhielt den Grad eines Parlamentsadvokaten und kehrte nach seiner Vaterstadt zurück. Hier machte er sich zuerst durch seinen, zu Gunsten der angefochtenen Erfindung der Blitzableiter (1783) gewonnenen Prozeß etwas bekannt. In seiner Vertheidigungsschrift ist das Lob Ludwig's XVI. merkwürdig. Ein Jahr später gewann er zu Amiens den Preis für die beste Beantwortung der Frage: woher es komme, daß die Schande der Strafe eines Verbrechers auf seine Familie zurückfalle? Er trat nach und nach kräftiger auf, griff manche Mißbräuche an, und entfaltete immer mehr seine Tendenzen eines rücksichtlosen Republikaners. Auf Empfehlung seines Gönners, des Bischofs, wurde er zum Deputirten der Amtmannschaft Arras bei den Generalstaaten ernannt (1789). Während der ersten Session des gesetzgebenden Körpers zog er die Blicke nur wenig auf sich, höchstens durch einige seiner Reden, z. B. über das Erbrechen der Briefe, über die Druckfreiheit, über vorgebliche Verschwörungen (ein Gegenstand, den er bis zum Ekel oft im Munde führte), über Stellenbesetzung, über das Recht, Krieg zu erklären und Frieden zu schließen ꝛc. In seinem wilden Eifer widersprach er der Unverletzbarkeit der Person des Herrschers, stellte aber damals den Satz auf: daß ein so großer Staat, wie Frankreich, nur unter einer monarchischen Regierung bestehen könne. Man erblickte zu jener Zeit in ihm einen blos kleinlichen Menschen, der keine Feinde, aber auch keine Bewunderer habe, und wenn er Etwas sage, was ungewöhnlich scheine, nur Anderen nachspreche. Erwähnenswerth ist noch, daß er in jener Sitzung auf die Abschaffung der Todesstrafe drang, und als er das erste Todesurtheil unterschreiben mußte, in Ohnmacht gefallen sein soll. Auch 1791 und theilweise noch im folgenden Jahre betrug er sich mäßig; daher schlug er auch die ihm angetragene Stelle eines öffentlichen Anklägers bei dem Kriminalgerichte aus. Doch war er schon damals mit Marat und Danton in Verbindung getreten, nahm lebhaften Antheil an der Jakobinergesellschaft, und gründete ein Journal: »der Vertheidiger der monarchischen Konstitution«. Zum Mitgliede des Konvents ernannt, enthüllte sich seine dämonische Natur mit furchtbarer Schnelligkeit. Er verfolgte mit seinen Angriffen unaufhörlich den Hof, prophezeite dessen Untreue und triumphirte, als die Flucht des Königs seine Vorhersagungen angeblich rechtfertigte. Von da an war er der Mann, der Abgott des Pöbels. Einige Männer, und besonders Weiber, die er gewonnen, brachten ihn in noch größeres Ansehen, und waren unaufhörlich beschäftigt, ihm Triumphe zu erwerben; daher man auch dieser Bande,

. or a
ght",
h zu
arke
in



CHARLOTTE CORDAY



ASTLEY COOPER



zwei Pistolenschüsse in den Kopf und sank lautlos zusammen. Eine Kugel riß ihm beinahe die ganze untere Kinnlade weg und man mußte sie ihm mittelst einer Binde unter'm Kinn in die Höhe heften. In diesem Zustande wurde er, in der martervollsten Lage, auf eine Tafel ausgestreckt und unter Vorwürfen und Schmähungen aller Anwesenden nach dem Sicherheitsausschusse getragen. Nachdem er in dieser schrecklichen Lage durch volle zwei Stunden Allen, die sich mit ihren Verwünschungen um ihn herumdrängten, zum Schauspiele gedient hatte, schleppte man ihn in das Hotelbieu, wo ein Wundarzt seine Wunden verband, von da in den Kerker der Conciergerie, der so viele seiner Schlachtopfer verschlungen hatte. Sein Bruder stürzte sich aus dem Fenster und brach ein Bein; seine übrigen Genossen, Henriot und Couthon, wurden von den Gend'armen und vom Pöbel schrecklich gemißhandelt. Am folgenden Tage (28. Juli 1794) wurden sie, unter einem ungeheuren Menschenandrange, zum Tode geführt. Robespierre in seinem blutigen Kopfverbande gewährte einen abschreckenden Anblick. Als er aus der Conciergerie trat, um den Karren zu besteigen, schrie der Thürhüter: »Platz, der Unbestechliche kommt!« ein Beiname, mit welchem er in den Tagen seiner Herrschaft sich gern hatte schmeicheln lassen. Mitten durch das Volksgewühl drängte sich eine Frau zu ihm hin, hielt sich an einer Seitenleiter des Karrens fest und schrie Robespierre zu: »Ungeheuer, das die Hölle ausgespien, dein Tod versetzt mich in Entzücken. Ich bedaure nur, daß Du nicht tausend Leben hast, um Dir eines nach dem anderen nehmen zu sehen. Bösewicht, fahre hin, die Verwünschungen aller Gattinnen, aller Mütter folgen Dir in's Grab!« Robespierre erlitt den Tod mit ein und zwanzig seiner Schuldgenossen; unter ihnen sein Bruder, ferner Couthon, St. Just, Henriot, Dumas (der Präsident des Revolutionstribunals), Vihiers (der Jakobiner-Präsident), der Gemeindeprokurator Payan, der Schuster Simon, jenes Ungeheuer, welchem man den unglücklichen jungen König Ludwig XVII. in die Erziehung gegeben u. a.

Robespierre zählte, als das von ihm mit so beispielloser Emsigkeit gehandhabte Messer der Guillotine sich gegen seinen eigenen Nacken kehrte, erst 35 Jahre. Seine Gestalt war klein, sie maß nur 5 Schuh 2 Zoll. Seine Züge waren nicht hervorstechend, seine Gesichtsfarbe gelb und gallig, das Auge erloschen und eingesunken. Sein stetes Blinzeln mit den Augen mochte von einem konvulsivischen Reize herrühren. Ueberhaupt war er nervös und zu Krämpfen geneigt, und konnte nie ohne krampfstillende Mittel sein. Vermöge eines gewissen Zusammenziehens der Nerven pflegte er oft seine Hände

zu falten und in einander zu winden. Auch Schultern und Hals unterlagen bei ihm häufigen krampfhaften Bewegungen, und besonders drehte er den Hals oft von einer Seite zur anderen. Nie sah er Jemanden grade in's Gesicht. Seine Stimme war von Natur rauh und kreischend; aber er verstand sie zu mildern und seinem Provinzialaccent Annehmlichkeit zu geben. Er deklamirte gut, seine Beredsamkeit aber war oberflächlich, und ohne Vorbereitung unbedeutend., Er wiederholte in seinen Reden gewisse Gemeinplätze über Tugend, Verbrechen und Verschwörungen. In Sophismen und spitzfindigen Räsonnements war er ziemlich stark; die Ironie war seine Hauptwaffe und er verstand die Gründe seiner Gegner geschickt zu entwaffnen. Sein Ideenkreis war jedoch beschränkt. Eitelkeit war eine Grundlage seines Charakters. Seine Kleidung war stets sauber und zierlich, sein Haar sorgfältig geordnet; er unterschied sich dadurch sehr von der burschikosen Nachlässigkeit Danton's und dem cynischen Schmutze des Marat. In seinem Zimmer umgab er sich mit seinen eigenen Porträts und Büsten. Die Angriffe der englischen Journale schmeichelten ihm; er sah sich gern auf der Liste der Tirannen verzeichnet und freute sich, wenn man die Armeen Frankreich's die seinigen nannte. In seiner Lebensweise war er einfach und ordentlich. Man konnte ihm, da er wenig brauchte, keine Unterschleife vorwerfen und nannte ihn daher den Unbestechlichen. Dennoch wollen Manche behaupten, er habe große Summen nach London geschickt, um dort einst eine bequeme Zuflucht zu finden. Von Temperament kühl und gleichgiltig gegen die Liebe, hielt er sich von den Ausschweifungen und Lüsten seiner Zeit fern, und wurde als ein Sohn der Tugend gepriesen. Versteckt, argwöhnisch und mißtrauisch, umgab er sich am liebsten mit strafbaren Kreaturen, die er zu jeder Zeit hätte der Strafe überliefern können und so durch Furcht an sich fesselte. Ohne Genie geboren, konnte er die Umstände nicht herbeiführen, wohl aber geschickt benutzen. Am außerordentlichsten war sein Talent, auf die Meinung des Volkes zu wirken, es blindlings nach seinem Willen zu zügeln. Mit dieser furchtbaren Waffe einer unbegränzten Popularität, war Frankreich in seine Gewalt gegeben; mit ihr stürzte er das Vorhandene, gründete Systeme und wechselte sie, erschuf sich Werkzeuge und zerstörte sie wieder, und log seine Grausamkeiten zu Handlungen der Nothwendigkeit, ja der Tugend.

F. A. Charette.

Geboren 1763. Gestorben 1796.

François Athanase Charette de la Coutrie, einer der letzten Ritter und Rächer des gestürzten Königthumes in Frankreich, stammte aus einer alten und vornehmen Familie der Bretagne, wo er 1763 zu Couffée geboren war. Seine Vorfahren hatten sich in der Magistratur und im Soldatenstande ausgezeichnet. Er wählte den Seedienst, und zählte kaum sechszehn Jahre, als er schon in allen Prüfungen, durch welche die Zöglinge gehen mußten, so wohl bestand, daß er bei der Marine angestellt wurde. Als Frankreich an dem amerikanischen Kriege gegen England theilnahm, wurde auch er dorthin gesendet, und that sich durch Muth und Menschlichkeit hervor. Bei dem Ausbruche der Revolution verließ er den Seedienst und begab sich in den Schoß seiner Familie, welcher er jedoch bald wieder entrissen wurde. Durchdrungen von den Grundsätzen der Religion, und, wie alle Bretagner, begeistert für seinen König, mußte das Verfahren der gesetzgebenden Versammlung ihn schwer verletzen. Durch die Requisitionen zur Verzweiflung gebracht, hatte in jenen Gegenden ein Perückenmacher, Namens Gaston, sich an die Spitze der Insurgenten gestellt, um die alte Ordnung der Dinge in Bretagne wieder herzustellen. Als dieser bald darauf in einem Gefechte umkam, übernahm, auf die wiederholten Aufforderungen der bewaffneten Bauern, Charette das Kommando. Seine ersten Unternehmungen gelangen; dagegen mißglückte es ihm bei Challans und St. Gervais, und nur sein unerschütterlicher Muth erhielt ihn in seiner Stellung. Er flüchtete nach Montaigu, wo der Insurgentenanführer Royrand ihn aufzunehmen verweigerte. Da stürzte Charette mit dem Muthe der Verzweiflung sich mit seinen wenigen Getreuen auf die Republikaner zu St. Colombien, und der Sieg krönte seine Kühnheit. Royrand, diese Heldenthat bewundernd, söhnte sich mit ihm aus und bewilligte eine gemeinschaftliche Unternehmung mit ihm, deren günstiger Erfolg Charette aus seiner bedrängten Lage riß. Einige glückliche Gefechte brachten wieder das

ganze Land in seine Gewalt. Ziemlich gleichzeitig eroberte die königlich gesinnte große Vendée-Armee Samur; Schweizer und Deutsche, die hier als Gefangene aufbewahrt waren, wurden in Freiheit gesetzt, und ein besonderes Korps aus ihnen errichtet, welches stets um Charette war. Dieser schloß seine Operationen an jene der großen Armee an. Der Angriff auf Nantes mißlang, und mancherlei Unfälle folgten. Zum Oberbefehlshaber wurde d'Elbée erwählt. Charette, obschon dadurch verletzt, nahm dennoch Antheil an dem Angriffe auf Luçon, wo die Vendéer anfangs Vortheile erfochten, dann aber eine vollständige Niederlage erfuhren. Jetzt sendete der Konvent die Garnison von Mainz und andere kriegsgewöhnte Truppen nach der Vendée und hoffte die Royalisten zu bewältigen. Allein Charette nimmt, als ein geschickter Feldherr, vortheilhafte Stellungen, vertieft sich in die Gebüsche und zieht sich in die engen Gränzen derselben zurück. Der Feind, der hierin eine Flucht erblickt, folgt ihm hitzig auf dem Fuße; kaum aber ist er in dieses beschwerliche Terrain eingerückt, so wird ihm seine Artillerie unnütz, jeder Schritt, den er macht, ist eine vorbereitete Schlinge; unaufhörlich angefallen von bewaffneten Bauern, die alle Wege und Stege kennen, will er sich zurückziehen; aber es ist nicht mehr Zeit, die Wege sind abgebrochen und ein großer Theil der republikanischen Armee kommt durch das Schwert der Vendéer, oder durch Elend und Strapazen um. Bei Torfu erfocht die große Vendée-Armee, mit welcher Charette sich vereinigt, einen vollkommenen Sieg über die Mainzer. Am folgenden Tage gingen Lescure und Charette auf Montaigu los, und errangen neue glänzende Vortheile. Statt aber nun sich dem Ueberreste der Armee unter Bonchamp und d'Elbée anzuschließen, verfolgten sie ihren Sieg noch bei St. Fulgent und ließen dadurch den Vortheil eines allgemeinen Angriffs aus den Augen, der die vollständige Aufreibung des Feindes erzielt haben würde. Die Niederlage bei Mons, die Gefechte von Grandville u. s. w. hatten die royalistische Armee auf dem rechten Ufer der Loire außerordentlich geschwächt. Charette schickte einige seiner Offiziere dorthin, um die Trümmer derselben zu sammeln; Stoflet war unter ihnen und wurde dann ihr Chef. Durch diese Theilung wurde Charette geschwächt. Chatelineau setzte Bretagne in Aufstand, und die Vendée-Armee verschaffte dazu Kommandanten. Andere royalistische Versammlungen, wie die der Chouans, vereinzelten die Kräfte und boten keine furchtbare Masse mehr dar. Dieser Mangel an Uebereinstimmung entzweite Charette und die übrigen Anführer; überhaupt zeigte sich sein Talent stets da am mächtigsten, wo er allein und unabhängig

stand. Unstreitig entsprangen hieraus die Unfälle, welche jetzt die Waffen der königlich Gesinnten erfuhren. — Kaum sah Charette seine Kantonnirungen befreit, so ergriff er einen Vorwand, sich von der Hauptarmee zu trennen, und unternahm mit den Seinigen einen Angriff auf die Insel Noirmoutier, um eine Verbindung mit den Engländern zu bewerkstelligen. Er erreichte seinen Zweck, während gleichzeitig die bei Chollet geschlagene große Armee über die Loire gehen mußte. Aber bald sah auch er sich heftig angegriffen. Von Haxo gegen das Meer gedrängt und in den Morästen von Bouin eingeschlossen, führte dennoch der kühne Charette seine Armee glücklich aus einer Gegend, wo man sie schon als aufgegeben betrachten konnte. Da er sich nicht stark genug wußte, um eine feste Stellung annehmen zu dürfen, so setzte er jetzt den Krieg als Parteigänger fort, und durchstreifte in solcher Art, mit nicht zu ermüdender Thätigkeit, Nieder-Poitou fünf Monate lang. Dann ging er über die Sevre zurück wieder auf sein Gebiet, ohne mit der großen Armee, welche sich neuerdings zu organisiren begann, in Verbindung zu treten. Nur mit Stoflet führte er gemeinschaftlich, theils in Anjou, theis in Nieder-Poitou, einige gelungene Angriffe aus, und zog sich dann wieder abgesondert auf sein Gebiet zurück. Der siegreiche Klang seines Namens führte ihm neue Anhänger zu; gegen den Juni 1794 hatte er bedeutende Verstärkungen gewonnen. Ermuthigt durch mehrere Erfolge seiner Waffen, griff er drei verschanzte Lager der Republikaner an und zerstörte sie. Den höchsten kriegerischen Ruhm aber brachte ihm und seinen Waffengefährten der Angriff auf das Lager von St. Christophe bei Challans. Der Nationalkonvent, welcher nach dem Sturze Robespierre's gelindere Maßregeln zu ergreifen geneigt war, ließ am 2. Dezember 1794 eine allgemeine Amnestie für die Vendée verkündigen, die jedoch dort gar nicht bekannt wurde, bis im Februar 1795 der Konvent drei gemäßigte Deputirte dahin schickte und ein Bürger von Nantes sich dem gefährlichen Auftrage unterzog, den Beschluß des Konvents in das Hauptquartier des Generals der Vendée zu überbringen. So hatte am 12. desselben Monats eine Zusammenkunft zwischen Charette und den Repräsentanten statt. Unter den Kanonen von Nantes wurde ein Zelt aufgeschlagen, in welchem am 17. Februar endlich der Friede zwischen der Republik und den Royalisten zu Stande kam. Charette ritt unter dem Donner der Kanonen und dem allgemeinsten Freudengeschrei in Nantes ein. Ungern hatte er in einen Frieden gewilligt, durch den er sich erniedrigt glaubte. Auch der Republik war es nicht Ernst damit. So kam es, daß von beiden Seiten die

Friedensbedingnisse nicht gehalten wurden. Man griff auf's Neue zu den Waffen, und der Krieg nahm einen noch wilderen Charakter an, als vorher. Charette, um die Grausamkeiten der Republikaner zu bestrafen, ließ alle Gefangenen erschießen und übte stets die blutigste Wiedervergeltung. Seine Armee war durch die früheren glücklichen und unglücklichen Erfolge sehr zusammengeschmolzen; er stieß jetzt auf größere Schwierigkeiten, sie zu ergänzen, und war gezwungen, sich in engere Gränzen einzuschließen. Er wollte über die Loire setzen und die Landung auf Quiberon bewerkstelligen; aber es gelang ihm nicht. Jetzt drangen die zahlreichen Haufen der Republikaner weiter und weiter vor. Charette, von allen Seiten gedrängt, versucht eine freiere Stellung zu gewinnen. Doch Hoche schließt ihn endlich ganz ein, und die Seinigen verlassen ihn. Beim Recognosciren wird er von den Feinden umringt, schlägt zwar mit Löwenmuth sich durch, erhält aber dabei dreifache Wunden. Von Schmerz und Blutverlust erschöpft, kann er sich nicht mehr aufrecht erhalten, sondern muß in einem nahen Gehölze zwischen Montaigu und Belleville liegen bleiben. Hier wurde er von den Republikanern entdeckt, nach Nantes abgeführt und am 29. März 1796 erschossen.

So tragisch endete der Mann, der, da schon Alles verloren schien, das sinkende Panier des Königthumes mit starker Hand ergriff und vertheidigte; der Großes geleistet, aber Größeres und Dauernderes vollbracht haben würde, wenn er es über sich gewonnen hätte, seinen Ruhm mit Anderen zu theilen und seinen Willen dem Ganzen zu unterordnen.

Immanuel Kant.

Geboren 1724. Gestorben 1804.

Immanuel Kant, der berühmte Gründer eines neuen (des prüfenden) philosophischen Systems, wurde den 22. April 1724 zu Königsberg geboren. Das äußere Leben dieses wunderbaren Mannes ist so durch und durch einfach und einförmig, daß es fast gar keine Anhaltspunkte gewährt und der reiche Wechsel seiner innern Welt um so schärfer gegen diese Eintönigkeit seiner Verhältnisse nach außen absticht. Nach der Aussage eines seiner Biographen ist er nie über Pillau — sieben Meilen von seinem Geburts- und Aufenthaltsorte Königsberg — hinausgekommen, und die starre Pünktlichkeit, die in seiner ganzen Lebenseinrichtung herrschte, ging so weit, daß man allerdings im Scherze von ihm sagen konnte: die Königsberger hätten ihre Uhren nach ihm gestellt. Zu Königsberg entstand, reifte, lebte, wirkte und starb er. Er studirte, unter dürftigen Verhältnissen, dort Theologie, trat ebendaselbst 1755 als akademischer Lehrer auf, lebte seit 1770 dort als Professor der Logik und starb in Königsberg am 12. Februar 1804. Aber der enge Rahmen, welcher die sichtbare Erscheinung dieses Mannes begränzt, wird durch das geistige Bild des großen Forschers und Lehrers in's Unendliche erweitert, und gehört der Menschheit an, so weit sie denkt und auf geistigen Bahnen vorwärts strebt. Es ist hier nicht der Ort, auf das System seiner Philosophie einzugehen. Er sah die Haltlosigkeit des vorgefundenen philosophischen Gebäudes, erkannte, wie man sich im fruchtlosen Experimentiren an einzelnen Gliedern abmühte, statt sein Streben dem Ganzen der Philosophie und ihren Prinzipien zuzulenken, und erklärte aus diesen falschen Operationen sich und Anderen den Grund des Mißlingens aller bisherigen Metaphysik. Kühn ging er an's Werk, räumte den der festen Grundlagen entbehrenden, aufgehäuften philosophischen Wust aus dem Wege, und führte mit unübertroffener Gründlichkeit und Scharfsinnigkeit die Untersuchung auf jene Punkte zurück, von denen sie eigentlich jederzeit hätte ausgehen sollen, und zwar durch die einfache Frage: Was

kann ich erkennen? und was ist es, das ich ursprünglich weiß? Die Erörterung dieser Fragen leitete ihn zu einer Kritik und Untersuchung der Grundüberzeugungen des menschlichen Erkenntnißvermögens, oder, wie er sie selbst betrachtete und nannte: zu einer „Kritik der reinen Vernunft". Er gab keine eigentliche spekulative Philosophie oder Metaphysik, sondern nur eine Kritik derselben, zu, und lehrte die praktische Vernunft und ihr Vermögen durch die theoretische Vernunft erkennen, die mit der praktischen doch nur Ein Vermögen sei. Man hat daher von ihm gesagt: er führe die Ideen zur Vorderthüre der Philosophie hinaus, um sie durch die Hinterthüre wieder einzuführen. Die Richtung seiner Untersuchungen leitete ihn vorzüglich zur Ausbildung der praktischen Philosophie hin, mit welcher er nun auch die Religionsphilosophie verband (weil er den Glauben an Gott auf das Praktische gründete), besonders aber zur strengeren und reineren Ausbildung der Moral im engeren Sinne, und der moralischen Begriffe von Pflicht und Sittengesetz, welches er den „kategorischen Imperativ" nannte. Die Grundzüge seiner Ansicht hat er in seinen beiden bekannten Hauptwerken: „Kritik der reinen Vernunft" und „Kritik der praktischen Vernunft", niedergelegt. Kant's philosophische Grundansicht hat man, wegen des Ganges, den seine Untersuchung nahm, oder wegen der hierin zuerst von ihm aufgestellten Methode, den „Kriticismus" oder die „kritische (prüfende) Philosophie" genannt. Obgleich es seinem Systeme nicht an bedeutenden Gegnern fehlte, so war doch die Zahl seiner Anhänger ungleich größer. Auch in Holland und in den nördlichen Reichen hat seine Philosophie Eingang gefunden; weniger wollte dies in Frankreich und England gelingen.

Den äußeren Menschen anlangend, so hat ihn Reichhardt folgendermaßen geschildert: Kant war ein an Leib und Seele ganz trockener Mann. Magerer, ja dürrer, als sein kleiner Körper, hat vielleicht nie einer existirt; kälter, reiner in sich abgeschlossen, wohl nie ein Weiser gelebt. Eine hohe heitere Stirn, feine Nase, und helle klare Augen zeichneten sein Gesicht vortheilhaft aus. Aber der untere Theil desselben war dagegen auch der vollkommenste Ausdruck grober Sinnlichkeit, die sich bei ihm besonders im Essen und Trinken übermäßig zeigte. Er liebte sehr eine gute Tafel in fröhlicher Gesellschaft, und war selbst ein angenehmer Gesellschafter, der durch sehr ausgebreitete Belesenheit und einen unerschöpflichen Vorrath von unterhaltenden und lustigen Anekdoten, die er ganz trocken, ohne je dabei selbst zu lachen, erzählte, und durch echten Humor in treffenden Repliken und Anmerkungen, jede Gesellschaft aufheiterte und unterhielt. Kant's

Gesellschaft wurde um so mehr von den besten Häusern und angesehensten Familien gesucht, da er sich durch die vollkommenste Rechtlichkeit und durch den echten Stolz, der ihm nicht nur als dem geistreichsten Manne des Ortes, sondern als einem der tiefsten Denker, die je die Menschheit geehrt haben, wohl anstand, überall in hoher Achtung zu erhalten wußte, auch im Aeußeren nicht nur stets sauber, sondern sehr stattlich erschien. Er paßte um so mehr in jede große und kleine Gesellschaft, da er das Kartenspiel liebte und nicht gern einen Abend ohne seine kleine l'Hombre-Partie zubrachte. Er hielt dieses für das einzige, stets sichere Mittel, den Kopf vom angestrengten Denken abzuziehen und zu beruhigen. Schöne Künste hatte er nie geübt und liebte sie auch nicht besonders. Er war vielmehr, als wäre er lauter reine Vernunft oder tiefer Verstand, neben welchem man selten ein so gränzenloses Gedächtniß antreffen wird, als Kant besaß. Seine Vorlesungen wurden auch dadurch äußerst interessant und lehrreich. Er las den größten Theil des Vormittags, Nachmittags selten, und ließ sich zwischen jeder Vorlesung zwanzig Minuten Zeit für die folgende. Logik und Metaphysik las er gewöhnlich öffentlich; dann noch abwechselnd Naturrecht, Moral, Anthropologie, Physik und physische Geographie. Letzteres waren besonders angenehme und lehrreiche Vorlesungen für junge Leute, durch die unermeßliche Belesenheit in Geschichte, Reisebeschreibungen, Biographien, Romanen und in allen Fächern, die nur je Materialien zur Bereicherung oder Erläuterung für jene Wissenschaften liefern können. Sein Gedächtniß zeigte sich dabei in voller Stärke; denn obgleich er die Hefte vor sich liegen hatte, sah er doch selten hinein und sagte oft ganze Reihen von Namen und Jahreszahlen frei aus dem Kopfe her. Aber auch seine Vorlesungen über abstrakte Philosophie erhielten durch jenen Schatz von Erläuterungen und Beispielen, die sein Gedächtniß darbot, große Klarheit und Deutlichkeit, und seine Schriften sind Vielen wohl immer dadurch so lange dunkel und schwierig geblieben, weil er den besten philosophischen Schriften zu viel zutrauete, als daß er jene hinzuzufügen für nöthig hätte erachten sollen.

Isaak Newton.

Geboren 1642. Gestorben 1727.

Der große Denker, der unsterbliche Schöpfer des Systems der Naturphilosophie, das spätere Forschungen erst in seinem herrlichsten Lichte zeigten, der Begründer der neueren mathematischen Physik, Isaak Newton, erblickte das Licht der Welt zu Woolsthorpe in der englischen Grafschaft Lincoln, den 25. Dezember 1642. Klein und schwächlich bei seiner Geburt, erweckte er in seinen Knabenjahren durchaus keine besonderen Erwartungen, daher hoffte seine Mutter, als der Vater frühzeitig verstorben, ihm ihre ländliche Wirthschaft übertragen zu können. Auf ihre Veranlassung mußte er die gelehrte Schule in dem benachbarten Städtchen Grantham, die er in seinem zwölften Jahre bezogen, wieder verlassen und bekam von ihr häusliche Geschäfte angewiesen. Hierzu zeigte er sich jedoch sehr unfähig; wohl aber bekundete er schon damals Neigung und Talent zur praktischen Mechanik, setzte eine sehr genaue Wasseruhr zusammen und verfertigte in gleicher Art eine Sonnenuhr, die noch jetzt in seinem Geburtsorte gezeigt wird. Auch sah man ihn schon eifrig in mathematischen Schriften studiren. Ein Oheim, welcher in diesen Anzeichen die Bestimmung des Knaben erkannte, bewog die Mutter, diesen Fingerzeig zu beachten und ihn auf die Schule zu Grantham zurückkehren zu lassen. Von dort ging er, 18 Jahre alt, auf die Universität zu Cambridge, wo, zu seinem Glücke, damals grade der treffliche Barrow Unterricht in den mathematischen Wissenschaften ertheilte. Dieser erkannte in dem Jünglinge ein außergewöhnliches Talent und widmete ihm besondere Aufmerksamkeit, während Newton durch eigenes gründliches Studium von Saunderson's Logik und Keppler's Optik die Bemühungen seines Lehrers erleichterte. Da Descartes' Philosophie damals die Aristotelische verdrängt hatte, so legte er sich mit besonderem Eifer auf des Ersteren Geometrie; gleichzeitig vertiefte er sich in Wallis' Arithmetica infinitorum, und wurde dadurch bereits zu wichtigen analytischen Entdeckungen hingeleitet; namentlich lehrte er die für ganze positive Exponenten

schon erfundene Form des binonischen Lehrsatzes auch auf fractionäre und negative anwenden. Diese Frucht seines Fleißes erntete er in einem Alter von noch nicht 23 Jahren, gegen 1665; zur nämlichen Zeit nöthigte ihn eine zu London ausgebrochene Pest, Cambridge zu verlassen und nach seinem Geburtsorte zurückzugehen, noch ehe er seine Entdeckungen irgend Jemanden vertraut hatte. Wie er bei allen seinen Forschungen unmittelbar von der Natur ausging und sie zu Rathe zog, so weihte diese Lehrerin ihren treuen Liebling auch oft durch bloßen Zufall in ihre tiefsten Geheimnisse ein. Als er in seiner ländlichen Einsamkeit eines Tages unter einem Apfelbaume saß, der noch heutiges Tages gezeigt wird, lenkte ein herabfallender Apfel seine Gedanken auf jene große Kraft der Natur hin, die wir Schwerkraft (Gravitation) nennen und vermöge welcher jeder fallende Körper dem Mittelpunkte der Erde zugetrieben wird. Dieser zufällige Anlaß brachte ihn auf die wichtigen Fragen: ob jene, auf den Gipfeln der höchsten Berge noch wirksame Kraft nicht bis zum Monde reichen, ob nicht sie denselben in seiner Bahn um die Erde erhalten, und ob nicht vielleicht die Sonne mit einer ähnlichen Kraft auf die Planeten wirken dürfte? Bei weiterer Verfolgung dieses Gedankens stellte er in Gewißheit, daß die Anziehungskraft der Sonne in umgekehrtem Verhältnisse des Quadrates der Entfernung wirke. Er wollte dieselbe Voraussetzung auch auf den Mond anwenden; aber da stimmte die Rechnung nicht, weil die zu Grunde gelegte Größe des Erdhalbmessers damals noch nicht hinlänglich festgestellt war. Newton, der inzwischen (1666) wieder nach Cambridge gegangen war und dort den Gradus angenommen hatte, theilte sich deshalb auch hierüber nicht mit; nur zeigte er zwei Jahre später Barrow einige optische Sätze, die derselbe in der Vorrede seiner Lectiones opticae et geometr. rühmlich erwähnte. Mittlerweile war Mercator's Logarithmotechnia erschienen, und da die in diesem Werke gelehrte Quadratur der Hyperbel große Bewunderung fand, so fühlte sich Newton bestimmt, Barrow mit seiner weit mehr leistenden Methode der Fluxionen bekannt zu machen, über welchen analytischen Satz dieser mächtig erstaunte. Dennoch trat Newton damals mit dieser Methode noch nicht öffentlich hervor; denn ihn beschäftigte bereits wieder ein anderer wichtiger Gegenstand, indem er mittelst des Prisma der Zerspaltung des weißen Sonnenlichtes in die verschiedenfarbigen Strahlen, welche jenes zusammensetzen, auf die Spur gekommen war und dadurch der Gründer der Farbenlehre ward. Mit diesem Gegenstande eröffnete er, als er drei Jahre später Barrow im Lehramte folgte (1669), in seinem

27sten Lebensjahre seine Vorlesungen. Kurz darauf lenkte er durch eine Abhandlung über bessere Einrichtung der Teleskope die Aufmerksamkeit der königlichen Societät zu London auf sich, überreichte derselben ein solches, von ihm selbst zusammengesetztes und 30 bis 40 Mal vergrößerndes Teleskop mit einem Metallspiegel, wurde 1672 zu deren Mitgliede ernannt und legte ihr nunmehr einen Theil seiner Analyse des Lichtes vor. Der Streit, in welchen er wegen dieser Theorie mit Hooke gerieth, veranlaßte seine zweite Schrift über das Licht. Uebrigens bewogen ihn jene Streitigkeiten, mehrere Jahre lang nichts mehr von seinen Arbeiten mitzutheilen, bis er 1679 den Vorschlag machte, die Bewegung der Erde durch unmittelbare Versuche über die Abweichung darzuthun, welche frei fallende Körper von der Verticale erleiden. Dadurch wurde der Prozeß der Gravitationstheorie, der längere Zeit geruht hatte, von Neuem aufgenommen, und da mittlerweile durch Picard's Messungen der Werth des Erdhalbmessers genauer bestimmt worden war, so fand nunmehr Newton zu seiner größten Genugthuung, daß die Bewegung des Erdmondes wirklich im richtigen Bezuge zu dem von ihm aufgestellten Gravitationsgesetze stehe. Von jetzt an widmete er sein Leben einzig der Verfolgung dieses großen Gesetzes der Welten, und ohne durch die mancherlei Anfechtungen, welche er erfahren mußte, sich irre machen zu lassen, arbeitete er mit ernster Ausdauer an seinem unsterblichen Werke fort, das endlich 1687 unter dem Titel „Philosophiae naturalis principia mathematica" vollständig an's Licht trat. Bei verschiedenen Anlässen mußte der Philosoph sich auch politischen Handlungen unterziehen, und 1696 ernannte ihn der Graf von Halifax, bei seinem Eintritt in's Finanzministerium, zum Münzwardein, um seine Kenntnisse bei einer beabsichtigten Münzreform zu benutzen. Auch hier war sein Wirken vom zweckmäßigsten Erfolge, und zugleich wurde er dadurch zu chemischen Untersuchungen hingeleitet. Bei einer Feuersbrunst aber wurde sein Laboratorium sammt den dorthin gehörigen Manuskripten vernichtet, welcher Vorfall auf seine Gesundheit und Geisteskraft sehr nachtheilig gewirkt haben soll. Die Ernennung zum Münzdirektor (1699) sicherte seine äußere Lage. Sein Ruhm war damals bereits festgestellt; und Neid oder Streitsucht wagten sich nicht mehr an ihn heran. Die Pariser Akademie ernannte ihn zu ihrem auswärtigen Mitgliede; die Universität Cambridge wählte ihn zweimal zu ihrem Parlamentsdeputirten; 1703 ward er Präsident der Londoner Societät und 1705 erhob die Königin Anna ihn zum Ritter. In dieser ehrenvollen und einträglichen Stellung beschloß er auch, seine übrigen früheren Arbeiten,

die »Principia«, herauszugeben, und es erschien sofort »Optice, or a Treatise of the Reflexions, Inflexions and Colours of Light«, welches Werk besonders eine treffliche Anleitung gewährt, erfolgreich zu experimentiren und aus den Experimenten Alles zu ziehen, und von Clarke sogleich in's Lateinische übersetzt wurde. Mit Leibnitz war er um 1712 in einen großen wissenschaftlichen Streit über die Erfindung des Infinitesimal-Calculus gerathen, der, obgleich, wie sich später gezeigt hat, beide ausgezeichnete Männer nur der Form nach von verschiedenen Verfahren geleitet wurden, durch das Hetzen und Dazwischenreden der beiderseitigen Freunde einen leidenschaftlicheren Charakter annahm und von Newton selbst über Leibnitz's Tod (1716) hinaus fortgesetzt wurde. Nach dem erwähnten Verluste seines Laboratoriums scheint Newton die Liebe zu wissenschaftlichen Forschungen gewissermaßen verloren zu haben. Er ergab sich in diesen späteren Jahren religiösen Betrachtungen und ließ selbst Einiges dieser Art öffentlich erscheinen; doch war er auf diesem Gebiete nicht glücklich. Wissenschaftliche Arbeiten hat er seitdem nur wenige mehr geliefert, darunter eine Auflösung des von Johann Bernoulli vorgelegten Problems über die Brachystochrone oder Linie des kürzesten Falles. Eine andere schwere analytische Aufgabe, welche von Leibnitz 1716 den englischen Geometern vorgelegt wurde, um die Ueberlegenheit seiner Indifferentialrechnung über die Methode der Fluxionen zu zeigen, erhielt Newton, wie man erzählt, des Abends, als er abgemattet von der Münze nach Hause kam, und lösete sie noch vor dem Schlafengehen auf. Von da an aber, in den letzten zehn Lebensjahren vor seinem Tode, scheint er sich gar nicht mehr mit Mathematik beschäftigt zu haben. Eine sonderbare Erschöpfung und Gleichgiltigkeit war in ihm eingetreten; er fühlte, daß sein Tagewerk beendigt sei. Bat man ihn um eine Aufklärung, so verwies er an einen andern Mathematiker, und wenn man ihm Bewunderung über seine Werke bezeigte, so erwiderte er, ob aus Bescheidenheit, ob aus eingetretener Theilnahmlosigkeit: »Ich weiß nicht, was die Welt zu meinen Arbeiten sagen wird. Mir selbst bin ich nur wie ein Kind erschienen, das, am Ufer des Meeres spielend, bald ein buntes Steinchen, bald eine glänzende Muschelschale findet, während der Ocean der Wahrheit unerforscht und unerforschbar in unbegränzter Ferne vor meinen Blicken sich ausdehnte.« — Der gewaltige Forschergeist war gebeugt; die Natur, in deren Mysterien er tiefer geblickt hatte, als vor ihm ein Sterblicher, öffnete ihren Schoß, um das sterbliche Theil dieses Genius wieder zu empfangen. Doch erfreute er sich bis in sein spätestes Alter einer


IV
KANT
NEWTON
1642
1727
MARAT
1793
CHARLOTTE

festen körperlichen Gesundheit, und entschlummerte, nach kurzem Unwohlsein, am 20. März 1727, im 85sten Jahre seines ruhm- und arbeitreichen Lebens. Sein Leichnam wurde, auf königlichen Befehl, auf einem Paradebette, gleich Personen vom höchsten Range, ausgestellt und in der Westminster-Abtei beigesetzt. Der Großkanzler und drei Pairs von England halfen den Sarg des Mannes tragen, der seinem Vaterlande so hohen Ruhm verliehen. Seine durch ihn zu großem Reichthume gelangte Familie ließ ihm ein prachtvolles Denkmal errichten, zu welchem Pope unter anderen folgende Verse als Inschrift projektirt haben soll:

„In Nacht lag die Natur und all' ihr Werk. Gott spricht:
Es werde Newton, sieh', und Alles wurde licht."

Newton war mittelgroß, sein Aeußeres einnehmend; doch entdeckte man darin nicht den tiefen Denker, der aus seinen Werken hervorgeht. Er war sanft und einfach in seinem Wesen, und hat sich nie verheirathet, da er der Liebe, der geistigen wie der physischen, jederzeit völlig unzugänglich geblieben sein soll.

Jean Paul Marat.

Geboren 1744. Gestorben 1793.

Es sind die grausigsten und zugleich die peinlichsten und unerquicklichsten Gefühle, die uns bei dem Klange dieses Namens ergreifen. Der Seelenforscher sucht vergebens auch nur eine tragische Erhebung in ihm, wie sie von manchen bösen, aber großen Naturen auszugehen pflegt. Marat's Lebenskreis hüllen nur die mephitischen Dämpfe des Lasters und stumpfer Bosheit ein, und ein blutdürstiger Instinkt, wie der eines Raubthieres, vertritt bei ihm die Stelle einer durchgreifenden Idee des Bösen. Marat stammte aus Baudry im Fürstenthum Neufchatel, wo er 1744 geboren war. In Paris, wo er arm und ungekannt einwanderte, und Medicin und Chirurgie oberflächlich genug studirte, suchte er anfänglich als Charlatan und Quacksalber sein Glück zu machen, indem er eine Mixtur zusammen braute, die er für eine Universalmedicin ausgab und zu unverschämt hohem

Preise feilbot. Da er keinen Absatz fand, kroch er demüthig bei Vornehmen und Reichen herum, um seine erbärmliche Lage zu verbessern. Durch vieles Suppliciren brachte er es endlich dahin, daß der Graf von Artois ihn zu seinem Roßarzte annahm. Dann machte er seinen verworrenen Ideen durch einige barocke medicinische und physikalische Schriften Luft, so: »Ueber den Menschen oder die Principien des Einflusses der Seele auf den Körper und des Körpers auf die Seele«, und die »Aufklärung über das Feuer, die Elektricität und das Licht«. Er vermaß sich sogar, eine Schrift anzukündigen, nach deren Erscheinen man alle Werke Newton's in's Feuer werfen werde. So machten Eitelkeit und Anmaßung ihn nicht selten zum Narren; schlimm, daß diesem Narren später so furchtbar die Krallen der Gewalt wachsen sollten! In London, wohin er eine Reise unternahm, schloß er eine engere Verbindung mit dem Duc d'Orleans, kam zu Anfang der Revolution nach Paris zurück, und huldigte hier ganz der Orleanischen Partei. In seinem ersten Journale, »der Pariser Publicist«, begeiferte er die ersten Beamten, namentlich Necker. Aerger noch trieb er es in seinem »Volksfreund«, in welchem er auf eine noch nie erhörte Weise täglich Aufruhr gegen die Regierung, Mord und Plünderung predigte. Er suchte die konstitutionelle Garde und die Bürger zu entzweien, verfolgte den General Lafayette, als den Gegner des Duc d'Orleans, forderte die Armeen gradewegs auf, ihre Generale zu ermorden, die Armen, über die Güter der Reichen herzufallen. Sein Journal gab den Anlaß zu der Ermordung des Kommandanten von Caen, Belsunce. Anklagen und gerichtlichen Verfolgungen entzog er sich bald durch seine Frechheit, bald durch die Flucht. Der Girondepartei, von welcher einige Mitglieder die seine Blätter füllenden Aufforderungen denuncirt hatten, schwur er einen unversöhnlichen Haß, eben so Denjenigen, welche er Staatsmänner nannte. Vor seinen Verfolgern verbarg er sich im Hause des Fleischers Gendre und in den unterirdischen Räumen der Kirche der Cordeliers. Aus diesen unterirdischen Höhlen qualmten seine aufrührischen Journale und Pamphlete hervor. Danton und die Cordeliers schützten ihn, und bereiteten ihm sogar eine gewisse Art des Sieges. Die Obrigkeit legte Beschlag auf seine Pressen; da man aber um seinetwillen die Preßfreiheit nicht beschränken wollte, so wurden ihm vier Pressen in der königlichen Druckerei eingeräumt. Er bereitete die Scenen des 10. August 1792 vor, der über die Monarchie entschied. Damals wurde er Mitglied der nach diesem Tage benannten Municipalität, und Präsident jenes schrecklichen Ausschusses, in dessen Hände bald alle

Gewalt kam. Von ihm ging der erste Anlaß aus zu den Blutbädern des 2. und 3. September. Er beantragte und unterzeichnete ein Umlaufschreiben an alle Stadträthe Frankreich's, um sie zur Nachahmung dieser Mordscenen zu ermuntern. Obschon damals zwei Anklagedekrete gegen ihn vorlagen, wurde er gleichwohl zum Deputirten von Paris für den Konvent ernannt, und zögerte nicht, seine Stelle anzutreten. Als er am 25. September die Rednerbühne besteigen wollte, sah er sich von mehren Mitgliedern energisch angegriffen und nach Verdienst behandelt; dennoch fand er von manchen Seiten Unterstützung, erwiderte die Angriffe seiner Gegner mit der ihm eigenen Wuth der Unverschämtheit, erklärte sich für die von Danton und Robespierre vorgeschlagene Diktatur, gab zu, selbst darauf angetragen zu haben, und trotzte frech und schamlos allem Spott und Hohn, welchen beinahe der ganze Konvent auf ihn häufte. Er that durchaus keine Schritte, die am 24. Oktober gegen ihn erhobene Anklage: daß er fortwährend Anarchie gepredigt und die Köpfe von noch 200,000 Franzosen verlangt habe, zurückzuweisen, sondern bekannte dies öffentlich als seine Meinung. Am 6. Dezember trug er darauf an: daß der König durch namentlichen Aufruf gerichtet und eine Uebersicht der Abstimmung öffentlich angeschlagen werden solle, damit dem Volke die Verräther im Konvente bekannt würden. Gleichzeitig denuncirte er das Vorhandensein einer großen Verschwörung, welche den König zu retten beabsichtige. Einige Tage später widersetzte er sich dem Vorschlage, dem Könige Rathgeber zu bewilligen, und verlangte schließlich, daß das Urtheil und die Hinrichtung nicht mehr vier und zwanzig Stunden verschoben werde. Unaufhörlich stachelte er in seinen Journalen die Wuth des Volkes gegen die Regierung an. Von den Deputirten der Gironde am 26. Februar 1793 angeklagt, zum Raube aufgefordert zu haben, war er wiederum weit entfernt, sich rechtfertigen zu wollen, rühmte sich vielmehr, wie immer, seiner Schändlichkeit und erwiderte mit Schimpfworten und Grobheiten. Sonderbar genug vertheidigte er am 12. März Dumouriez. Als er aber neun Tage später alle Anführer als Verräther, und alle Heere als unfähig, dem Feinde Widerstand zu leisten, denuncirte, trug ein Deputirter darauf an, ihn für verrückt zu erklären. Am 4. April drang er, wiederum unter den gröbsten Vorwürfen gegen die Andersmeinenden, auf die Bildung des allgemeinen Sicherheitsausschusses, um die Verdächtigen zu verhaften. Zwei Tage darauf forderte er sogar, daß nicht weniger als 100,000 Anverwandte von Emigranten, als Geiseln für die Sicherheit der von Dumouriez dem Feinde ausgelieferten Kommissarien,

ausgehoben werden sollten, und am 11. stellte er den Antrag, einen Preis auf die Köpfe der geflüchteten Bourbons zu setzen, welchen Antrag er später wiederholte. Kurz darauf präsidirte er in dem Jakobinerklub, und unterzeichnete in dieser Eigenschaft jene berüchtigte Adresse an das Volk, um es zum Aufstande gegen die Mehrzahl des Konvents anzuhetzen. Die Gironde benutzte dies, um ihn anzugreifen, und setzte am 13. sogar ein Anklagedekret gegen ihn durch. Marat versteckte sich und zeigte dem Konvent schriftlich an, daß er sich dem Dekrete nicht unterwerfe. Indessen traf er seine höllischen Vorbereitungen, richtete seine Banden ab, zeigte sich am 18. vor dem Tribunale, wurde losgesprochen, triumphirend in den Konvent getragen und betrat, mit Lorbeern gekrönt, die Tribune. Sein ganzes Sinnen und Trachten ging nun dahin, Rache an seinen Gegnern zu üben. Den Anfang glaubte er damit machen zu müssen, daß auf seinen Betrieb im Juni 27 Deputirte eingezogen und später hingerichtet wurden. Aber mitten in seinen Racheplanen ereilte ihn, am 14. Juli 1793, der Tod durch den Dolch der Charlotte Corday, und setzte seinen verruchten Thaten ein Ziel.

Das verblendete Volk betrachtete ihn als einen Märtyrer der Freiheit und erwies ihm die sinnlosesten Ehrenbezeigungen. Sein Leichnam wurde mit vieler Pracht durch die Straßen von Paris getragen und im Garten der Cordeliers beerdigt, sein Bildniß im Pantheon, an den Vorderseiten der Kirchen und Häuser, im Saale des Konvents, in allen Theatern, in allen Municipalitäten und allen Volksgesellschaften Frankreich's aufgestellt. Als aber später der Irrwahn wich, zertrümmerte man die Büsten des Schändlichen, riß seine Gebeine von ihrem Ehrenplatze und warf sie in die Kloake Montmartre.

Marat war eine kleine, breite, doch magere Gestalt, von schlechtem Ebenmaße, mit unförmlich dickem Kopfe. Sein Gesicht soll, nach dem Ausspruche einer Dame, Aehnlichkeit mit einer Gattung englischer Bullenbeißer gehabt haben und war durch Ausschweifungen entstellt. Sein schwarzes, wildes Auge sprühte Feuerfunken und war — nach dem Ausspruche Archenholz's, der ihn persönlich gekannt — der Thermometer des siedenden Quecksilbers, das in seinen Adern rollte, und Kopf und Gliedern die Regsamkeit des Schwanzes einer Bachstelze gab. Aber in diesem unschönen und kleinen, später noch durch zügelloses Leben geschwächten Körper lebte ein unstäter, zäher, widerstandsfähiger Geist, schrecklich in der Wuth der Begierde und des Hasses, eisern in seinem blutdürstigen Wollen, unbeugsam selbst gegen physische Schmerzen. Seine unsaubern Kleider und

fettigen Haare, so wie der Name »Volksfreund«, den er sich selbst beigelegt, stellten ihn um so höher in der wahnsinnigen Gunst des Pöbels. Die Tugend, die er und die ihn haßte, mußte, um ihn zu stürzen, auf dasselbe Feld sich flüchten, von welchem sein System ausgegangen, auf das des Meuchelmordes. »Er selbst befahl den Mord, also hatte ich ein Recht ihn zu tödten,« sagte, die ihn umgebracht, und so mußte in denselben Blutideen, die er erzeugt und genährt, der Wüthrich endlich selbst ersticken.

Charlotte Corday.

Geboren 1776. Gestorben 1793.

Mit einer seltsamen Mischung von Grausen und Rührung verweilt die Erinnerung vor dem Bilde jener liebenswürdigen Mörderin, welche, an Sittenreinheit eine Vestalin, und eine Judith an Entschlossenheit und blutiger Thatkraft, es auf sich nahm, mit ihrem Dolche die Beile jener zahllosen Guillotinen zu pariren, die unaufhörlich nach allen Nacken zuckten, und, im Dienste der Tugend, selbst zur Verbrecherin zu werden. Marie Aline Charlotte Corday d'Armans war 1776 zu St. Saturnin bei Seez in der vormaligen Normandie geboren. Schön und tugendhaft, erhob sie ihren muthigen Geist an den großen Vorbildern der Geschichte, die sie bei ihrer eingezogenen Lebensweise eifrig studirte. So bildete sich, wenn auch wohl nicht in ganz klaren Formen, in ihr das Ideal einer Römertugend aus, das sie frühzeitig auf tragische Weise bethätigen sollte. Ein junger Offizier in der Garnison zu Caen besaß und erwiderte ihre Liebe. Marat beschuldigte ihn eines Anschlages gegen die Freiheit der Republik und ließ ihn durch gedungene Mörder umbringen. Rache an Marat war also der erste Anlaß ihrer That; aber ihr schwärmerisches Gemüth wußte sich noch andere, höhere Gründe aufzufinden; sie wollte in Marat nicht nur den Mörder ihres Geliebten, sie wollte in ihm auch den Unterdrücker der Freiheit bestrafen, und durch seinen Fall ihr Vaterland von dem »Blutsäufer« befreien, mit welchem das revolutionäre Tödtungssystem jener Zeit unmittelbar zusammenhing. Sie sagt ihrer stillen Heimat Lebewohl, langt den 12. Juli 1793

in Paris an, steht von ihrem anfänglichen Entschlusse ab, den Wütherich mitten im Konvente zu erdolchen, sucht ihn zweimal in seiner Wohnung auf, kann aber, ungeachtet ihrer Bitten, nicht vor ihn kommen. Die unerschütterliche Jungfrau läßt sich durch diese Hindernisse nicht abschrecken. Noch an demselben Abende schreibt sie ein Billet an Marat, in welchem sie die Miene annimmt, ihm wichtige Entdeckungen über die Zustände in Caen mittheilen, und ihm Gelegenheit verschaffen zu können, der Republik einen wichtigen Dienst zu erweisen; zu diesem Ende bittet sie ihn um eine Audienz. Am folgenden Morgen kauft sie im Palais royal einen Dolch, verbirgt diesen in ihrem Busen, und gelangt so zu Marat's Wohnung, der eben im Begriffe steht, aus dem Bade zu steigen. Sie meldet sich außen an, und da er ihre Stimme hört, läßt er, an weibliche Besuche gewöhnt, sie sogleich eintreten. Er läßt sich von ihr über die Versammlungen zu Calvados Mittheilungen machen, hört ihr mit blutdürstiger Aufmerksamkeit zu, und schreibt sich die Namen der Deputirten und Vorstände, von denen diese Versammlungen ausgehen, so auf, wie die Jungfrau ihm dieselben dictirt. »Diese Alle sollen es auf dem Schafot entgelten!« rief er. Da fuhr ihm Charlottens Dolch tief in's Herz. »Mir das?« war Alles, was er sagen konnte; der scharfe Stahl hatte die Bande der schwarzen Seele rasch durchschnitten, und die Welt war von dem Ungeheuer befreit. Ruhig erwartete sie an der Seite ihres verblutenden Opfers die herbeieilende Diener- und Nachbarschaft, deren Toben und Wüthen sie ein stolzes Schweigen entgegensetzte. Ein Polizeibeamter nahm ein Protokoll über den Vorfall auf, und führte sie in das Gefängniß der Abtei. Als der Postmeister Drouet mit ihr zur Abtei fuhr, wollte der Pöbel, rasend über die Ermordung seines Götzen, sie umbringen. Da sank Charlotte, erschüttert von dem gräulichen Bilde des wüthenden Pöbels, in Ohnmacht, und als sie wieder zum Bewußtsein kam, wunderte sie sich, daß man sie noch habe leben lassen. Tiefer ergriff sie der Anblick der weinenden Frauen; doch sie tröstete sich mit dem Spruche: »Wer sein Vaterland rettet, den darf der Preis der Rettung nicht kümmern«. Bei der Aussuchung fand man bei ihr, nebst einigen unbedeutenden Gegenständen, einen Aufruf an das Volk. Einen Jüngling begeisterte ihre That, oder mehr noch ihr Muth nach derselben; er eilte, als sie vor der Abtei stand, herbei und flehte, statt ihrer geopfert zu werden. Er rettete sie nicht; wohl aber kostete seine Bitte ihm das Leben. Im Gefängnisse war ihre erste Sorge, ihrem Vater zu schreiben. »Verzeihen Sie, lieber Vater! — so lautete der Brief — daß ich ohne Ihre

Einwilligung über mein Leben entschieden habe. Ich rächte dadurch viele schuldlose Opfer und kam manchem Unheil zuvor. Wenn dereinst das Volk von seiner gegenwärtigen Verblendung zurückkommt, wird es das Glück erkennen, von einem Tirannen befreit worden zu sein. Ich suchte nur darum Sie zu überreden, daß ich nach England gehe, weil ich auf diese Art unbemerkt zu bleiben hoffte; aber bald sah ich ein, daß dies unmöglich sei. Ich hoffe, daß man Sie um meinetwillen nicht verfolgen wird; jedenfalls aber werden Sie Vertheidiger zu Caen finden. Zu dem meinigen wählte ich Gustav Doulcet. Doch meine That gestattet keine Vertheidigung, und so that ich es nur der Form wegen. Leben Sie wohl, lieber Vater! vergessen Sie mich, oder vielmehr freuen Sie sich über mein Schicksal; denn die Veranlassung desselben ist sehr schön. Meine Schwester und all' meine Verwandten umarme ich von ganzem Herzen, und bitte sie, niemals jenen Vers Corneille's zu vergessen: die Unthat nur entehrt, nicht das Schafot.« — An Barbaroux schrieb sie: »Morgen fängt mein Prozeß an, und ich hoffe, noch denselben Tag mit Brutus und anderen Alten im Elysium zusammenzutreffen; denn die Neueren, die so elend sind, reizen mich nicht.« — Vor dem Revolutionstribunal benahm sie sich mit seltener Würde, ihre Antworten waren edel und voll Festigkeit. Als man vor Gericht, der Form wegen, sie fragte: ob sie in gesegneten Umständen, entgegnete sie erröthend: »Ich fand und kannte noch keinen Mann, den ich meiner würdig erachtet hätte; denn M a r a t war noch am Leben.« Solche Grundsätze, in denen Menschenliebe und Menschenverachtung sich seltsam vermischten, waffneten sie mit hoher Ruhe gegen den Grimm der Richter und die Wuth des racheschnaubenden Pöbels. Sophistische Ansichten kamen ihrem Bewußtsein zu Hilfe, das ihr einredete, eine Pflicht gegen das Vaterland erfüllt zu haben. »Ich war berechtigt — erklärte sie — Marat umzubringen, denn er selbst gebot den Mord. Die öffentliche Meinung hatte längst schon sein Urtheil gesprochen; ich vollführte nur den Spruch.« Erschüttert und erstaunt über solchen Muth, rief ihr Vertheidiger: »Ihr hört die Angeklagte selbst; sie gesteht ihr Verbrechen ein, sie bekennt, es mit kaltem Blute vorüberlegt zu haben; sie verhehlt keinen Umstand, sie selbst will keine Rechtfertigung! Diese unerschütterliche Ruhe, diese völlige Selbstverläugnung, diese Zeugnisse des innersten Gewissensfriedens, sind nicht in der Natur begründet. Diese Erscheinungen erklären sich nur aus der politischen Schwärmerei, welche ihr den Dolch in die Hand gab! Ihr, Bürger, Geschworene, habt nun zu urtheilen, wie diese moralische Ansicht in der Wagschale der Gerechtigkeit

wiege!" Seine Worte verhallten an der Rachsucht und der Mordlust der Richter. Charlotte wußte gleichwohl die warme Theilnahme ihres Vertheidigers zu würdigen. Nachdem man ihr Todesurtheil gesprochen, wendete sie sich an ihn mit den Worten: „Sie haben mich eben so fein als edel vertheidigen wollen, und dies allein war meiner Lage angemessen. Ich danke Ihnen dafür, und möchte Ihnen gern ein Zeichen der Achtung geben, womit Sie mich erfüllt. Diese Herren sagen mir so eben, daß mein Vermögen confiscirt sei; aber es bleiben mir in meinem Gefängnisse noch kleine Schulden zu bezahlen, und diese Pflicht übertrage ich hiermit Ihnen." In einen rothen Mantel gehüllt, führte man sie nunmehr zum Blutgerüste. Lächelnd schritt sie durch die Haufen des Volkes, das Verwünschungen gegen sie ausstieß. Sie schien aus dem Hasse und der Verblendung dieser Welt fast sehnsüchtig zu der Guillotine hinzuflüchten, als zu einem unantastbaren Asyle, und verläugnete bis zum Momente des Todes nicht einen Augenblick ihre Ruhe und Fassung. Hingerissen von dieser Hoheit im Tode, rief ein Deputirter der Stadt Mainz, Namens Adam Lux, der mitten unter den Zuschauern des blutigen Schauspiels stand: »Seht, sie ist größer, als Brutus!" Er schrieb an das Tribunal und verlangte zu sterben, wie sie. Als man vor der Hinrichtung ihren Hals und Nacken entblößte, erröthete sie in jungfräulicher Scham. Sie starb unter dem Beile der Guillotine den 17. Juli 1793. Als der Henker mit roher Hand das abgeschlagene Haupt berührte, sollen die Augen desselben sich noch mit Abscheu und Unwillen nach dem Verworfenen hingewendet haben.

Ch. Lacretelle sagt von ihr: »Ganz erfüllt von der Idee, daß in Frankreich und auf dem ganzen Erdball nur ein solches Ungeheuer, wie Marat, vorhanden sei, glaubt Charlotte ihr Vaterland zu erretten, indem sie den Wüthrich mit ihrem Stahle trifft. Aber sie will ihn nicht tödten, ohne sich selbst der Todesstrafe zu überliefern. Nicht die That ist es, sondern die Flucht, die ihr Entsetzen einflößt. So entsagt sie einem friedlichen Leben, den häuslichen Pflichten, die sie mit einem so reinen Herzen erfüllt, den berauschenden Huldigungen, die ihr ihre Jugend, ihre seltene Schönheit und ihre Beredsamkeit verheißen. Sie ist das einzige Opfer, das ich zum Richtplatze habe führen sehen wollen, und dort ist es, wo sich mir der Eindruck des Erhabenen am mächtigsten aufdrang. Diese ganze Zurüstung der Schmach, mit der man sie bekleiden wollte, verlieh ihren Reizen und ihrer That einen neuen Glanz. Niemals erhoben sich schönere Augen zum Himmel, und mit einem himmlischeren, göttlicheren Ausdruck. Das

Zeichen des Meuchelmordes, das rothe Hemd, fügte ihrem jungfräulichen Kolorit einen strahlenden Purpur hinzu. Der Fluch erstarb in dem Munde des gemeinsten, des eifrigsten Anhängers des Blutgottes, der das Pantheon zu beflecken im Begriff stand. Von der Höhe dieses Karrens, der für sie ein Triumphwagen geworden war, sah sie auf die Menge herab, wie eine Königin, die sich im Herzen bewußt ist, ihr Volk errettet zu haben.»

Anton Scarpa.

Geboren 1744. Gestorben 1832.

Dieser, in jedem Zweige der Chirurgie und der mit ihr verwandten Wissenschaften gleich ausgezeichnete Mann, war nicht blos Gelehrter, welcher Anerkennung, sondern auch ein Charakter, welcher Achtung verdient. In erster Beziehung gebührt ihm der Ruhm eines originalen Kopfes, der überall, wo er eingreift, selbstthätig wirkt, wofür so manche Entdeckung und Erfindung, welche Kunst und Wissenschaft ihm verdanken, Zeugniß ablegen; den zweiten Punkt beweist die Haupt-Epoche seiner Geschichte.

In der Lombardie, zu einer Zeit geboren, in welcher die Kämpfe noch nicht begonnen hatten, die den Anfang des neunzehnten Jahrhunderts zur denkwürdigsten Periode der Weltgeschichte machten, im Glauben und Sinne der Väter streng erzogen, früh und mit rastlosem Eifer den realen Wissenschaften zugewendet, schienen ihm ideale Forderungen desto illusorischer, je mehr er zum Manne heranreifte. Seine erste Schrift: »Betrachtungen über den anatomischen Bau des sogenannten runden Fensters im menschlichen Ohre», die er in Modena 1772 veröffentlichte, eine Frucht sorgfältiger und feiner anatomischer Studien, erregte die Aufmerksamkeit der Kenner. Er ward Professor der Anatomie zu Pavia, wo er, im Jahre des Ausbruches der französischen Revolution, anatomische Untersuchungen über die Organe des Gehörs und Geruchs, als Fortsetzung jener ersten Studien, herausgab. Die Revolution schritt ihren Sturmgang fort, — und Scarpa ging, unbekümmert um ihre Donner und Eruptionen, in seinen stillen Forschungen

zum zartesten aller Organe, zum menschlichen Auge über, dessen Erkenntniß er sich mit besonderer Liebe und mit schönem Erfolge widmete. Die Revolution wälzte drohend ihre Fluten bis in das schöne Italien, — und Scarpa schrieb sein klassisches Werk vom Baue der Knochen. Allein die rauhe Gewalt der Zeiten machte ihre Rechte geltend, und schonte den ruhigen Bezirk des Forschers nicht. Scarpa's Vaterland wurde revolutionirt, und alle öffentlichen Beamten wurden aufgefordert, den Eid der cisalpinischen Republik zu schwören. Scarpa schwor ihn nicht, — und ward seiner Stelle als Professor und Mitglied der Universität entsetzt. Aber auch jetzt blieb er den Wissenschaften so treu, wie seiner politischen Gesinnung. Er kultivirte mehr die Praxis, und arbeitete sein berühmtes Werk von den Pulsadergeschwülsten aus. Diesem folgte ein eben so gediegenes über die Brüche, und eine sehr instruktive Uebersicht der anatomisch-pathologischen Schätze des Museums zu Pavia. Ein Jahr nach der Herausgabe dieses Werkes (1805) war es, als Napoleon, nachdem er sich die eiserne Krone, als König von Italien, aufgesetzt hatte, Pavia besuchte, und als man ihm die Lehrer der Hochschule vorstellte, nach dem berühmten Scarpa fragte. Man erzählte ihm, was sich vor Jahren ereignet hatte. »Was thun hier politische Meinungen? — rief Napoleon; — Scarpa ist eine Zierde jedes Staates. Man stelle ihn sogleich und ehrenvoll wieder an!» — Es geschah, und Scarpa blieb eine Zierde des Landes und der Wissenschaft, thätig wie in der Jugend, geachtet von seinen Zeitgenossen, und nach Napoleon's Sturze, geehrt durch wiederholte Beweise der Anerkennung von Seite seines Monarchen, bis an seinen Tod, der 1832 erfolgte. Wenige Anatomen des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts haben so in's Leben greifend gewirkt, wie Scarpa. Die neuere Experimental-Physiologie nennt ihn unter den ersten ihrer Förderer, jedenfalls den ersten in Italien; und besonders dankt ihm Chirurgie und Augenheilkunde viel, wo das Scarpa'sche Gorgeret zur Ausziehung des Blasensteins, der Scarpa'sche Schuh für Klumpfüße u. a. seinen Namen bewahren. Solche Erinnerungen sind unscheinbarer, als die an Eroberer, aber segenreicher, und — schwerer in der Wage des Weltgerichtes.

Astley Cooper.

Geboren 1768. Gestorben 1841.

Nicht leicht hat ein Wundarzt, durch geniale Leistungen in seiner Kunst und ihren Grundwissenschaften, in Verbindung mit einem originellen Charakter, eine solche Popularität erlangt, als Sir Astley Cooper. Schon ehe er die Hospitalpraxis antrat, war er der Ueberzeugung, daß die Chirurgie nur dadurch wahrhaft zu fördern sei, daß man »nicht« — wie er sagte — »ihr Dach, d. i. die Operationslehre, mit neuen Ziegeln belegt, sondern ihr Fundament, d. i. die Physiologie, umgrabe und befestige.« Diese Ansicht bewog ihn, sich vor den Jahren einer zeitraubenden Ausübung, dem Studium der Anatomie und Physiologie zu widmen. Die Experimental-Physiologie verdankt in England vorzüglich ihm manchen Impuls und manchen schönen Gewinn. In wohldurchdachten Schriften machte er seine Versuche und Entdeckungen bekannt, und damals schon begann er seine später so berühmt gewordenen, anatomisch-pathologischen Sammlungen zu gründen. Allein kaum am St. Thomasspital angestellt, erregte er durch seine praktische Genialität Bewunderung, und seine Praxis wuchs täglich. Von da in's Guy-Hospital übersetzt, wirkte er durch Lehre und Beispiel fort, erlangte ein seltenes Ansehen, und ward zum konsultirenden Arzt der Königin gewählt. Trotz einer fast unübersehbaren Praxis fand A. Cooper noch Zeit, dann und wann die Resultate derselben, zum Frommen der Kunst und der Nachkommen, aufzuzeichnen, und so entstand, neben manchem besondern Werke (z. B. dem klassischen »über die Brüche«) die Reihe seiner »Vorlesungen über Chirurgie« — Ergebnisse einer fünfzigjährigen Erfahrung am Krankenbette; das geistige Denkmal seines Lebens, ein Spiegel seines Charakters. — Ein Kenner äußert sich so darüber: »Ruhiges Auffassen der Erscheinungen, völlig sicher gestellt vor jedem Wagniß schwankender Hypothesen, Genauigkeit im Beobachten, Sorgfalt und Treue in der Darlegung des reichen Erfahrungsschatzes, gepaart mit seltener Wahrheitsliebe, die in edler Selbstverläugnung auch das Nichtgelungene dem Jünger als Warnungstafel hinstellt, lassen in diesem Buche den bewährten Meister der englischen Schule erkennen.« Diese

Worte bezeichnen völlig auch seinen Charakter als Mann; wie sich denn ein echter Charakter immer, auch in den heterogensten Wirkungen, die von ihm ausgehen, — auch da, wo man es am wenigsten vermuthen sollte, abspiegelt. »Astley Cooper — schildert ihn noch in den letzten Jahren der Brief eines Reisenden — ist nun ein Siebenziger, und etwas stark geworden, doch immer ein sehr schöner Mann. Große Gestalt, schöner Kopf und freie Stirne, geistreicher, lebhafter, wohlwollender Ausdruck. Seit vielen Jahren ist er nicht mehr in der Hospitalpraxis thätig, sondern nur noch konsultirender Chirurg in Guy's Hospital, wo seine beiden Neffen, Aston Key und Bransby Cooper (auch Schriftsteller), Wundärzte sind. Man müsse — sagt er — wenn man genug gelebt und geseh'n, den Jüngeren Platz machen, die ja auch leben und sehen wollen. Jeden Augenblick, den ihm seine Praxis frei läßt, benützt er, vom dämmernden Morgen an, mit rastloser Emsigkeit für seine anatomischen Untersuchungen. Das große Vermögen, welches er sich erworben hat, gibt ihm hiezu alle nöthige Unabhängigkeit, und er ist nicht, wie so manche Gelehrte, erst im hohen Alter noch der Sklave seines Vermögens geworden. Er hat nicht nur die anatomischen Museen des Thomas- und Guy's-Hospitals theils gestiftet, theils bereichert; er hat sich in der letztern Zeit auch selbst ein ausgezeichnetes Museum geschaffen. Liberal und human theilt er jedem Fremden seine Schätze und Erfahrungen mit.“ — Astley Cooper, ein feiner, sittlich-zarter, höflicher Mann, ein echter Gentleman im ganzen Umfange des Wortes, hatte, als public character, einen Mann zur Seite, dessen Naturell, bei gleichfalls großen Verdiensten, dem seinigen zur Folie diente, auf der es nur mehr hervorstach. Es war sein College Abernethy, ein launiger, derber, ja grober Praktiker, ein eigentlicher Mann des „John Bull“, von welchem tausend drollige Anekdoten im Munde des englischen Volks rouliren. Aber auch von Cooper werden viele Züge aufbewahrt. Charakteristisch ist folgender: Ein reicher Baronet, der sich auf seiner Villa langweilt, fingirt sich krank, und Cooper wird gerufen. Dieser kommt, wie gewöhnlich, in glänzender Equipage und Dienerschaft, entdeckt bald den Stand der Dinge, bleibt zwei Tage beim Diner, und empfiehlt sich. Im Begriff, in den Wagen zu steigen, will ihm ein Diener im Namen des Barons eine Rolle mit hundert Guineen einhändigen. »Du irrst dich, Freund, — sagt Cooper — dir hat dein Herr das Geld zugedacht, und da hast du noch 25 Guineen von mir dazu!“ — In London angelangt, schickt Cooper dem Baron eine Note für seine Bemühungen und mehrtägige Entfernung; sie betrug 2000 L. Der Baron

verweigert die Zahlung; die Sache wird gerichtlich, der Baron muß bezahlen und — Cooper schenkt die Summe seinem Spitale. — In den Arbeiten für die Vollendung eines Werkes »über die Krankheiten der Brüste» vertieft, wurde der thätige Greis am 15. Februar 1841 abgerufen. Er hinterließ ein Vermögen von einer halben Million Pfund Sterling. Sein Neffe veröffentlichte sein Testament. Er vermachte diesem ein silbernes Kästchen, Geschenk König Georg's IV., einen großen silbernen Korb, Geschenk König Wilhelm's IV., sein Bild, von Lawrence gemalt, seine Instrumente und seine Bücher. Nach dessen Tode fällt das Porträt seinem Spitale zu. Außerdem stiftete er sechs Preise, welche jährlich an diejenigen jungen Aerzte zu vertheilen sind, die bestimmte, aufgegebene Themata am besten bearbeitet haben. Möchte er mit ihnen auch seinen Geist und seinen Eifer diesen jungen Männern vermacht haben! So wird die Chirurgie in England, wo sie so herrlich erblühte, fortgedeihen, und Astley Cooper, der ihren Ruhm begründen half, wird stets an demselben Theil nehmen.

Albrecht v. Haller.

Geboren 1708. Gestorben 1777.

Albrecht v. Haller, von seinen Zeitgenossen »der Große» benannt, erblickte die Welt in Bern am 16. Oktober 1708. Er war der jüngste unter vier Söhnen Niklas Haller's, eines wohlhabenden, angesehenen Rechtsgelehrten. Ungeachtet der Kränklichkeit seines Körpers entwickelten sich doch sehr bald ein lebhafter Geist und ein glückliches Gedächtniß, beide genährt durch den angestrengtesten Fleiß. Im sechsten Jahre fing er das Lateinische an, im achten und neunten das Griechische und Hebräische. Später schrieb er neben jenen Sprachen auch Französisch und Englisch gleich zierlich und leicht.

Im vierzehnten Jahre, nach dem Tode seines Vaters, verließ er die Schule in Bern, ging auf ein Jahr nach Biel und dann nach Tübingen. Um diese Zeit erwachte die Liebe zur Dichtkunst. Zuerst versuchte sich sein

Jugendfeuer in der Satyre, später wandte er sich mit größtem Glücke den elegischen und beschreibenden Gegenständen zu. Seine Hauptbeschäftigung war aber die Arzneikunde; um an der Quelle zu schöpfen, vertauschte er Tübingen mit Leyden; dort studirte er unter Boerhaave Medicin und Botanik, unter Albinus Anatomie; beide hohe Gelehrte gewannen den wißbegierigen Jünger lieb. Ein dritter seltener Geist, Friedrich Ruysch, übte auf Haller's vielseitiges Streben noch größern Einfluß. Ruysch hatte in seinem reichen Museum die damals seltene Kunst des Ausspritzens einzelner Theile thierischer oder menschlicher Körper vielfältig angewandt; sie standen vor Haller, wie ihr kräftiger, fast neunzigjähriger Besitzer, der Vergänglichkeit trotzend; inmitten dieser Schätze verlebte er viele schöne, ihm unvergeßliche Stunden.

Im neunzehnten Jahre, nach erlangter Doktorwürde, machte er eine Reise durch England nach Paris, und kehrte dann in die Schweiz nach Basel zurück, von wo er botanische Ausflüge mit Johann Geßner unternahm und damit den Grund zu seiner nachherigen meisterhaften »Beschreibung der Schweizer Pflanzen" legte. Auf diesen Wanderungen entstand der Entwurf seines so berühmt gewordenen Lehrgedichtes: „Die Alpen". Später hielt er in Basel anatomische Vorlesungen. 1734 bewarb er sich um die Stelle eines Arztes am Inselspitale in Bern, die ihm jedoch aus dem Grunde abgeschlagen wurde, „weil er ein Dichter sei". Dafür wurde ihm das Oberaufseheramt über die Stadtbibliothek vertraut, die er musterhaft ordnete, auch ein dort befindliches Münzkabinet chronologisch zusammenstellte.

Sein Ruhm verbreitete sich immer mehr, und als ihm 1736 eine vortheilhafte Anstellung an der neu errichteten Universität in Göttingen als Professor der Wundarznei, Anatomie und Botanik angetragen wurde, begab er sich dahin. Die Uebersiedlung begann für ihn sehr traurig; einen Monat nach der Hinkunft verlor er seine geliebte junge Gattin, Marianne. Die Größe des Verlustes hat er in einer trefflichen Trauerode ausgesprochen.

Siebzehn Jahre währte sein Wirken auf dem für ihn geeigneten Boden. Viele schätzbare Schriften erschienen in dieser Zeit von ihm, dabei schuf er einen reichen botanischen Garten und ein anatomisches Theater. Er genoß das volle Vertrauen der Regierung, und erhielt freigebig die Anweisung aller erforderlichen Summen. Endlich sehen wir ihn als Beförderer anderer gemeinnützigen und wissenschaftlichen Unternehmungen. So erwirkte er 1751 für die Wundärzte der Stadt einen besonderen Schutz- und Freiheitsbrief, wurde auch von ihnen zum ersten Vorsteher gewählt. Für die zu

errichtende königliche Gesellschaft der Wissenschaften entwarf er Statuten, und wurde derselben beständiger Präsident.

Vergebens suchten auswärtige Universitäten ihn von Göttingen wegzuziehen. Er erhielt Anträge nach Oxford, Utrecht und von Friedrich dem Zweiten nach Berlin. In seinem Herzen wohnte nur jene Sehnsucht, die alle Schweizer so schön charakterisirt: die Sehnsucht nach der Heimat. Kleinliche Kabalen unberühmter, eifersüchtiger Kollegen scheinen auch eingewirkt zu haben. 1753 gab er seine Entlassung. Früher hatte er den Reichsadelstand und von Schweden den Orden des Polarsternes erhalten. Ihm blieben beim Abgange alle seine Titel und Würden. Dafür bewährte er sich fortdauernd als ein thätiger Mitarbeiter an den berühmten »Göttingischen gelehrten Anzeigen«, die ihm eine Menge kritischer Beurtheilungen danken.

Bern nahm den wiederkehrenden theuren Landsmann mit hohem Jubel auf, und übertrug ihm ehrenvolle und angenehme Beschäftigungen. Er wurde erster Vorstand der Salzwerke zu Bax und Aigle, Amman der Republik u. s. w. Zu seiner Erholung schrieb er 1772 drei Romane über die despotische, monarchische und republikanische Regierung: »Usong«, »Alfred« und »Fabius und Cato«. Alle drei beweisen des Verfassers Einsichten in Geschichte und Staatskunde. Gefällig und scheinbar flüchtig spricht er darin seine Gedanken aus, und zeigt die Nothwendigkeit und Macht guter Gesetze.

Von nun an nahm Haller's ohnehin schwache Gesundheit immer mehr ab; er neigte sich zu Trübsinn und Schwermuth. Oft litt er an der Gicht, doch niemals verließ ihn die Thätigkeit des ihm verliehenen regsamen Geistes. 1777 wurde er von einem Besuche des unvergeßlichen Kaisers Joseph erfreut, als dieser die Schweiz bereiste. Wie er sein Ende nahen sah, traf er mit der Ruhe des Weisen literarische und häusliche Anordnungen. Noch am letzten Tage beobachtete er sich selbst, legte den Finger auf den anderen Arm, und sagte zu seinem Arzte Rosselet: »Mein Puls schlägt nicht«. Gleich nachher, am 12. Dezember 1777, im siebzigsten Jahre, entschlief er.

Karl v. Linné.

Geboren 1707. Gestorben 1778.

Die Natur, unendlich und für den ersten, schüchternen Anblick chaotisch und unentwirrbar, wird zum Besitze und Mittel für den Menschen, wenn der Geist seine Rechte gewahr wird, und das ordnende Princip, das sein Siegel ist, bildend und gestaltend auf sie überträgt. Die Geschichte, dieses sich ewig fortschlingende Gewebe von Räthseln, aus Willkür und Nothwendigkeit geflochten, wird dem Menschen erst wichtig und klar, wenn der Geist das Gesetzliche, das ihm eingeboren ist, richtend aus ihr entwickelt. So ist es denn der Geist, der ordnende und gesetzgebende, welcher den Bestrebungen der Menschen die Krone aufsetzt, und die Wenigen, die von Zeit zu Zeit unter uns erscheinen und seine Kraft bethätigen, die Genien, in welchen — nach dem schönen Ausdrucke eines neuen Geschichtschreibers — die Menschheit ihr Auge aufschlägt, verdienen vor Allen unsere Ehrfurcht, unsere Betrachtung. Unter diese Genien gehört Linné, der Gesetzgeber der Naturgeschichte, die erst seit ihm zur Wissenschaft geworden ist, — Linné, dessen Namen jede zarte Blume, jede nützliche Pflanze dem Forscher dankbar wiederholt.

Zu Rushult in Schweden 1707 geboren, bestätigte auch Karl v. Linné die in der Geschichte der eigentlich großen Männer stets sich bewährende Gewißheit: daß der eigentliche Beruf mit dem Menschen geboren wird, und sich unter allen Verhältnissen siegreich und unüberwindlich kund thut. Der Knabe versäumte den Schulunterricht, um Kräuter zu sammeln und Schmetterlingen nachzujagen; so daß seine Lehrer dem bekümmerten Vater, einem Landpfarrer, der ihn im Geiste schon im priesterlichen Ornate vor sich gesehen, erklärten: aus dem Jungen könne nie etwas Gescheidtes werden, und ein Handwerk sei besser für ihn, als vergebliche Studien. Der Vater bequemte sich dem Schicksale, und gab ihn zu einem Schuster in die Lehre. Hier aber trat ein Fall ein, der leider nicht so oft vorkommt, als die Entschiedenheit eines Berufes, — nämlich: die frühe Anerkennung desselben

V

HALLER. 1777 | 1707 LINNÉ

KELLERMANN. 1765 MACDONALD.



VAN DYCK. JULIUS ROMANUS.



A. Hartleben · Stahlstich v. Carl Mayer's Kunst-Anstalt



von Außen her. Ein tiefer blickender Arzt, Rothmann, vertraute Karl's Mutter im Stillen, daß der Richtspruch jener Lehrer noch nicht der letzte sei. »Ihr habt — sprach er — den Sohn zum Priester bestimmt? Gut, so laßt ihn einen Priester der Natur werden, und laßt mich ihn dazu weihen!« — Der Wunsch des trefflichen Mannes ward erfüllt — und seine Hoffnung nicht minder. Der Jüngling verließ die Werkstatt, und lebte nun die zwei, wahrscheinlich glücklichsten Jahre seines Lebens; die Jahre, in welchen er sich, von den dürftigen Mitteln unterstützt, die ihm Rothmann verschaffen konnte, ganz seinem Lieblingsstudium hingab, und im Dunkel die Keime entfaltete, die einst so herrlich zu blühen bestimmt waren. Sie gingen zu Ende, die Jahre der Vorbereitung, und die ernsteren, der Prüfung, kamen heran. Aber auch hier blieb dem jungen Manne das ihm eigene Glück treu, anerkannt und auf seinem Pfade begleitet zu sein. An der Universität zu Lund wendete ihm der Botaniker Stobäus sein Wohlwollen zu, unterstützte ihn nach Kräften, und rettete ihm einst das Leben, das auf einer botanischen Wanderung gefährdet ward. Im Pflanzengarten zu Upsala sah ihn Celsius, der berühmte Naturforscher, und erstaunte über den Umfang seines Wissens. Eben, zur Vollendung eines Werkes über die in der heiligen Schrift vorkommenden Gewächse, eines Mitarbeiters bedürftig, freute er sich, diesen jungen Mann gefunden zu haben, und verbesserte seine Lage, indem er ihn zur Mitwirkung einlud. Linné war jetzt 24 Jahre alt, und in dieser Epoche seines Lebens war es, wo sich der fruchtbare Gedanke in ihm entfaltete, durch den er der Columbus einer wissenschaftlichen Naturbeschreibung geworden ist, — der Grundgedanke seines Lebens: Anhaltspunkte in der endlosen Mannigfaltigkeit der Natur zu finden, um diese für den menschlichen Geist zur Einheit und Faßlichkeit zu bringen. Dieser Gedanke, ohne welchen es keine Naturwissenschaft gibt, und welcher allen Werken Linné's einen eigenthümlichen Stämpel von Gesetzlichkeit und Klarheit aufdrückte, charakterisirt Linné's Geist. Dieser Gedanke, und nicht das nach ihm genannte botanische System, dessen Grundlage das Sexual-Verhältniß der Pflanzen bildet, ist Linné's eigentliches Verdienst. Dieser letztere Versuch, jenen Gedanken im Reiche der Vegetabilien zu realisiren, war nur die erste Probe seines Bestrebens. Sie fiel in die erwähnte Zeit seiner medicinischen Studien; der erste Entwurf wurde dem tüchtigen Lehrer Olaus Rudbeck vorgelegt, und — hatte den Erfolg, daß dieser Gelehrte den jungen Naturphilosophen bat, an seiner Statt den Schülern im botanischen Garten die Pflanzen zu erklären. Das Schicksal that noch mehr, seinen

Verdiensten Spielraum und Anerkennung zu verschaffen. Celsius trug darauf an, den jungen Linné zu einer naturwissenschaftlichen Reise zu bestimmen. Mit fünfzig Thalern versehen, machte sich Linné 1732 zu Pferde nach Lappland auf, litt Beschwerden und Gefahren mancher Art, und kehrte nach sechs Monaten mit seiner »Flora von Lappland" zurück, welche für immer das Muster solcher Werke geblieben ist. Gewohnt, immer nur Eines, und dieses Eine ganz zu thun, unternahm er kurz darauf, von sieben ähnlich gesinnten, jungen Freunden begleitet, eine zweite Reise nach Lappland, diesmal in mineralogischer Hinsicht, und hielt nach der Zurückkunft den Bergwerkszöglingen in Fahlun Vorlesungen über die Kenntniß der Gebirge. In Harderwyck graduirt, reiste er nach Leyden und ward Boerhaave's Freund; dieses ihm so verwandten Geistes, den man den Linné der Medicin nennen könnte, wenn es keinen Gaubius gegeben hätte. Boerhaave verschaffte ihm die Stelle eines Hausarztes bei dem wohlhabenden Clifford in Hartecamp, dessen schönen Garten er in philosophischer Muße bewohnte, beaufsichtigte und durch manches dort entstandene Werk verewigte. Ein für seinen wissenschaftlichen Charakter bedeutender Zug ist es, daß er damals, gleichsam um zu zeigen, daß es ihm, wie wir oben sagten, nicht um das Sexualsystem allein, sondern um systematische Wissenschaft überhaupt zu thun sei, für einen Andern (Royen), wie ein schaffender Genius zum Zeitvertreibe Welten schafft, ein anderes Pflanzensystem erfand; wie er denn auch nicht unterließ, seine Schüler selbst vor dem einseitigen Mißbrauche seines eigenen Systems zu warnen. Nach einem früchtereichen Aufenthalte von zwei Jahren verließ Linné Holland, besuchte den genialen Jussieu zu Paris, und kehrte dann, wie ein Stern, der andern Welten auf seiner Bahn geleuchtet, in sein Vaterland zurück. Hier erging es ihm zuerst, wie andern Propheten in ihrem Vaterlande; man fragte nicht nach ihm, und sein Glanz wäre erloschen, hätte nicht der Genius, der ihn führte, ihm abermals eine neue Bahn eröffnet. Einige Fälle glücklich behandelter Brustleiden aus seiner still und redlich betriebenen Praxis, die ihn kümmerlich nährte, kamen der Königin Ulrike zu Ohren. Sie berief ihn zu sich, und nun stieg er von Stufe zu Stufe. Seine Praxis wuchs, er ward Arzt bei der Admiralität, königlicher Botanikus, nach seines einstigen Gönners, Rudbeck's, Tode Professor zu Upsala, vom Könige zum Ritter erhoben und zum Leibarzt ernannt, und mit Zeichen der Anerkennung von den Akademien und Societäten ganz Europa's überhäuft. Eines der schönsten war wohl der Umstand, daß ihm Haller in Göttingen, mit welchem

er vorher entzweit war, mit einer Selbstverläugnung, die unter allen Menschen selten, unter Gelehrten aber fast unerhört ist, seine eigene Stelle anbot, ohne zu wissen, daß Linné bereits die Stelle Rudbeck's angenommen hatte. Sein größter Ruhm aber besteht nicht in diesen Zeugnissen der Mitwelt, sondern darin, daß er, trotz dieser Auszeichnungen, nicht müde ward, sie zu verdienen. In rastloser Thätigkeit, von welcher mehr als 200 denkwürdige Schriften die bleibenden Monumente sind, verlebte er die zweite, lichtere Hälfte seines reichen Lebens; hatte noch die Genugthuung, auch seinen Sohn Karl, der nach des Vaters Tode sein Lehramt erhielt, auf denselben Wegen mit Erfolg fördern zu können, die das Glück seines Lebens ausgemacht hatten, — und erst als die Natur ihren Zoll unerbittlich forderte, bezog der würdige Greis ein Landgut, das ihm sein König geschenkt, um in friedlichem Genusse der Natur, deren Ernst den Gehalt seines Lebens gebildet hatte, dieses Leben zu beschließen. Ein Schlagfluß raffte den 71jährigen Greis am 10. Jänner 1778 hinweg. Ein Denkmal, 40 Jahre nach seinem Tode, von Karl XIV. in seinem Geburtsorte ihm gesetzt, wetteifert vergebens mit den Monumenten seines Geistes, ihn zu verewigen. Linné steht einzig und musterhaft in seinem Kreise da; er lehrte uns das Alphabet der Pflanzenwelt, die Logik der Naturbeschreibung; er ist der Gesetzgeber der nach ihm folgenden Systemschöpfer, indem er, wie Goethe von ihm treffend sagte (welcher gesteht, daß Linné, der Gegensatz seiner eigenen Natur, nach Shakespeare und Spinoza die größte Wirkung auf ihn gemacht), »die Sprache fähig machte, sich an die Stelle des Bildes zu setzen«. Scharfsinn, Klarheit, Muth, Beharrlichkeit, Witz und eine oft in's Poetische spielende, warme Einbildungskraft setzten das Ganze seines Wesens zusammen, und eine große, eine unübersehbare Nachwirkung ging von ihm aus.

Franz Christian Kellermann,

Herzog von Valmy, Marschall und Pair von Frankreich.

Geboren 1735. Gestorben 1820.

Es gibt Menschen, welche, jeder Eitelkeit abhold oder nur in sehr allgemeinen Formen von ihr berührt, ihre Größe durch eine gewisse lakonische Kürze verschleiern, und sogar eine Selbstbefriedigung darin suchen, weniger zu scheinen, als zu sein. Zu diesen, eben so echten, als seltenen Naturen gehört auch der alte, hochverdiente Feldherr Kellermann, der, schlicht und einfach, immer selbst den ersten Anlaß gab, daß sein Verdienst vergessen oder übersehen wurde, und, der treue Eckart des französischen Sieges, jederzeit nur im entscheidendsten Augenblicke erschien, kämpfte, rettete, und dann eben so schnell wieder verschwand, sich gern mit dem Bewußtsein der That bescheidend und Anderen den Ruhm derselben gönnend. Er wurde am 30. Mai 1735 in Straßburg geboren, trat 1752 als Husar bei der Legion Conflans in Dienste, und nahm Theil an den ersten Feldzügen des siebenjährigen Krieges. Wegen seiner ausgezeichneten Bravour stieg er 1758 zum Offizier, und durchlief dann die Dienstgrade bis zum Marechal de Camp. Als die Revolution ausbrach, legte er so viel patriotischen Sinn und zugleich Umsicht und Besonnenheit an den Tag, daß die Bürger von Landau, wo er in Garnison stand, ihn mit einer Bürgerkrone beehrten. Bei dem Ausbruche des Krieges gegen Deutschland, 1792, erhielt er das Kommando der Moselarmee, vereinigte sich im September mit der von Dumouriez angeführten Hauptarmee, und hielt am 20. September bei Valmy dem Angriffe der Preußen unter dem Herzoge von Braunschweig Stand. Diese sogenannte Kanonade von Valmy veranlaßte die Verbündeten zum Rückzuge, und entschied das Schicksal des ganzen Feldzuges. Frankreich war aus der gefahrvollsten Lage plötzlich in offenbaren Vortheil gestellt. In den nachfolgenden Kriegen Frankreich's wurden Kellermann verschiedene Generalkommando's übertragen. Ihm gebührt auch unstreitig

die Ehre des Sieges von Marengo (14. Juni 1800), obschon Bonaparte, dessen Eifersucht den Ruhm lieber mit Todten, als mit Lebenden theilen wollte, das Verdienst dieses Sieges dem gefallenen Desaix zuzuschreiben sich bemühte. Am Mittage des Schlachttages mußten nämlich die französischen Kolonnen unter Lannes und Victor, furchtbar zusammengeschmolzen und der Munition baar, das Feld räumen. Gedeckt von der Kavalleriebrigade Kellermann's, zogen sie sich zurück, und gewannen Zeit, sich hinter Desaix's Korps zu sammeln. Bonaparte hatte nämlich Desaix eiligst zurückberufen, und dieser eben seine Stellung bei S. Giuliano, links der Straße von Tortona nach Alessandria, genommen, als Kellermann mit seiner Kavalleriebrigade daselbst anlangte, wo er vom Adjutant Savary den Befehl erhielt, den Angriff Desaix's zu unterstützen. So wurde die Schlacht erneuert. Kellermann hatte nur 400, von einem achtstündigen Kampfe sehr erschöpfte Reiter; das Fußvolk unter Desaix mochte 3000 — 4000 Mann zählen. Die Feinde waren des Sieges gewiß. Desaix wurde gleich im Beginne des Kampfes tödtlich verwundet; seine an Zahl so schwachen Truppen konnten dem feindlichen Angriffe nicht Stand halten, und flohen. Jetzt gewahrte Kellermann hinter ihn deckenden Weingärten, wie 6000 feindliche Grenadiere im Verfolgen der Franzosen ihre Glieder trennten. Sogleich stürzte er sich mitten unter die Feinde, welche, über den unerwarteten Angriff stutzend und von ihrer Reiterei abgeschnitten, sich umzingelt glaubten und sich ergaben. Auch die Masse des feindlichen Heeres glaubte, daß die Franzosen eine bedeutende Verstärkung erhalten, zog sich nach der Bormida zurück, und so hatte Kellermann's kühnes und im rechten Augenblicke unternommenes Wagniß den schon entrissenen Sieg zurückerobert. Napoleon erhob ihn 1808 zum Grafen von Valmy, und gab ihm den Johannisberg als Dotation, die ihm aber nach der Restauration wieder entzogen wurde. Später wurde er in die Pairskammer gewählt, wo er kräftig für das öffentliche Recht sprach, und starb am 12. September 1820. Seiner letzten Verordnung gemäß, wurde sein Herz auf dem Schlachtfelde von Valmy begraben und ihm dort ein einfacher Denkstein mit der Inschrift gesetzt: »Hier fielen ruhmvoll die Tapferen, welche Frankreich am 20. September 1792 retteten. Ein Soldat, welcher die Ehre hatte, sie an diesem denkwürdigen Tage zu kommandiren, der Marschall Kellermann, Herzog von Valmy, hat, als er 28 Jahre später seinen letzten Willen aufsetzte, gewollt, daß sein Herz in ihrer Mitte beigesetzt werde.»

Etienne Jacques Joseph Alexander



Herzog von Tarent, Marschall und Pair von Frankreich.

Geboren 1765. Gestorben 1841.

Dieser verdiente Feldherr, den wir erst vor Kurzem als hochbejahrten Greis seine irdische Laufbahn beschließen sahen, entstammte einem hochschottischen Clangeschlechte, und war am 17. November 1765 zu Sancerre in Frankreich geboren. Er war der Erbe kriegerischen Ruhmes; denn sein Vater hatte mit zwanzig Anderen seines Stammes und Namens 1745 bei Culloden für den Prätendenten Karl Eduard gefochten und, nachdem er Letzteren mehrere Wochen lang verborgen gehalten, in Frankreich eine Zuflucht gesucht. Der Sohn begann seine militärische Laufbahn 1784 in der Legion des Generallieutenants Grafen von Maillebois, welche in Holland die antioranische Partei gegen den Erbstatthalter unterstützen sollte. Feurig schloß er sich den Grundsätzen der Revolution an, erstieg in dem Kriege 1792 rasch die Würde eines Brigadegenerals, und leistete 1794 unter Pichegru bei der Nordarmee in Holland und Ostfriesland rühmliche Dienste. Zwei Jahre später kommandirte er als Divisionsgeneral zu Düsseldorf und Köln, ging dann zur Rheinarmee, und später nach Italien, wo er unter Bonaparte sich zuerst als Feldherr bemerkbar machte. Nach geschlossenem Frieden von Campo Formio befand er sich unter Berthier bei dem Heere, welches Rom und den Kirchenstaat besetzte, und bewirkte, als Gouverneur des Kirchenstaates, die Republikanisirung Rom's. Bei Mack's Annäherung an der Spitze eines 50,000 Mann starken Heeres, mußte Macdonald mit seinen Truppen sich zu dem Heere des Obergenerals Championnet zurückziehen, worauf er, nachdem Championnet wieder die Offensive ergriffen, großen Antheil an den Siegen bei Trento, Monterosi,

Baccano, Calvi und Civita Castellana hatte, und bereits am 14. Dezember zum zweiten Male in Rom einzog. Im Frühjahre 1799, nach Championnet's Absetzung, übernahm er den Oberbefehl über das französische Heer zu Neapel. Während er hier gegen Ruffo und die Calabresen kämpfte, hatten Suwaroff und Melas die Lombardei unterworfen und ihre Waffen bis Turin erstreckt. Nur Moreau's meisterhafte Taktik vermochte Frankreich's Gränze und die Pässe von Genua zu decken. Dieser zog dann Macdonald entgegen, welcher, um zu ihm zu stoßen, Unteritalien räumte, dabei jedoch — von dem Gedanken verlockt, den Feind allein zu schlagen — statt den Seitenweg in's Genuesische zu wählen, über Modena, Parma und Piacenza sich auf die Straße von Voghera begab. Es gelang ihm am 12. Juni 1799, die Oesterreicher unter Hohenzollern aus ihrer Stellung bei Modena zurückzudrängen; aber Suwaroff und Melas trieben ihn am 17. Juni über den Tidone, und brachten seinem durch Strapazen und Gefechte ermatteten Heere, am 18. und 19. Juni, an der Trebbia unweit Piacenza, eine gänzliche Niederlage bei. Verwundet und mit einem bis auf 22,000 Mann herabgekommenen Heere, mußte Macdonald in's Toskanische zurückweichen. Durch Moreau vor weiterer Verfolgung geschützt, bewerkstelligte Macdonald ungehemmt den Uebergang über die Apenninen, und schloß sich im Genuesischen an Moreau an. Nach Frankreich zurückgekehrt, unterstützte er die Revolution vom 18. Brumaire, welche die Direktorialregierung vernichtete und Bonaparte's Alleinherrschaft vorbereitete, führte am 1. Dezember 1800 die Reservearmeee in Graubündten über den Splügen, und drang in das Veltlin ein. Nach dem Lüneviller Frieden bekleidete er einige Zeit den französischen Gesandtschaftsposten in Dänemark, drang in dem Feldzuge gegen Oesterreich 1809 mit dem rechten Flügel des Vicekönigs über die Piave vor, brachte Laibach in seine Gewalt, und entschied den Sieg bei Wagram. Napoleon erhob ihn dafür zum Marschall, mit der schmeichelhaften Aeußerung: »Ihnen und meiner Gardeartillerie habe ich hauptsächlich diesen Sieg zu danken.« 1810 erhielt er den Oberbefehl über das Augereau'sche Korps in Catalonien, und häufte hier, wie 1812 in dem Feldzuge gegen Rußland, seine Lorbeern. Nachdem die seinem Kommando untergebenen Preußen die bekannte Kapitulation unter York geschlossen, mußte er sich zum Rückzuge entschließen, und führte denselben am 3. Jänner 1813 über Königsberg aus. Im Mai desselben Jahres überwältigte er Merseburg, kämpfte bei Lützen und Bautzen, erlitt aber an der Katzbach durch Blücher eine folgenschwere Niederlage. Er kommandirte

herausfordern durfte, wohl noch die Komposition, aber nicht mehr die eigne Künstlerhand Pipi's erblicken kann. Besser hingegen erkennt man diese noch im Palaste zu Mantua, in dem Trojanerkriege, in der Geschichte der Lucretia und in jenen kleinen Kabineten voll sinnreicher Grotesken und Arabesken — so daß man darin bald Homer, den Schlachtensänger, bald Anakreon, den Dichter der Liebe, vor sich zu haben glaubt. — Kurz vor seinem Tode wurde er, an St. Gallo's Stelle, neuerdings nach Rom eingeladen, dem Baue der Peterskirche vorzustehen. Allen Bitten seiner Freunde zu Mantua ungeachtet, hatte er den Ruf angenommen, als ihn noch vor seiner Abreise der Tod überraschte. Sein Grab ist bei St. Barnabas, und das Monument trägt folgende Inschrift:

»Romanus moriens secum tres Julius artes
Abstulit — haud mirum — quatuor Unus erat.«



Katharina I.

Kaiserin von Rußland.

Geboren 1686. Gestorben 1727.

Diese berühmte Frau, welche aus dem tiefsten Dunkel der Niedrigkeit sich zur höchsten Staffel menschlicher Größe und Macht emporgekämpft und den Beweis geliefert hat, was Willenskraft, Klugheit und Fähigkeiten, von äußerem Glücke begünstigt, selbst in dem engeren Thatenkreise eines Weibes für Wunder zu bewirken vermögen, soll, nach den Angaben Einiger, die Tochter eines katholischen Bauern in Lithauen, Namens Samuel, gewesen, 1686 geboren und Martha genannt worden sein. Ihre dürftigen Eltern schickten sie in die Dienste eines lutherischen Geistlichen, Daut, zu Roop im rigaischen Kreise. Dort soll sie von den Glaubenslehrsätzen ihres Dienstherrn eingenommen worden und hierauf in Marienburg — einem kleinen Orte im wenden'schen Kreise, von welchem sie auch den Namen des „Mädchens von Marienburg" erhielt — zur protestantischen Kirche übergetreten sein. Daselbst heirathete sie 1702 einen schwedischen Dragoner und

kam, als dieser wenige Tage später marschiren mußte, und Marienburg von den Russen erobert wurde, als Gefangene in die Gewalt des Generals Scheremetjeff, der sie dem Fürsten Menzikoff übergab. In dem Hause dieses Fürsten, wo sie gütig behandelt wurde, sah sie Peter der Große, und fühlte sich von ihrer Schönheit und Liebenswürdigkeit bezaubert. Sie wußte ihren Sieg über das Herz des großen Monarchen so geschickt zu benutzen, daß er, nachdem sie 1703 zur griechischen Kirche übergetreten war, und den Namen Katharina Alexiewna angenommen hatte, sich mit ihr vermählte. Er zeugte mit ihr die Prinzessinnen Anna (geb. 1708) und Elisabeth (geb. 1709), von denen die Erste, als vermählte Herzogin von Holstein, dem nachmaligen Kaiser Peter III. das Leben gab, Letztere aber später den russischen Thron bestieg. Im Jahre 1713 erklärte sie Peter öffentlich zu seiner Gemahlin, 1718 zur Kaiserin, und ließ sie sodann (nach einigen Angaben erst 1724) in Moskau feierlich krönen. Fünf Kinder, die sie ihrem Gemahle noch außer den genannten beiden gebar, lebten nur kurze Zeit. Durch wohlberechnete Aufmerksamkeiten, durch die ihr eigene Willenskraft, hauptsächlich aber durch ihren so feinen als glänzenden Verstand, wußte sie das Herz ihres sonst in der Liebe etwas veränderlichen Gemahls dauernd zu fesseln. Als derselbe 1711 am Pruth mit seinem von den Türken eingeschlossenen Heere sich schon als verloren betrachtete, gelang es, im Vereine mit Ostermann und Schaffiroff, Katharinens Klugheit, den Großwesir zu einem unerwarteten Friedensschlusse zu bringen. Um seinen Vertrauten zu bestechen, gab sie freudig ihren Schmuck und ihre Kostbarkeiten hin, und erst nachdem ihr Vorhaben gelungen war, setzte sie den Kaiser davon in Kenntniß, der Allem seine Bestätigung gab. Durch diesen wichtigen Dienst befestigte sie sich in der Gunst und Achtung ihres Gemahls dergestalt, daß er sie sogar für würdig hielt, seine Nachfolgerin zu werden, das höchste und unablässige Ziel ihres Strebens. Doch stellten sich ihr auch Schwierigkeiten und Gefahren in den Weg. Namentlich mußte sie gegen Ende des Jahres 1724 bitter den Zorn und die bösen Launen empfinden, welche der Schmerz der Krankheit ihrem Gemahle erzeugte. So hatte er dem Fürsten Menzikoff, der für Katharina jederzeit die größte Anhänglichkeit und Dienstbeflissenheit bewiesen und ihren Vortheil um des seinigen willen nie aus den Augen gelassen, schon seit längerer Zeit seine Ungnade zugewendet, und den Kammerherrn Mons, den er im Verdachte hatte, Katharina's Gunst in zu vertrauter Art zu besitzen, ließ er in einem Anfalle unbezähmter Eifersucht sogar hinrichten. Ueberdies mußte sie, nach verschiedenen Aeußerungen des

Kaisers, nicht ohne Grund fürchten, von der Thronfolge ausgeschlossen zu werden, und so die Früchte all' ihrer langjährigen Bestrebungen zu verlieren. In dieser aufgegebenen und selbst gefahrvollen Lage verlor sie gleichwohl den Muth nicht. Sie wußte den damaligen Günstling des Kaisers, Jaguschinski, in ihr Interesse zu ziehen, durch seine Vermittelung den Kaiser mit Menzikoff auszusöhnen, und so die Zahl ihrer Anhänger und Verbündeten zu vermehren. So hatte sie ihre Stellung bereits wieder befestigt, als am 28. Jänner 1725 des Kaisers Tod erfolgte. Indem sie, nebst Menzikoff und Jaguschinski, den Hintritt Peters des Großen eine Zeit lang verheimlichte, gewann sie Zeit, um die Maßregeln zu ergreifen, die zur Sicherung ihrer Thronfolge erforderlich waren. Dem Volke und den Truppen wurde bekannt gemacht, daß Peter auf seinem Sterbebette die Erklärung gegeben: nur Katharina sei würdig, ihm auf dem Throne zu folgen; worauf man sie zur Kaiserin und Selbstherrscherin aller Reussen ausrief, und ihr neuerdings den Eid der Treue leistete. Ihre Regierung wurde anfänglich im Geiste Peters des Großen fortgeführt, und Menzikoff, der durch sie herrschte, leistete manches Gute. Aber bald brachte die Günstlingsherrschaft auch ihre üblen Folgen mit sich, und die Staatsverwaltung litt allmälig an Mißbräuchen und Mängeln. Der Tod überraschte Katharina schon am 17. Mai 1727, nachdem sie wenig über zwei Jahre den Thron eingenommen, den sie ihrer Liebenswürdigkeit und Klugheit verdankte.

Peter I. oder der Große,
Kaiser von Rußland.

Geboren 1672. Gestorben 1725.

Wir begegnen hier einem jener ehrwürdigen Namen, an welche sich unauslöschbare Dankgefühle der Menschheit knüpfen; einem jener erhabenen Fürstentalente, die nicht nur ihrem Reiche Glanz und Flor, sondern auch ihren Völkern die Segnungen der Civilisation schenkten, und, neben dem physischen Widerstande äußerer Feinde, auch die Macht langjähriger Barbarei und Verwilderung niederkämpften.

Peter Alexjewitsch, geboren zu Moskau am 11. Juni 1672, war der Sohn des Zaren Alexei Michailowitsch, aus dessen zweiter Ehe. Schon in seinen frühesten Jahren gab er Beweise solcher Geistesanlagen, daß sein Vater ihn, mit Uebergehung seiner beiden ältern Söhne, des siechen Feodor und des geistesschwachen, beinahe blinden Iwan, zum Zar zu bestimmen beabsichtigte, was jedoch durch die herrschbegierige Zarewna Sophia, Alexei's Tochter erster Ehe, hintertrieben wurde. Alexei's Nachfolger, Feodor III., ernannte, mit Uebergehung Iwan's, Peter zum Nachfolger, welcher demgemäß 1682 zum Zar ausgerufen wurde. Sophia brachte es dahin, daß Iwan mit Peter zugleich zum Zar ernannt und als solcher gekrönt wurde, und wußte sich, indem sie die Strelitzen zum Aufruhr aufstachelte und sogar Peter's Leben bedrohte, in mächtigem Einflusse auf die Regierung zu behaupten. Bald aber, nachdem der jugendliche Zar sich 1689 mit Eudoxia Feodorowna Lapuchin vermählt hatte, erstickte er mit gewaltigem Arme die meuchlerischen Anschläge seiner Gegner, und nöthigte seine herrschsüchtige Schwester, in ein Kloster zu gehen. Zuvörderst bildete er, nach europäischer Taktik, ein stehendes Heer, und bereitete die Gründung einer russischen Seemacht vor; schlug mit seiner neu erbauten Flotte die türkische, und nahm Asow, wodurch er sich einen Stapelplatz am schwarzen Meere verschaffte. Am 2. April 1697 vertilgte er durch seinen persönlichen Muth eine gegen sein Leben gerichtete Verschwörung der Strelitzen und mehrerer Großen,

bereisete dann das Ausland, und arbeitete, um den Schiffsbau gründlich zu erlernen, in Holland längere Zeit als gewöhnlicher Schiffszimmermann. Eine neue Empörung der Strelitzen rief ihn zurück; er hielt ein furchtbares Gericht, und ließ, da seine Schwester Sophia im Verdachte der Anstiftung stand, 130 Verschworene vor dem Kloster und vor den Fenstern derselben aufhenken. Er hob das Heer der Strelitzen auf, ersetzte es durch neue Regimenter, und verbannte seine eigene Gemahlin, wegen angeblicher Theilnahme an jener Verschwörung, in ein Kloster. Jetzt nahm er sich der inneren Verwaltung seines Reiches mit Kraft und Scharfsinn an, gründete Buchdruckereien, stiftete Schulen, und setzte neue kirchliche Einrichtungen durch. Mit der Pforte schloß er einen Waffenstillstand auf 32 Jahre; erklärte, im Bunde mit dem Könige August II. von Polen, dem jungen Heldenkönige Karl XII. von Schweden den Krieg; erlitt durch diesen am 30. November 1700 bei Narwa eine Niederlage, die er jedoch durch den Sieg am Embachstrome am 1. Jänner 1702 vergalt, und Nöteburg und Marienburg nahm. Unter den Gefangenen in letzterer Stadt befand sich auch seine künftige Gemahlin Katharina. Jenem ersten folgten neue Siege. Am 4. Mai eroberte er Nyenschanz, eine Festung an der Newamündung, zu deren Behauptung er am 27. Mai 1703 den Grund zu einer neuen Festung legte, die er St. Petersburg nannte, und mit riesigem Eifer bald zu einem ausgedehnten und blühenden Orte erhob. Er vernichtete eine schwedische Flotille auf dem Peipussee; eroberte vom 4. Mai bis 20. August 1704 die Festungen Dorpat, Narwa und Iwangorod, und vernichtete am 8. Juli 1709 das schwedische Heer in der Schlacht bei Pultawa. 1710 vollendete er die Eroberung von Liefland und Karelien, und beschloß, in dem mehr und mehr verschönerten Petersburg seine künftige Residenz aufzuschlagen. Von der Pforte, auf Karl's XII. Anstiften, mit Krieg überzogen, wurde er am Pruth mit seinem von Hunger erschöpften Heere von den Türken eingeschlossen, und sah nur Tod oder Gefangenschaft vor sich, als seine Gemahlin Katharina mit Aufopferung ihrer Juwelen den Großwesir gewann, und am 23. Juli 1711 den Huscher Frieden zu Stande brachte, in welchem jedoch Peter's kaum errungene Herrschaft am schwarzen Meere wieder verloren ging. Glücklich verfolgte er 1713 die Eroberung Finnlands, und errang durch den Seesieg bei Twermünde die vorher vom Admiralitätskollegium ihm verweigerte Würde eines Viceadmirals. 1717 verhängte er ein hartes Strafgericht über Urheber von Unterschleifen und Bedrückungen, und sein eigener Sohn Alexei, durch die hohen Reichsbeamten zum Tode

VI

PETER I

CATHARINA I

verurtheilt, wurde hingerichtet, obschon Peter ihn mit tiefem Schmerze beweinte. Fest und kräftig stand er der Eifersucht der fremden Mächte gegenüber. Schwer beugte ihn 1719 der Tod seines Waffengefährten Scheremetjeff und seines Sohnes, des Thronerben Peter Petrowitsch. 1721 errichtete er die heilige dirigirende Synode, nöthigte Schweden durch mehrere Verheerungszüge zu dem Nystädter Frieden, in welchem Liefland, Esthland, Ingermanland, Wiburgslehn und Kexholmslehn an Rußland abgetreten wurden, und endigte so, nach 21 Kriegsjahren, glücklich den nordischen Kampf. Nun baten ihn, im Namen des Volkes, der Senat und die heilige Synode: den Titel eines Vaters des Vaterlandes, Kaisers aller Reussen und den Beinamen des Großen anzunehmen, und am 22. Oktober 1721 wurde die neue Kaiserwürde ausgerufen. 1722 erklärte er seine dreizehnjährige Tochter Elisabeth für volljährig, und damit sein Reich nicht unter schwachen Regenten wieder zerfalle, gab er das Gesetz: daß der Herrscher Rußlands zur Thronfolge berufen könne, wen er wolle; auch die Ernennung wieder ändern dürfe, sobald er den schon ernannten Thronfolger als untüchtig erkenne. Sodann unternahm er den längst beschlossenen Zug nach Persien, und nöthigte den Schah, die Städte Derbent und Baku, und die Provinzen Ghilan, Mazanderan und Astarabad an Rußland abzutreten. Am 8. Februar 1725 starb Peter der Große, einer der berufensten Herrscher aller Zeiten, der, gleich groß als Eroberer und Gesetzgeber, Schöpfer und Erhalter, seinem Reiche in kurzem Zeitraume die glänzendste Wiedergeburt hatte angedeihen lassen, und der Gründer der Macht seines Staates, wie der Gesittung seiner Völker, geworden war.

Benjamin Franklin.

Geboren 1706. Gestorben 1790.

Mit Ehrerbietung begrüßen wir das Bild des Weisen, dessen Seherblick eben so tief in die Geheimnisse der Natur, wie in jene des Menschenherzens und des Völkerlebens drang, der, Alles aus sich selbst schöpfend, auch jede Erfahrung, jede neue Entdeckung als sein unveräußerliches geistiges Eigenthum in Anspruch nimmt, der, kraftvoll das Große, sorgsam das Kleine erfassend, jedes Gebiet mit überlegener Macht beherrschte. Benjamin Franklin wurde den 17. Januar 1706 zu Boston von armen Eltern geboren. Gern hätte ihn sein Vater, dem die Talente des Knaben nicht entgingen, Theologie studiren lassen; aber seine Armuth nöthigte ihn, sich dieses Gedankens zu entschlagen. War doch die Färberei, die er betrieb, nicht hinreichend, ihn und seine Familie auch nur kärglich zu ernähren. Er mußte sie aus Noth mit dem Seifen- und Lichtziehen vertauschen, und sein Sohn ihm bei diesem wenig anziehenden Geschäfte hilfreich an die Hand gehen. Dafür entschädigte sich der arme Benjamin in den Freistunden durch die kleine Bibliothek seines Vaters, und las theologische Schriften, Plutarch's Lebensbeschreibungen und de Foe's Versuch über die Projekte bunt durch einander. In dem letztgenannten Buche ging dem fleißigen Knaben eine neue Welt auf, und er schöpfte daraus Ideen, deren Same bei ihm nicht auf tauben Boden fiel. In seinem zwölften Jahre erlernte er bei seinem 1717 aus England zurückgekehrten Bruder, Jakob, die Buchdruckerei. Eine Schrift von Tryon bewog ihn, es mit vegetabilischer Kost zu versuchen, die er sich selbst bereitete, und dadurch Geld und Zeit ersparte. So ward frühzeitig die Natur seine Lehrerin, seine Freundin. Die Lektüre betrieb er so eifrig, als seine karg zugemessene Zeit es ihm nur vergönnte; er las Locke's Versuch über den menschlichen Verstand, Xenophon's Denkwürdigkeiten, die Schriften von Shaftsbury und Collins, und machte endlich selbst ein Paar Balladen, die er in Person zum Verkauf herumtrug. Weil sie gefielen, hätte er gern noch mehr dergleichen gemacht; aber sein Vater

meinte: die Versemacher hätten alle kein Geld, und das war unserem praktischen Benjamin genug, ihm fernere Versuche zu verleiden. Dennoch konnte er, als sein Bruder später selbst eine Zeitung herausgab, das Gelüsten nicht unterdrücken, heimlich und ohne seinen Namen einige Beiträge hineinzugeben, und zuletzt seine Autorschaft einzugestehen. Nach einiger Zeit konnte er sich mit seinem Bruder nicht mehr vertragen; er ging daher von Boston fort, nach New-York, und von da nach Philadelphia', wo er Arbeit fand und sich wohlgefiel. Der Gouverneur der Provinz, William Keith, forderte ihn auf, eine eigene Druckerei anzulegen, und schoß ihm 100 Pfund vor, um die nöthigen Werkzeuge dazu in England ankaufen zu können. Franklin ließ sich das nicht zweimal sagen; er verlobte sich in aller Geschwindigkeit mit Miß Read, der Tochter seines Wirthes, und eilte dann nach England, wo es ihm aber durchaus nicht nach Wunsch ging. Auch drängte sich ein junger Mensch, der ihn begleitet, ihm auf, den er mit ernähren mußte, und der ihn obendrein zu Unordnungen bewog. Nach einem achtzehnmonatlichen Aufenthalte in London, wo er sich auch mit einigen Gelehrten in Verbindung gesetzt hatte, kehrte er 1726 nach Philadelphia zurück. Er wurde Buchhalter bei einem Kaufmann, mußte aber, als dieser starb, sich von Neuem der Buchdruckerei zuwenden. Dabei betrieb er seine Selbstbildung durch Studien eifrig fort, stiftete auch eine literarische Gesellschaft junger Leute, die, unter dem Namen Junta, sich wöchentlich zu versammeln und Gegenstände der Moral, Physik, Politik rc. zu untersuchen pflegte. Endlich errichtete er, anfangs in Gemeinschaft mit einem gewissen Meredith, eine eigene Buchdruckerei, die er aber bald darauf, durch einige Freunde mit den nöthigen Fonds versehen, auf seine alleinige Rechnung übernahm, und machte jetzt mit einer Schrift sich zuerst auch als politischer Schriftsteller geltend. Seine Verlobte, Miß Read, hatte er während seines Aufenthalts in London so kalt behandelt, daß sie sich anderweit verheirathete. Ihre Ehe fiel jedoch unglücklich aus, sie ließ sich scheiden, und Franklin übte nun die Gerechtigkeit, sie 1730 zu heirathen. Seine Geschäfte, die er durch eine Papierhandlung erweiterte, hatten den trefflichsten Fortgang, und in gleichem Verhältnisse stieg er in der öffentlichen Achtung. Er gründete die »pennsilvanische Zeitung", und gab jährlich ein Taschenbuch unter dem Titel: „Almanach des armen Richard", heraus, das allerlei nützliche, ökonomische, moralische und andere Aufsätze enthielt, und so stark gelesen wurde, daß es zuletzt in 10,000 Exemplaren aufgelegt werden mußte. Voll Begierde, den Namen eines Gelehrten zu verdienen,

lernte er jetzt erst, und zwar ganz für sich, die lateinische und französische Sprache. Im Jahre 1736 betrat er seine politische Laufbahn, indem er zum Sekretär bei dem Parlamente von Philadelphia, und einige Jahre später zum Repräsentanten für die Stadt Philadelphia bei demselben erwählt wurde. 1737 erhielt er die Stelle eines Postmeisters von Philadelphia. Bei den häufig vorfallenden Feuersbrünsten machte er zuerst den Plan zur Errichtung einer Feuerkompagnie, welcher auf seinen Vorschlag bald auch eine Brandassekuranzgesellschaft folgte. Sein Ansehen stieg so hoch, daß man ihm 1743 den ehrenvollen Auftrag ertheilte, den Plan der philosophischen Gesellschaft von Amerika bestimmter zu entwerfen. Damals begann dieser außerordentliche Praktiker und Denker sich mit der Elektricität zu beschäftigen, und bald darauf trug die ihm gelungene Erfindung des Blitzableiters (1749) seinen Namen durch ganz Europa. Die Universität zu Oxford schickte ihm 1762 das Diplom als Doktor der Rechte. Als, bei der zunehmenden Spannung zwischen den amerikanischen Kolonien und dem englischen Mutterlande, das Haus der Gemeinen in London alle Agenten der Provinzen vor seine Schranken lud, um die Beschwerden zu untersuchen, erschien 1767 auch Franklin als Agent für Pennsilvanien, redete mit Freimuth und politischer Umsicht den Interessen seines Landes das Wort, und befeuerte den Muth seiner Landsleute durch ermunternde Sendschreiben, welche überall Begeisterung weckten. Der dadurch gereizte Hof von England entzog ihm sein einträgliches Amt als Generalpostmeister, und es wurde sogar seine persönliche Freiheit bedroht. Daher kehrte er 1775 nach Philadelphia zurück, wo sich der Kongreß versammelt hatte. Sein Eifer, dem allgemeinen Besten zu dienen, ging so weit, daß er, obgleich schon über 70 Jahre alt (1776), den Entschluß faßte, sich als Unterhändler nach Frankreich zu begeben. Dort betrieb er anfangs von seinem Wohnsitze aus, dem Dorfe Passy zwischen Versailles und Paris, seine Unterhandlungen ganz im Stillen. Als aber 1778, nach der Schlacht von Saragota, durch Ludwig XVI. die Unabhängigkeit der dreizehn vereinigten Staaten von Nordamerika anerkannt worden war, zeigte sich der einfach-ehrwürdige Greis als bevollmächtigter Minister seines Vaterlandes an dem glänzenden Hofe von Versailles, wo man ihm von allen Seiten Beweise der Achtung und Aufmerksamkeit gab. Ihm, dem Erfinder des Blitzableiters und dem Befreier seines Vaterlandes, rief, als er in die französische Akademie aufgenommen wurde, d'Alembert die schönen und bezeichnenden Worte zu: »Er hat dem Himmel den Blitz, den Tirannen das Scepter entwunden.« Am 20. Januar

1783 unterzeichnete er mit den englischen Kommissarien zu Paris den Frieden, durch welchen die Kolonien ihre Unabhängigkeit gewannen, und ging dann nach Philadelphia zurück, wo allenthalben Verehrung und Dankbarkeit ihm entgegen kamen. Hochbejahrt, verwaltete er noch immer die Stelle eines Präsidenten der Assembly von Pennsilvanien, und erst der Tod vermochte der Thätigkeit des unermüdlichen Greises ein Ziel zu setzen. Seit mehreren Jahren hatte er an Steinschmerzen gelitten; diese wurden endlich so heftig, daß er beinahe ein volles Jahr bettlägerig bleiben mußte. Indeß erhielt er den vollen Gebrauch seiner Sinne, und zeigte in solchen Augenblicken, die einige Erleichterung brachten, noch immer die im freundschaftlichen Umgange ihm eigene Laune und Munterkeit. Zuletzt kam ein Lungengeschwür dazu, welchem seine von Krankheit und Alter erschöpfte Natur nicht mehr den gehörigen Widerstand entgegenzusetzen vermochte, und so entschlief er in einem Alter von 84 Jahren, den 17. April 1790. Sein Begräbniß wurde mit einem Glanze begangen, den man bis dahin in Philadelphia noch nicht gesehen hatte. Er hatte sich selbst folgende eigenthümliche Grabschrift gesetzt: »Hier liegt der Leib Benjamin Franklin's, eines Buchdruckers (gleich dem Deckel eines alten Buches, aus welchem der Inhalt herausgenommen, und der seine Inschrift und Vergoldung verloren), eine Speise für die Würmer; doch wird das Werk selbst nicht verloren sein, sondern (wie er glaubt) dermaleinst erscheinen in einer neuen, schönern Ausgabe, durchgesehen und verbessert vom Autor.« — Seinen Mitbürgern ward er unvergeßlich, nicht nur durch die politische Unabhängigkeit, die er dem Vaterlande erworben, sondern auch durch viele nützliche und ersprießliche Anstalten. Die Naturwissenschaft ist durch seine fleißigen und verständigen Forschungen mit mancher wichtigen Entdeckung bereichert worden. Nicht nur verdankt man ihm die Erfindung des Wetterableiters, sondern er erklärte auch zuerst die Natur des Nordlichtes und erfand den elektrischen Drachen. Auch bauete er, nach seiner Erfindung, eine eigene Art Sparofen, und vervollkommnete die Harmonika, die man irrthümlicher Weise sogar für seine Erfindung ausgegeben hat. Klar und einfach, wie sein Denken und Handeln, ist auch sein Vortrag, daher er, als Volksschriftsteller, seinen nützlichen Ideen auf die faßlichste Weise Eingang zu verschaffen, und Tugend, Lebensweisheit, praktischen Sinn und anwendbare Kenntnisse fruchtbringend zu lehren wußte. Seine dahin gehenden Schriften, wie z. B. »die Sprüchwörter des alten Heinrich«, »die Weisheit des guten Richard« ꝛc. sind durch Form und Inhalt Muster der wahren Popularität. — Er hinterließ einen Sohn und

eine Tochter, welche den größten Theil seines ansehnlichen Vermögens erbten; seinem Enkel, William Temple Franklin, vermachte er seine Bibliothek, seine Papiere und verschiedene Ländereien, mehreren Stiftungen ansehnliche Legate. — »Angeborene und erworbene Eigenschaften — sagt einer seiner Biographen — vereinigten sich, diesen Mann achtungswerth zu machen. Menschenliebe und Freimüthigkeit waren die Grundlagen seines Charakters; eine ungetrübte Heiterkeit, eine einnehmende Gefälligkeit im gemeinen Leben, und eine beständige Gleichmüthigkeit in großen Unternehmungen, verbanden sich in ihm mit der größten Vorsicht in seinem Betragen. In allen Dingen, bei allen politischen oder philosophischen Untersuchungen, hatte er es sich eigen gemacht, immer die einfachste Ansicht der Sache aufzufassen, und sie darnach zu prüfen. Sein System von Lebensweisheit war eben so einfach; er suchte Schmerz und Langeweile durch Mäßigkeit und Arbeit zu entfernen. Ohne gleichgiltig gegen den Ruhm zu sein, verachtete er doch ungerechte Urtheile, und wenn ihn Dankbarkeit erfreute, so wußte er doch auch dem Neide zu verzeihen. Sein Umgang war äußerst anziehend; er drang gern in die Kleinigkeiten des bürgerlichen und häuslichen Lebens ein, und setzte sie durch die Fülle seines Geistes und seiner Erfahrungen in ein neues Licht.«

Thomas Payne.

Geboren 1737. Gestorben 1809.

Wie es bisweilen dem Genius gelingt, die Gedanken und Bestrebungen der Zeit in einen Brennpunkt zusammenzufassen, und in einem prophetischen Worte auszusprechen, was vorher dunkel und nur geahnet in dem Herzen der Menschheit schlummerte, davon hat der schlichte, lange unbeachtete Thomas Payne, bei all' seinen Verirrungen und Extravaganzen, ein durchgreifendes Beispiel geliefert. Er war am 29. Januar 1737 zu Thetford in der Grafschaft Norfolk geboren. Sein Vater, von Gewerbe ein Schnürbrustmacher und seiner Religion ein Quäker, wollte ihn für seinen eigenen Stand bilden, und gab daher dem talentvollen, aber wenig

ordnungliebenden und fleißigen Knaben eine sehr einfache Erziehung, indem er ihn blos lesen, schreiben und rechnen lernen ließ. Der junge Payne erlernte wirklich das Gewerbe seines Vaters, und betrieb es, wie wenig es ihm auch zusagte, beinahe fünf Jahre lang. 1756 kam er nach London, arbeitete einige Zeit bei einem Schnürbrustmacher, unternahm dann eine abenteuerliche Seereise, betrieb hierauf sein Handwerk in mehreren englischen Städten, und kehrte 1760 nach London zurück. Da sein Gewerbe ihm weder Vergnügen, noch hinreichenden Gewinn brachte, so beschloß er es gänzlich aufzugeben und sich zu einem Zollbeamten zu bilden, von welchem Beruf er sich schon als Jüngling einige Vorkenntnisse erworben hatte. Am 1. Dezember 1762 wurde er in seinem Geburtsorte bei der Accise angestellt, aber schon am 27. August 1765, aus unbekannten Gründen, seines Dienstes wieder entlassen, und gerieth in so große Dürftigkeit, daß er, wie man erzählt, einige Zeit fast ohne Nahrung und Wohnung zubrachte. Nach einem Jahre wurde er in sein Amt wieder eingesetzt, und fungirte nebenbei mit geringem Gehalte als Lehrer der englischen Sprache. 1768 ward er Accisbeamter in Lewes in der Grafschaft Sussex, betrieb zugleich eine Tabakfabrik, verheirathete sich zum zweiten Male und lebte zufrieden. Als 1772 die Accisbeamten des ganzen Königreiches den Entschluß faßten, bei dem Parlamente um eine Vermehrung ihres Gehaltes einzukommen, mußte er ihr Supplik verfassen; es erschien auch im Drucke, erreichte aber seinen Zweck nicht. Mittlerweile nahmen seine Angelegenheiten eine üble Wendung; er verarmte, mußte 1774 seine nothwendigsten Effekten veräußern, um seine Gläubiger zu beruhigen, gerieth überdies in Verdacht begangenen Unterschleifes, und wurde, nach zwölfjähriger Dienstzeit, seiner Anstellung beraubt. Bald darauf trennte er sich auch von seiner Frau. In Europa bürgerlich vernichtet, beschloß er nach Amerika zu gehen, und kam, einige Monate vor der Schlacht von Lexington, die im April 1775 stattfand, in Philadelphia an. Hier trat er, mit einer erbärmlichen Besoldung, als Ladendiener bei einem Buchhändler ein, legte sich dann auf Chemie, und strengte, als bald darauf die Zufuhr von Schießpulver nach Amerika abgeschnitten war, sein Genie mit Versuchen an, den Kongreß leicht und wohlfeil mit Salpeter zu versehen. Von dieser Zeit an ward er mehr bekannt. Am 10. Januar 1776 gab er seine erste berühmte Schrift: »Common sense« (gesunde Vernunft) heraus, welche zunächst die neue Republik der nordamerikanischen Freistaaten betraf, und um so mehr Aufsehen machte, als sie von metaphysischen Sophistereien über Staats-

verfassung ganz frei war, und nur der kunstlosen Sprache des schlichten Menschenverstandes sich bediente. Mehrere Auflagen folgten in kurzer Zeit nach einander. Bald darauf nahm der Kongreß die Flucht; Alles war erschrocken, nur Payne nicht. Er sah, daß die Amerikaner Hilfsquellen genug hatten, um die Hoffnung nicht schwinden zu lassen, und bemühte sich, Anderen dasselbe Vertrauen einzuflößen. Zu diesem Zwecke gab er die »Krisis" heraus, in welcher er seine Gründe der Hoffnung entwickelte, und jede Ursache der Furcht untersuchte. 1777 ernannte ihn der Kongreß einmüthig zum Sekretär im Departement der auswärtigen Angelegenheiten, und Franklin würdigte ihn seines näheren Umgangs. Als aber zwischen dem Kongreß und ihm später Mißverständnisse eintraten, nahm er am 8. Januar 1779 seinen Abschied, und schlug gleichzeitig die von französischen und spanischen Ministern ihm angetragene Geldunterstützung aus. Kurz nachher ward er Lehrer der Künste bei der Universität zu Philadelphia, und 1780 Mitglied der amerikanischen philosophischen Gesellschaft. Seine Unabhängigkeit als politischer Schriftsteller war bekannt; sein Patriotismus hatte ihm viele Freunde erworben, und besonders schien der General Washington eine große Meinung von der Wichtigkeit seiner Dienste zu haben. Zur Belohnung derselben erhielt er von New-York einige konfiscirte Ländereien zu New-Rochelle, und von Pennsilvanien 500 Pfund Sterling zum Geschenke. Als seine Gegenwart in Amerika nicht länger nothwendig war, ging er 1787 nach Paris, wohin er seinen Ruf als Schriftsteller und das Modell zu einer Brücke mitbrachte, welches der Akademie der Wissenschaften vorgelegt wurde. Von da wendete er sich wieder nach England und befand sich 1788 zu Rotherham in Yorkshire, wo seine eiserne Brücke geschlagen wurde. Die Geldopfer, welche ihm dieser Plan gekostet, und der Sturz eines englischen Handlungshauses, zerrütteten seine Umstände dergestalt, daß er zahlungsunfähig und 1789 eingesperrt wurde. Aber zwei Kaufleute leisteten für ihn Bürgschaft; auch gingen ihm Gelder aus Amerika ein und so erhielt er, nach dreiwöchentlicher Haft, seine Freiheit wieder. Nach der Bekanntmachung der Betrachtungen über die französische Revolution von Burke, gab Payne 1791 sein bekanntes Werk: The rights of men" (die Menschenrechte) heraus, in welchem er die Grundsätze zu bekämpfen suchte, welche Burke aufgestellt hatte. Im Februar 1792 ließ er den zweiten Theil dieses Werkes erscheinen. Es fand einen beispiellosen Absatz. Da ihm dasselbe aber in England große Feindschaften erweckte, so war es ihm erwünscht, daß das Departement von Calais ihn am 6. September 1792

zu seinem Repräsentanten im französischen Nationalkonvent erwählte. Er ging nach Calais und von da nach Paris. Obgleich der französischen Sprache nicht vollkommen mächtig, erfüllte er seine Obliegenheiten würdevoll und umsichtig. Da er nicht für des Königs Tod stimmte, so erregte er das Mißfallen der Bergpartei. Marat warf ihm die Grundsätze eines Quäkers vor. Robespierre, der es ihm übelnahm, daß er sich zu der Partei der Girondisten gehalten, ließ ihn 1793 als einen Ausländer aus der Liste der Konventsdeputirten streichen und ihn gefangen setzen. Ohne Robespierre's Sturz hätte er vielleicht die Guillotine besteigen müssen. Erst im Dezember 1794 wurde er, nach vierzehnmonatlicher Gefangenschaft, auf Requisition der nordamerikanischen Regierung freigelassen, und trat wieder in den Konvent ein, nach dessen Auflösung (1795) er in den Privatstand zurückkehrte und sich statistischen Untersuchungen widmete. Er schrieb 1796 eine Abhandlung über das Sinken und den Untergang des englischen Finanzsystems, die damals viel Aufsehen erregte, aber nicht ohne Parteilichkeit und falsche Schlüsse abgefaßt war. Da er den beabsichtigten Einfluß nicht erlangte, so kehrte er 1802 nach Amerika zurück. Sein heftiger Charakter verwickelte ihn jedoch in häufige Streitigkeiten, und verbitterte ihm das Leben, bis er, halb vergessen, am 8. Juni 1809 zu Philadelphia in dürftigen Umständen starb.

Friedrich Ludwig Schröder.

Geboren 1744. Gestorben 1816.

Dieser reichbegabte Mann, der als darstellender Künstler und dramatischer Dichter ziemlich gleich große Geltung, und als Mensch die verdienteste Achtung sich erworben hat, wurde den 3. November 1744 zu Schwerin geboren. Seine Mutter, Sophie Charlotte, geborne Biereichel aus Berlin, war mit dem dortigen Organisten Schröder verheirathet, trennte sich aber, seines unwirthschaftlichen Lebens wegen, von demselben und eröffnete 1742 in Hamburg ein Theater. 1744 ging sie wieder zu ihrem Gatten, der bald darauf starb; dieser Wiedervereinigung dankte unser Künstler sein Dasein. 1749 verheirathete sie sich in Moskau mit dem damals berühmten Schauspieler Konrad Ernst Ackermann, worauf Beide, von ihrem in Rußland erworbenen Gelde, in Königsberg eine eigene Schaubühne errichteten. Der junge Schröder betrat schon als dreijähriges Kind die Bühne, und zwar noch in Petersburg. Seine Mutter, eine geistreiche Frau, hatte nämlich ein allegorisches Vorspiel geschrieben, und ihm darin die Rolle der Unschuld zugetheilt. Der Knabe trug seine paar Worte so allerliebst vor, daß die Kaiserin Elisabeth ihn in ihre Loge holen ließ, und Mutter und Kind beschenkte. Später erhielt er seine erste Bildung im Friedrichskollegium zu Königsberg, wo er eine Zeitlang zurückblieb, während seine Eltern häufige Kunstreisen unternahmen. Sie, die den lebhaften Knaben anfänglich durch Härte und abstoßende Kälte in seinem Gefühle beirrt hatten, kümmerten sich zuletzt gar nicht mehr um ihn. Man entließ ihn aus dem gedachten Kollegium, wo er zwar Anerkennungen seines Fleißes erworben, aber durch seine Ausgelassenheit den Lehrern auch wiederum viele Noth gemacht und sich harte Strafen zugezogen hatte, und er würde haben verhungern müssen, wenn nicht ein armer Schuhflicker, der das wegen der schweren Kriegszeit geschlossene Theater, in der Art eines Kastellanes, bewachen mußte, ihn zu sich genommen hätte. Der arme Knabe mußte mit seinem Wohlthäter Schuhe flicken, lernte

aber von demselben auch das leidige Branntweintrinken, und würde in Gemeinheit untergegangen sein, wären nicht der damals gefeierte Seiltänzer Stuart und dessen Gattin seine Retter geworden. Sie sorgten für seine geistige Ausbildung, bis 1759 endlich seine Eltern sich wieder auf ihn besannen, und ihn als Lehrburschen in die Handlung eines Oheims zu Lübeck brachten. Da er jedoch hier nicht einschlug, so wurde er zu seinen Eltern zurückgeschickt, betrat in Solothurn wieder die Bühne, gerieth in abermalige Zerwürfnisse mit seinem Stiefvater, bildete sich als Schauspieler und Tänzer aus, übersetzte ein französisches Lustspiel, durchzog mit der Gesellschaft die Schweiz und die Rheingegenden, ergab sich dem Spiele und ausgelassenen Streichen, ging durch, und söhnte sich wieder mit seinen Eltern aus. Der Feuergeist, der den Jüngling beseelte, mußte erst vollständig sich ausbrausen, ehe Klarheit und Bewußtsein seiner Kräfte sich herauszustellen vermochten. In Hamburg, wohin die Ackermann'sche Gesellschaft nach langem Herumirren 1764 wieder gekommen war, ließ sich Schröder mit Auszeichnung als Balletmeister und für das Lustspiel verwenden, spielte Bediente und, ungeachtet seiner Jugend, komische Väter, ging aber dann zum tragischen Fache über, in welchem er sich den Namen des ersten Künstlers seiner Zeit erwarb. Als 1771 sein Stiefvater an den Folgen eines unglücklichen Falles starb, übernahm er gemeinschaftlich mit seiner Mutter die Truppe, und trat jetzt zum ersten Male mit einem von ihm selbst verfaßten Lustspiele: »der Arglistige", hervor. Diesem folgten bald noch mehrere ähnliche Versuche, welche nach und nach die Runde über die meisten deutschen Bühnen machten und zu jener Zeit großen Anklang fanden, bei zweckmäßiger Einrichtung vielleicht auch jetzt noch finden würden. 1773 verheirathete er sich mit Anna Christina Hart (geboren 1756 zu Petersburg und in der dortigen Tanzschule erzogen), welche, durch Jugend, Gestalt und Talent unterstützt, sich ebenfalls zu einer trefflichen Schauspielerin bildete, und besonders als Ophelia glänzte. Sein Wirken als Direktor der Hamburger Bühne wird in der Geschichte des deutschen Theaters unvergeßlich bleiben. Sein Streben nach einem Ensemble der Darstellung, seine auf die gründlichste Kenntniß des Theaters gegründeten Anordnungen, vor Allem aber die Sitte und Ehrbarkeit, welche er, mit seinem eigenen Beispiele vorleuchtend, unter seinen Schauspielern heimisch zu machen wußte, stellen ihn als bleibendes Muster in der Leitung einer Bühne auf. Besonders in der letzteren Beziehung erwarb er seinem Berufe die Achtung der Welt, die wegen des vagen, ordnunglosen Lebens der meisten früheren Schauspieler

und wegen der lockern Sittlichkeit, welche man ihnen gern zum Vorwurfe machte, vorher immer mit einigem Mißtrauen und einer zweideutigen Schätzung auf diese Leute hingeblickt hatte. Er war es, der zuerst den Schauspielerstand moralisch und in den Augen der öffentlichen Meinung emancipirte, indem er ihm bürgerliche Tugend zur Bedingung machte. Er wendete den Einfluß der englischen Bühne nutzbringend auf die Zustände der deutschen an, und führte in seinen Bearbeitungen auch den unerreichten Shakespeare dem Publikum vor, wobei er freilich dem Zeitgeschmacke Manches zum Opfer brachte, was der gründlichere Kenner des großen Britten ungern vermißt, und Manches als vermeintliche Abnormität wegließ oder umgestaltete, was eben zu den genialsten Eigenthümlichkeiten dieses Dichters gehört, und so seine wunderbare Natur recht eigentlich ausspricht. Seinen redlichen Eifer für die Bühne legte er auch dadurch an den Tag, daß er 1775 für jedes eingesendete, der Aufführung würdig befundene Trauer- oder Lustspiel zwanzig Louisd'or zu zahlen sich erbot. 1780 unternahm er mit seiner Gattin eine große Kunstreise durch die deutschen Hauptstädte, besuchte Paris, folgte 1781 einem ehrenvollen Rufe an das Hof- und Nationaltheater zu Wien, wo Kaiser Joseph ihn auszeichnete, kehrte aber bald darauf in das ihm vor allen lieb gewordene Hamburg zurück, wo er neuerdings die Direktion des Theaters übernahm. Doch legte er 1798 sie nieder und zog sich, der mit jener Stellung verbundenen Mühseligkeiten überdrüßig, auf ein Landgütchen bei Hamburg zurück, wo er für die Bühne schrieb. Da jedoch die von ihm so trefflich geleitete Bühne in ungeschickte Hände fiel, so ließ er sich bereden, 1811 noch einmal an die Spitze derselben zu treten. Aber mißliche Zeitverhältnisse, Kabalen und der mittlerweile verschlechterte Geschmack des Publikums, verleideten ihm von da an seine Stellung, welcher er auch von seinem Vermögen bedeutende Opfer brachte, ohne Dank dafür zu ernten. Er starb, allgemein geachtet und betrauert, den 3. September 1816; sein Leichenbegängniß war prachtvoll und feierlich. Zu seinen besten eigenen dramatischen Dichtungen gehören: »das Testament«, »der Murrkopf«, »der Fähndrich«; außerdem hat er viele gute Bearbeitungen ausländischer Stücke geliefert. Als Schauspieler wird er noch fortwährend und mit Recht als ein Muster aufgestellt; er verstand immer den Dichter vollkommen, und hatte seine Sprache; seinen Körper und seine Einbildungskraft stets in seiner Gewalt. Seine herrlichste Leistung war Lear. »Wenn wir auch — äußert sich Tieck über ihn — in strengerem Sinne Schröder keinen Dichter nennen können, so war er doch ohne Zweifel einer

der glücklichsten Autoren für die Bühne. Aus der geschickten Art, Theaterstücke der Engländer für uns zu verpflanzen, kann jeder Kenner und Dichter lernen, und seine Originalschauspiele werden noch lange brauchbar und ergötzlich sein. Unter den Deutschen hat kein Autor, der zugleich Schauspieler war, bei jeder Zeile die Bühne so fest im Auge behalten, wie er; denn mit jeder Rede rückt die Handlung vor, und entwickelt sich der Charakter. Schröder gestattet nirgend der Polemik oder Lieblingsgedanken einen Raum, die das rasche Vordringen der Begebenheit, wie es von so vielen Anderen geschehen ist, hemmen könnten. Meistentheils malt er nur einige Charaktere humoristisch und bestimmt aus, indem er die Rolle schon kannte, die er sich zutheilen wollte; andere sind schweigsam und zurückgezogen, und dienen sehr oft den ersteren mehr zur Folie, als daß sie selbstständig wären. Alles aber, bis auf das Kleinste hinab, ist darauf berechnet, in einander zu greifen und mit Lebhaftigkeit die Handlung fortzuführen.»

August Wilhelm Iffland.

Geboren 1759 Gestorben 1814.

Je mehr in unsern Tagen durch die Anmaßung und Selbstüberschätzung der Bühnenmitglieder, durch die sinnlosen Lobhudeleien von Seite der Kritik, die Begriffe der Mehrzahl über die Würde, die Eigenschaften und Merkmale eines wahren Künstlers irre geführt werden; desto fester müssen wir jene einzelnen, leider meist schon hinweggeschwundenen Erscheinungen in's Auge fassen, die, der wahren, der höchsten Weihe theilhaftig, uns den Glauben an eine Kunst nebst dem richtigen Maßstabe für dieselbe zurückzugeben geeignet sind. Unter diese seltenen Repräsentanten des Echten und Wahren gehört auch Iffland, dem man den Namen des »deutschen Roscius« gegeben, ein Beweis, wie verlegen man in Absicht auf die deutsche Bühne um Vergleiche, ja wie unbestimmt man überhaupt in den Begriffen von dramatischer Kunst ist, da man als Prädikat für den deutschen Künstler blos den Namen eines römischen Mimen ausfindig machte, von dessen Tendenzen unsere Zeit nur die schwankendsten und unsichersten Ansichten hat.

Iffland erblickte das Licht der Welt zu Hannover den 19. April 1759. Seine Eltern, angesehene und bemittelte Leute, gaben ihm eine sorgfältige Erziehung; doch benutzte er, wie er später selbst gestand, den ihm zu Theil gewordenen, zweckmäßigen Unterricht keineswegs in dem Maße, wie sein umfassendes Talent es möglich gemacht haben würde. Das Leben selbst mußte die schaffende Hand an die Ausbildung dieses Geistes legen. Frühzeitig zog die Schauspielkunst den lebhaften Knaben an. Aber dieselbe war in der Meinung des Volkes damals noch so wenig emancipirt, hatte noch so sehr das allgemeine Vorurtheil gegen sich, daß Iffland's Eltern, in den Gewohnheiten ihrer Zeit gealtert, der Neigung ihres Sohnes auf alle mögliche Weise entgegenarbeiten zu müssen glaubten. Doch der angenommene Satz, daß Bestimmungen, die wir zu bekämpfen streben, sich um so gewisser, um so entscheidender an uns erfüllen, bewährte sich auch hier. Begierig drängte sich der junge Iffland zu den dramatischen Vorstellungen, die er in seiner Vaterstadt zu sehen Gelegenheit hatte, nährte hier mit sehnsüchtiger Theilnahme seine unvertilgbare Neigung, und bald stand der Entschluß in ihm fest, gegen alle Hindernisse den Stand des Schauspielers zu erwählen — in jener Zeit, wo weder besondere Ehre, noch besondere äußere Vortheile dazu locken konnten, ein Entschluß, den nur die Verzweiflung, oder die aufopferndste Begeisterung eingeben konnte. Ueberzeugt, daß seine Eltern nie ihre Einwilligung zu diesem Lebensplane ertheilen würden, verließ er heimlich Hannover, und fand zuerst einen Platz bei der Seiler'schen Schauspielergesellschaft in Gotha, wo er in dem kleinen Nachspiele: der Diamant, in der Rolle des Juden debutirte. Alle Schwierigkeiten des Anfangs stürmten auf ihn ein. Unbemerkt, hintangesetzt und gleich einem Lehrlinge behandelt, mußte er die unbedeutendsten Rollen spielen, den mechanischen Schlendrian des Bühnenwesens in der unerquicklichsten Art durchkosten und seinen ganzen geistigen Widerstand aufbieten, um nicht in dieser schalen Bedeutungslosigkeit, die mit dem Namen der Kunst prangte, unterzugehen. Doch lenkte sein Talent bereits die Blicke Eckhof's auf sich, jenes ersten deutschen Schauspielers, welcher, der Natur getreu, das Leben auf der Bühne darstellte, und der früheren Steifheit und Ueberladung den Krieg erklärte. Ihn erwählte Iffland zu seinem Vorbild und Muster. So in sich und in seiner Kunst klar geworden, entwickelte sich Iffland's Talent mit siegreicher Schnelligkeit. Aus den jugendlichen Fantasien trat allmälig der denkende Künstler hervor; sein Ruf vermehrte sich, und als, nach Eckhof's Tode (1778), die gothaische Bühne sich auflösete, folgte er 1779 einem Rufe an

die Nationalbühne nach Mannheim. Hier begegnete er Männern, an Talent und Kenntnissen ihm ebenbürtig, ja theilweise ihm überlegen, und fand hierin einen neuen Sporn zu kräftigem Weiterstreben, um so mehr, als die Mannheimer Bühne damals einen hohen Rang unter den deutschen Bühnen einnahm. Im Jahre 1785 legte er der Welt seine Ansichten und Grundsätze über die Schauspielkunst in seinen Fragmenten über Menschendarstellung vor. »Die Vorstellung des Menschen — sagte er — betrifft mehr dessen Aeußeres, ist beinahe Manier, kann durch konventionelle Regeln erlernt, und fertig geübt werden; mithin ist sie dem Handwerk zuzugesellen, und die es treiben, möchten Schauspieler sein und heißen. Die Darstellung des Menschen betrifft das Innere desselben, den Gang der Leidenschaften, die hohe, einfache, starke Wahrheit im Ausdruck, die lebendige Hingebung der Uebergänge, welche in der Seele wechseln und allmälig zum Ziele führen. Das ist Kunst, eine Sache, kein Spiel, und muß also auch nicht so genannt werden.» Tiefer und treffender hatte noch Niemand vor ihm das Wesen seiner Kunst erfaßt, und man darf sagen, daß Letztere erst durch ihn sich ihrer eigentlich bewußt ward. Jetzt trat er auch als dramatischer Dichter auf. Die Bühne hatten damals noch zum Theil die sogenannten Staats-actionen in Beschlag genommen, Stücke voll Bombast, Uebertreibung und Unnatur, dem wirklichen Leben fremd und verfeindet. Nur mühsam reinigten auftauchende dichterische Talente den verwahrloseten Geschmack des Publikums, indem sie ihn zur Wahrheit des Lebens und des Menschen zurückzuführen trachteten. Durch das bürgerliche Schauspiel, in welchem jeder Stand den nächsten Spiegel seiner selbst erkennen mußte, glaubte man dieses Ziel am leichtesten und sichersten zu erreichen. Auch Iffland schloß sich diesen Bestrebungen mit Feuer an, und sein fruchtbares Talent versorgte die Bühne mit einer Menge bürgerlicher Schauspiele, die zwar das Leben häufig von seiner kleinlichen Seite auffassen, und sich um unbedeutende Gegenstände und Interessen drehen, dafür aber durch tiefe Kenntniß des menschlichen Herzens, Wahrheit der Charaktere, Wärme des Gefühls und moralische Tendenz, weniger auf Ausbildung des höheren Geschmackes, als auf sittliche Befriedigung hinarbeiten. Der ausbrechende Revolutionskrieg erzeugte auch für die Kunstverhältnisse Mannheims eine nachtheilige Krisis. Iffland verließ diese Stadt, unternahm Kunstreisen durch verschiedene deutsche Städte, und erntete allenthalben Ruhm und Auszeichnung, besonders bei Gelegenheit seines Gastspiels auf dem Hoftheater zu Weimar 1796. In demselben Jahre wurde er nach Berlin zur Direktion des königlichen

Nationaltheaters berufen. Hier erwarb er sich die größten Verdienste in der ökonomischen Führung dieses Theaters. Was seine künstlerische Leitung der Vorstellungen und die Anwendung betrifft, die er von den Talenten seiner Schauspieler machte, so ist er von der einen Partei fast eben so unbedingt getadelt, als von der anderen unbedingt gelobt worden. Die Wahrheit möchte, wie überall, so auch hier, in der Mitte liegen. Auch die Partei der Musikfreunde hatte er gegen sich, da der hohe Standpunkt, den er dem recitirenden Schauspiele zu erwerben strebte, die Oper sehr in den Schatten drängte. Gewiß ist, daß sein Wille ein redlicher war und, wenn nicht überall, doch häufig vom schönsten Erfolge gekrönt wurde. Vortheilhafte Anerbietungen und Einladungen, die er von vielen Orten erhielt, sprechen ebenfalls dafür; er lehnte sie ab, weil er mit treuer Liebe an dem Institute hing, dem man ihn vorgesetzt hatte, und weil er sich des besonderen Vertrauens seines Königs erfreute, der ihn im Jahre 1811 zum Generaldirektor aller königlichen Schauspiele in Berlin und zum Ritter des rothen Adlerordens dritter Klasse ernannte. Seine unermüdete Anstrengung erschütterte endlich seine Gesundheit, und zwar vor der Zeit, da er nach seinem festen Körperbaue nur die erste Mannsblüthe hinter sich liegen hatte. Vieles hatten die drückenden Verhältnisse beigetragen, in denen er während des ersten Einfalles der französischen Truppen in Preußen gelebt. Auch war anfangs nicht sowohl seine Gesundheit, als sein Gemüth angegriffen. Nur seinen Berufspflichten lebend und ihnen ungetheilt hingegeben, war es ihm ein unerträgliches Gefühl, wahrzunehmen, daß zu jener Zeit das Theater einem gewaltsamen Untergange entgegenzugehen schien. Unter diesen Umständen hielt ihn Nichts ab, durch persönliche Anstrengungen das drohende Ungewitter zu beschwören, und wirklich gelang es ihm, das Werk, welchem er mit ganzer Seele vorstand, vom Untergange zu retten. Doch wurden seine Kräfte dabei aufgezehrt, und seine Heiterkeit schwand. Er fühlte, wie sehr er einer Erholung bedurfte; doch erst im Herbste 1811 benutzte er die Gelegenheit dazu. Er unternahm eine Kunstreise nach Breslau, feierte dort neue Triumphe, legte aber auch zugleich den Keim zu seinem frühen Tode. Von einem heftigen Husten befallen, gab er mit großer Anstrengung Kraft erfordernde Rollen; die Folge davon war, daß er Blut hustete. Dennoch reisete er, um ein Versprechen zu erfüllen, von Breslau nach Frankfurt, Darmstadt und Mannheim, wo er überall auftrat, ungeachtet sein Uebel sich täglich vergrößerte. Zwar schien er 1812 sich gänzlich zu erholen, und unternahm sogar eine Reise nach Karlsruhe, wohin eine Einladung des

Großherzogs ihn berief. Doch abgemagert und in einem bedenklichen Zustande kam er zurück, und durch die erneuten Kriegesstürme des Jahres 1813 wurde auch sein Gemüth von Neuem erschüttert, wobei sein Körper ebenfalls heftig litt. Er ging im Mai dieses Jahres nach Reinerz, einem schlesischen Badeorte an der Weistritz, um dort den Brunnen zu gebrauchen, und die Kur hatte vorübergehend so gute Wirkung, daß er bei seiner Rückkehr im Oktober seine sämmtlichen Geschäfte wieder übernahm, und sogar die Bühne betrat. Aber der Keim des Todes war nicht mehr zu tilgen. Mehr und mehr schwanden seine Kräfte, und nur das Hochgefühl für das selbst gewählte Vaterland konnte ihn bestimmen, auf die Rückkehr der königlichen Familie das kleine Stück: »Liebe und Wille«, und bei der Ankunft der Kaiserin von Rußland den Prolog zu verfertigen, in welchem er, am 23. Januar 1814, zum letzten Male die Bühne betrat. Noch einmal reisete er nach Reinerz, wo er früher Linderung gefunden; aber er kam so geschwächt dort an, daß er die Brunnenkur nicht gebrauchen konnte und bald nach Berlin zurückkehren mußte. Hier siechte er hin bis zum Herbste, wo den 22. September 1814 ein sanfter Tod ihn seiner Kunst, seinem Berufe, seinen Freunden entführte.

Iffland's schriftstellerische Werke, deren Tendenz wir schon oben andeuteten, stehen noch jetzt vor Aller Augen. Was ihn als Schauspieler betrifft, so machte, nach dem Ausspruche von Zeitgenossen, seine hervorragende Reflexion, im Gegensatze mit der Entbehrung der eigentlichen Tiefe des Gefühls, ihn fähiger zur Hervorbringung porträtirter, schon vorhandener Individualitäten, als zur freien Schöpfung wahrhaft künstlerischer Gebilde; davon zeugen sein Hausvater und ähnliche Darstellungen. Hier, wo es ihm, seinem Grundsatze zufolge, blos darum zu thun war, das einmal Gegebene idealisch zu porträtiren, ohne etwas Selbstgeschaffenes hervorzubringen, hier lösete er diese Aufgabe freilich mit einem so vollendeten Künstlerthume, wie es sich die Theorie kaum zu erdenken vermag. Nur da, wo ihm das gegebene Schema in der Wirklichkeit nicht zu imponiren vermochte, wie z. B. im Juden, im Bittermann und in den übrigen eigentlichen komischen Rollen, schien er wahrhaft künstlerisch und frei von den Fesseln der gegebenen Individualität schaffen zu können. Hier wurden die disparatesten Einzelnheiten, wie er sie z. B. zu seiner Darstellung des Juden an Juden selbst beobachtet haben mochte, zu einem höchst vollkommen in sich zusammenhängenden Ganzen verarbeitet. Und so stand Iffland mit seiner bewundernswürdigen Besonnenheit in der Darstellung, mit seinem

Scharfsinn in Auffassung der Charaktere in der Wirklichkeit, mit seinem Genie, das theilweis Gegebene zu einem zusammenhängenden Ganzen umzuschaffen, und mit seiner beispiellosen Routine in der äußeren Mechanik der Darstellung, als der Einzige unter den bisherigen Schauspielern da, dem es gelungen war, die von so vielen Hunderten seiner Vorgänger und lebenden Mitschauspieler zu einer bloßen Körperarbeit herabgewürdigte Schauspielkunst zu einer wahren Kunst, d. h. zu einem Bestreben emporzuheben, wo alles Zufällige verschwinden und jeder Moment das Erzeugniß vorhergegangener besonnener Reflexion sein muß. Zu tragischen Darstellungen war, wenigstens in der letzten Zeit seines Lebens, sein Aeußeres weniger geeignet, obschon sein König Lear einzig und allgemein anerkannt war, und sein Franz Moor, den er tief und wahrhaft poetisch auffaßte, den jugendlichen Dichter Schiller in hohe Begeisterung versetzte. Aber vor Allem traten seine komischen, blos reflektirenden Darstellungen, in welchen das Menschliche sich nur in der Ironie spiegelt, mit einer, jedes Herz und jeden Sinn erfreuenden Glorie, mit einer unendlichen Fülle komischer Kraft hervor, und hier war und bleibt er unübertroffen. — Sein ernstes, würdiges Bild aber stelle man auf am neuesten Scheidewege der darstellenden Kunst, daß es, ein treuer Eckart der Bühne, warnend zurückweise von den Unformen der Unnatur, Uebertreibung und Zerstücktheit, die, nachdem er sie siegreich bezwungen, sich über dem Grabe des Meisters allmälig wieder in den Tempel einschleichen, den er so hehr, so rein erhalten!

H. G. V.
Riquetti, Graf v. Mirabeau.

Geboren 1749. Gestorben 1791.

Die Gewalt des Wortes hat wohl nie größere, aber zugleich auch tragischere Triumphe erlebt, als durch diesen ungeheueren Redner, der mit dem Hauche seines Mundes eine Revolution entzündete, aber dann nicht die Kraft besaß, sie zu dämmen, und so, unter einem Gemisch von Kampf und Reue, in seinem eigenen Werke gewissermaßen unterging. — Honoré Gabriel Victor Riquetti, Graf von Mirabeau, geboren 1749 zu Egreville in der Provence, entstammte einer sehr angesehenen Familie. Glühende Leidenschaften in einem eisenfesten Körper trieben ihn unwiderstehlich bald zu Entwürfen und Thaten, bald zu Ausschweifungen und Thorheiten, zumal die einseitige und despotische Erziehung, die er genoß, ihm nur einen vorübergehenden sittlichen Zwang auferlegte, anstatt ihm eine bleibende sittliche Richtung zu geben. In seinem vierzehnten Jahre trat er in eine Pension, wo er zwei Jahre Mathematik studirte, Musik und Zeichnen lernte, und körperliche Uebungen mit Geschicklichkeit trieb. Er verfaßte einige Gedichte, und bildete seinen Geschmack durch Locke's Schriften, denen er seine treffliche Logik, die Grundlage seiner Beredsamkeit, verdankte. Aus der Schule trat er in eine Garnison, und seinem leichtfertigen Umgange wurde es nicht schwer, die wilden Begierden, die in ihm schlummerten, zum vollen Ausbruche zu bringen. Sein Vater, ein harter, in Bestrafung des Ungehorsams selbst grausamer Mann, brachte es dahin, daß er auf der Insel Rhé eingesperrt wurde, und nach den holländischen Kolonien eingeschifft werden sollte, was jedoch verständige Freunde zu hintertreiben wußten. Dieses Ueberschreiten der väterlichen Gewalt bestimmte zuerst des Sohnes Ansichten vom Despotismus und waffnete ihn, dem Zwange gegenüber, mit erhöhter Energie. Nach seiner Befreiung sendete man ihn als Freiwilligen nach Korsika, wo er durch sein rühmliches Benehmen zum Dragonerhaupt-

mann stieg, dann aber, weil sein Vater ihm keine Kompagnie kaufen wollte, den Militärstand aufgab, und zur Landwirthschaft überging. Es gelang ihm, 1771 die Hand des schönen Fräuleins von Marignane zu erhalten, welche Verbindung ihm zugleich eine reiche Erbschaft in Aussicht stellte. Aber sein Hang zur Verschwendung riß ihn in eine Schuldenlast von 160,000 Livres, was seinem lieblosen Vater Gelegenheit gab, beim Chatelet in Paris ein Interdikt gegen seinen Sohn auszuwirken, und diesen dadurch sehr zu beschränken. Doch lebte Mirabeau mit seiner Gattin glücklich, bis er 1774 sie bei einem verbotenen Briefwechsel überraschte. Er verzieh, verließ dann den von seinem Vater ihm gesetzlich angewiesenen Aufenthalt, wurde aber, vermöge eines neuen Verhaftsbefehls, den 23. Dezember 1774 in das Schloß If eingesperrt. Hier vertrieb er sich die Zeit mit einer hübschen Gefängnißwärterin, schrieb, als sein Vater ihm seine Unthätigkeit vorwarf, seinen schon früher begonnenen »Versuch über den Despotismus", und erbitterte dadurch seinen Vater noch mehr. Endlich durfte er, auf des Letzteren Erlaubniß, nach Joux bei Pontarlier gehen, wo er, da seine Gemahlin sich während seiner Gefangenschaft nicht im Entferntesten um ihn bekümmert hatte, eine schwärmerische Liebe zu Sophien, der Gattin des 79jährigen Präsidenten Lemounier, faßte. Dieses Verhältniß nöthigte ihn, nach Dijon zu fliehen, wohin Sophie ihm folgte. Hier, auf Betrieb seines Vaters, mit einem abermaligen Verhaftsbefehl bedroht, flüchtete er mit Sophien nach Holland, lebte daselbst von schriftstellerischen Arbeiten, und schickte Denkschriften gegen seinen Vater in das Ausland. Sophiens Gatte klagte gegen ihn auf Entführung und Raub; Mirabeau wurde daher in Frankreich zum Tode verurtheilt, und sein Bildniß an den Galgen gehangen. Französische Kommissäre verhafteten den 17. Mai 1778 ihn und Sophien in Holland, und führten Beide nach Paris zurück. Er wurde in den Donjon nach Vincennes, Sophie aber in das St. Klarenkloster nach Gien gebracht. In seiner fast dreijährigen Gefangenschaft schrieb Mirabeau die berühmten »Briefe an Sophien", seine Vertheidigungsschrift gegen seinen Vater, ein Meisterstück der Beredsamkeit und Logik, und die kühne und männliche Abhandlung über die Lettres de cachet (Verhaftsbriefe). Am 17. Dezember 1780 erlangte er endlich seine Freiheit, und im August 1782 die Aufhebung des gegen ihn ausgesprochenen Todesurtheils. Auch Sophie wurde freigegeben, und erhielt ihr Heirathsgut zurück. Mirabeau ging wieder in die Provence, versuchte umsonst seine Frau zur Rückkehr zu ihm zu vermögen, ging nach London, und verfaßte verschiedene politische und

staatswirthschaftliche Schriften, die ihm großen Ruf verschafften. Doch bemühte er sich vergebens um die Konsulstelle in Hamburg oder Danzig; der Finanzminister Calonne übertrug ihm dafür eine verfängliche Sendung nach Berlin, deren Ergebniß sein geistvolles, aber vielfach unrichtiges Werk »über die preußische Monarchie« war. Auf Friedrich Wilhelm's II. Befehl mußte er den preußischen Staat verlassen, kam geldentblößt nach Paris zurück, wo er in seinen Schriften mehrere Uebelstände mit Geist und Freimuth angriff, sich Namen machte, aber auch einflußreiche Feinde schuf. Schon war ein Verhaftsbefehl da, ihn nach Indien abzuführen, als der Abbé Perigord (Talleyrand) und der Duc de Lauzun die Zurücknahme jenes Befehls erwirkten. Da jetzt die Reichsstände berufen wurden, so begab er sich, um gewählt zu werden, in die Provence, wurde aber von der Wahl für den Adelsstand durch die Besitzer großer Lehngüter ausgeschlossen. Er eilte einen Tuchladen zu kaufen, wurde als Tuchkrämer gewählt, und sprach nun für die Rechte des dritten Standes. In dem Rathe der Reichsstände beherrschte er sofort die Menge durch seine stürmische, aber klare Beredsamkeit, und die wichtigsten Beschlüsse, welche die constituirende Versammlung faßte, gingen auf seinen Antrag durch. Er liebte zwar die Monarchie und selbst den Adel, wußte aber die Neigung für den Letzteren geschickt zu verbergen, und so eine beispiellose Popularität zu gewinnen. Hätte Ludwig XVI. ihn zum ersten Minister ernannt, so würde vielleicht er allein der Mann gewesen sein, die Revolution durch eine geschickte Gegenrevolution zu ersticken. Als der Hof am 23. Juni 1789 die Sitzung der Versammlung aufheben wollte, widersetzte sich Mirabeau, wahrscheinlich weil die stete Zurückhaltung des Königs, dem er sich gern genähert hätte, seine Empfindlichkeit reizte, und zog dadurch, ohne es eigentlich zu wollen oder zu ahnen, gleichsam die Sturmglocke zur Revolution. Er warf sich dem Volke in die Arme, weil der Hof seinen Beistand verschmähte. Endlich gewann es der König über sich, Mirabeau eine Unterredung zu gewähren, wobei dieser die Art entwickelte, wie der Regierung zu helfen sei. Der Hof soll damals Mirabeau's Schulden, die über 200,000 Livres ausmachten, bezahlt und ihm eine monatliche Pension von 6000 Livres zugesichert, Mirabeau aber ihm zwei Plane zu einer Gegenrevolution vorgelegt haben. Mirabeau hielt selbst nach des Königs verunglückter Flucht diesem sein gegebenes Wort, und die Königin, welche anfangs eine Abneigung gegen den kühnen Usurpator der Volksgewalt hegte, schenkte ihm später, nicht mit Unrecht, ihr unbedingtes Vertrauen. Indessen argwohnte man bereits seine Verbindung

mit dem Hofe, als er, erst 42 Jahre alt, den 2. April 1791 zu Paris an einem Entzündungsfieber, Andere behaupten, an beigebrachtem Gifte, starb. Seine letzten Worte sollen gewesen sein: »Ich nehme den Schmerz der Monarchie mit mir; die Faktionsglieder werden sich in ihre Trümmer theilen.« Mirabeau's Tod versetzte ganz Paris in Bestürzung und Trauer. Sein Leichnam wurde mit großer Pracht und Feierlichkeit und unter einem ungeheuren Andrange des Volkes in der neuen Genovevenkirche beigesetzt, die um seinetwillen zum Pantheon eingeweiht wurde. Als aber später (Dezember 1792) bekannt wurde, daß Mirabeau und Talleyrand den Plan gehabt, den König den Händen der Verschworenen zu entziehen, da beschloßen die ergrimmten Jakobiner, Mirabeau der ruhmvollen Benennung eines großen Mannes verlustig zu erklären; das Volk zertrümmerte seine Büste, und warf seine Gebeine aus dem Pantheon. Dagegen befahl 1800 Bonaparte, als erster Konsul, seine Bildsäule unter jenen der großen Männer aus allen Nationen in der Gallerie der Tuilerien aufzustellen.

In Mirabeau vereinigten sich große Eigenschaften mit großen Fehlern, glänzende Geistesgaben mit niedrigen Leidenschaften, von denen man jedoch Vieles auf Rechnung einer verfehlten Erziehung und einer entarteten Zeit setzen darf. Er war verschlagen und unergründlich, aber auch gutherzig und treu, und die Grausamkeiten der Revolution blieben ihm fremd. Volksvertreter aus Eigensinn und Eitelkeit, war er insgeheim dem Hofe ergeben, und verläugnete also wenigstens seine Ueberzeugung nicht unbedingt, wenn er sich vom Hofe bezahlen ließ. Großartig und kühn in seinen Ansichten, war er klein und schwach in seinen Grundsätzen, zerstörte mit ungestümer Hand, und bereute es dann, wenn ihm die Kraft fehlte, das vorschnell Eingerissene wieder aufzubauen. »Sophisterei — sagt Papon in seiner Geschichte der französischen Revolution (deutsch und bis auf die neueste Zeit fortgeführt, bei C. A. Hartleben in Pesth, 1841) von ihm — war seine vorzüglichste Waffe, der er sich mit der größten Gewandtheit zu bedienen wußte. Wenn er auf der Tribune noch so bewegt schien, war er im Innern doch so ruhig, daß er deutlich sah, welche Leidenschaften er in Bewegung setzen, welche Partei er unter den vorhandenen ergreifen, wie er sie bekämpfen müsse, und einem Entwurfe begegnen oder ihn lächerlich machen könne. Sein Ausdruck war lebendig und neu, seine Antwort schnell, seine Stimme wohlklingend, seine Geberdensprache bedeutsam; das schimmernde Kolorit einer reichen Einbildungskraft schmückte seinen Vortrag, wenn er die Sprache der Leidenschaften redete, und sein fester, sicherer Ton beherrschte die

Unwissenden und Schwachen. Mit diesen Eigenschaften verband er das Talent, sich zu den Einsichten und Fähigkeiten seiner Zuhörer und Leser herabzulassen, und ihnen solche Begriffe und Bilder vorzuzaubern, die ihnen schmeicheln und sie gewinnen konnten. Ihm war die einfältige Leichtgläubigkeit des Volkes kein Geheimniß, und mit ungemeiner Leichtigkeit wußte er Ränke zu schmieden, Lügen zu erdichten und die sichersten Mittel, das Volk zu verwirren, aufzufinden, indem er bald die natürliche Furchtsamkeit des Volkes erschreckte, bald demselben schmeichelte, bald seine Eitelkeit und Habsucht aufregte. Diese drei Hebel setzte er bald einzeln, bald alle zusammen in Bewegung, wenn er auf die Menge wirken wollte.»

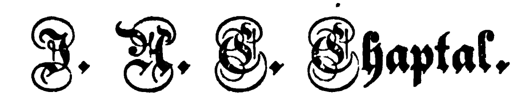
Aloys v. Reding.

Geboren 1755. Gestorben 1818.

Würdig schließt sich an die älteren und neueren Vertheidiger schweizerischer Freiheit der ehemalige Landamman der Schweiz, Aloys v. Reding, an. Er wurde 1755 aus einem alten Geschlechte geboren, dessen Väter schon im XIV. Jahrhunderte die Freiheit ihrer Berge tapfer gegen die fremde Herrschaft verfochten hatten. Nachdem er frühzeitig in Spanien Kriegsdienste genommen, kehrte er 1788 in die Schweiz zurück. Durch den Verlust seiner geliebten Gattin schwer erschüttert, gab er sich dem lebhaftesten Schmerze hin, als der Einfall der Franzosen in die Schweiz 1798 seinem aufgeregten Geiste eine andere Richtung anwies. Landeshauptmann des Kantons Schwyz, rief er die Bewohner der Berg- und Waldkantone zum Beistande gegen das von Brune bedrängte Bern auf. Die Franzosen hatten die alte Verfassung gestürzt, mehrere Theile der Schweiz mit ihrer und der cisalpinischen Republik vereinigt, den Rest aber in »Eine und untheilbare helvetische Republik» verwandelt, an deren Spitze ein Vollziehungsdirektorium aus fünf Personen die Regierung besorgte, während die gesetzgebende Gewalt zwischen einem Senate und einem großen Rathe, für welche jeder der vierzehn Kantone zwölf Mitglieder wählte, vertheilt war. Vergebens suchten einzelne demokratische Kantone zu spät die Staatsumwälzung ihres Vaterlandes zu hindern; sie wurden bald besiegt. Aber die Bedrückungen

der Franzosen, die Eigenmacht, womit sie auf die Besetzung der obersten Stellen wirkten, die große Zahl schlechter und bedeutungsloser Menschen, welche zu den ersten Aemtern gelangten, machten die neuen Behörden bald verächtlich. Da bildete Reding einen Bund, dessen Absicht Sturz der Centralregierung war. Die kleinen Kantone: Uri, Schwyz, Unterwalden, Zug und Glarus, traten tapfer auf für die Behauptung der alten Freiheit und die Wiederherstellung der Föderativregierung. Reding begeisterte durch eine herzhafte Rede seine Schwyzer dergestalt, daß sie eher zu sterben, als zu fliehen schwuren, und schlug auf der Ebene von Morgarten — dem heiligen Boden der Schweizerfreiheit, die einst am 15. November 1315 hier einen blutigen Sieg feierte — den 2. Mai 1798 den Heerhaufen der Franzosen. Doch trug dieser Sieg nicht die verhofften Früchte. Zu gering und ordnungslos waren die Streitkräfte, zu locker der Zusammenhang der verbündeten Bergvölker, als daß einem mächtigen und kampfgeübten Feinde auf die Dauer hätte Widerstand geleistet werden können. Reding selbst und seine Landsleute mußten sich unterwerfen. Zwei Hauptparteien schoßen, nach der Gründung der helvetischen Republik, empor; die eine strebte, wiewohl bedingungsweise, zur alten Verfassung zurück, die andere richtete ihr Streben auf eine Gesammtregierung und Einherrschaft. Diese, durch die Mitglieder der seit 1800 bestehenden Regierung verstärkt, war die mächtigere, und verdrängte die schwächere Gegenpartei, an deren Spitze sich Reding befand. Als aber die Letztere 1801 sich mit dem Beistande Frankreich's schmeichelte, setzte sie den Machthabern Widerstand entgegen, trennte sich nebst den Abgeordneten der Kantone Schwyz, Uri und Unterwalden von der Tagsatzung, und ruhte nicht, bis mit Hilfe der Franzosen, deren Theilungssystem absichtlich jenen Zwiespalt begünstigte, eine neue Regierung gebildet wurde, mit Aloys Reding als Landamman an der Spitze. Um persönlich für die Sicherstellung der neuen Verfassung zu wirken, ging Reding bald darauf nach Paris, erhielt auf seine Vorstellungen, welche hauptsächlich den Abzug des französischen Heeres und die Erhaltung des von Frankreich in Anspruch genommenen Kantons Wallis betrafen, zwar beruhigende Zusicherungen, zugleich aber von Seiten der französischen Regierung, welche angeblich eine Verschmelzung und Ausgleichung der Parteien als heilsam für den Zustand der Schweiz erkannte, die Erklärung: daß auch Anhänger der unterlegenen Gegenpartei Antheil an der Leitung des Freistaates erhalten sollten, wodurch nothwendig neue Verwirrungen eintreten mußten. So kam es, daß wenige Monate später die republikanische

Partei abermals die Oberhand erhielt; Reding versuchte umsonst, den Beschlüssen der nach Bern berufenen Versammlung Widerstand zu leisten, und mußte weichen. Im Mai 1802 wurde der, dem Grundsatze der Einheit völlig gemäße Verfassungsentwurf angenommen; aber die kleinen Kantone verwarfen denselben, und erklärten auf ihrer Tagsatzung in Schwyz den 6. August 1802: daß sie die ihnen aufgedrungene Konstitution nicht annehmen, sondern sich föderalistisch regieren wollten. Schwyz, Uri, Unterwalden, Appenzell und Glarus trennten sich offen von den übrigen Kantonen, um den Zustand vor 1798 wieder herzustellen; Reding ward Landamman von Schwyz. Schon früher hatte das französische Heer sich plötzlich aus der Schweiz zurückgezogen, um den Ausbruch des vorauszusehenden Bürgerkrieges desto schneller herbeizuführen, und dadurch einen Vorwand zur Einmischung in die inneren Angelegenheiten der Schweiz zu gewinnen. Wirklich kam der Bürgerkrieg nun zum Ausbruche; die von der helvetischen Regierung ausgesendeten Truppen wurden von den Eidgenossen fast überall geschlagen. Zürich wurde von den republikanischen Truppen, denen sie ihre Thore verschloß, vergeblich beschossen. Darauf besetzten Rudolf von Erlach und General Auf der Maur, an der Spitze der Insurgenten, Bern und Freiburg. Die helvetische Regierung zog sich nach Lausanne zurück. Aloys Reding aber berief eine allgemeine Tagsatzung, welche sich den 27. September 1802 in Schwyz versammelte, um über die neue Staatseinrichtung sich zu berathen, als der erste Konsul von Frankreich, Bonaparte, den 30. September durch den General Rapp den Kantonen seine Vermittelung antragen ließ. Rapp forderte von Reding die Auflösung der Tagsatzung; diese aber stützte sich auf die der Schweiz im Frieden von Luneville zugesicherte Freiheit, sich unabhängig eine Verfassung zu geben, und beharrte bei ihrer Vereinigung. Hierauf rückten 12,000 Mann französischer Truppen unter Ney in die Schweiz ein; die Tagsatzung ging, der Gewalt weichend, aus einander. Reding, mit ihm auch Hirzel aus Zürich, wurde auf Ney's Veranstaltung verhaftet und auf die Festung Arburg gebracht, in Kurzem aber wieder freigegeben. Als später, durch Bonaparte's Vermittelungsakte, die Schweiz wieder beruhigt worden war, trat Reding in das Privatleben zurück, wurde aber 1803 vom Kanton Schwyz wieder zum Landamman gewählt, und starb 1818. Ihm folgte der Ruf eines redlichen Vaterlandsfreundes, der jedoch bisweilen in seinen Entschlüssen zu leidenschaftlich war, und das Gute wollte, ohne sich desselben immer ganz klar bewußt zu sein.

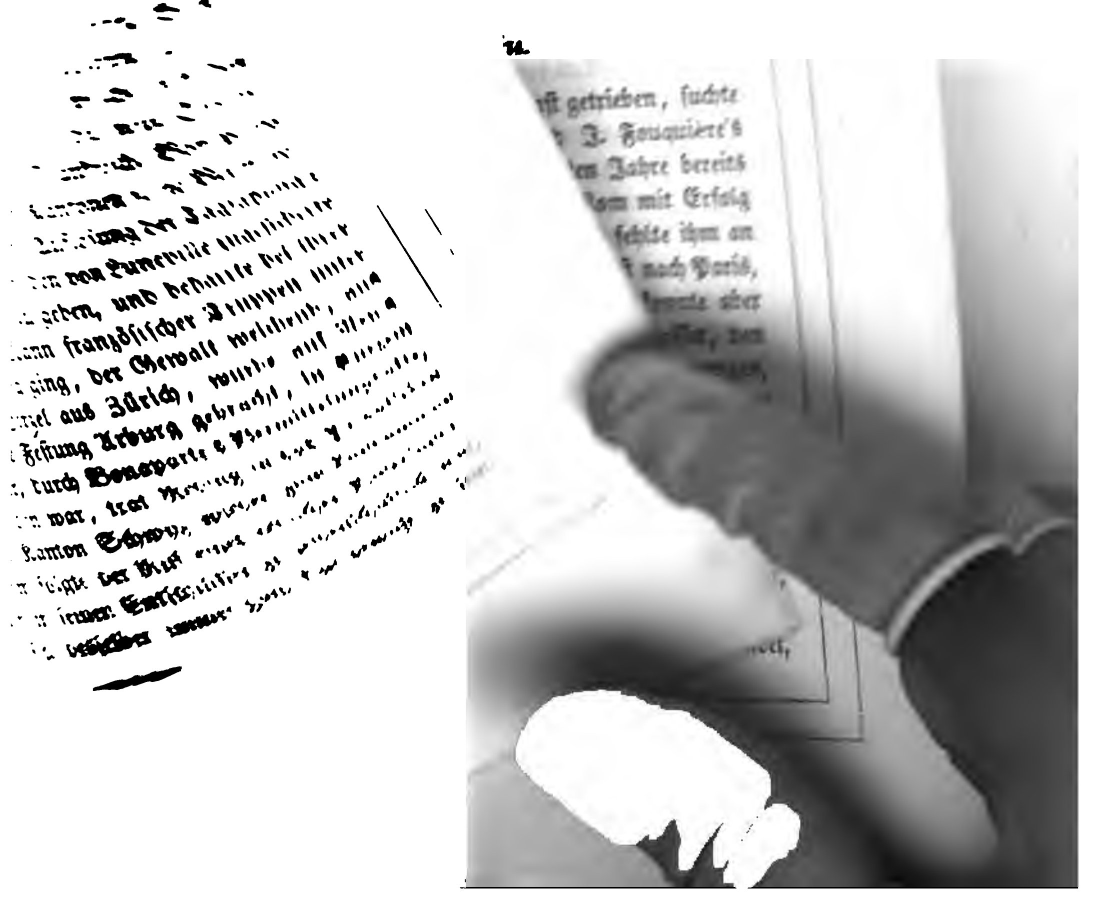


Geboren 1753. Gestorben 1835.

Chaptal gehört unter die Zahl jener praktischen Männer, deren Verdienst besonders die neuere Zeit schätzen gelernt hat, und von welchen Schlözer sagte: ihre Thaten klingen prosaisch im Munde Klio's, — sie nennt dieselben aber mit mehr Innigkeit, als die der Heroen des Alterthums.

In dem Zeitpunkte der erwachenden Industrie geboren, widmete sich Jean Antoine Claude Chaptal der Medicin, und, obwohl er auch als praktischer Arzt eine Reihe von Jahren hindurch thätig und ausgezeichnet gewesen sein soll, so waren es doch mehr die Naturwissenschaften im Allgemeinen, die Chemie insbesondere, die seine Neigung fesselten. Eben diese letztere Wissenschaft hatte damals durch Lavoisier einen Aufschwung erhalten, den man ihre zweite Entstehung nennen kann. Von da an bis auf den heutigen Tag hat sie mehr Fortschritte gemacht, als in den zwei Jahrhunderten, die vorangegangen waren. Chaptal gehört unter die ersten ihrer Förderer. Er arbeitete im Geiste Lavoisier's fort, suchte die Körper fortan mehr und mehr zu zerlegen, und nahm vorzüglich auf den Nutzen Bedacht, welchen die Wissenschaft für's Leben, für Technologie, Industrie und Gewerbe abwarf. Bei der Bestürmung der Citadelle von Montpellier lernte Frankreich zuerst den Werth eines solchen Bürgers kennen, und als während der wilden Stürme des Jahres 1793 in Paris an Pulver Noth ward, — berief man Chaptal dahin, um Rath zu schaffen. Er schuf Rath — und Pulver. Durch seine einsichtsvolle und unermüdete Leitung erzeugte die großartige Fabrik von Grenelle täglich vierthalbtausend Pfund Pulver. Nach Vollendung dieser Aufgabe kehrte Chaptal, ein zweiter Cincinnatus, an den Pflug zurück. Er ging wieder nach Montpellier, erhielt eine Verwaltungsstelle im Departement Herault, und gründete eine Lehrkanzel der Chemie, welche Wissenschaft er in trefflichen Werken, nach ihrer Anwendung in den Künsten, in der

... seinem eigenen Vaterlande über Biot sein, der so ... Die Werke Biot's haben in Frankreich nicht wenig ... Wissenschaften der mathematischen Gewißheit zu ... physikalisches Werk bleibt ein Denkmal dieses ... sind die Theorien des Schalles und der ... Entwicklung und des Styles. Zugleich aber ... Biot eine Vorliebe für den Calcül, ein ... von dem wir uns besorgt fragen ... nicht Schaden leide?" —



Auch die wiedereingesetzte ältere Regierung wußte diese Verdienste zu würdigen; und wenn gleich Chaptal, durch Napoleon's Sturz in den Privatstand versetzt, und Chanteloup's wegen, das vormals Eigenthum der Prinzessin von Orleans gewesen war, mit dieser in einen Prozeß verwickelt ward, so hatte er doch die Genugthuung, 1816 vom Könige zum Mitgliede der Akademie der Wissenschaften ernannt zu werden; die höchste Ehrenstelle für den Gelehrten in Frankreich. So lebte er, thätig für National-Industrie, Menschenwohl und Menschengenüsse, geschätzt und behaglich, einen schönen Lebensherbst, und seine dankbare Nation beschloß, ihn durch ein Denkmal, nach seinem Scheiden, zu ehren. Am 6. April 1836 wurde zu Amboise der Grundstein gelegt. Das schönste Denkmal aber bleiben für die thätige Welt seine Verbesserungen; und für die genießende ist es auch eines, wenn der Biograph eines in Italien gemächlich lebenden Künstlers, als Ausdruck seines Epikuräismus hinzufügt: »Er behandelte seinen Wein nach Chaptal's Unterricht!« —

Jean Baptiste Biot.

Geboren 1774.

Wenn der Mensch sich der Natur betrachtend gegenüberstellt, so treten zweierlei Verhältnisse ein, die wir in der Denk- und Lehrart berühmter Naturforscher, von den ältesten Zeiten bis herab auf die Gegenwart, immer sich wiederholen sehen. Entweder: der Mensch unterwirft sich gleichsam der Natur, indem er ihre Gegenstände und Ereignisse mit den Sinnen treu auffaßt und darstellt, ohne in den Folgerungen weiter zu gehen, als eben die Sinne tragen — oder: er unterwirft sich die Natur, indem er sie berechnet, indem er sie zwingt, auf die Gesetze seines Calcüls einzugehen, und seine im Voraus gemachten Bedingungen zu erfüllen. Von jeher hat diese zweite Art, die mathematische Naturforschung, den Beifall der Meisten erlangt, weil es uns Menschen der größte Triumph scheint, Alles der Formel unseres Verstandes zu unterwerfen. Was wir berechnen können, nur das scheint uns gewiß. Von einer dritten Art der

Naturbetrachtung, die sich oft fälschlich die philosophische nannte, sprechen wir nicht, da sie Geist und Natur in ihren Ansprüchen verwechselte. Die mathematische ist es auch, welche der industriellen Richtung unserer Tage am meisten zusagt, welcher wir unsere Dampfmaschinen, unsere Eisenbahnen verdanken. Frankreich ist das Land, wo man sie mit besonderer Vorliebe hegt, und wenn Newton als ihr eigentlicher Vater zu betrachten ist, so gehört Biot unter ihre vorzüglichsten Repräsentanten. Nur dadurch, daß wir diese allgemeinen Bemerkungen voranschickten, wird uns sein Werth und seine Bedeutung verständlich.

Geboren zu Paris 1774, hatte er seine ersten Studien am Kollegium Ludwigs des Großen gemacht, und war dann zum Artilleriedienst übergetreten, wo er, entfernt von der Hauptstadt, in arithmetischen Calcül vertieft, seinem Streben die Grundlage baute, auf welcher es später fortgedieh. Allein diese einsamen Studien genügten ihm nicht. Er kehrte nach Paris zurück, um, da es ihm mehr um die Anwendung und das Praktische zu thun war, die begonnenen Studien an der polytechnischen Schule zu vollenden. Als Professor zu Beauvais angestellt, zog er Physik und Astronomie mit in den Kreis seiner Berechnungen. Unermüdet thätig, erhielt Biot 1800 den Ruf an das Lyceum von Frankreich, als Professor der Naturlehre, und ward, zwei Jahre darnach, zum Mitgliede der ersten Klasse des Institutes ernannt. Wenn Strenge und Konsequenz im Wissen sich oft auch in der Festigkeit des Charakters abspiegeln, so war dies bei Biot der Fall. Beharrlich setzte er, im Leben wie im Wissen, die Maximen durch, zu denen er sich bekannte, und als 1804 ganz Frankreich sich zu Napoleons Füßen legte und ihn als Kaiser begrüßte — trat Biot nicht bei. Er stimmte laut gegen diesen Schritt, und bewog das Institut, mit ihm zu stimmen. Napoleon, der Verdienst und Meinung zu trennen wußte, wie er es in so vielen Fällen (z. B. bei Scarpa in Pavia) bewies, ließ den Gelehrten nicht für den Bürger büßen. Vielmehr, als er, zur Einführung des neuen Decimalsystems in Frankreich, die Messung eines größern Bogens des Meridians vornehmen ließ, und deßhalb die tüchtigsten Astronomen und Mathematiker nach Spanien senden wollte, fiel seine Wahl auf Biot und Arago; und noch ehe der Erste die Reise antrat, wurde er zum Mitgliede des Längenbureau's ernannt. Die Gelehrten erreichten den Zweck ihrer Reise vollkommen, und Biot's Ruhm wuchs täglich. Seine Vorlesungen, denen er sich mit allen Kräften seiner Seele widmete, fanden zahlreiche Hörer, und seine Schriften ein großes Publikum

unter den Sachverständigen, so daß Biot für seine physikalischen Ansichten wohl die größere Anzahl der Fachgenossen gewann, wozu denn freilich der Geist der Zeit und seiner Nation das Seine beitrug. Biot stand an der Spitze derjenigen, welche in der Lehre vom Lichte Newton's Ansicht vertheidigten, welche den Lufttheilchen »gewisse Anwandlungen des leichtern Durchganges und der leichtern Zurückstrahlung« beilegt. Er selbst stellte den Satz auf: »daß die unmeßbaren, feinen Elemente des Lichtes eine gleichmäßige Rotation um ihren Schwerpunkt haben, und daß der eine Pol dieser Rotations-Axe anziehend, der andere abstoßend, wie die magnetischen, auf die Oberflächen der verschiedenen Körper und auf ihre einzelnen Lagen wirke.« Diese Theorie stellt Biot in seiner Experimentalphysik auf, welche 1816 erschien, und die er dann für das populäre Bedürfniß eigens bearbeitete. Es fehlte dieser Ansicht gleich anfangs nicht an Gegnern, die sich in der Folge eher mehrten, als minderten, — und die Resultate einer immer fortschreitenden Naturforschung werden lehren, ob es erlaubt ist, das Phänomen des Lichtes auf diese Weise durch den Calcül zu behandeln. Die Akten über dieses Kapitel der Naturlehre, das reizendste, aber auch zarteste, sind noch keineswegs geschlossen; so, daß auch Biot's Annahme, daß Licht und Wärme identisch seien, nur geschichtlich erwähnt werden darf. Biot's Ansicht vom Lichte, die eigentlich eine Fortsetzung der Hypothese Newton's und eines Experiments von Malus ist, ward unter dem Namen: »Theorie der Polarisation des Lichtes«, zum Gegenstande akademischer Diskussionen; Engländer, Deutsche, ja Franzosen fanden sie unhaltbar, und zuletzt trat selbst Arago öffentlich mit einem entgegengesetzten Bekenntnisse hervor. Je angefochtener jedoch dieser Theil von Biot's Forschen, desto anerkannter sind seine Verdienste um eine andere Sphäre der großen Wissenschaft. Er unternahm 1817 eine Reise nach den Orkney-Inseln, um einige, noch streitige, astronomische Beobachtungen zur Gradmessung auf's Reine zu bringen, und ward, mit Humboldt, der Hauptverfechter der Lehre vom Erdmagnetismus, die er auch auf die Sonne, den Mond und die übrigen Himmelskörper ausdehnte. Hauptsächlich aber verdankt auch ihm die große Entdeckung des Jahrhunderts, der Elektromagnetismus, ihre Verbreitung und Ausbildung. So arbeitete Biot rüstig auf dem Felde exakter Naturforschung fort; selbstständige Werke und Zeitschriften (besonders das Journal des savans) sind Zeugnisse seiner Thätigkeit, und erst die Nachwelt wird seine Leistungen gehörig zu reihen, zu nützen wissen. Am richtigsten möchte wohl der Ausspruch eines

öffentlichen Organs in seinem eigenen Vaterlande über Biot sein, der so lautet (Globe 1826): »Die Werke Biot's haben in Frankreich nicht wenig dazu beigetragen, die Wissenschaften der mathematischen Gewißheit zu nähern. Sein großes physikalisches Werk bleibt ein Denkmal dieses Verdienstes, und besonders sind die Theorien des Schalles und der Elektricität Meisterstücke der Entwicklung und des Styles. Zugleich aber müssen wir gestehen, daß bei Biot eine Vorliebe für den Calcül, ein Mißbrauch der Mathematik herrscht, von dem wir uns besorgt fragen müssen: ob die Wissenschaft dadurch nicht Schaden leide?" —

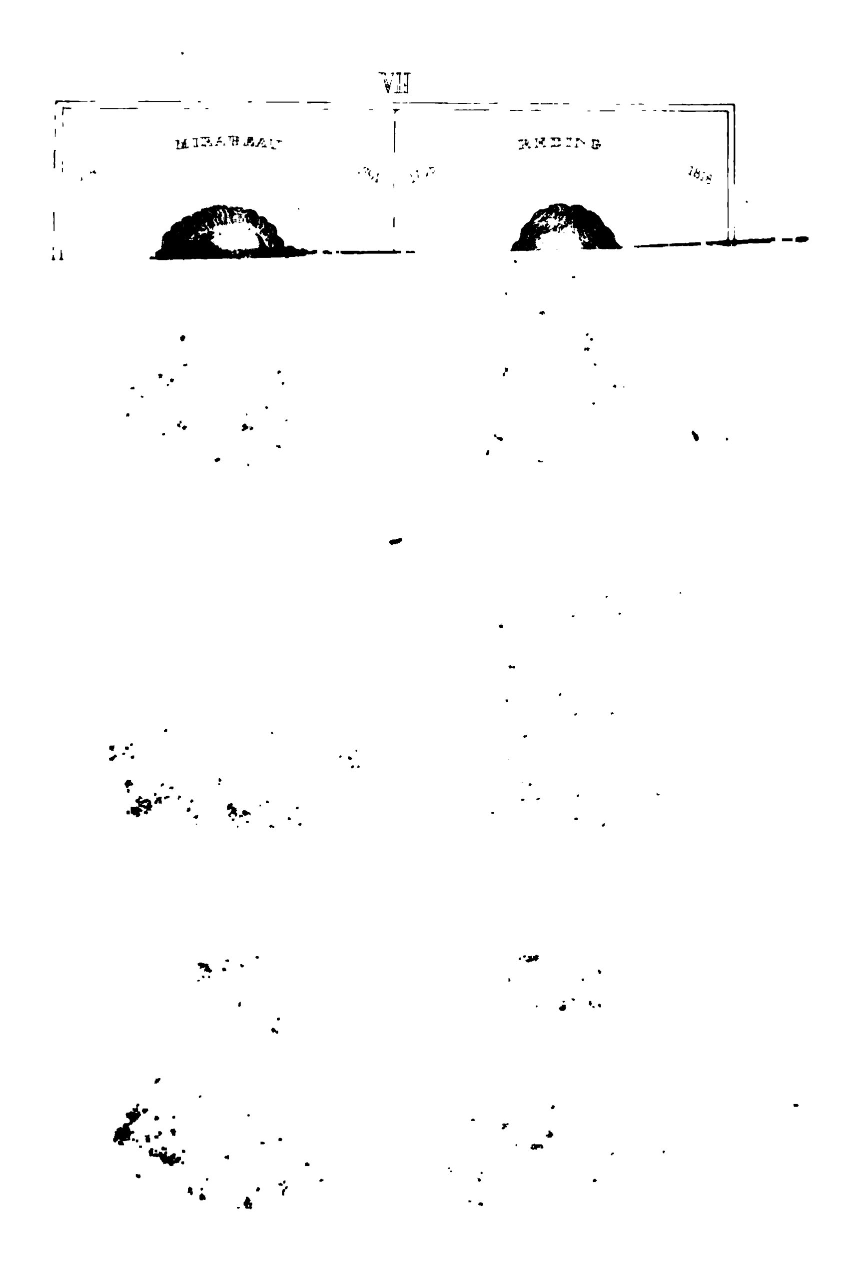
Philippe de Champagne.

Geboren zu Brüssel 1602. Gestorben 1674.

Schon in früher Jugend durch innern Beruf zur Kunst getrieben, suchte sich Philippe de Champagne unter M. Bouillon's und J. Fouquière's Leitung in derselben auszubilden, und war im neunzehnten Jahre bereits mit so viel technischen Mitteln ausgerüstet, daß er in Rom mit Erfolg seine weiteren Studien beginnen zu können glaubte. Allein es fehlte ihm an dem nöthigen Gelde zur Reise, und daher wendete er sich zuerst nach Paris, um sich dieses zu erwerben. Hier malte er anfangs Porträte; konnte aber seinen Ruf eben so wenig schnell begründen, als der treffliche Poussin, den er in dieser Stadt kennen gelernt hatte. Sie waren dadurch Beide gezwungen, unter dem mittelmäßigen Maler Duchesne für den Luxembourg zu arbeiten; und auch dieser Erwerb schwand bald, indem einige Gemälde des Champagne der Königin besser gefielen, als jene des Duchesne. Champagne mußte daher sogleich wieder den Intriguen des eifersüchtigen Direktors des Luxembourg weichen, und zog sich nach Brüssel zurück. Allein kaum war er dort angekommen, als er den plötzlichen Tod seines Rivalen erfuhr, und ihn die Königin wieder nach Paris einlud, um die Stelle des Duchesne als Inspektor des Luxembourg einzunehmen. Nun war sein Glück gegründet,

und der Künstler heirathete dann die Tochter seines ehemaligen Gegners. Die ersten historischen Gemälde, welche er in Paris ausführte, waren jene sechs Bilder, welche in die Karmeliterkirche der Vorstadt St. Jacques kamen. In dieser Kirche malte er auch ein Krucifix, welches als Meisterwerk in der Perspektive berühmt wurde; es ist auf eine horizontale Fläche gemalt, und erscheint dem Beschauer doch perpendikulär. Dadurch befestigte und erhob er seinen Ruf als Maler, und lieferte wirklich von dieser Zeit an viele treffliche Werke. Nach dem Tode seiner Frau ging Philippe de Champagne nach Brüssel, und malte dort für den Erzherzog Leopold ein Bild, welches Adam und Eva, die den Tod Abels beweinen, vorstellt. Hierauf, nachdem er sich auch noch durch treffliche Bildnisse vieler Großen des Hofes einen Namen als Porträtmaler gemacht hatte, kehrte er wieder nach Paris zurück, und wurde Professor und Rektor der französischen Maler-Akademie. Nun trat Lebrun auf, und der viel ältere Champagne, welcher bereits den Titel eines ersten Malers des Königs hatte, mußte sich den jüngern Nebenbuhler vorziehen lassen. Doch ertrug der edle Philippe alles Dieses ohne Neid und Scheelsucht, selbst dann noch, als ihm die Fortsetzung der Galérie des hommes illustres, die ihm schon zugesagt war, entzogen und dem Lebrun übertragen wurde. Da er selbst des Letzteren Ueberlegenheit in der Malerei anerkannte, so übergab er ihm mit bescheidener Resignation seine Stelle, und zog sich nach Port-Royal zurück, wo er dann das berühmte Meisterwerk malte, welches die Mater Angelica und die Mater Agnes im Gebete darstellt. Die Veranlassung zu diesem Bilde gab die Tochter des Champagne, welche im Port-Royal Nonne war, und so eben bei seiner Ankunft von einer schweren Krankheit genas. Die Nonne sitzt im Lehnstuhle und betet; hier ist seelenvoller Ausdruck, reine Frömmigkeit, das höchste Vertrauen auf den Gesichtern zu lesen. — Andere berühmte Gemälde des Champagne sind noch: St. Ambrosius, der die Leichname der Heiligen Protasius und Servatius in den Dom von Mailand bringen läßt; der Apostel Philippus, sein akademisches Preisstück; sein eigenes Bildniß, welches Edelink gestochen hat. Es existiren viele Kupferstiche nach Champagne, und seine »Himmelfahrt« soll er selbst geätzt haben. — Er beschloß sein Leben in tiefer Zurückgezogenheit bei seiner Tochter im Port-Royal.

Philippe de Champagne sah Italien nicht, und es fehlte ihm daher an Gelegenheit, nach den besten Mustern der Malerei sich zu bilden. Er ahmte die Natur ohne Auswahl und ohne ideales Streben nach, und es



fehlt seinen Bildern größtentheils an Wärme und Bewegung. Seine Zeichnung ist korrekt, aber nicht sehr elegant; das Kolorit lobenswerth. Am meisten Berühmtheit erlangte er als Bildnißmaler; er behandelte indessen außer der Historie auch die Landschaft und Architektur. Die meisten Gemälde seines Pinsels besitzt Paris. Die Bilder, welche er bei seinem Tode unausgeführt zurückließ, vollendete sein Neffe und Schüler, Jean de Champagne, der jedoch die Kunststufe und den Ruf seines Meisters nicht erreichte.

Nikolaus Poussin.

Geboren zu Andely 1594. Gestorben zu Rom 1665.

Poussin war unstreitig eines der größten Malergenies; er war größten Theils sein eigener Lehrer gewesen, ging daher seinen selbstständigen Weg, und hielt sich zu keiner Schule. Poussin stammt aus einem adeligen Geschlechte von Soissons, und schon frühzeitige Widerwärtigkeiten und Unglücksfälle waren für diesen edlen Mann die eigentliche Schule seiner Größe. Seine erste öffentliche Arbeit von Bedeutung waren sechs Bilder, welche er 1623 für die Jesuitenschüler zu Lyon malte, und die in acht Tagen vollendet werden mußten. Bald nachher machte er in Paris die Bekanntschaft des Dichters Marini, der auf seine Geistesrichtung großen Einfluß gewann, und welchem er kurz darauf nach Rom nachreiste. Allein auch hier mußte er noch lange Zeit mit Noth und Dürftigkeit kämpfen. Sein Styl, welcher sich der alten römischen Schule bereits mehr näherte, als der damals sinkende, neuere Geschmack es vertragen konnte, gefiel anfangs nur wenig, so daß bisweilen modernisirte Kopien nach seinen Gemälden theurer bezahlt wurden, als die Originale selbst. So erhielt er z. B. für sein berühmtes Bild der gestraften Philister nur sechzig Thaler. Allein seine Bescheidenheit, die Einfachheit seiner Sitten, und seine glänzenden wissenschaftlichen und artistischen Kenntnisse erwarben ihm doch endlich, wenn auch langsam, die volle und gerechte Anerkennung seiner Kunst. Seine emsigen Studien in Aesthetik, Naturgeschichte, Optik, Anatomie, Poesie und Geschichte

verschafften ihm nach und nach in Rom den verdienten Ruf der Gelehrsamkeit, und alle Künstler und Gelehrten suchten seinen Umgang und seinen Rath; auch war er in Gesellschaft der distinguirtesten Großen nie verlegen; sein hoher, gebildeter Geist, seine adeligen Manieren und seine gewählte, zierliche Sprache imponirten Allen, welche mit ihm umgingen. Sein edler Charakter und besonders seine Illustration der Manuskripte des Da Vinci erwarben ihm die Freundschaft des Cavaliere del Pozzo, welcher allen Wünschen Poussin's zuvorkam, ihm die seltensten Kunst- und Bücherschätze öffnete, und seine äußeren Glücksumstände mit der zartesten Hand sicherte — dem aber Poussin dafür dankbar mit Meisterstücken seines Pinsels lohnte. — Im Jahre 1639 wurde Poussin wieder nach Frankreich zurückberufen, und zum ersten königlichen Maler ernannt. Die Minister Richelieu und Noyers umarmten ihn bei seinem ersten Besuche; und nach einer halbstündigen Audienz bei dem Könige wandte sich der Monarch zu den umstehenden Höflingen, mit dem Ausrufe: »Voilà Vouet bien attrapé!« Aber eben dieser Vouet und noch ein paar intriguante Künstler verfolgten ihn so mit Kabalen und neidischen Verleumdungen, daß er unter dem Vorwande, seine Frau in Rom abzuholen, einen Urlaub verlangte, und 1642, nachdem er in Paris eine Menge herrlicher Werke geschaffen hatte, in sein geliebtes Rom zurückkehrte, um es nie mehr zu verlassen. Alle späteren Einladungen nach Paris schlug er aus, und führte in Rom bis an sein Ende ein freies, unabhängiges und ganz der Kunst geweihtes Leben. Hier malte er für seinen Freund Pozzo die sieben Sakramente, die weihevollsten Kunstwerke, die man je der geoffenbarten Religion widmete. Drei und zwanzig Jahre studirte und malte er noch in Rom unermüdet, und als paralytische Anfälle endlich sein Leben bedrohten, und seine Kräfte schon schwanden, entwarf er noch mit zitternder Hand die Embleme der Unermeßlichkeit der schöpfenden Kraft, seine vier Jahreszeiten. Sein am 19. November 1665 erfolgter Tod erregte in Rom allgemeine Trauer, und seine zahlreichen Freunde führten seine Leiche mit dem lautesten Schmerze nach der Kirche San Lorenzo, wo er, seinem Willen gemäß, in einem einfachen Grabmal ruht.

Poussin hat sich aus sich selbst herausgebildet, und seine Kunst basirt eben sowohl auf artistischen als auf scientifischen Studien. Er malte daher mehr für den Verstand, als für das Auge, und stellte Geschichte und Religion, Sitten und Gebräuche, Menschen und Natur mit großem Geiste und Adel dar. Sein Styl ist vortrefflich, wie seine Komposition groß,

edel, rein, natürlich, bei allem Reichthum der Ideen einfach; sein Ausdruck ist wahr, seelenvoll und kräftig; seine Zeichnung fest und korrekt; wohl aber haben seine Figuren oft das Leblose von Statuen an sich, was von seiner Vorliebe für die Antike, über die er manchmal die Natur vernachlässigt hat, herrühren mag. Seine Behandlung ist groß, breit und fleißig; sein Kolorit zwar markig und natürlich, jedoch die schwächste Seite dieses großen Künstlers. Den heroischen Landschaftsstyl hat kein Künstler besser erreicht, als er. Die Kunstgeschichte hat ihm den Namen des französischen Raphaels gegeben, und gewiß sind in der That Poussin und Sueur die beiden größten Maler der Franzosen, voll edler Einfachheit und wahrer Größe, an die David und die ganze neuere Schule nicht reichen.

Napoleon Bonaparte.

Geboren 1769. Gestorben 1821.

Ein korsischer Edler aus einem alten italienischen Geschlechte, Carlo Bonaparte, und Maria Lätitia, aus dem ursprünglich italienischen Hause Ramolino, waren die Eltern Napoleon's, der am 15. August 1769 zu Ajaccio, auf der Insel Korsika, das Licht erblickte. Von 1779 bis 1783 besuchte er die Militärschule zu Brienne, wo der düster-ernste Knabe in seiner stolzen Abneigung gegen die Spiele seiner Gefährten, in seiner tiefen Verschlossenheit und lauernden Beobachtung Anderer, theilweise schon den künftigen Titanen verrieth. Hierauf erhielt er einen Platz in der Mititärschule zu Paris und trat am 1. September 1785 als Unterlieutenant des Artillerie-Korps in das Regiment de la Fere ein. In den Befreiungskämpfen seines Vaterlandes Korsika schloß er sich anfänglich an den berühmten Paoli an, und wurde Kommandant der Nationalgarde zu Ajaccio. Seine Unternehmung auf die Insel Maddalena, die er im Namen der Republik besetzte, mißglückte. Als nun Paoli, weil er der zügellosen Partei der Demokraten, zu welcher Napoleon gehörte, nicht mehr zu

widerstehen vermochte, sich den Engländern in die Arme warf, stellte sich Napoleon ihm und der englischen Partei hartnäckig entgegen, und unternahm sogar einen Angriff auf Ajaccio, der vereitelt wurde, und seine Verbannung aus Korsika zur Folge hatte. Die französische Revolution öffnete dem thatendurstigen Jünglinge ein weites Feld für seine Träume und Plane. Er stieg (6. Februar 1792) zum Kapitän im 4. Artillerieregimente, diente unter Kellermann bei dem, Lyon belagernden, republikanischen Heere, und eröffnete seine höhere militärische Laufbahn dadurch, daß vorzugsweise durch seine Anordnungen Toulon am 19. Dezember 1793 zur Uebergabe gebracht wurde. Jetzt wurde er zum Brigadegeneral und Kommandanten der Artillerie von Italien ernannt, und hier ließen ihn der schlechte Zustand der Armee und andere Hindernisse bereits Proben jenes konzentrisch-schnellen Feldherrnblickes geben, der ihn bald so furchtbar machen sollte. Aber der Sturz Robespierre's und der Schreckensregierung, zu deren Anhänger sich Napoleon eifrig bekannt hatte, unterbrach seine kaum begonnene Laufbahn. Er wurde durch das Dekret vom 15. September 1794 aus der Liste der Generale gestrichen, gerieth in bittere Verlegenheiten, und erst Barras' Empfehlung bahnte ihm, als die Pariser Sektionen sich gegen die dritte Konstitution der Republik vom 23. September 1795 verbunden und der Konvent rüstete, den neuen Weg zum Glücke. Die Dienste, welche er bei dieser Gelegenheit dem Konvente leistete, veranlaßten seine Ernennung zum Divisionsgeneral, kurz darauf (2. März 1796) zum Oberbefehlshaber der italienischen Armee. Gleichzeitig vermählte er sich mit der reichen Witwe des Generals Beauharnais, um jetzt von Stufe zu Stufe emporzusteigen. Seine schlecht disciplinirten Truppen begeisterte er durch kühne Worte und lockende Versprechungen, und errang, obschon mit bedeutenden Opfern, am 12. April 1796 bei Montenotte seinen ersten Sieg über den österreichischen Feldherrn d'Argenteau, am 14. einen zweiten bei Millesimo und Dego, trennte durch seine Bewegungen die sardinische Armee von der österreichischen, zog am 22. siegreich in Mondovi ein und gewährte dem Könige von Sardinien unter harten Bedingungen einen Waffenstillstand. Hierauf wendete er sich über den Po, über welchen sich Beaulieu mit den Oesterreichern zurückgezogen hatte, drängte den Letzteren gegen die Adda hin, und führte am 10. Mai sein Heer über die durch ein fürchterliches Feuer vertheidigte Addabrücke bei Lodi, wodurch die Lombardei in seine Hände fiel. Die Fürsten Italiens suchten den Frieden, und Sardinien schloß denselben am 18. Mai unter nachtheiligen Bedingungen. Raub und Revolutionirung

waren die schrecklichen Begleiter der Bonaparte'schen Horden. Am 1. Juni nahm er Verona ein, schloß zwei Tage später Waffenstillstand mit Neapel, und eilte nun, seine ganze Macht auf die heldenmüthig ausharrenden Oesterreicher zu werfen. Vergebens rief er das treue Tirol zur Empörung auf, und harte Maßregeln halfen ihm die Unruhen in Italien dämpfen. Zu diesem Zwecke drang er in das Kirchengebiet ein, nahm Bologna, Urbino und Ferrara, und nöthigte den Papst, mit den schwersten Opfern einen Waffenstillstand zu erkaufen. Gewaltthätig überfiel er das neutrale Gebiet von Toskana, besetzte Livorno, um einen reichen Vorrath englischer Waren zu rauben, brachte am 29. Juni die Citadelle von Mailand zur Uebergabe, und schritt zur Belagerung Mantua's. Die Oesterreicher, unter Wurmser und Quosdanovich, stürmten ihm muthig entgegen, entsetzten Mantua, und drängten ihn an den Mincio zurück. Der unerschütterliche Bonaparte stürzte sich, mit der ihm eigenen Schnelligkeit, auf die einzelnen Heeresabtheilungen des Gegners, begann die Belagerung Mantua's von Neuem, und nöthigte nach einer fünfmonatlichen Belagerung, am 2. Februar 1797, den ausgehungerten Ort zur Uebergabe. Er republikanisirte Italien, und vereinigte am 8. Oktober 1796 Modena mit der neugeschaffenen cispadanischen Republik. Genua begab sich unter harten Bedingungen in den Schutz der französischen Republik; Neapel und Parma erkauften den Frieden; ein Gleiches that der Papst, dem sonach nur der Kirchenstaat jenseit der Apenninen verblieb. Am 16. März ging Bonaparte, während die französische Rheinarmee Deutschland bedrohte, über den Tagliamento und Isonzo, besetzte Gradisca, Görz und Triest, und brachte fast ganz Kärnthen, Krain und einen Theil von Tirol in seine Gewalt. Am 18. April schloß er, durch die heldenmüthigen Anstrengungen Oesterreich's erschreckt und durch neuen Aufstand in Italien bedroht, auf dem Schlosse Eckenwalde bei Leoben den Präliminarfrieden mit Oesterreich, der ihm seine Anschläge gegen Venedig auszuführen Gelegenheit gab, dessen alte republikanische Verfassung er am 12. Mai aufhob. Am 6. Juni erhielt Genua, als ligurische Republik, eine französische Verfassung; am 29. proklamirte Bonaparte in Mailand die neue cisalpinische Republik, und vereinigte mit ihr die cispadanische. Am 17. Oktober wurde mit Oesterreich der Definitiv-Friede von Campo Formio geschlossen. Das französische Direktorium blickte mit Neid und Furcht auf den Ruhm des jungen Helden, und um ihn zu entfernen, begünstigte es dessen Plan, Aegypten zu erobern und das brittische Reich in Indien zu erschüttern. Eilig wurde bei Toulon eine Flotte

und ein Heer von mehr als 30,000 Mann ausgerüstet. Am 19. Mai 1798 ging Bonaparte unter Segel, nahm am 12. Juni Malta, eroberte am 2. Juli Alexandrien, siegte am 25. Juli 1799 über die Türken, und nahm am 2. August Abukir wieder ein. Aber Frankreich's innere kritische Lage, die seinem rastlosen Unternehmungsgeiste eine schnellere Ernte versprach, bewog ihn, nachdem er den Oberbefehl über das Heer dem General Kleber übergeben, zur Rückkehr. Am 14. Oktober traf er unerwartet in Paris wieder ein, erhielt den Oberbefehl über die Truppen, stürzte am 9. November die Direktorialregierung, und trieb am 10. November den gesetzgebenden Rath durch seine Grenadiere aus einander. Durch diesen Gewaltstreich machte er der Verfassung von 1795 ein Ende. Am 15. Dezember wurde die neue, vierte Verfassung der Republik veröffentlicht und Bonaparte auf zehn Jahre zum ersten Konsul mit der ausgedehntesten Gewalt ernannt. Das deutsche Reich, England, Rußland, Neapel und die Pforte standen der Republik als Feinde gegenüber. Während Moreau am 15. April 1800 den Feldzug in Deutschland eröffnete, führte Bonaparte sein Heer im Mai über den großen Bernhard nach Italien, wo Massena sich gegen die feindliche Uebermacht nicht hatte behaupten können; zog am 4. Juni in Mailand ein, stellte die cisalpinische Republik wieder her, und gewann, durch Desaix's und Kellermann's Beistand, am 14. Juni die schon verloren gegebene Schlacht bei Marengo gegen die Oesterreicher, worauf durch den Waffenstillstand von Alessandria (16. Juni) die Franzosen den größten Theil Oberitaliens eingeräumt erhielten. Am 1. Juli traf er wieder in Paris ein, wo er zwar mit Jubel aufgenommen wurde, doch durch seinen steigenden Despotismus bereits Verschwörungen gegen sein Leben erfahren mußte. Nur durch glücklichen Zufall entging er am 24. Dezember der berüchtigten Höllenmaschine. Die Siege der französischen Waffen führten 1801 zu vortheilhaften Friedensschlüssen mit Oesterreich (zu Lüneville), Sicilien, Rom, Portugal, England, Rußland, der Pforte &c., und die Feier des allgemeinen Friedensfestes zu Paris am 9. November schmückte den Namen des ersten Konsuls mit neuem Ruhm. Am 19. Mai 1802 trat die von ihm entworfene Stiftung einer Ehrenlegion in's Leben, die seiner Macht eine neue Stütze gab, und das begeisterte Frankreich, dem er einen allgemeinen Frieden verliehen, und dessen Gebiet er um 2000 Quadrat-Meilen vergrößert, bekleidete ihn am 2. August mit dem lebenslänglichen Konsulate. Nichts schien den unabsehbaren Entwürfen des Gewaltigen mehr im Wege zu stehen. Elba und Piemont vereinigte er mit

Frankreich, und 1803 drang er der Schweiz eine neue Verfassung auf. Gerne hätte er den Bruch mit England noch hinausgeschoben, um seine Rüstungen zur See zu vollenden; aber schon am 18. Mai erklärte jener Staat den Krieg, worauf er, trotz des Friedens mit dem deutschen Reiche, Hannover durch Mortier besetzen und als erobertes Land behandeln ließ. Durch sein Kontinentalsystem strebte er England vom europäischen Handel auszuschließen. Eine neuentdeckte Verschwörung, an deren Spitze Pichegru und Cadoudal standen, und welche sich angeblich auch nach Deutschland verzweigte, gab Anlaß zu neuen Gewaltthaten. Coulaincourt ging in der Nacht vom 14. zum 15. März 1804 über den Rhein und besetzte Offenbach: Ordener fiel mitten im Frieden in das baden'sche Gebiet ein, und nahm den Herzog von Enghien gefangen, der in Vincennes nächtlich erschossen wurde. Laut sprachen Rußland und Schweden gegen diese Verletzung des Völkerrechts, und die daraus entstehenden neuen Gefahren gaben Bonaparte's Anhängern eine willkommene Gelegenheit, die Nothwendigkeit einer erblichen Gewalt darzuthun. Das organische Senatskonsult vom 18. Mai erhob den bisherigen ersten Konsul zum Erbkaiser, unter dem Namen Napoleon I. Ein nie gesehener Glanz umgab den jungen Thron, um welchen sich die angesehensten Generale der vernichteten Republik als Reichsmarschälle scharten; am 2. Dezember krönte Napoleon zu Paris sich und seine Gemahlin, und der Papst selbst vollzog die Salbung. Seinem eigenen Throne in Frankreich trachtete er Filialthrone im übrigen Europa zuzugesellen und diese mit Gliedern seiner Familie, folgsamen Geschöpfen seines Willens, zu besetzen. Ihn selbst erklärte am 15. März 1805 die Staatskonsulta der italienischen Republik zum Könige von Italien; am 26. setzte er sich in Mailand die Königskrone auf, und ernannte dann seinen Stiefsohn, Eugen Beauharnais, zum Vicekönige. Piombino und Lucca theilte er seiner Schwester Elisa und deren Gemahle zu; Genua, Parma und Piacenza einverleibte er dem französischen Reiche. Als Oesterreich und Rußland sich mit England gegen ihn verbunden, ließ er die mit dem Namen der großen Armee bezeichnete Küstenarmee rasch gegen Deutschland vorbrechen, was ihm durch die Verbindung mit mehreren deutschen Fürsten erleichtert wurde. Durch den Zutritt Würtemberg's und Baiern's, und Bernadotte's Einfall in das neutrale preußische Gebiet in Franken, wurden die Oesterreicher in Flanke und Rücken blosgestellt. Am 8. Oktober siegte Murat bei Wertingen, am 17. kapitulirte Ulm, und obschon am 21. die französisch-spanische Flotte bei Trafalgar vernichtet wurde, Erzherzog

Karl siegreich in Italien vordrang, Preußen waffnete, so rückten nach die

[illegible]

...wird, verstärkte sich aber dann durch die italienische Armee, und schloß mit Oesterreich am 14. Oktober


NEY
MURAT
DAVOUST



den Frieden zu Wien, nachdem er am 17. Mai den ganzen Kirchenstaat mit Frankreich vereinigt. Am 16. Dezember trennte er seine Ehe mit Josephine, und vermählte sich am 2. April 1810 mit der Erzherzogin Maria Louise. Eugen Beauharnais wurde zum Großherzog von Frankfurt ernannt, Hannover mit dem von Napoleon neugebildeten und seinem Bruder Hieronymus übergebenen Königreiche Westphalen vereinigt, und Holland, nachdem dessen König die Krone niedergelegt, dem französischen Reiche einverleibt. Nur Spanien kämpfte blutig für seine Unabhängigkeit fort, und England stand drohend dem Eroberer gegenüber. Am 20. März 1811 beschenkte Napoleon's Gemahlin ihn mit einem Sohne, dem schon vorher der Titel eines Königs von Rom verliehen worden. Als später Zerwürfnisse zwischen Rußland und Schweden eintraten, begann Napoleon unter ungeheuren Zurüstungen den Krieg gegen Rußland, und führte am 24. Juni 1812 sein gewaltiges Heer über den Niemen. Aber der Brand Moskau's, Kälte und Entbehrungen rieben sein Heer auf, und zerschmetterten mit Einem Schlage den Kern seiner Macht. Das gemißhandelte Deutschland erhob sich, rächte sich am 18. Oktober 1813 durch die Völkerschlacht bei Leipzig, die ihn für immer aus Deutschland verscheuchte, verfolgte ihn über den Rhein in sein eigenes Reich, und nöthigte ihn, da er den angebotenen Frieden arglistig hinausschob, am 11. April 1814 der Krone von Frankreich zu entsagen, und sich auf die souveraine Herrschaft über die Insel Elba zu beschränken. Als ihm dort Nachrichten aus Frankreich die Unzufriedenheit einer großen Partei mit der neuen Regierung verriethen, verließ er am 26. Februar 1815 mit seinen Truppen Elba, landete am 1. März zu Cannes, und zog, nachdem mehrere Städte ihm ohne Schwertstreich ihre Thore geöffnet, und Ney ihm seine Truppen zugeführt, am 20. März in Paris ein. Die Monarchen sprachen auf dem Kongresse zu Wien den Bann des Völkerrechts über ihn aus, und die Schlacht von Waterloo zertrümmerte am 16. Juni für immer seine Macht. Am 22. dankte er zum zweiten Male ab, ergab sich, da sein Plan, nach Amerika überzuschiffen, mißlang, am 14. Juli dem Schutze der Engländer, die ihn als Gefangenen nach St. Helena abführten, wo er vom 18. Oktober 1815 in Longwood, von den Kommissarien der Verbündeten überwacht, als europäischer Staatsgefangener lebte, und am 5. Mai 1821 an einer Magenkrankheit starb. Nachdem die Gebeine des Exkaisers beinahe zwanzig Jahre auf St. Helena geruht, wurden sie, nach einem geschlossenen Vertrage, von einer französischen Expedition am 16. Oktober 1840 erhoben,

nach Frankreich zurückgebracht und feierlich in der Kirche der Invaliden zu Paris beigesetzt.

So endigte, seinem Zeitalter der große Geist der Verneinung, Napoleon Bonaparte, der, ausgerüstet mit aller Kraft, um der siegende und versöhnende Abschluß der blutgesättigten Revolution zu werden, vielmehr deren Krämpfe künstlich festhielt, und, wie sie früher nur gegen sich selbst getobt hatten, sie jetzt gegen Menschheit und Weltordnung in den Kampf führte; der, nachdem er den höchsten Wendepunkt menschlicher Größe erstiegen, den Fuß lieber in die haltlose Leere des Unerschwinglichen setzte und sich selbst dem Sturze übergab, als daß er ruhig seine Höhe beherrscht hätte; der endlich, jenem trotzigen Ringer des Alterthums vergleichbar, mit schon gelähmter Kraft den Baum des Friedens noch einmal in seiner Kluft erfaßte, um ihn aus einander zu reißen, und, fruchtlos abgemüht und erschöpft, zuletzt die frevelnden Hände nicht mehr zurückzuziehen vermochte, und so, durch sich selbst gefangen, einen quälenden, ruhmlosen Tod fand.



Herzog von Elchingen, Fürst von der Moskwa.

Geboren 1769. Gestorben 1815.

Ney war eines der glanzvollsten Gestirne des Napoleon'schen Heldenhimmels. Scharf drückt sich in dieser gewaltigen Erscheinung die Spur eines ruhelosen kriegerischen Triebes ab. Vom Husarensäbel zum Feldherrnstabe sich aufkämpfend, legt er denselben oft bei Seite, um, von einer blutdürstigen Liebhaberei getrieben, sich wieder gleich einem gemeinen Krieger zu schlagen, und, schon dem Hafen der Ruhe nahe, drängt ihn eine verhängnißvolle Sympathie, sein Schicksal wieder an das wankende Glück seines Heros Napoleon zu knüpfen, bis er zuletzt das lorbeergekrönte Haupt, das der Gott der Schlachten in tausend Gefahren schirmte, dem Schwerte des beleidigten Gesetzes beugen muß. Zu Sarrelouis im Moseldepartement am 10. Januar 1769, also in Einem Jahre mit Napoleon geboren, der Sohn eines Böttchers, eröffnete Ney 1788 seine kriegerische Laufbahn als gemeiner

Husar, wurde, nachdem er mehrere Dienstgrade durchlaufen, 1792 Unterlieutenant, und zwei Jahre später Rittmeister, worauf General Kleber, des Jünglings Muth und Talente wahrnehmend, ihn zum Eskadronschef und zu seinem Adjutanten erhob. Auf dem Schlachtfelde an der Rednitz stieg er (1. August 1796) zum Brigadegeneral. Selbst in dieser Stellung entband ihn seine Kampfeslust nicht von persönlichen Waffenthaten. Er hatte großen Antheil an dem Siege von Neuwied 1797, gerieth bei Diernsdorf in Gefangenschaft, wurde nach seiner Auswechselung 1799 Divisionsgeneral, befehligte als solcher am Rhein, trug durch seine Diversion zu Massena's Sieg über die Russen bei Zürich bei, und that sich unter Moreau besonders bei Hohenlinden hervor. 1802 war er Gesandter bei der helvetischen Republik; 1804 erhob ihn der Kaiser zum Reichsmarschall und 1805 zum Großkreuz der Ehrenlegion, in welchem letzteren Jahre er das Lager bei Montreuil befehligte, die Kapitulation von Ulm herbeiführte, Tirol besetzte und bis Kärnthen vordrang, wo der Preßburger Friede ihm Stillstand gebot. 1806 focht er bei Jena, Eylau und Friedland, und bewältigte Magdeburg. Auch in Spanien verläugnete er 1808 seinen Ruhm nicht, doch rief ihn Napoleon's Mißtrauen und Wankelmuth von dort zurück. Beim Ausbruche des Krieges gegen Rußland 1812 erhielt er den Oberbefehl des dritten Armeekorps, und erwarb sich in der Schlacht an der Moskwa von Napoleon den unbestrittenen Ehrennamen des »Braven der Braven". Sein glorreichstes Werk war der von ihm ausgeführte Rückzug aus Rußland, wo er, den Vortrab führend, durch seine vortreffliche Leitung die Trümmer der Armee rettete, und diesen Rückzug an die Seite des berühmten Xenophon'schen stellte. Dafür ernannte ihn Napoleon, der ihn schon 1808 zum Herzoge von Elchingen erhoben, 1813 zum Fürsten von der Moskwa. In letzterem Jahre reorganisirte er das Heer, welches bei Lützen und Bautzen siegte, drang nach Berlin vor, erlitt zwar bei Dennewitz eine Niederlage, verjagte aber dann die Schweden aus Dessau, und kämpfte tapfer bei Leipzig, wo er verwundet wurde, und später bei Hanau. Entschlossenen Widerstand leistete er, als die Verbündeten den Boden Frankreich's betraten; die Schlachten von Brienne, Montmiraille, Craonne und Chalons sur Marne nennen mit hohem Ruhme seinen Namen. Als aber Alles verloren war, bewog er, um einem Bürgerkriege vorzubeugen, den unschlüssigen Napoleon zur Thronentsagung, huldigte hierauf dem Könige Ludwig XVIII., erhielt von demselben die Pairswürde und andere Auszeichnungen, und, als Napoleon von Elba zurückkehrte, den Oberbefehl über das gegen den

Usurpator gesendete königliche Heer. Als aber die Stimmung des Heeres ihm Napoleon's Sache gewonnen und die der Bourbons verloren scheinen ließ, ging er, auf Napoleon's Zuruf, am 13. März 1815 mit seinem Heere zu demselben über, und öffnete ihm die Straße nach Paris. Hierauf kommandirte er bei Quatre-Bras den linken Flügel, und leitete bei Waterloo den Angriff auf das feindliche Centrum. Hier focht er persönlich wie ein gewöhnlicher Krieger, den Tod suchend, der ihn floh; fünf Pferde wurden unter ihm getödtet, und er war der Letzte auf dem blutigen Schlachtfelde. In Paris widerlegte er den prahlerischen und lügenhaften Bericht des Marschalls Davoust, und bekannte, daß Nichts mehr zu hoffen sei. Nachdem der König zurückgekehrt, traf auch ihn die Verordnung vom 24. Juli 1815. Da er nichts Anderes, als das Wohl Frankreich's, beabsichtigt zu haben meinte, so verschmähte er die Flucht zu ergreifen; sein Schlupfwinkel wurde entdeckt und er am 5. August verhaftet. Umsonst suchten seine Vertheidiger einen Artikel der Kapitulation von Paris vom 3. Juli 1815, durch welchen Amnestie zugesichert wurde, zu seinen Gunsten anzuführen; 169 Stimmen gegen 17 sprachen am 6. Dezember das Todesurtheil gegen ihn aus. Kaltblütig hörte er es an, und unterbrach den Vorleser, der seine Titel anführen wollte, mit den frostigen Worten: »Weshalb hier Titel! Michel Ney, und nun bald eine Hand voll Staub.« Priesterlichen Beistand wies er anfänglich von sich, weil er »in der Schule der Schlachten gelernt zu sterben«; doch ließ er sich dann von einem Priester auf seinem Todeswege begleiten. Am Morgen des 7. Dezember 1815 wurde er im Garten des Luxembourg erschossen. Sein unerschütterlicher Muth blieb ihm bis zum letzten Augenblicke treu, doch wollte er sich, im Hinblick auf den erwähnten Artikel der Kapitulation von Paris, nie von der Rechtmäßigkeit des gegen ihn gefällten Spruches überzeugen. Als man ihm die Augen verbinden wollte, riß er das Tuch unwillig mit den Worten weg: »Hat man vergessen, daß ich durch 26 Jahre unter Kugeln stand?« Noch im Tode kommandirend, rief er den Soldaten zu: »Fehlet nicht! Es lebe Frankreich! Feuer!« — Innig muß man beklagen, daß auf diesem großartigen, ruhm- und thatenreichen Leben die entstellenden Flecken des Wortbruches und der Untreue haften. Ney's Büste wurde 1830 im Pantheon zu Paris aufgestellt. Sein Sohn, der Pair von Frankreich ist, beabsichtigt gegenwärtig den Prozeß seines Vaters einer Revision zu unterwerfen, um, wie er meint, des Letzteren Andenken zu rechtfertigen.

Jean Lannes,

Herzog von Montebello, Marschall von Frankreich.

Geboren 1769. Gestorben 1809.

Unter den Männern, welche den kurzen, aber glänzenden Traum der Napoleon'schen Weltherrschaft mit ihrem Herzblute besiegelten, steht auch der ritterliche Lannes kühn und gebietend da. Geboren am 11. April 1769 zu Lectoure im Gersdepartement, hatte er sich bereits dem Studium der Rechte gewidmet, als der Ausbruch der Revolution den thatendurstigen Jüngling auf die kriegerische Laufbahn warf. Am 20. Juni 1792 trat er als Unterlieutenant in das zweite Gers-Bataillon ein, wo sein persönlicher Muth und seine militärischen Talente ihn sehr bald weiter beförderten. Bonaparte machte ihn bei Beginn des italienischen Feldzuges zum Adjutanten, und schon nach dem glänzenden Siege bei Millesimo (14. April 1796) stieg er zu der Würde eines Brigadegenerals empor. Dann begleitete er Napoleon nach Aegypten; nur Wenigen außer ihm war es gestattet, vor dem bereits durch Schmeichelei und knechtische Unterwerfung verwöhnten Ohre des korsischen Eroberers die Sprache der Wahrheit und des männlichen Freimuthes zu reden. In Aegypten focht er alle Hauptschlachten mit, und seine Verwegenheit riß ihn in häufige Gefahren hinein. Bei St. Jean d'Acre wurde er am 29. April 1799 schwer verwundet, verließ aber voll ungeduldigen Eifers sein Krankenlager, um schon bei Abukir am 2. August sich neue Wunden zu holen. Kaum drei Wochen später schiffte er sich mit Bonaparte ein, kehrte nach Frankreich zurück, ward am 16. April 1800 Kommandant und Inspektor der Konsulargarde, und nahm an allen folgenden Kriegsbegebenheiten den rühmlichsten Antheil. Im Jahre 1802 unterzog er sich einer diplomatischen Sendung nach Lissabon, wurde 1804 zum Marschall des Reiches erhoben, und erhielt 1805 das Großkreuz der Ehrenlegion. In dem Feldzuge gegen Oesterreich 1805 gelang es ihm und Murat, die Donaubrücke der Zerstörung zu entziehen und die Franzosen

darüber zu führen, wodurch die russische Armee von der rechten und linken Seite zugleich bedroht wurde. In dem darauf folgenden Kriege gegen Preußen 1806 führte er die Vorhut, vernichtete das Korps des Prinzen Ludwig Ferdinand von Preußen bei Saalfeld, und es fand kein Sieg statt, bei welchem Lannes nicht zugegen gewesen wäre und thätig dazu beigetragen hätte. 1807 ward er General-Oberster der Schweizer, und 1809 Oberbefehlshaber des dritten und fünften Korps der Armee von Spanien, nachdem ihn 1808 Napoleon auch zum Herzoge von Montebello erhoben hatte. In Spanien war ihm der Ruhm beschieden, Saragossa endlich zu bezwingen. Von dort aus folgte er Napoleon nach Deutschland, und nahm am 23. April 1809 Regensburg mit Sturm. Dieser Feldzug war der letzte des ungestümen Helden; in der Schlacht von Eßlingen oder Aspern am 22. Mai riß ihm eine Kanonenkugel den Schenkel hinweg, und er starb an den Folgen dieser Verwundung zu Wien am 31. Mai 1809. Napoleon, in dessen riesigen Exempeln ein Menschenleben sonst kaum als einzelne Ziffer beachtet wurde, fühlte sich durch den frühen Tod des tapferen Freundes tief und schmerzlich ergriffen. In Aegypten, Spanien und Deutschland hatte sich der Name Lannes furchtbar gemacht, und, wie dem Tode der Schlachten, so pflegte er auch der Gewalt und dem Stolze unerschrocken in's Auge zu blicken, so daß Napoleon in ihm nicht nur den muthigsten Krieger, sondern auch den furcht- und rückhaltlosen Sprecher der Wahrheit ehren mußte.

Joachim Murat,

Großherzog von Cleve und Berg, König von Neapel.

Geboren 1767. Gestorben 1815.

Nicht leicht dürfte ein Menschenleben reicher an bunten Scenen, an abenteuerlichen Wechseln, und mit zahllosen Flittern vorübergehender Herrlichkeit überladener gewesen sein, als jenes Joachim Murat's. Dieser merkwürdige Mann war der Sohn eines Gastwirths und am 25. März 1767 zu Labastide-Fortinière im Lotdepartement geboren. In seinen Knabenjahren entsprang er aus dem Kollegium zu Toulouse, wo er zum geistlichen Stande gebildet werden sollte; ward 1787 gemeiner Chasseur im 12. Regimente, desertirte, diente dann in Ludwig's XVI. konstitutioneller Garde, und ward hierauf Lieutenant bei den Jägern zu Pferde. Seine jakobinistischen Grundsätze beförderten ihn zum Oberstlieutenant, bis der Sturz der Schreckensregierung ihn, wie die anderen Anhänger derselben, von seiner kurzen Höhe riß, und ihn Mangel und Verlegenheiten preisgab. Später leitete ihn seine Bestimmung auf Bonaparte's Bahn, dessen Adjutant er 1796 in Italien war, hier als Kavallerieoffizier Proben seines Muthes gab, Bonaparte sodann nach Aegypten begleitete, bei Abukir den Sieg über die Türken entschied, und als Divisionsgeneral mit Bonaparte aus Aegypten zurückkehrte. Er vertrieb am 18. Brumaire die Fünfhundert aus dem Saale zu St. Cloud, und vermählte sich 1800 mit Bonaparte's jüngster Schwester Karoline, wodurch er sich noch enger an das Schicksal jenes Sohnes der Zeit anschloß. Unter ihm focht er bei Marengo, und erhielt bei dieser Gelegenheit für sein tapferes Verhalten einen Ehrensäbel; 1804 ward er Reichsmarschall, 1805 Prinz des Reiches und Großadmiral. In letzterem Jahre zog er, bei dem Feldzuge gegen Oesterreich, an der Spitze des französischen Heeres in Wien ein, wofür Napoleon ihm 1806 das Großherzogthum Berg gab. Er nahm Theil an den Feldzügen gegen Preußen und Rußland 1806 und 1807, wo er mit der Kavallerie die Siege des

Kaisers verfolgte, und genoß dafür die Auszeichnung, mit einem französischen Heere 1808 Madrid zu besetzen, und die Krone Ferdinand's VII. nach Bayonne auszuliefern. Zur Belohnung für solche Dienste erhob Napoleon am 15. Juli 1808 den kecken Krieger, unter dem Namen »Joachim I. Napoleon,« auf den Thron von Neapel, wobei er jedoch immer in einer sehr abhängigen Stellung von Frankreich und daher in seinen Regentenhandlungen sehr gehemmt blieb, während sein guter Wille manches Löbliche unternahm. Sein Eroberungszug gegen Sicilien 1810 mißglückte. 1812 zog er, als Generallieutenant der großen Armee, an der Spitze der gesammten Reiterei mit Napoleon nach Rußland, erlitt am 18. Oktober bei Tarutina eine Niederlage und bekam auf dem Rückzuge vom Kaiser den Oberbefehl über die Trümmer des Heeres, wobei er, da es ihm unmöglich war, die Weichsel zu behaupten, von Napoleon unverdiente Vorwürfe erntete, und seitdem in seiner Anhänglichkeit für denselben erkaltete. Dennoch mußte er Napoleon in den Feldzug 1813 folgen, zog sich nach der Schlacht bei Leipzig mit seinem Kontingent nach Neapel zurück, und unterhandelte mit Oesterreich und England wegen des Fortbestehens seines Thrones, wozu er auch Hoffnung hatte, da Oesterreich, Preußen und Rußland mit ihm in Verbindung traten. Dagegen bewilligte England einen bloßen Waffenstillstand, indem Ferdinand von Sicilien, England's Bundesgenosse, für Neapel keine Entschädigung annehmen wollte. In dieser zweifelhaften Lage rückte er zwar 1814 an den Po vor, zögerte aber die Franzosen anzugreifen, daher auf dem Wiener Kongresse England ihn des Verrathes beschuldigte, während die Bourbons auf seine Entthronung antrugen. Der auf ihm lastende Verdacht der Untreue, und die daraus für ihn hervorgehende Gefahr für den Bestand seines Thrones, bewog ihn zur wirklichen Untreue. Noch während seiner Unterhandlungen in Wien, griff er 1815 zu den Waffen, rückte, bei Napoleon's Einfalle in Frankreich, mit einem Heere theils über Rimini, theils über Rom, Florenz und Modena vor, griff die Oesterreicher an, und rief am 31. März Italien zur Unabhängigkeit auf, nachdem, zufolge seiner wiederholten Versicherungen, dem Bunde gegen Napoleon treu bleiben zu wollen, die Verbündeten beschlossen hatten, ihn als König von Neapel anzuerkennen. Jetzt von den Oesterreichern überall geschlagen und umgangen, sah er sich von seinem Heere verlassen und sein Volk gegen sich empört. Er flüchtete nach Frankreich, wo der erbitterte Napoleon ihm jedoch nicht erlaubte, nach Paris zu kommen; entwich, nach Napoleon's Sturze, mit Lebensgefahr nach Korsika, und faßte, als er sich auch hier nicht sicher

glaubte, den verzweifelten Entschluß, mit 250 Anhängern nach der Küste Neapels zu segeln, um den verlorenen Thron zurück zu erkämpfen. Am 28. September segelte er ab; aber ein Windstoß zerstreute am 6. Oktober an der Küste Kalabriens seine Fahrzeuge. Nur zwei gelangten in die Rhede von S. Lucido. Er mußte, um Lebensmittel einzunehmen, am 8. Oktober landen. »Ich bin Joachim, euer König!« rief er den Einwohnern zu. Aber statt sich ihm anzuschließen, gingen sie auf ihn los. Sein Versuch, sich durchzuschlagen, mißlang. Man nahm ihn fest, brachte ihn gefesselt nach Pizzo, und stellte ihn vor ein Kriegsgericht, das ihn zum Tode verurtheilte. Am 13. Oktober 1815 wurde der unglückliche Abenteurer erschossen, der mit dem Muthe und der Todesverachtung eines erprobten Kriegers starb. — Murat war ein schöner, kraftvoller Mann; aber er besaß mehr persönliche Bravour und abenteuerlichen Sinn, als Einsicht und Feldherrntalent, und so war sein Leben nur eine Libelle, die, im Sonnenglanze des Bonaparteschen Glückes auffliegend, mit demselben auch bald in ihr Nichts zurückkehrte.

Louis Nicolas Davoust,

Herzog von Auerstädt, Fürst von Eckmühl.

Geboren 1770. Gestorben 1823.

Düstere und widerwärtige Erinnerungen knüpfen sich an den Namen dieses Mannes, welchem die Geschichte denjenigen Antheil kriegerischen Ruhmes, den sie ihm nicht entziehen darf, gleichsam nur widerstrebend überläßt. Davoust wurde am 10. Mai 1770 zu Annoux (Yonne) im ehemaligen Burgund, aus einer vornehmen Familie geboren, besuchte gleichzeitig mit Napoleon Bonaparte die Militärschule zu Brienne, ward 1788 Unterlieutenant im Kavallerieregimente Royal-Champagne, und am 22. September 1791 Chef des dritten Freiwilligen-Bataillons der Yonne. Proben seiner Bravour legte er unter Dumouriez in den Schlachten von Jemappe und Neerwinden ab, und seine störrige Redlichkeit gegen das Vaterland ließ ihn, als nach der letztgenannten Schlacht Dumouriez mit

dem Prinzen von Koburg Unterhandlungen anspann, den kecken Plan fassen, Ersteren in der Mitte seiner Armee gefangen zu nehmen, den er auch beinahe ausgeführt hätte. Im Juli 1793 ward er provisorischer Brigadegeneral, aber das Dekret, welches alle ehemals Adeligen außer Thätigkeit setzte, brachte ihm bald darauf seine Entlassung. Am 24. September 1794 trat er wieder in seinen Posten ein, kämpfte muthig in der Moselarmee bei der Belagerung von Luxemburg, so wie später in der Rheinarmee unter Pichegru. In Manheim gefangen, aber kurz darauf wieder ausgewechselt, vollführte er eine seiner ersten glänzenden Waffenthaten bei dem Uebergange über den Rhein 1797. In den italienischen Feldzügen unter Bonaparte schloß er sich mit feuriger Zuneigung Letzterem an, folgte ihm nach Aegypten, brachte dort nach der Schlacht von Abukir (25. Juli 1799) das Dorf in seine Gewalt, und schiffte nach der Konvention von El-Arisch sich mit Desaix in Alexandrien ein, um nach Frankreich zurückzukehren. Unterwegs wurden sie von einer englischen Fregatte aufgebracht, in Livorno als Kriegsgefangene behandelt, und konnten erst in einem Monate nach Toulon abreisen. Hierauf wurde Davoust am 3. Juli 1800 von Bonaparte zum Divisionsgeneral und Kommandanten der Reiterei der italienischen Armee, nach der Schlacht von Marengo aber zum Kommandanten der Grenadiere der Konsulargarden, welche in jener Schlacht sich den Namen der Granitsäulen erworben hatten, ernannt. Nach Napoleon's Kaiserkrönung stieg auch der ihm mit besonderem Eifer ergebene Davoust zum Reichsmarschall und Großkreuz der Ehrenlegion, desgleichen zum Generalobersten der kaiserlichen Grenadiergarde. Im Oktober 1805 ward er Chef des dritten Korps der großen Armee, befehligte in der Schlacht von Austerlitz (2. Dezember 1805) den rechten Flügel des Heeres, blieb nach dem Preßburger Frieden mit seinem Korps in Deutschland stehen, ging mit demselben bei dem Ausbruche des Krieges gegen Preußen (Oktober 1806) nach Sachsen, und gewann mit dem, von ihm befehligten, rechten Flügel des Heeres, durch seine tüchtige Leitung, ganz allein die vom Schlachtfelde von Jena völlig getrennte Schlacht bei Auerstädt, wofür ihn Napoleon 1808 zum Herzoge von Auerstädt erhob. Bei Auflösung der großen Armee wurde er (12. Oktober 1808) zum Oberkommandanten der Rheinarmee ernannt. In dem Feldzuge gegen Oesterreich 1809 hatte er die schwierigen Märsche durch die Oberpfalz an die Donau, und die gefahrvollen Gemetzel um Regensburg zu bestehen, und trug viel zu dem Siege bei Eckmühl bei, wofür ihn Napoleon nach dem Wiener Frieden zum Fürsten von Eckmühl ernannte. Er kommandirte

in der Schlacht von Wagram den rechten Flügel, dessen Bewegungen vorzüglich den Rückzug des Feindes veranlaßten; ward 1810 Oberbefehlshaber der Armee von Deutschland, 1811 Generalgouverneur der hanseatischen Departements, und 1812 Oberbefehlshaber des ersten Korps der großen Armee. Nachdem auf dem Rückzuge von Moskau sein Korps beträchtliche Verluste erlitten, ging er nach Sachsen, ließ hier im März 1813 mit vandalischer Gleichgiltigkeit die schönen Elbebrücken zu Meißen und Dresden sprengen, rückte dann, trotz der Unbedeutendheit der feindlichen Streitkräfte, in Mecklenburg nur bis Schwerin vor, und zog sich bald hinter die Steckenitz zurück. Am 31. Mai 1813 rückte er in Hamburg ein, welche Stadt bisher der General Tettenborn besetzt gehalten, und verfuhr hier mit Grausamkeit und Willkür, legte den Einwohnern, um sie für ihre Bereitwilligkeit, gegen Frankreich sich zu erheben, zu bestrafen, eine Geldbuße von 48 Millionen Francs auf, ließ die Bank mit einem Kassabestande von 7,489,343 Mark Banko in Beschlag nehmen, über 30,000 Menschen aus der Stadt treiben, die Wohnungen von mehr als 8000 niederbrennen, und verhing zahlreiche Hinrichtungen. Erst nach einem Jahre räumte der Wütherich auf Befehl Ludwig's XVIII. die Stadt, blieb dann ohne Anstellung, ward aber nach Napoleon's Rückkehr von Elba Kriegsminister und General en Chef der Loire-Armee. Als solcher schloß er, da nach der Schlacht von Waterloo die Verbündeten gegen Paris vorrückten, am 3. Juli eine Militärkonvention mit Blücher und Wellington ab, und führte, zufolge derselben, die Armee hinter die Loire, unterwarf sich Ludwig XVIII., forderte auch die Armee dazu auf, und übergab, dem Befehle des Königs gemäß, das Kommando an Macdonald. Ungeachtet dieser den Bourbons geleisteten Dienste wurden ihm seine Renten als Reichsmarschall geschmälert, seit 1817 ihm aber wieder überlassen, und er 1819 zum Pair von Frankreich erhoben. Er starb zu Paris am 1. Juni 1823. — Davoust war kein eigentlich schöpferisches Feldherrntalent, aber äußerst prompt, verläßlich, ja felsenfest im Vollführen anvertrauter militärischer Maßregeln; er war unerschrocken, unbeugsam und von einer gewissen rauhen Soldatengewissenhaftigkeit erfüllt, gegen Civiltugenden aber unempfindlich, weil er sie weder kannte, noch an sie glaubte; daher eisern und streng bis zur Grausamkeit.

Ludwig Alexander Berthier,

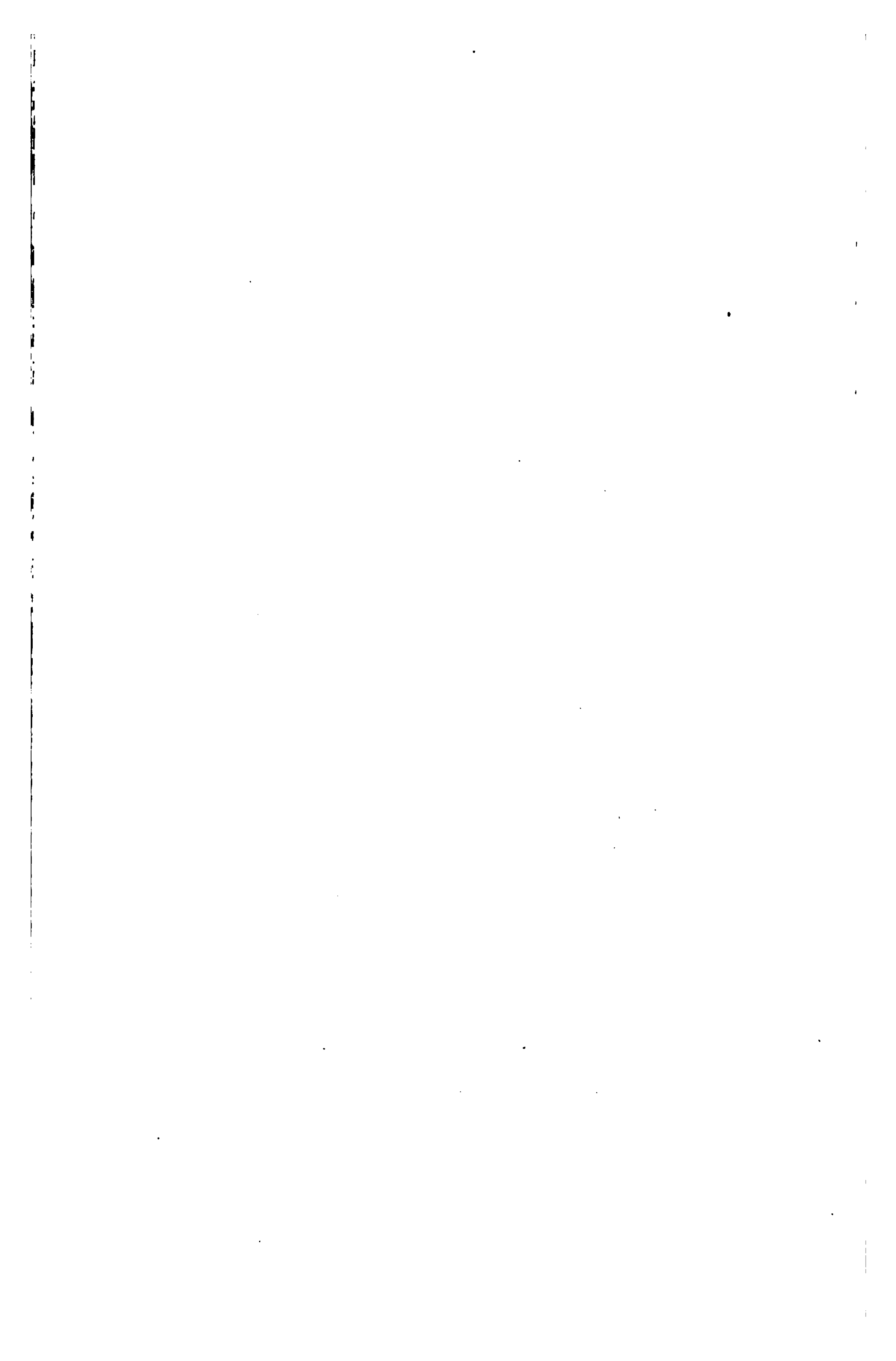
Fürst von Neufchatel und Wagram.

Geboren 1753. Gestorben 1815.

Unter den vielfachen, theils wahrhaft ritterlichen, theils mehr glänzenden und abenteuerlichen Erscheinungen der Napoleon'schen Heldenepoche ist Berthier unstreitig einer der gediegensten Charaktere. Die klare, selbstbewußte Ruhe, die sich immer gleich bleibende Mäßigung und die feste Besonnenheit, welche ihn bezeichnen, und die er sich im Schnellfluge des Sieges, wie auf der behinderten Bahn der Gefahr oder des unausweichbaren Nachtheils zu erhalten wußte, stellen ihn über die meisten seiner Waffengefährten, deren Bild, obschon vielleicht mehr mit dem Nimbus der Romantik und eines verschönenden poetischen Lichtes geschmückt, doch der sicheren und kräftigen Wahrheit jenes Mannes weichen muß. Berthier wurde seinem Vater, dem Gouverneur des Pariser Kriegsgebäudes, am 20. November 1753 zu Versailles geboren. Napoleon's Zeit, die ihre Kräfte meist von der jüngeren Generation entlieh, und aus Jünglingen ihre Helden bildete, fand ihn daher schon als Mann, und wirklich tritt aus allen seinen Thaten, die er im Dienste jener Periode verrichtete, der wohlthuende Gegensatz der Männlichkeit und Reife hervor. — Schon 1766 wurde er im Generalstabe angestellt, that in Amerika Kriegsdienste, und focht mit Lafayette für die Unabhängigkeit der vereinigten Staaten. In den ersten Jahren der französischen Revolution erhielt er die Stelle eines Generalmajors der Nationalgarde von Versailles, wo seine Mäßigung und Umsicht sich bereits im günstigsten Lichte zeigten. Am 28. Dezember 1791 ward er Chef des Generalstabes bei der Armee des Marschalls Luckner, 1793 ging er gegen die Vendée, und 1796 mit der Würde eines Divisionsgenerals zu der Armee von Italien, wo er als Chef des Generalstabes großen Antheil an den Erfolgen des Feldzugs hatte. 1797 überbrachte er, im Auftrage des Generals Bonaparte, dem Direktorium den Friedensvertrag von Campo Formio. Im Januar

1798 ward ihm der Oberbefehl des Heeres in Italien zu Theil, und vom Direktorium die Bestimmung, gegen den römischen Staat zu marschiren. Schon zu Anfange des Februar zog er in Rom ein, vertrieb die bestehende Regierung, und verkündete die Republik. Das Direktorium, unzufrieden mit der geschlossenen Konvention, kassirte dieselbe und übergab Massena an Berthier's Stelle den Oberbefehl. Früh zog ihn ein inniger Drang zu dem jungen Helden Bonaparte hin; er begleitete denselben nach Aegypten, und wurde von ihm nach der Rückkehr 1799 zum Kriegsminister ernannt. Sodann ward er Obergeneral der Reservearmee, zog mit Bonaparte nach Italien, und trug zum Uebergange über den St. Bernhard und zum Siege bei Marengo bei. Er unterzeichnete den Waffenstillstand von Alessandria, organisirte die provisorische Regierung von Piemont, ging in außerordentlichen Aufträgen nach Spanien, und übernahm am 8. Oktober 1800 das unterdessen von Carnot geleitete Kriegsministerium von Neuem. 1804 ward er Reichsmarschall und Chef der ersten Kohorte der Ehrenlegion, folgte im Juni 1805 dem Kaiser zur Krönung nach Mailand, wurde im Oktober zum Chef des Generalstabes der großen Armee in Deutschland ernannt, und unterzeichnete am 19. Oktober mit Mack die Kapitulation von Ulm, so wie am 6. Dezember den Waffenstillstand von Austerlitz. 1806 folgte er Napoleon in den Feldzug gegen Preußen, und wurde von dem Kaiser mit dem von Preußen abgetretenen Fürstenthum Neufchatel belehnt. Die Hinrichtung des unschuldigen Buchhändlers Palm (26. August 1806) ist von mehreren Seiten ihm zur Last gelegt worden. Im Juni 1807 unterzeichnete er den Waffenstillstand von Tilsit, legte hierauf die Kriegsministerstelle nieder, trat als Mitglied in den Senat, wurde am 9. August 1807 zum Vice-Connetable von Frankreich erhoben und heirathete im folgenden Jahre die Tochter des Herzogs Wilhelm von Baiern-Birkenfeld, Maria Elisabeth Amalia, geb. 1784. Er war Napoleon's treuer Gefährte auf allen Reisen, that sich in dem Feldzuge gegen Oesterreich 1809 hervor, und erhielt von Napoleon für sein tapferes Benehmen bei Wagram den Titel eines Fürsten von Wagram. Im Auftrage seines Monarchen vollzog er 1810 die Brautwerbung und die Uebernahme der hohen Braut des Ersteren, der Erzherzogin Maria Louise, Tochter des Kaisers Franz I. von Oesterreich. Später ernannte ihn Napoleon auch noch zum Generalobersten der Schweizertruppen. 1812 war er Chef des Generalstabes bei der Armee in Rußland, welchen Posten er auch 1813 bekleidete. Nach Napoleon's Sturze verlor er sein Fürstenthum Neufchatel, wurde aber in seinen übrigen Würden anerkannt,

Die Wirkung dieses Werkes war unberechenbar; es bleibt die Grundlage aller ästhetischen Kritik. Zwischen so großen und ernsten Beschäftigungen verließ ihn sein alter Dämon nicht. Hazardspiele, welche seine Mußestunden ausfüllten, zogen ihm ein bekanntes Epigramm Kästners zu, und die Sage, er habe sich an die Spitze einer reisenden Schauspielertruppe stellen wollen, fand um so mehr Glauben, als er den Ruf der hamburgischen Theaterunternehmer annahm, und 1767 nach Hamburg abging. Hier lernte er denn auch diese Lebenssphäre praktisch kennen, und bittere Erfahrungen führten ihn zu nüchternen Resultaten. Allein für die Welt war das Resultat dieser seiner Lebensepoche unschätzbar; denn auch in dieser Sphäre verhielt sein Geist sich schöpferisch, und von hier ging die »Dramaturgie« hervor, — dieses unübertroffene Meisterwerk der Einsicht und Darstellung. Wenn Lessing von Diderot sagte: „es habe sich, seit Aristoteles, kein philosophischerer Geist mit dem Theater abgegeben, als er" — wahrlich! so trifft dieses Wort ihn selbst noch mehr, als Diderot, mit welchem er übrigens allerdings eine innige Verwandtschaft hat. Seinen unbehaglichen Zustand in Hamburg, der in der traurigen Ueberzeugung wurzelte, aus der deutschen Bühne nicht das schaffen zu können, was seinem Geiste vorschwebte, erhöhte noch jener berühmte gelehrte Zwist mit Klotz, der freilich mit dem glänzendsten Triumphe über den Gegner endete; allein was war einem Lessing ein solcher Triumph? — Immer tiefer verstimmt, beschloß er eine Reise in das Land der Kunst, — als ein Ruf des Erbprinzen von Braunschweig ihn bestimmte, die Stelle eines Bibliothekars in Wolfenbüttel anzunehmen. Hier, in ernster Abgeschlossenheit den höchsten Zwecken des Wissens hingegeben, verlebte er die letzte, bedeutendste Epoche seines Lebens. Auch sie theilte sich, wie es zum Symbole seines ganzen Daseins geworden war, in Schaffen und Kämpfen. Wie früher Gelehrte, Kritiker, Kunstkenner, Schauspieler und Alterthümler durch seine Reformen in all' diesen Regionen, so hatte er jetzt, wo sein siegreicher Geist sich an die höchsten Aufgaben der Menschheit wandte, die große Schaar derer sich gegenüber, die gewohnt waren, diese Region als ihr unantastbares Eigenthum zu betrachten. Aber aus diesen letzten, schwersten Kämpfen gingen auch seine herrlichsten Werke: »Nathan der Weise« und »die Erziehung des Menschengeschlechtes« hervor, — das reinste Gold seines, durch tausend Prüfungen von jeder Sch[illegible]e gereinigten Geistes. »Glücklich diejenige Stadt,« — sagte Lessing selbst — »in welcher Nathan zuerst gegeben wird!« und glücklich — dürfen wir hinzusetzen — unser Vaterland, das eine solche Schöpfung, in Gesinnung



und Gestaltung, sein nennen darf! Aber immer ernster wandte dem edlen Wahrheitssucher das verworrene Leben der Wirklichkeit seine kalte, dunkle Seite zu. Denn das Wirkliche setzt seine Rauhheit dem zarten Wahren entgegen, — und darf dieses auf unserm dunklen Planeten je hoffen, sich in jenes zu verwandeln? Die Erfüllung der lange gehegten Sehnsucht, Italien zu sehen, war der letzte, freundliche Lichtstrahl in diesem vereinsamten Leben. Er machte die Reise mit dem herrlichen Prinzen Leopold von Braunschweig, — dem Menschenfreunde, dessen Tod Lessing's heiligstes Denkmal bleibt. (Lessing war dieses Prinzen Lehrer, der bei Rettung eines Menschenlebens das seine wagte — und verlor.) In Wien fand Lessing bei der hochherzigen Maria Theresia eine, diese Fürstin ehrende Aufnahme, und in Mannheim kam ihm ein Antrag, den er mit der Ruhe eines Weisen ausschlug, um seine Tage, wenn nicht in Freude, doch in Frieden zu enden. Er endete sie, nach längerem Kränkeln, am 15. Februar 1781.

Deutschland hat seines Gleichen nicht gehabt. Einsam stand er in einer verworrenen, unklaren Zeit, — allein mit seinem klaren Blicke, ein rückwärts und vorwärts gewendeter Seher. Alle Regionen des Wissens und Handelns prüfte er durch, und in allen ward er Schöpfer. Lessing schuf unsere Kritik, schuf unsere Kunsttheorie, schuf unser Drama, schuf unsere Philosophie (wenn das Denken vor Kant diesen Namen verdient), schuf unsern Styl. Kein Deutscher schrieb, wie er; man mag die abstrusesten Dinge, behandelt von seiner Feder, lesen, so liest man sie mit Freude, mit Nutzen; sie tragen den Stämpel seines Geistes; — während so viele deutsche Schriftsteller das traurige Talent haben, die angenehmsten Gegenstände abstrus zu behandeln. Nur eine düstere Schule, deren Orakel bald verschollen, konnte, einen Augenblick lang, an Lessing's Lorbeer mäckeln, — weil sie das Licht zu fürchten hatte, das von da ausging. So lange Wahrheit und Vernunft noch geehrt sind, wird Lessing's Name mitgeehrt sein, — und wenn je dieser Name seinem Vaterlande gleichgiltig würde — verdiente dieses die Achtung der Welt nicht mehr!

Jean Paul.

(Friedrich Richter.)

Geboren 1763. Gestorben 1825.

Wenn man einen Blick auf die Literatur des verflossenen Jahrhunderts zurückwirft, so erinnert man sich der ungeheuren Wirkung, welche von Sterne's (Yorick) Schriften über ganz Europa ausging. Diese wundersame Mischung von Witz und Empfindung, Lachen und Weinen, diese Freiheit des Denkens, dieser spielende Ernst, diese Detailmalerei der menschlichen Natur und Zustände, diese Gründlichkeit ohne Pedanterie, diese Anmuth und wohlwollende Gesinnung, — alles dies zusammen, unter dem gemeinsamen Namen »Humor", konnte nicht verfehlen, Bewunderung und Entzücken, und dadurch — Nachahmung hervorzurufen. Wie nun aber nichts in der Welt unnachahmlicher ist, als das Liebenswürdige, — und am unnachahmlichsten das eben erwähnte Talent, wozu eine seltene Kombination von natürlichen Gaben erfordert wird, — so fand denn auch Sterne in England, wie in dem Alles nachahmenden Deutschland, nur verzerrte Kopien, — bis, durch sein Beispiel geweckt, eine verwandte, merkwürdige Natur sich entwickelte, ein außerordentlicher Geist sich bildete.

Dieser Mann war Friedrich Richter, der Sohn des Rektors zu Wunsiedel im Baireuthischen, am 20. März 1763 geboren. Für die Theologie erzogen, bildete er sich in stiller, deutsch-bürgerlicher Häuslichkeit mehr nach Innen als nach Außen, sammelte früh durch zahlreiche Lektüre jenen Vorrath von aller Art Kenntnissen, der seine Leser später in Erstaunen setzte, und wandte sich mit lebhafter Fantasie den Wunderregionen der Dichtkunst zu. In diesen Regionen gründete er sich denn eine Heimat, indem er das ursprünglich gewählte Studium verließ, und von 1783 an, in ununterbrochener Reihe, bis zu seinem Tode, mit einer Fruchtbarkeit und Geistesfülle, die nicht ihres Gleichen hat, sein Vaterland mit einer ungeheuren Anzahl humoristischer Werke beschenkte, ja überschüttete. Diese

Werke erregten die Bewunderung seiner Zeitgenossen, und machten es ihm möglich, in gemüthlicher Stille ganz der Welt seiner Dichtung zu leben. Es versteht sich von selbst, daß in einem so geistig schöpferischen Leben gar kein Raum für äußere Ereignisse blieb; und in der That läßt sich von seinem weitern Verlaufe nichts berichten, als Familienzustände. Im Jahre 1790 reiste er durch die sächsischen Herzogthümer, in den späteren Jahren in das südliche und westliche Deutschland. Bei der ersten Gelegenheit ward er vom Herzoge von Sachsen-Hildburghausen zum Legationsrathe ernannt, und faßte Neigung zu einem Fräulein von Feuchtersleben. Allein sein Freund Herder, dessen Ausspruch ihm Alles galt, und welcher Bräutigam und Braut durchblickte, erklärte, daß sie nicht für einander geschaffen seien, und — vollzog die Ceremonie nicht. Jean Paul heirathete später Karoline Mayer, aus Berlin, und hinterließ zwei Töchter. Nach Baireuth zurückgekehrt, lebte er seiner Familie und seinen Schöpfungen, bezog eine Besoldung vom Könige von Baiern, erlebte das Glück, sich von seiner Nation geliebt und geehrt zu sehen, — leider auch das Unglück, im Spätherbste seines Lebens das Licht der Augen zu verlieren, und ging am 14. November 1825 zu besseren Gefilden hinüber.

Es wäre unmöglich, von Jean Paul's Stellung, Art und Wirkung in der deutschen Literatur einen Begriff zu geben, wenn diese Wirkung nicht unter uns fortlebte, ja selbst in der neuesten Zeit wieder frisch emporgetaucht wäre; Ausländern wird Jean Paul's Eigenheit und Werth für immer ungenießbar bleiben. Hippel, sein humoristischer Vorgänger, bleibt innerhalb den Schranken der gemüthlichen Laune mit verständigem Ernste. Jean Paul durchbricht diese Schranken, und man hat keinen Ausdruck, um das abenteuerliche Ganze von burleskem, ja bizarrem Spaß, Romantik, Sentimentalität, Gelehrsamkeit, Satyre, Feinheit, Gutmüthigkeit, Bitterkeit, Poesie, Philosophie, Einbildungskraft und Verstand, — diese Mischung des Unverträglichen, zu bezeichnen, welche Jean Paul's Werke, welche sein Styl in jedem Satze, der aus seiner Feder kam, uns vor die Seele bringt. Sein größter Werth besteht in dem sittlichen Charakter, der, wie ein verbindender Faden, sich unverkennbar durch das bunte Ganze zieht, und in dem großen Verstande, der aus jedem seiner Werke spricht. Sein größtes Talent ist die Detailmalerei, besonders des deutschen gemüthlichen Stilllebens, in welcher er unvergleichlich bleibt. Seine Schattenseite ist die Formlosigkeit und die verblasene Sentimentalität.

Die Wirkung, welche Jean Paul (der von seiner ersten bis zur letzten

Schrift immer diesen Namen beibehielt) auf Deutschland ausübte, ist außerordentlich, — aber — wenn man sie mit Unbefangenheit prüft — nicht immer die wünschenswertheste. Was wir oben von Sterne sagten, gilt mit eben dem Rechte von Jean Paul. Gerade das, was solche seltsame Phänomene am liebenswürdigsten macht, ist am schwersten, ja ist unmöglich nachzuahmen; und — wie die Geschichte und tägliche Erfahrung lehren — gerade das Fehlerhafte an bedeutenden Menschen wird am öftersten nachgeahmt. Unter dem privilegirten Namen »Humor", durch Jean Pauls Vorgang geheiligt, hat sich bei uns eine Menge von Unsinn eingeschmuggelt. Man glaubt humoristisch zu sein, wenn man formlos ist, wenn man das Unverträgliche verbindet, wenn man von einer leidigen Sentimentalität zu schaalen Wortspielen hinüber und herüber schwindelt. Jean Paul soll uns ehrwürdig, aber nicht Muster sein. Der ächte Humor in den »Flegeljahren" und der scharfe, treffende, umfassende Verstand in der »Vorschule der Aesthetik" reihen ihn für immer unter die Heroen deutscher Dichtkunst und Wissenschaft. König Ludwig von Baiern hat ihm 1841 in seinem Geburtsorte Wunsiedel ein Denkmal errichtet.



Lacépède.

Geboren 1756. Gestorben 1825.

Es mag sich um Fragen aus was immer für einem Gebiete der beschreibenden Naturwissenschaften handeln, von der unbelebten Welt der Gebirge bis auf die Varietäten des Menschengeschlechtes, — immer wird Lacépède's Name unter jenen erklingen, deren Orakel man am öftersten, am liebsten vernimmt. Eine vielseitige Bildung, ein umfangreiches Wissen, eine leichte, gefällige, am rechten Orte glänzende Beredsamkeit verbanden sich in ihm mit einem milden und liebenswürdigen Naturelle zu einer Erscheinung, der es nirgends in der Welt, am wenigsten in Frankreich, an Erfolg fehlen konnte.

Zu Agen 1756 geboren, ward Graf Bernard Germain Etienne Delaville sur Illon von Lacépède früh dem Dienste der Waffen geweiht. Allein seine sanfte Gemüthsart zog den der Musen vor. Poesie, Musik,

Zeichnen, Naturgeschichte beschäftigten schon den Jüngling; er quittirte nach einer kurzen Dienstzeit, und suchte seine Lehrer und Freunde, Buffon und Daubenton auf. Die Wirkung, welche Ersterer auf seine Zeitgenossen ausgeübt, ist bekannt. Die reiche Menge seines Wissens, die er in einem umfassenden Naturgemälde ausbreitete, verschaffte ihm den Beinamen eines zweiten Plinius, und das Kolorit, mit dem er dieses Gemälde noch aus der Fülle seiner warmen Einbildungskraft zu schmücken wußte, fügte den Verdiensten seines antiken Vorbildes noch ein neues hinzu. Ein solcher Mann mußte Lacépède begeistern; er fühlte und entwickelte in sich eine gleiche Anlage, und in der That, wenn Buffon ein zweiter Plinius, so ward Lacépède ein zweiter Buffon. Die persönlich freundliche Stellung zu diesem berühmten Manne verschaffte dem quittirten Lacépède die bedeutende Stelle eines Konservateurs bei den naturhistorischen Sammlungen im Pflanzengarten. Allein die Zeit in ihrer stürmischen Bewegung, der er sich zu entziehen gedachte, suchte ihn auf, und fand ihn, selbst in den stillen Heiligthümern der friedlichsten aller Wissenschaften: der Naturforschung. Die Revolution brach los, und Lacépède, geachtet und geliebt, um seiner Einsicht und seines milden Charakters willen, wurde zum Mitgliede der gesetzgebenden Versammlung gewählt. Auch hier bewährte sich sein Wesen; er schloß sich den Gemäßigten an, — und als die Schreckenspartei die Oberhand erhielt, als Anarchie und Despotismus unter dem mißbrauchten Namen der Freiheit wütheten, legte er seine Stelle nieder, bewohnte, besserer Tage gewärtig, sein ländliches Gut Leuville, und beschrieb in einem trefflichen Werke die Sammlungen, denen er zu Paris vorgestanden. Allein der Sturm legte sich, eine gesetzlichere Macht trat an die Stelle der Schreckgewalt, und Lacépède ward abermals zu einem der ersten Mitglieder des Institutes gewählt. Er verließ sein Asyl, und nun war es Napoleon, der jeden Anlaß ergriff, ein so schönes Talent und Bemühen auch äußerlich zu ehren und zu lohnen. Er erwarb sich für diese Gunst in Lacépède's empfänglichem Gemüthe eine dankbare Gesinnung. Zum Enthusiasmus geneigt, wendete dieser nun seine wärmste Empfindung dem Gönner zu. Er ergriff jede Gelegenheit, die das ereignißreiche Decennium der Herrschaft Napoleon's und die Oeffentlichkeit des französischen Nationallebens bot, um sich laut und feurig für den Kaiser auszusprechen, und seine Beredsamkeit ward eine Waffe mehr für diesen. Unter solchen Thätigkeiten vergaß er keineswegs seine Lieblingsstudien, wovon seine klassischen Werke über die Fische und über die Cetaceen Zeugniß geben; wohl aber vergaß er,

bei der seinem Naturelle und Charakter eigenen Gutmüthigkeit und Uneigennützigkeit, bei seinen vielfach nothwendigen Auslagen — an sich selbst zu denken. Sein Vermögen derangirte sich; es häuften sich Schulden auf Schulden, und der vortreffliche Mann würde einem sehr kleinlichen Mißgeschicke erlegen sein, wenn nicht sein Gönner Napoleon den Stand der Dinge zur rechten Stunde erfahren, und durch einen Jahresgehalt von 40,000 Franken umgezaubert hätte. Auch diese Epoche ging vorüber; die Sonne des Glückes schied von Napoleon, — theilweise auch von denen, die sein Wiederschein beleuchtet hatte. Lacépède verlor die Würde eines Großkanzlers der Ehrenlegion, die ihm der Kaiser ertheilt hatte, erhielt aber dafür vom Könige die eines Pairs von Frankreich. Als die sinkende Sonne noch einmal emporzuflammen schien, fand sie Lacépède's Auge ermüdet. Nach der Rückkehr von Elba trug der Kaiser dem würdigen Gelehrten die Stelle eines Großmeisters der Universität an. Lacépède jedoch, von Natur der Stille und Muße zugeneigt, durch die Wechselfälle jener ungeheuren Zeit noch mehr in sich zurückgewiesen, sehnte sich nach friedlicher Abgeschlossenheit, lehnte die Stelle ab, zog sich zurück, und lebte den Musen, die seiner Kindheit gelächelt hatten. Es waren nicht nur die ernsten der Wissenschaft, sondern auch die heiteren der Künste; denn unter seine Werke gehören auch zwei kleine Romane, die ohne seinen Namen erschienen, und der Text zur Oper Omphale. So verflossen ruhige Jahre in den mannigfachsten Beschäftigungen. Die Entstehung der Gebirge, die Naturgeschichte der Thiere, die vergleichende Anatomie, zu deren ersten Förderern Lacépède gehört, die Stimme der Thiere, die Verschiedenheiten des Menschengeschlechtes, und, wie es sich in seinem schriftlichen Nachlasse auswies, die bürgerliche und militärische Geschichte Europa's vom Mittelalter bis auf seine Epoche, theilten sich gleichmäßig in seine Liebe und seine Zeit. Ein freundliches Landgut, Epinay, war das Tusculum dieses philosophischen Glückes. Nebst eigenen Arbeiten erfüllte er hier auch noch die schöne Pflicht der Pietät, indem er seines großen Lehrers Buffon und seines abgeschiedenen, herrlichen Freundes La Grange, des Astronomen, Werke zur Herausgabe besorgte. So verfloß wieder ein Decennium, als — die Pocken den würdigen Greis am 6. Oktober 1825 dahinrafften. Villeneuve schrieb ihm eine Lobrede.

Lorenz v. Jussieu.

Geboren 1748. Gestorben 1836.

Wenn man den Namen »Jussieu« ausspricht, wird man an jene Familien des Alterthums und der italienischen Kunstgeschichte erinnert, aus denen nicht nur mehrere bedeutende Männer hervorgingen, sondern die, ganz in Einer Sphäre und in Einem Sinne wirkend, gewissermaßen Eine Schule, Einen Körper darstellen, in welchen gleiche Zwecke nur um so sicherer und lebendiger sich fortpflanzen und verwirklichen. Aus solchen Familien blüht dann gewöhnlich ein Zweig vor den anderen heraus, der gleichsam die Quintessenz ihrer Kräfte in sich sammelt und zur Erscheinung bringt. So aus der Familie der Hippokratiker, Hippokrates der Zweite, dessen Namen nun die späte Nachwelt als Inbegriff ihrer Aller nennt; so aus der Familie Jussieu's, welche in der Geschichte der Pflanzenkunde einen so dauernden Ruhm behauptet, als die Hunter's oder Meckel's in der Anatomie, Anton Lorenz von Jussieu, der eigentliche Gründer des sogenannten Systems der natürlichen Familien.

Bernard Jussieu, sein Oheim, geboren zu Lyon 1699, war jener berühmte Botaniker, von welchem Linné, der ihn in Paris aufsuchte, zu den Schülern, die ihn um den Namen einer in ihren Kennzeichen fast zerstörten Pflanze fragten, lächelnd sagte: »nur die Natur oder Jussieu könne hierauf antworten", — der die Ceder von Libanon in den Garten des Königs von Frankreich pflanzte, — und dem man, obwohl fälschlich, auch selbst die Ehre des Erfinders des sogenannten natürlichen Systems zuschreibt. Sein Bruder Anton that sich außer den botanischen Arbeiten, die sie brüderlich theilten, auch noch als praktischer Arzt hervor, und Segnungen dankbarer Herzen folgten dem menschenfreundlichen Greise in's Grab.

An solchen Mustern bildete sich der Neffe, Anton Lorenz, 1748 zu Lyon geboren. Mit einem leichten, heitern Auffassungstalente, einem treuen Gedächtnisse und einer lebhaft verbindenden Fantasie begabt, durchflog er die Studien, ward Arzt, Mitglied der Akademie der

Wissenschaften zu Paris und der königlichen Schule, und auf Verwendung Oheim Bernard's, dessen Bestrebungen er vorzugsweise zu den seinigen gemacht hatte, und der ihn dem genialen Buffon empfahl, 1770 Demonstrator der Botanik zu Paris. Hier arbeitete er eine Denkschrift über die Ranunkeln aus, die er der Akademie weihte, machte sich in der Anatomie der Pflanzen durch die Entdeckung eines im Kerne enthaltenen Körpers verdient, welchen er Perisperme nannte, und nahm auch, vielseitig und der dichterischen Seite der Natur zugeneigt, wie er war, an den damals die ganze gebildete Welt, und vorzüglich Frankreich, als Tagesinteresse beschäftigenden Verhandlungen über den animalischen Magnetismus Theil. Es wurde damals, zur Untersuchung dieser neuen, wunderbaren Heilart, die zu so manchen Mißbräuchen Anlaß gab, in Folge eines königlichen Befehls, eine Kommission von Aerzten und Naturkundigen ernannt. Die Untersuchung ward ziemlich oberflächlich vorgenommen, — und erklärte die ganze Sache für bloßen Betrug. Franklin, auch Mitglied der Kommission, soll wegen Kränklichkeit den wenigsten, Jussieu den meisten Antheil genommen und gezeigt haben. Jussieu war der Einzige, der jene Erklärung der Gesellschaft nicht mit unterschrieb, sondern sich in seinem Gewissen verbunden glaubte, ein eigenes Gutachten abzugeben, welches, 1784 veröffentlicht, sich für die Wahrheit der magnetischen Erscheinungen aussprach.

Von nun aber sammelte Jussieu seine Kräfte zu dem Einen, wichtigsten Unternehmen, welches er zur Aufgabe seines Lebens machte. Das dem unmittelbaren Eindruck auf die Sinne Widersprechende, was in Linné's Pflanzensysteme liegt, indem, der Aehnlichkeit einzelner, kleiner Organe wegen, Gewächse von höchst verschiedener Größe und Gestalt in Eine Klasse, und umgekehrt ganz ähnliche Pflanzen in verschiedene Klassen zu stehen kommen, hatte schon manches, die Natur malerisch auffassende Auge unangenehm verletzt. Michael Adanson und unser Jussieu waren es, welche endlich den ersten Versuch wagten, dasjenige in's Leben zu rufen, was sie ein natürliches System nannten. Sechzehn Jahre lang beschäftigte sich Jussieu mit Eintheilung der Pflanzengeschlechter nach dieser Methode, bis er 1788 den Druck seines großen Werkes beginnen ließ, in welchem er hundert Pflanzenfamilien nach ihr beschreibt. Mit Unrecht also schreiben Viele sein Verdienst seinem Oheim Bernard zu, welcher blos Kataloge hinterließ, worin er die Charaktere des ersten Ranges entworfen hatte. Vorbereitet war dies System schon durch Joseph Gärtner, einen deutschen Arzt, dessen Verdienste auch Jussieu selbst rühmend anerkannte, — ja

durch Linné, der nie unterließ, das Aufsuchen der natürlichen Verwandtschaften dringend zu empfehlen. Allein Jussieu, dem Neffen, gehört das Werk an, welches jenem Gedanken Leben und Vollendung gab. Beinahe noch dreißig Jahre lang arbeitete er an der Verbesserung desselben, und legte die Ergebnisse seines Fleißes in den Annalen des Museums der Naturgeschichte nieder. Sein Bestreben verdient, als solches, gewiß die Begeisterung, die es angeregt hat, die Fortwirkung, die es noch jetzt ausübt, wenn gleich das System selbst so wenig den Namen eines natürlichen — als irgend ein anderes. Jedes System, eben weil es System ist, gehört dem Geiste an, und ist in so weit künstlich; die Natur kennt kein System; sie bringt die Dinge nicht nach Klassen und Arten, sondern in unendlichen Reihen, in einem unermeßlichen Kreislaufe hervor, und überläßt es dem Verstande, ihr sein Maß anzulegen; so daß man, mag es auch paradox erscheinen, gerade jenes System am vollendetsten nennen könnte, welches das künstlichste ist.

Ein Bericht über die Reise des Kapitän Baudin nach Neuholland war die letzte Arbeit Jussieu's außerhalb seiner Hauptbeschäftigung. Im Jahre 1817 erlebte er die Auszeichnung, mit dem Orden des heiligen Michael geschmückt zu werden, und in der Sitzung vom 19. September 1836 wurde der französischen Akademie der am 15. September erfolgte Tod dieses berühmten Naturforschers angezeigt. Seine Ansicht hat besonders in Deutschland Anklang gefunden, wo man einer, wir möchten sagen, künstlerischen Richtung in der Naturforschung, besonders seit Schelling's Lehre, mehr, als der streng wissenschaftlichen, zugeneigt war.

Ali Pascha von Janina.

Geboren um 1750. Hingerichtet 1822.

Ali wurde in der, von Griechen und albanischen Muselmännern bewohnten, kleinen Stadt Tepeleni, am Zusammenflusse des Vojutza mit dem Drino-Flusse, um 1750 geboren. Seine Vorfahren hatten durch kühne Räubereien, an welche sich dort keinesweges der Begriff der Ehrlosigkeit knüpft, den Besitz Tepeleni's und des dazu gehörigen Bezirks an sich gerissen, und beherrschten dieses Gebiet als Bey's unter der Obergewalt des Pascha von Berat. Sein Vater, Veli-Bey, Pascha von Delvino, hart bedrängt von seinen anmaßenden Nachbarn, den Bey's von Klissura, Premiti und Argyro-Kastro, und durch sie des größten Theils seines väterlichen Erbes beraubt, starb 1763, und vererbte ihm und seinem andern Sohne Kämpfe und bestrittene Ansprüche. Mit männlichem Muthe aber vertheidigte Khamco, Ali's Mutter, ein Weib voll Entschlossenheit, List und unbeugsamer Härte, ihr kleines Besitzthum gegen die zahlreichen fremden Angriffe, und pflanzte ihrem Sohne frühzeitig jene Keime des Muthes, der Ausdauer und Rachsucht ein, die sie selbst ausgebildet im Busen trug. Furchtbaren Nachdruck gab sie ihren Lehren, als einst die Bewohner von Garbichi, einer nahe gelegenen Bergstadt, zur Nachtzeit Tepeleni überfielen, Khamco und ihre Tochter Schainitza mit sich fortschleppten, und Beide den unerhörtesten Mißhandlungen und Entehrungen preis gaben. Noch auf dem Todtenbette beschwor sie ihren Sohn Ali, nicht eher zu ruhen, bis er das Geschlecht der Garbichioten ausgerottet und sie gerächt haben würde, und er, treulos in allen Versprechungen, aber muselmännisch-treu in Verheißungen der Rache, hielt später schrecklich Wort. Seine ersten Waffenthaten im Dienste des Raubes hatten für ihn unglücklichen Erfolg; er wurde geschlagen, von Kurd Pascha gefangen genommen, aber da Letzterer an dem verwegenen Jünglinge Gefallen fand, wieder in Freiheit gesetzt. Neuerdings zu den Waffen greifend und wiederholt der Uebermacht seiner Feinde erliegend, zog ihn ein zufällig aufgefundener Schatz aus seiner größten Verlegenheit. Durch List und Gewalt machte er

sich endlich zum vollkommenen Herrn Tepeleni's, und gab das Handwerk eines Räubers auf, um in den Dienst der Pforte zu treten, wo er sich bald einigen Kriegsruhm erwarb. Nachdem er sich mit Emine, Tochter des Kapelan-Pascha von Delvino, vermählt und durch mannigfache Intriguen seine Macht befestigt, wurde er von der Pforte zum Lieutenant des Dervendschi-Pascha ernannt, und erhielt das Sandschak von Trivala. Durch seine Räubereien und Erpressungen abermals dem Untergange nahe, riß er durch einen falschen Firman das Paschalik von Janina an sich, und wußte sich bei der Pforte die Bestätigung desselben zu erschleichen. Unablässig bemüht, sein Gebiet, wie seine Macht und seinen Einfluß, zu vergrößern, nahm er durch Verrath die Stadt Chormovo, deren Bewohner er umbringen ließ, vermählte seine beiden Söhne, Muctar und Veli, mit den Töchtern des heimlich von ihm tödtlich gehaßten Ibrahim, Pascha von Berat, und führte einen langen, oft zweifelhaften Unterjochungskrieg gegen die Republik Suli, deren heldenmüthige Einwohner ihre Freiheit blutig verkauften, bis sie endlich Ali's Uebermacht und Treulosigkeit unterlagen, und ihren Muth mit beinahe gänzlicher Vertilgung büßten. Von der Pforte wegen staatsverrätherischer Umtriebe zur Verantwortung gezogen, gelang es ihm, sich zu rechtfertigen; ja, als er auf den bereits errungenen Besitz der exvenetianischen Städte verzichten mußte, wurde er sogar zum Vezir ernannt. Dagegen blieb das Amt eines Dervendschi-Pascha nur kurze Zeit in seinen Händen, wofür ihn später die Würde eines Rumili-Vali-cy (Oberstatthalters von Rumelien) entschädigte. Je mehr er sich dem Gipfel seiner Macht näherte, desto unverstellter trug er seine unbegränzte Herrschsucht und Grausamkeit zur Schau. Das Gouvernement von Thessalien, welches er seinem Neffen Elmes hatte übergeben müssen, riß er nach dessen schnellem Tode wieder an sich, spann, bei den damaligen Kriegszuständen, Intriguen gegen England und Frankreich, von welcher ersteren Macht er Unterstützung erlangte, bemächtigte sich der Städte Prevesa, Vonitza und Bucintro, und bekam seinen Verwandten, Ibrahim, Pascha von Berat, in seine Gewalt. Als Greis erfüllte er den schrecklichen Schwur, den er als Jüngling seiner blutdürstenden Mutter geleistet. Durch arglistige Zusicherungen von Schonung brachte er die Stadt Gardichi zur Uebergabe, ließ alle männlichen Einwohner erwürgen, und gönnte seiner noch grausameren Schwester den Triumph, auf den Haaren der erschlagenen oder in's Elend gestoßenen Töchter von Gardichi zu ruhen. Den gefangenen Pascha von Delvino ließ er eines langsamen Hungertodes sterben, um den Gemordeten

vor den Spuren äußerer Verletzung zu wahren. Als er jedoch 1820 seinen Feind, den zum Kapidschilar-Baschi des Großherrn ernannten Ismael-Pacho-Bey, mitten in Konstantinopel durch seine Meuchelmörder überfallen ließ, beschloß die Pforte, deren Majestät er durch seine Verbrechen und Willkürlichkeiten mehrfach beleidigt, seine Bestrafung. Sie erklärte ihn in die Reichsacht, und eine Armee setzte sich gegen ihn in Bewegung. Schnell fielen die meisten seiner Anhänger von dem Geächteten ab; seine eigenen Söhne gaben ihn auf, wurden aber gleichwohl später, als sie ihren Vater heimlich zu unterstützen trachteten, hingerichtet. Fast ohne Schwertstreich gelangte das großherrliche Heer bis unter die Mauern von Janina, in dessen Citadelle sich Ali, mit den ihm übrig gebliebenen Getreuen und seinen aufgehäuften Schätzen, einschloß. Dennoch zog sich der Kampf in die Länge, und schien sich sogar einige Male für Ali zu entscheiden, da der gleichzeitig losbrechende griechische Aufstand seine Streitmittel vermehrte, und die Pforte in Bedrängniß brachte. Als Ali zuletzt keinen Ausweg mehr vor sich sah, drohte er, sich mit seinen Angehörigen und seinen Schätzen in die Luft zu sprengen. Endlich ergab er sich dem großherrlichen Oberbefehlshaber Churchid-Pascha. Als hierauf von Konstantinopel der oberste Gerichtsspruch (Fetwa) anlangte, verfügte sich der zweite Seraskier und Statthalter von Morea, Mehmed-Pascha, am 5. Februar 1822 zu Ali, und gab, nach vorangegangener Unterredung, ihm den Tod. Der Kopf des Rebellen wurde nach Konstantinopel geschickt, und dort mit beigefügter Jafta (Tafel seiner Verbrechen) zur Schau aufgepflanzt. — So endete Ali, eines der größten Ungeheuer aller Zeiten. Seine Talente und großen Eigenschaften wurden durch Laster und Ruchlosigkeiten aller Arten gänzlich überwogen. Muth, Unternehmungsgeist, scharfe Menschenkenntniß, und auf der anderen Seite Verstellung, Treulosigkeit, Meuchelmord waren die schrecklichen Waffen, die ihn gegen die Menschheit in äußeren Vortheil stellten. Was seine unersättliche Habgier durch kühne, oft großartige Anschläge errungen, hielt sein niedriger Geiz durch kleinliche Mittel zusammen. Neben gränzenloser Selbstsucht, zieht sich der schreckliche Racheschwur, den seine furienhafte Mutter ihm abgedrungen, als schwarzer Faden durch sein ganzes Leben. Seine Politik, auf Willkür, List und Trotz gegründet, stellt ihn in gewissem Sinne dem ihm stammverwandten Mohammed Ali an die Seite; doch wurde das menschliche und schöpferische Element, das Letzterer sich zu bewahren gewußt, in Jenem durch ausgesprochenen Blutdurst und blinde Vernichtungswuth frühzeitig erdrückt.

Bartolomeo de Las Casas.

Geboren 1474. Gestorben 1566.

Dieser Held für die Menschlichkeit wurde zu Sevilla geboren. Mit 19 Jahren folgte er seinem Vater nach Indien, wohin der Letztere mit Columbus abging. Bei seiner Rückkehr wurde er Geistlicher und Pfarrer, aber sein Bekehrungseifer rief ihn bald wieder nach Amerika zurück, und seine empfindende Seele machte ihn zum Vertheidiger der Unglücklichen, welche von den Spaniern so grausam mißhandelt wurden. Denn nur um ihre Wuth auszurasen, schienen die Europäer die neue Welt entdeckt zu haben. Die Spanier hatten das Signal zum schauderhaftesten Gemetzel gegeben, und solche Laster begangen, welche der erschrockene Geist kaum zu glauben wagt. Mehr Schätze noch, als es schon gab, wollte der blinde Geiz aus jenem Erdreiche locken. Die Gouverneurs, die Offiziers, die Soldaten waren Ungeheuer, welche die armen Wilden als reißende Thiere behandelten, die man nach Gefallen umbringen könne. Mitten unter diesen Ungeheuern blieb Las Casas allein menschlich. Nachdem er es vergeblich versucht hatte, diese Tiger milder zu machen, und vergebens jene rohen Zerstörer an die Religion ermahnt hatte, kehrte er nach Spanien zurück, und legte die Klagen des so unerhört mißhandelten Landes vor Karls V. Throne nieder. Den Kaiser erschütterte Las Casas wahres und feuriges Gräuelgemälde, er gab strenge Befehle gegen die Unterdrücker. Aber die spanischen Befehlshaber waren zu weit entfernt, sie setzten ihre Räubereien fort. Aber nicht genug, daß man diese Laster beging, man suchte sie sogar zu rechtfertigen. Sepulveda war es, der aus göttlichen und menschlichen Gesetzen das Recht herleiten wollte, seine Mitmenschen auf eine so grausame Art aufzuopfern. Empört antwortete Las Casas diesem schändlichen Werke in seinem Buche, welches »die Zerstörung von Indien« heißt, und in welchem man Angaben findet, vor denen die Menschheit

zurückbebt. Las Casas verfolgte auch diesen Streit so lebhaft, daß der Kaiser endlich seinem Beichtvater Dominicus Soto die Entscheidung dieser Sache auftrug. Als aber doch kein Resultat zu Stande kam, ging Las Casas, der Bischof von Chiappa geworden war, nach Spanien zurück, nachdem er durch 50 Jahre das Elend der Indier, so viel möglich, zu lindern gesucht hatte, und starb 1566 zu Madrid in seinem 82ten Jahre.

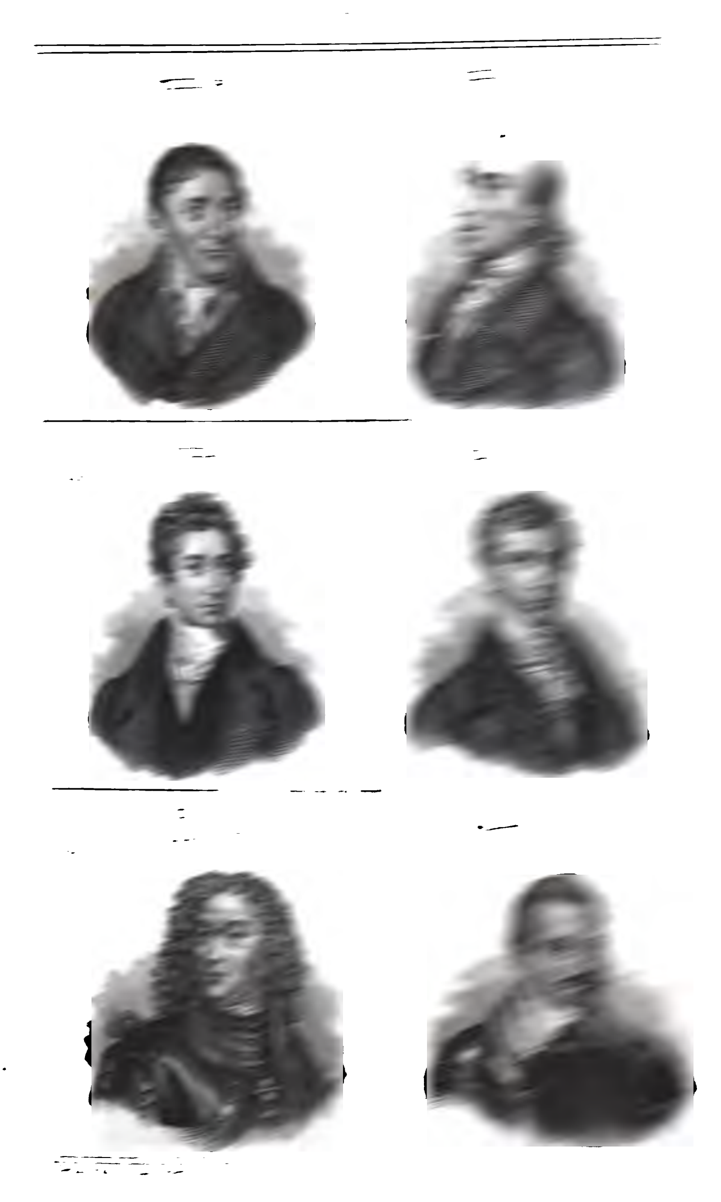
Christoph August Tiedge.

Geboren 1752. Gestorben 1841.

In Tiedge begrub Deutschland unlängst den letzten Veteran seiner Dichterrunde. Sie alle, die edlen und mächtigen Geister, die mit ihm gelebt und gewirkt und gleich ihm gerungen, waren nach und nach ihm vorangegangen; einsam und fremd stand er zuletzt auf dem deutschen Helikon, ein ehrwürdiges, schon halb verwittertes Monument einer schöneren poetischen Vergangenheit. Er erblickte das Licht der Welt den 13. Dezember 1752 zu Gardelegen, einem gewerbsamen Städtchen an der Milde, in der Altmark. Sein Vater war hier Rektor der Stadtschule, und wurde später als Konrektor an das Gymnasium zu Magdeburg versetzt, wo er 1772, gerade in der Zeit, wo jener sein ältester Sohn die Universität beziehen wollte, starb und eine zahlreiche Familie in sehr bedrängten Umständen hinterließ. Tiedge studirte in Halle die Rechte, und ging dann 1776 nach Elrich, in der ehemaligen Grafschaft Hohenstein, zu der von Arnstädtischen Familie als Hofmeister. Hier, in einer herrlichen Natur, trat er in nähere Beziehungen zu dem trefflichen Dichter v. Göckingk, und widmete sich durch mehrere Jahre seinem Berufe und den Musen, durch welche er in Verbindung mit Gleim und Klamer Schmidt kam; auch lernte er hier bereits seine nachmalige langjährige Freundin, Elisa von der Recke, kennen. Eines seiner frühesten gemüthreichen Lieder: »Nicht blos für diese Unterwelt schließt sich der Freundschaft Band« &c. ward zum deutschen Volksliede. 1784 folgte er der Einladung Gleim's nach Halberstadt, und

lebte hier in den innigsten Verhältnissen mit diesem und mit Klamer Schmidt. 1792 zog er zu dem Domherrn von Stedern als Gesellschafter und Privatsekretär, ging dann, nach dessen Tode, als Erzieher der beiden Töchter des Verstorbenen, mit der Familie nach Neinstädt bei Quedlinburg, und 1797 nach Magdeburg, wo er mit Archenholz, Matthisson und v. Köpken angenehme Stunden verbrachte. Doch kehrte er wieder auf jenen Landsitz zurück, dessen Umgebung er in mehreren seiner Gedichte (die Roßtrappe, die Lauenburg rc.) gefeiert hat. 1798 folgte er der Frau von Stedern in das benachbarte Quedlinburg, und ließ sich dort die Erziehung und Bildung ihrer beiden Töchter angelegen sein, bis sie 1799 nach längeren Leiden starb, ein Verlust, der ihn tief und schmerzlich berührte. In ihrem Testamente hatte sie für seine äußeren Verhältnisse edelmüthig gesorgt; auch war ihm durch Gleim's Verwendung schon 1793 am Domstifte zu Halberstadt eine kleine Vikariatspräbende (ein Domkommissariat) zu Theil geworden. Um aber den schmerzlichen Erinnerungen jenes Verlustes zu entfliehen, beschloß er die Gegend zu verlassen, resignirte seine Präbende zu Gunsten eines jüngeren Bruders, unternahm Reisen im nördlichen Deutschland und traf in Berlin wieder mit seiner geistverwandten Freundin, der Frau von der Recke, zusammen, die er auf ihren mehrjährigen Reisen durch Deutschland, die Schweiz und Italien begleitete, und ihr bleibender Lebensgefährte und Hausgenosse ward. Mit ihr brachte er gewöhnlich den Winter zu Berlin, seit 1819 in Dresden, die Sommermonate in Teplitz und Karlsbad und auf dem Landgute ihrer Schwester, der Herzogin von Kurland, zu Löbichau bei Altenburg zu. Seinen Dichterruf begründete er zuerst durch seine poetischen Episteln, welche Dichtungsart damals durch Gleim, Jakobi, Klamer Schmidt und Göckingk in Deutschland in Aufnahme gebracht worden war, und worin er, nebst Ernst und zartem Gefühle, eine zur didaktischen Poesie sich hinneigende Originalität offenbarte, während man bisher meist französischen Vorbildern nachgearbeitet hatte. Im Jahre 1801 trat er mit seinem, in dieser Gattung unerreichten, lyrisch-didaktischen Gedichte: »Urania«, hervor, das ihm einen unverwelklichen Lorbeer erzeugt, ihn unsterblich gemacht hat. Ungeachtet der nicht ganz durchgeführten Einheit der Form, da er die einzelnen Theile früher selbstständig ausarbeitete und erst später nach einem größeren Plane zusammenstellte, ist es eines der herrlichsten Gedichte, die Deutschland hervorgebracht hat. Mit philosophischem Geiste werden darin die größten, die erhabensten Fragen des menschlichen Geistes in Erwägung gezogen,

die Zweifel gelöset und beschwichtigt, und der Göttergedanke der Unsterblichkeit siegreich dem Chaos dunkler Geschicke und Räthsel abgekämpft. Jeder denkende Geist findet hier die würdigsten Bilder der Betrachtung und den erhabensten Trost. Ein zweites didaktisches Gedicht: »der Frauenspiegel", neigt sich mehr dem, von Tiedge mit so vieler Vorliebe gepflegten Epistelstyle [illegible] und Tugenden in den





orientalischen Frage; welch' kühn und weit gespannter Bogen eines Menschenalters! In der Zeit der wildesten Zweifel und verworrensten Lebensfragen dichtete er seine Urania, die aus der wirren Brandung der Zeit tröstend hinüberwies auf das bessere und unveräußerliche Jenseit und den bleibenden Ersatz der Unsterblichkeit. Friede seiner Asche!

Johann Heinrich Voß.

Geboren 1751. Gestorben 1826.

Unter jenen edlen und achtungswerthen Männern, welche durch beharrliches Ringen sich um deutsche Sprache und Literatur unvergängliche Verdienste erworben, und das Anstreben deutscher Geisteskraft durch Vorhalten der großen Muster der Vorzeit und des Auslandes befeuert und geregelt, hat sich auch Johann Heinrich Voß — geboren den 20. Februar 1751 zu Sommersdorf bei Vahren im Mecklenburgischen — einen unbestreitbaren Ehrenplatz gesichert. Seinen ersten Unterricht erhielt er in dem mecklenburgischen Städtchen Penzlin, wo sein Vater ein städtisches Gewerbe trieb, durch den Rektor Struck, dessen zweckmäßige Anleitung die ersprießlichsten Folgen hatte. Ein starkes Gedächtniß, Wißbegierde und lebhafte Neigung zu tieferer Selbstbetrachtung wurden frühzeitig an dem Knaben wahrgenommen. Lieder und schöne Sprüche ergötzten ihn; er las gern die Bibel und Volksbücher, da seine schwächliche Leibesbeschaffenheit ihn nicht zu körperlicher Anstrengung eignete, obschon er bei Soldatenspielen gern den Anführer machte. 1766 kam er auf die Schule in Neubrandenburg, wo er, wegen der Vorkenntnisse in der griechischen und hebräischen Sprache, die er für sich erlernt, in die oberste Klasse aufgenommen wurde. Seinen Unterhalt deckten Freitische und Lehrstunden, die er den Privatzöglingen des Schulvorstehers, M. Dankert, wie auch in einigen angesehenen Häusern ertheilte. Um durch Privatfleiß sich in der hier vernachlässigten griechischen Sprache zu vervollkommnen, stiftete er einen Verein von zwölf Primanern; Strafgelder für Nachlässigkeiten wurden zum Ankaufe deutscher Dichterwerke verwendet. Schon in Penzlin hatte er Mancherlei gereimt; in Neubrandenburg

machte er gar den Versuch, die aufgegebenen Schulverse in Luther's Sprache zu schreiben, wofür man ihm Klopstock'sche Unnatur vorwarf. Er machte sich nun mit Klopstock's »Messias«, mit Geßner's Idyllen und Ramler's, Hagedorn's, Haller's und Uz's Werken bekannt, und versuchte sich selbst in Oden, Liedern und Idyllen in Hexametern. 1769 nahm er, da sein Vater ihn durchaus nicht unterstützen konnte, eine Hauslehrerstelle bei einem Gutsbesitzer unweit Penzlin an, um sich so viel zu ersparen, daß er nach Halle gehen und als Lehrer am Waisenhause sich forthelfen könnte. In seinen Freistunden erholte er sich durch das Studium der alten Sprachen, durch Musik und einsame Spaziergänge im nahen Walde, wobei er Stellen aus seinen Lieblingsdichtern laut deklamirte, und seine eigenen poetischen Versuche fortsetzte. Ein braver Landprediger, Brückner, ermunterte ihn zu größeren poetischen Unternehmungen. Einige Gedichte, die er für den Göttingen'schen Musenalmanach eingesendet, erwarben ihm Kästner's und Boje's Theilnahme. Letzterer lud ihn, da die Aussichten auf Halle sich getrübt hatten, nach Göttingen ein, verschaffte ihm dort einen zweijährigen Freitisch, und machte ihm Hoffnung zu einträglichen Lehrstunden und freien Kollegien. Er schloß sich in Göttingen 1772 jenem Dichterbunde edler Jünglinge an, denen Boje und Bürger als ältere Freunde vorstanden, und Hölty, die beiden Grafen Stolberg, Miller, Cramer, Leisewitz, Hahn u. A. angehörten. Voß, der sich anfangs zum Prediger bilden wollte, wendete sich später ganz dem griechischen und römischen Alterthume zu, und hörte Heyne's Vorlesungen. Literarische und andere Zerwürfnisse bewogen ihn und Hölty, das philologische Seminar immer seltener und endlich gar nicht mehr zu besuchen, und 1774 wurden Beide aus der Liste des Seminars gestrichen. Voß, nachdem er Blackwell's Schrift über Homer zu verdeutschen begonnen, ging im Frühling 1775 nach Wandsbeck, um in ländlicher Ruhe die Redaktion des bisherigen Göttingen'schen Musenalmanachs zu besorgen. Hier verlebte er im Umgange mit Claudius und andern geistverwandten Freunden angenehme Stunden, und heirathete, obgleich noch ohne Anstellung, 1777 Boje's jüngste Schwester. Im folgenden Jahre ward er endlich, auf Büsch's Empfehlung, Rektor zu Otterndorf im Lande Hadeln, kündigte hier eine Uebersetzung der Odyssee an und lieferte verschiedene gelehrte Aufsätze, namentlich in das deutsche Museum, gerieth aber auch in literarische Streitigkeiten mit Heyne und dessen Wortführer Lichtenberg, die sich lange hinauszogen. 1781 erschien seine deutsche Odyssee ohne Kommentar und fand die lebhafteste Anerkennung, und ein Jahr später

ging er als Rektor nach Eutin, wo 1789 seine Ausgabe des Virgil'schen Landbaues erschien, welche Aufsehen erregte, aber auch zu polemischen Erörterungen führte. 1793 ließ er die deutsche Ilias und die Odyssee in ihrer neuen Gestalt erscheinen. Ueber den gelehrten Arbeiten vergaß er auch die deutsche Poesie nicht, die er durch seine treffliche Idylle: »Luise,« bereicherte; auch ging der hamburgische Musenalmanach unter seiner Redaktion und Hauptmitwirkung fort. Bemerkenswerth war die, seinen 1802 erschienenen Gedichten angehängte Zeitmessung der deutschen Sprache, in welcher er zuerst den taktmäßigen Vortrag der Verse durch Musikzeichen zu bestimmen suchte, die nicht Klang, sondern Dauer bezeichneten. In demselben Jahre ging er, seiner geschwächten Gesundheit wegen, mit einem Gnadengehalte nach Jena, wo 1803 seine vielbesprochene, außerordentlich gründliche und gelehrte, aber auch ziemlich beißende Recension der Heyne-schen Ilias erschien. Einen ehrenvollen Ruf nach Würzburg zu Stiftung eines philologischen Seminars lehnte er 1804 wegen des Schulplans ab, und ging im folgenden Jahre nach Heidelberg, wohin ihn der Großherzog von Baden zur Mitwirkung für die erneute Universität, doch ohne bestimmtes Amt, berufen hatte, und wo er mehrere gelehrte, wie auch schöngeistige Werke edirte. Auch unternahm er, in Verbindung mit seinen Söhnen, Heinrich und Abraham, eine Uebersetzung der Werke Shakespeare's, worin er freilich an Sprachgewandtheit die Bearbeitung A. W. v. Schlegel's nicht erreichte, doch aber eine dankenswerthe Arbeit lieferte, die besonders durch die beigefügten Noten Werth erhielt. Voß starb, im 76sten Lebensjahre, zu Heidelberg den 26. März 1826. Vielseitig hat dieser rüstige Mann in das wissenschaftliche und dichterische Leben Deutschlands eingegriffen, und um die vaterländische Sprache sich unsterbliche Verdienste erworben. Das Höchste leistete er als Uebersetzer klassischer Dichterwerke; man kann ihm vielleicht nur bisweilen zu kühne Sprachfügungen und fremdartige Wortbildungen aussetzen; dagegen ist seine metrische Kunst kaum von einem Anderen erreicht worden. Auch durch seine eigenen Dichtungen weht jener antike Geist; sie athmen Ruhe und naive Klarheit, dem schwülen Hauche südlicher Weisen, die er verschmähte, völlig entgegengesetzt. Das berühmteste seiner Gedichte in der idyllischen Gattung ist seine »Luise,« in welchem er sehr geschickt den Geist und Styl der Theokritischen Idylle auf deutsche Häuslichkeit übertragen hat. Sein Charakter war ernst, bieder, gediegen, wahrhaft deutsch, wenn ihm auch einiges Herbe und Streitsüchtige anklebte, wie seine Fehden mit Heyne und Wolf, seine Polemik gegen seinen Jugend-

freund, Grafen Friedrich von Stolberg, wegen dessen Uebertrittes zur katholischen Kirche, erkennen lassen. Ein geistreicher Schriftsteller der Jetztzeit erklärt die Leidenschaftlichkeit des wackeren Voß, des Rektors zu Otterndorf im Lande Hadeln, für eine Art nordischen Göttertrotzes, und vergleicht ihn dem alten Gotte Thor, der mit seinem Hammer seine Verse zurecht hämmere und dann gelegentlich seine Feinde damit auf die Köpfe schlage.

Sir Robert Peel.

Geboren 1788.

Zu den in der neuesten Zeitgeschichte am häufigsten genannten Namen gehört auch jener Sir Robert Peel's, welcher mehr als einmal wichtig und verhängnißvoll auf Englands Zustände einwirkte. Er ist den 5. Februar 1788 in Tamworth geboren und der älteste Sohn des 1800 zum Baronet erhobenen Robert Peel, welchem, durch außerordentliche Geschäftskenntniß und technische Kunstfertigkeit, die Begründung und Ausbreitung seiner Baumwollenmanufakturen in Lancashire und in dem Flecken Tamworth in Staffordshire dergestalt gelang, daß er 15,000 Arbeiter beschäftigte, und bei seinem Tode 1830 das ungeheure Vermögen von 2,500,000 Pfd. Sterl. (etwa 25,000,000 fl. C. M.) hinterließ. Peel erhielt seine Vorbildung gleichzeitig mit Lord Byron in der Gelehrtenschule zu Harrow, und studirte dann auf der Universität zu Oxford, zeichnete sich hier jedoch mehr durch Fleiß, als durch Talente oder überwiegende Kenntnisse aus. Dem Einflusse seines reichen Vaters dankte er schon 1809 einen Sitz im Parlamente. Des Ersteren politische Verbindungen und seine eigenen, von Jugend auf eingesogenen Ansichten machten ihn zu einem Schüler Pitt's, d. h. zu einem Anhänger der Grundsätze der Hochtories. Glückliche Umstände eröffneten ihm ein schnelles Weiterkommen; 1810 sah er sich bereits zum Unterstaatssekretär für die Kolonien, und 1812 zum ersten Sekretär für Irland, unter der Statthalterschaft des Herzogs von Richmond, ernannt. In diesem wichtigen Posten brachte er mehrere Gesetze in Vorschlag, die jedoch sehr palliativer Art waren, indem sie, statt die zerrütteten gesellschaftlichen

Zustände der Insel an der Wurzel zu erfassen und von innen zu heilen, höchstens die Erscheinungen des Uebels nach außen niederzuschlagen dienen konnten. 1817 von der Universität zu Oxford zu ihrem Repräsentanten erwählt, wurde er durch diese Verbindung noch näher zu den vielfach verflochtenen Interessen der Aristokratie und der herrschenden Kirche hingezogen. Lord Sidmouth's Rücktritt beförderte ihn 1822 zum Minister des Innern. Als solcher bestritt er bald darauf hartnäckig die Ansprüche der katholischen Pairs auf ihre Sitze im Oberhause, und widersetzte sich eben so lebhaft den späteren Anträgen der Whigpartei auf die Aufhebung aller Rechtsbeschränkungen der Katholiken, indem er der Ansicht war, daß nur bei Ausschließung anderer Glaubensparteien von politischen Rechten, die herrschende bischöfliche Kirche in ihrem Einflusse erhalten werden könne. Die freisinnigeren Grundsätze Canning's, mit welchem er seit 1822 unter Lord Liverpool's Vorsitze im Kabinet war, blieben ohne Einwirkung auf seine Meinungen. Von ihm wurde, als die Regierung sich immer weiter von Castlereagh's Politik entfernte, erst 1826 das ungastliche und harte Fremdengesetz (Allien bill) aufgegeben, indem jene Fremden, welche sich auf längere Zeit in England aufzuhalten gedachten, fortan nur verbunden waren, dem Minister des Innern von sechs zu sechs Monaten ihren Aufenthaltsort anzuzeigen, die Minister aber die frühere Berechtigung verloren, Jene nach Belieben aus dem Lande zu weisen. Den seit lange gerügten Gebrechen der englischen Gesetzgebung und den vielfältigen Mängeln der Rechtspflege konnte er zwar nicht allseitig zu Hilfe kommen; dennoch vermehrte er seit 1825 wesentlich seine Verdienste, indem er die Unabhängigkeit der Geschworenen durch zweckentsprechende Verordnungen hinsichtlich der Wahl derselben sicherte, auch die ersten Schritte unternahm, um das Chaos der seit Jahrhunderten aufgeschichteten Strafgesetze einigermaßen zu sichten und zu ordnen, und die meist nach örtlichen und vorübergehenden Bedürfnissen herangewachsene Gesetzgebung zu vereinfachen. Auf diese Weise wurden hinsichtlich einiger Gegenstände der Strafgesetzgebung über 200 ältere Gesetze in neue zusammengedrängt und, wie man berechnet hat, 12,162 Zeilen auf 2877 zurückgeführt. Nicht minder gebührenden Dank erwarb er sich durch die 1829 von ihm gegen vielseitigen Widerspruch durchgesetzte Verbesserung der, bisher großen Mängeln unterlegenen, Polizeiverfassung in London. Nach Lord Liverpool's Rücktritt von den Staatsgeschäften 1827 war Peel einer der sechs Minister, welche, nach Canning's Ernennung, ihre Entlassung nahmen, indem er öffentlich die wenig tolerante Erklärung

gab: daß er, wie bisher, den Katholiken einen unerschütterlichen Widerstand entgegenzusetzen entschlossen sei, und von jeder Theilnahme an einer Verwaltung zurücktreten müsse, die sich von den unter Lord Liverpool in dieser Hinsicht beobachteten Grundsätzen entfernen wolle. Gleichwohl nahm er keinen Antheil an der unschicklichen Leidenschaftlichkeit, womit die Torypartei Canning bis zu seinem Tode verfolgte. Als der Herzog von Wellington an die Spitze der Geschäfte kam, trat Peel im Januar 1828 wieder als Minister des Innern ein. Die verhängnißvolle Emancipationsfrage, die alle Parteien in Bewegung setzte, rückte unaufhaltsam heran. Peel erklärte sich kurz vor der Katastrophe noch mit Bestimmtheit, daß an seinen früheren Ansichten sich nichts geändert. Als aber die drohende Stellung Irlands die Minister in immer größere Verlegenheit setzte, und selbst die Widerstrebendsten sich von der Nothwendigkeit überzeugten, den Katholiken ihre gemäßigten Forderungen zu bewilligen, wenn Irland nicht von Neuem zum Schauplatze eines blutigen Bürgerkrieges gemacht werden sollte: da verstand sich Peel kurz vor der Wiedereröffnung des Parlaments im Februar 1829 zu dem »schmerzlichen Opfer," wie er es nannte, der Universität Oxford die Vollmacht zurückzugeben, die er seinem Widerstande gegen die Forderungen der Katholiken verdankt habe. Er entsagte seinem zwanzigjährigen Widerstande, und schlug am 5. März dem Parlamente vor, den Katholiken ihre Forderungen zu gewähren. Durch diesen Schritt versöhnte er zwar seine ehemaligen Gegner, brachte aber die Anhänger des alten Systems desto mehr gegen sich auf, obgleich er seine Nachgiebigkeit gegen die öffentliche Meinung geschickt zu vertheidigen wußte. Wirklich wurde er, als kurz nach der Thronbesteigung Wilhelm's IV. die Whigpartei erfolgreich gegen das Ministerium ankämpfte, von seinen früheren Gönnern, den Tories, verlassen, gab im November 1830 seinen Posten auf, und stellte sich gegen das Ministerium unter Lord Grey in eine scharfe Opposition, welche er besonders bei den Verhandlungen über die von ihm am geschicktesten angefochtene Reformbill bethätigte, wobei er sogar eine Leidenschaftlichkeit an den Tag legte, von welcher er sich sonst frei zu erhalten wußte. Als im Mai 1832, bevor noch diese wichtige Frage zur Entscheidung gediehen, der Sieg des Whigministeriums sich zweifelhaft gestaltete, und der Herzog von Wellington mit der Bildung eines neuen Ministeriums beauftragt wurde, wies Peel den Antrag von sich, an einer Verwaltung Theil zu nehmen, welche eine ausgedehnte Volksrepräsentation bezwecke, während er vielmehr eine solche Maßregel jederzeit bekämpfen werde. Zwar verläugnete er bei den wichtigsten

Verhandlungen im Parlamente, namentlich über die irländischen Angelegenheiten, nicht die wesentlichsten Grundsätze seiner Partei, legte aber zugleich eine kluge Mäßigung an den Tag, und scheint bei den Versuchen der Tories gegen das Ministerium 1833 durch seinen Einfluß eine nachgiebige Stimmung veranlaßt zu haben. Als später das Ministerium unter Lord Melbourne im November 1834 plötzlich entlassen und Wellington ein neues zu bilden beauftragt wurde, trat der schleunigst aus Italien zurückberufene Peel als erster Lord der Schatzkammer an die Spitze. Er wollte zur Kräftigung der Toryverwaltung sich der Unterstützung der gemäßigten Whigs bedienen; aber diese lehnten die angebotenen Stellen in der neuen Verwaltung ab, und er sah sich nun genöthigt, ein ausschließendes Toryministerium zu bilden. Er suchte jetzt zuvörderst, vermöge eines Sendschreibens an die Wähler der kleinen Stadt Tamworth, die Gemüther über die Grundsätze der neuen Verwaltung zu beruhigen, die im Festhalten an der Reformbill als Landesgesetz, in Gewährung jeder Reform zur Aufhebung anerkannter Mißbräuche, unbeschadet der bestehenden Einrichtungen in Staat und Kirche, bestehen sollten. Durch Annäherung an die Grundsätze der Whigs glaubte er diesen die Waffen am besten zu entwinden, da sie die von ihm vorgeschlagenen Maßregeln nicht angreifen konnten, ohne ihren Tendenzen untreu zu werden, und so legte er selbst die irische Zehntenbill vor. Doch hatte er, um seine alten Ueberzeugungen nicht ganz aufzugeben, sich wesentliche Unterschiede vorbehalten; so wollte er z. B. das Kircheneigenthum, gleichviel ob in England oder Irland, durchaus zu keinen anderen, als kirchlichen Zwecken, verwendet wissen. Hierauf stützten die Whigs ihre Angriffe, indem ihr Wortführer im Hause der Gemeinen, Lord John Russell, am 30. März 1835 der Zehntenbill mit dem Antrage entgegentrat: die Ueberschüsse des irischen Kircheneinkommens zu der allgemeinen Verbesserung des dortigen Erziehungswesens zu verwenden. Nach heftigen Debatten ging dieser Antrag durch, und jetzt blieb Peel und den Ministern, wenn sie sich nicht in einen offenen Kampf mit dem Hause der Gemeinen einlassen wollten, der nur die Wahl zwischen einer Revolution durch das Volk oder durch den Hof und die Aristokratie gestattet hätte, nichts Anderes übrig, als von der Verwaltung zurückzutreten. Melbourne und Russell traten an die Spitze des neuen Whigministeriums. Peel zog sich während der übrigen Zeit der Sitzung fast ganz zurück, griff nur bei den wichtigen Verhandlungen über die Verbesserungen des städtischen Gemeinwesens (Corporation bill) kräftig ein und trat als Vertheidiger für wesentliche Grundsätze des Gesetzentwurfes

auf, die von den heftigen Tories verworfen worden waren. Dennoch konnte er den, rücksichtlich der Zehntenbill ihm gespielten, whig'schen Handstreich nicht verschmerzen, und sann auf eine Gelegenheit, ihn zu vergelten. Zwar versicherte er, als die irische Städteordnung eingebracht wurde, daß er sich den dahin zielenden Verbesserungsvorschlägen nicht länger widersetzen werde. Kaum aber war 1838 die irische Städteordnung im Detail zur Berathung gekommen, als er verlangte, daß nur jene Bürger zu der Theilnahme an den Gemeindewahlen zugelassen werden sollten, die im Besitze von Grundstücken wären, deren jährlicher Ertrag nach der niedrigsten Schätzung sich auf 10 Pf. Sterl. belaufe. Da die Zahl dieser Bürger in den meisten irischen Städten eine sehr geringe ist, die übrigens bei der bisherigen Bevorzugung der Protestanten nur wenige Katholiken einschließt, so würden nach diesem Vorschlage die alten protestantischen Korporationen zwar aufgehoben worden sein, es hätte sich aber in den Verhältnissen, die zu den gerechtesten Klagen Veranlassung gaben, nur wenig Wesentliches verändert. Er erreichte dadurch den doppelten Zweck, die Regierung in neue Verlegenheiten zu bringen und zugleich seine alte Abneigung gegen die Emancipation zu bethätigen. In eine noch bedenklichere Lage brachte er das Whigministerium im Jahre 1839. Als die Regierung, um der grausamen Willkür der Pflanzer gegen die Neger auf Jamaica ein Ziel zu setzen, mit Gewalt einzuschreiten beschloß, und zu diesem Behufe der Unterstaatssekretär der Kolonien, Labouchère, einen Gesetzentwurf vor das Haus der Gemeinen brachte, nach welchem die Verfassung der Insel Jamaica auf drei Jahre außer Kraft gesetzt werden sollte, erklärte Peel, daß er zu einer so gewaltsamen Maßregel nur im äußersten Nothfalle seine Zustimmung geben könne, der aber seiner Meinung nach noch nicht vorhanden sei, weil man noch versuchen könne, ob die Kolonialgesetzgebung sich nicht durch eine vorläufige Drohung zur Nachgiebigkeit bewegen lasse. Da der ministerielle Gesetzentwurf nur eine Mehrheit von fünf Stimmen erhielt, so reichten am 7. Mai 1839 die Minister ihre Entlassung ein. Peel erhielt, auf Wellington's Empfehlung, den Auftrag, das neue Ministerium zu bilden. Da er jedoch wußte, daß die Königin den Grundsätzen der Tories von jeher abgeneigt sei, so glaubte er, die Zügel der Gewalt nicht übernehmen zu dürfen, wenn nicht auch der Hofstaat der Königin im Sinne seiner Partei umgestaltet würde, um von den Umgebungen aus auf die Ansichten der Monarchin einzuwirken. Aber die junge Königin erklärte mit edlem Stolze, daß sie lieber auf die Krone verzichten und in den Privatstand zurücktreten, als sich einer Forderung fügen wolle,

welche die niedrigste Bürgerin ihres Reiches zurückweisen würde. Peel gab daher die ihm gewordene Vollmacht zurück, und, auf den dringenden Wunsch der Königin, behielten die Minister ihre Stellen. Als jedoch bei Eröffnung des neuen Parlamentes 1841 die Tories sich die Mehrheit der Wahlen zu verschaffen gewußt, und in Folge des durch sie durchgesetzten Nichtvertrauensvotums das whig'sche Kabinet Melbourne seine Entlassung nahm, trat Peel als oberster Lord des Schatzes (Premierminister) von Neuem an die Spitze der Verwaltung. — Peel ist ein Name von echtem politischen Klange, und nicht minder als Administrator durch eine gründliche, von langjähriger Praxis unterstützte Geschäftskenntniß, wie als Redner, zwar nicht durch Kraft, Feuer und Witz, wohl aber durch klare Gedankenvertheilung und attische Eleganz, oder als Parteiführer durch Mäßigung des Charakters, durch eine, auch von den Gegnern anerkannte sittliche Ehrenhaftigkeit und, so weit nicht Parteisucht ihn befangen machte, durch patriotische Gesinnung ausgezeichnet. Nur haben ihn die Verhältnisse in eine gezwängte Stellung gebracht, indem er, ein Kind der Mittelklassen und durch Geburt und Neigung auf ein gemäßigtes Fortschreiten angewiesen, gleichwohl sich dem damals in seiner Herrschaft unerschütterlich scheinenden Torysmus in die Arme warf. Seit dieser Zeit drängte sich manche halbe Maßregel und mancher halbe Triumph an seine politische Laufbahn. Er bekämpfte Jahre lang die Emancipation der Katholiken, und gewährte sie erst, als sie, ohne Gefahr zu befürchten, nicht mehr verweigert werden konnte; er erntete dabei bei der eigenen Partei nur Mißtrauen, ohne sich die Gegner, denen eigentlich der ganze Ruhm der Maßregel gebührte, zu Danke zu verpflichten. Er bekämpfte die Maßregel der Reform Schritt für Schritt, und nahm sie endlich an, als sie nicht mehr zu umgehen war. Im Leben ist Peel durchaus ehrenwerth. Seinen großen Reichthum wendet er zu edler Verschönerung des Lebens an; seinen Kunstsinn und gebildeten Geschmack verräth seine reiche Gemäldesammlung.

Henry Brougham and Vaux.

Geboren 1779.

Dieser große brittische Redner, dem die Macht des Wortes so viele Triumphe verdankt, ist 1779 in London (nach anderen Angaben in Edinburg) geboren, wo sein Verwandter, der berühmte Historiker Robertson, für seine erste wissenschaftliche Bildung sorgte. Im fünfzehnten Jahre schon begann er seine Studien auf der Universität zu Edinburg, schrieb bald darauf einen sehr ehrenvoll beurtheilten Versuch über die Geschwindigkeit des Lichts, und legte sich mit Eifer auf Mathematik, Rechtswissenschaft und Beredsamkeit, welche letztere er in den Musterreden der Griechen und Römer durchforschte, während er die Kunst des mündlichen Vortrags nach der Gewohnheit junger Britten in einem berühmten Privatvereine: »Speculative club,« erlernte. 1803 trat er als Sachwalter vor den schottischen Gerichten auf, schrieb ein treffliches Werk über die Kolonialpolitik der europäischen Mächte, und half durch seine Mitwirkung den Ruhm und den Einfluß des »Edinburgh review« gründen. Er genoß bereits in Schottland den Ruf eines außerordentlichen gerichtlichen Redners, als er später in London unter berühmten Mitbewerbern als Sachwalter vor der Kings Bench auftrat. 1810 trat er in das Parlament und feierte bald darauf den Sieg, daß sein Antrag, den Sklavenhandel als ein Hauptverbrechen zu erklären, 1811 von beiden Häusern angenommen und zum Gesetz erhoben wurde. Seitdem nahm er an allen wichtigen Verhandlungen Theil, und bekundete sein hohes Rednertalent besonders 1812 in den Angriffen auf die, den Handel der Neutralen vernichtenden Geheimrathsverordnungen von 1807. Als 1820 die Prinzessin von Wales, die ihn 1816 zu ihrem Sachwalter erwählt hatte, nach England zurückkehrte, um ihre Ansprüche auf die Rechte einer brittischen Königin durchzuführen, vertheidigte Brougham sie mit standhaftem Muthe im Oberhause, und erschütterte zuletzt noch die brittischen Pairs durch eine der kühnsten Apostrophen, die man in den Annalen der brittischen Beredsamkeit kennt. Unvergängliche Verdienste erwarb er sich um die Verbesserung der Volkserziehung in England; auf

seinen Antrag wurde 1816 ein Ausschuß des Hauses der Gemeinen ernannt, der unter seiner Anleitung jenem Gegenstande erfolgreiche Untersuchungen widmete. Dagegen mißlang ihm der Versuch, die reichen Stiftungen der höheren Lehranstalten zur Beförderung der Volksbildung zweckmäßiger zu benützen, und Privatinteressen, die er kühn angriff, setzten ihm den zähesten Widerstand entgegen. An ähnlichen Hindernissen scheiterte auch 1820 sein Antrag auf Einführung von Kirchspielschulen. Um so eifriger wirkte er außerhalb des Parlaments für die Bildung des Volkes. Durch ihn und gleichgesinnte Freunde entstand 1819 eine Kleinkinderschule in London, eben so die Bildungsanstalten für Handwerker (Mechanic's institutions), und durch seine treffliche, in 50,000 Exemplaren verbreitete Schrift: »Praktische Beobachtungen über Volkserziehung,« brachte er die Grundsätze derselben zum allgemeinsten Verständniß. Auch veranlaßte er die Stiftung einer Gesellschaft zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse, durch welche seit 1825 eine Reihe von theilweis ihm zugeschriebenen Volksschriften ausgegeben werden. Sein zur Berühmtheit gelangtes Wort: »der Schulmeister geht herum,« bekräftigte er durch seinen wesentlichen Antheil an der Gründung der Universität zu London. Neben seinem großen Geschäftskreise als Sachwalter vertrat er im Parlamente mit muthiger Ausdauer die wichtigsten Volksinteressen, strebte mit aller Kraft nach einer durchgreifenden Verbesserung der englischen Gesetzgebung und Rechtspflege, und war unter den eifrigsten Kämpfern für die Aufhebung der Korporations- und Testakten, wie für die Emancipation der Katholiken. Keinen anderen Begünstigungen, als seinem Verdienste und der öffentlichen Achtung, verdankte er, nach dem Sturze des Wellington'schen Ministeriums, den Ehrenplatz des Lordkanzlers. Als solcher hielt er bei den Verhandlungen über die Reformbill 1831 eine seiner vorzüglichsten und kräftigsten Reden, und entwickelte die nachahmungswürdigste Thätigkeit, indem er verjährte Mißbräuche aufhob, die seine nächsten Vorgänger unangetastet gelassen, und binnen Jahresfrist alle unerledigten Rechtssachen zur Entscheidung brachte. Zu seinen ersten Unternehmungen gehörte die Verbesserung des gerichtlichen Verfahrens bei Bankerotten, welche er gegen die erbitterte Opposition der Sachwalter durchsetzte, und wobei er zugleich die edelste Uneigennützigkeit und Selbstaufopferung an den Tag legte, indem durch die neue Einrichtung sein jährliches Diensteinkommen um die hohe Summe von 7000 Pf. Sterl. verringert wurde. Natürlich, daß seine Freimüthigkeit, sein unerbittliches Ankämpfen gegen Privatinteressen, die mit der allgemeinen Wohlfahrt

nicht vereinbarlich, sein schonungsloses Aufdecken von Mißbräuchen oder Unterschleifen, ihm auch eine Menge einflußreicher und hochgestellter Feinde zuzog. So kam es, daß er bei der Erneuung der früheren Verwaltung 1835 nicht wieder als Lordkanzler aufgenommen wurde, angeblich weil er bei verschiedenen Gelegenheiten, durch seine leidenschaftliche Gemüthsart fortgerissen, sich arger Indiskretionen schuldig gemacht, und noch zuletzt durch voreilige Mittheilung einer Note über die Auflösung des Kabinets in den »Times« nicht allein seine Kollegen rücksichtslos bloßgestellt, sondern auch den König verletzt hatte. Diese Zurücksetzung erbitterte Brougham so sehr, daß er 1837—1838 den Tories, die er seit dem Anfange seiner politischen Laufbahn bekämpft hatte, ganz im Widerspruche mit seinen Grundsätzen, die Hand zum Angriffe gegen die irische Zehntenbill und das irische Armengesetz bot; er, der sein ganzes Leben hindurch nach dem Ruhme gestrebt hatte, unter den erleuchteten Vorkämpfern für die Sache der Freiheit und der fortschreitenden Entwickelung die erste Stelle einzunehmen! Eben so bot eine Ordonnanz, welche Graf Durham als Generalgouverneur in Canada erließ, dem rachsüchtigen Brougham eine erwünschte Gelegenheit, um seinen früheren Kollegen in Verlegenheit zu setzen. Durham hatte nämlich, kraft der ihm übertragenen unbeschränkten Gewalt, über die Theilnehmer an dem jüngsten Aufstande in Canada, ewige Verbannung von dem Boden ihres Vaterlandes verhängt, und die Gefangenen nach der Insel Bermuda zu transportiren befohlen. Diese Maßregel war unstreitig sehr schonend gegen Menschen, die, wenn man dem Gesetze freien Lauf ließ, dem Tode verfallen waren. Brougham aber stellte dieselbe als die ärgste Verletzung aller in England anerkannten Rechtsgrundsätze dar, da die canadischen Gefangenen weder vor Gericht gestellt, noch von einem Gerichte verurtheilt, und die Flüchtlinge sogar nicht einmal vorgeladen waren. Wirklich mußten die Minister sich die von Brougham vorgeschlagene »Indemnitätsbill« gefallen lassen, die zwar den Grafen Durham von der Verantwortlichkeit für die von ihm getroffenen Maßregeln befreite, zugleich aber doch einen unzweideutigen Tadel gegen dieselben aussprach. — Durch solche Handlungen persönlicher Rachsucht hat Brougham zwar in neuerer Zeit seinen Ruhm einigermaßen verdunkelt; doch bleiben seine Verdienste um die Volkserziehung in England unvergeßlich, wie er denn auch als einer der kraftvollsten, geistreichsten und kühnsten Redner auf der Tribune, und im gesellschaftlichen Leben durch Geist, Liebenswürdigkeit und Wohlwollen sich auszeichnet.

Franz Eugen,
Prinz von Savoyen.

Geboren 1663. Gestorben 1736.

Wie das Ausland in seinem »Marlborough s'en va-t-en guerre,« noch das Andenken jenes gefürchteten Helden feiert, so lebt auch »Prinz Eugen, der tapf're Ritter,« im deutschen Volksliede fort; eine Unsterblichkeit, die, wie naiv und einfach sie sich auch in solchen Gesängen ausspricht, doch um so gesicherter ist, da sie aus den Herzen der Völker unmittelbar hervorgeht. Prinz Eugen, unter welchem Namen die Mehrzahl ihn kennt, der fünfte und jüngste Sohn des Prinzen Eugen Moriz von Savoyen-Carignan, Grafen von Soissons, Generalobersten der Schweizer und Statthalters der Champagne, und der Donna Olympia Manzini, einer Nichte des bekannten Kardinals Mazarin, wurde den 18. Oktober 1663 zu Paris geboren. Oesterreich gewann diesen großen Mann durch einen ähnlichen glücklichen Zufall, wie jener, durch welchen ihm später ein anderer großer Feldherr, Loudon, zugeführt wurde. Wegen seines schwächlichen Körpers wurde Eugen, gegen seine Neigung, zum geistlichen Stande bestimmt, und hieß auch am französischen Hofe nur der kleine Abbé. Von Ludwig XIV. erbat er sich das Kommando eines Reiterregimentes; aber der Kriegsminister Louvois haßte seine Familie, und so wurde dem »petit Abbé de Savoye« sein Gesuch spöttisch abgeschlagen. Unmuthig hierüber ging er 1683 in österreichische Dienste, in welchen bereits zwei seiner Brüder, Julius Ludwig und Emanuel, sich befanden. Noch in demselben Jahre that er sich bei dem Entsatze Wiens gegen die Türken dergestalt hervor, daß er kurz darauf Oberster und Inhaber eines Dragonerregiments ward, an dessen Spitze er 1684 unter Karl von Lothringen gegen die Türken focht, und sich bei der Belagerung von Gran vorzüglich auszeichnete. 1685 deckte er das kaiserliche Lager von Ofen, eroberte dabei das türkische Geschütz und wurde verwundet; im folgenden Jahre befand er sich bei dem Sturme auf Ofen, in derjenigen Abtheilung, welche zuerst in die Festung drang.

1687 zerstörte er die Brücke bei Essegg, welche die Einfälle der Türken so sehr begünstigte, warf in der Schlacht bei Mohacs (12. August) die überlegene türkische Reiterei, drang mitten in die dichtgedrängte Schlachtordnung der Janitscharen, und verfolgte den vor ihm in verworrener Flucht aufgelöseten Feind. Damals erkannte der Herzog von Lothringen in ihm das große Feldherrntalent. 1688 leistete er bei der Einnahme von Belgrad unter dem Kurfürsten von Baiern die wichtigsten Dienste, entdeckte die schwache Stelle, von welcher dem Schlosse beizukommen, und drang unter den Vordersten in die Bresche ein. Ludwig XIV. bereuete nunmehr, den jungen Helden von sich gestoßen zu haben, und ließ ihm, bei Strafe ewiger Verbannung, durch Louvois befehlen, nach Frankreich zurückzukehren. Eugen erwiderte: »Louvois zum Trotze werde ich nach Frankreich zurückkehren, aber mit den Waffen in der Hand!" Und er hielt Wort; denn einige Jahre später stand er mit einem siegreichen Heere, als Feind, auf französischem Boden. Als 1688 der Krieg zwischen Oesterreich und Frankreich ausbrach, bewog er den Herzog Viktor von Savoyen zum Bündnisse gegen Frankreich, und trat dann in Italien gegen den Marschall Catinat auf. Durch die Niederlage des Herzogs Viktor bei Staffard 1690 sah Eugen sich zunächst auf die Defensive beschränkt, übernahm jedoch bald darauf den Oberbefehl über beide Heere, und ergriff sofort die Offensive. 1691 hob er die Belagerung von Conin auf, brachte die Festung Carmagnole in seine Gewalt, vereitelte den Plan Louvois, den Herzog von Savoyen auf Frankreich's Seite zu bringen, rückte in die Dauphiné ein, nahm die Festungen Embrun und Gap, und lösete so sein Wort, Frankreich mit dem Schwerte in der Hand wiederzusehen. Der König von Spanien ertheilte ihm den Orden des goldenen Vließes, der Kaiser aber die Feldmarschallswürde. Die abermalige Niederlage des Herzogs von Savoyen bei Marsaglia bewog diesen, doch zu Frankreich überzutreten, und der Feldzug wurde dadurch, zu Eugen's Mißvergnügen, beendigt. Er erhielt jetzt den Oberbefehl über die in Ungarn gegen die Türken kämpfende kaiserliche Armee. Ludwig XIV. versuchte es jetzt, da Drohungen nichts vermocht, durch Gunst und Bestechung. Er ließ Eugen den Marschallsstab, das Gouvernement der Champagne und eine Jahresrente von 2000 Louisd'or antragen; aber der Prinz entgegnete: er sei jetzt kaiserlicher Feldmarschall, an den Kaiser gebunden durch die Pflicht der Dankbarkeit, und bedürfe weder Geldes noch des französischen Marschallstabes. Bei seiner Ankunft in Ungarn fand er die Armee sehr zusammengeschmolzen, erwartete im verschanzten Lager bei Peterwardein

mit kaum 65,000 Mann den an der Spitze von 135,000 Mann heranziehenden Sultan Mahmud II. und schlug alle Angriffe desselben mit solchem Muthe ab, daß derselbe sich nach Siebenbürgen zurückzog. Eugen eilte ihm nach, traf ihn bei Zentha an der Theiß in einem doppelt verschanzten Lager, griff, ungeachtet eines aus Wien angelangten Befehles, keine Schlacht zu wagen, im Vertrauen auf die Wahl seiner Mittel, die dreifach überlegenen Türken an, und erfocht am 11. September 1697 einen der glänzendsten Siege, welche die Geschichte kennt. Lager und Geschütz des Feindes fielen in seine Hände; über 30,000 Türken bedeckten, erschlagen oder verwundet, das Schlachtfeld. Erst bei Belgrad vermochte der Sultan sein fliehendes Heer wieder zu sammeln, und zog sich bis nach Adrianopel zurück. Eugen verfolgte ihn, eroberte ganz Bosnien, und ging dann nach Wien. Dort waren inzwischen seine Neider geschäftig gewesen; die Nichtachtung des kaiserlichen Befehles bei Zentha wurde als Grund einer Anklage gegen ihn benützt; man empfing ihn kalt, forderte ihm seinen Degen ab, und stand schon im Begriff, ihn vor ein Kriegsgericht zu stellen, als der Kaiser Leopold in hochherziger Entschlossenheit jenen Befehl widerrief, und dem Helden, für dessen Befreiung sich auch die Bürger Wiens auf das Eifrigste verwendeten, das Kommando mit uneingeschränkter Vollmacht zurückgab. Der für Oesterreich vortheilhafte Friede zu Carlowitz endigte 1699 den Feldzug in Ungarn. Der spanische Erbfolgekrieg bereitete ihm neue Lorbeern. 1701 drang er mit 30,000 Mann, unter den beispiellosesten Anstrengungen, durch die Schluchten von Tirol, erschien unerwartet in der Ebene von Varna, zu Catinat's großer Ueberraschung, der, bei Carpi geschlagen, sich hinter den Mincio, dann hinter den Oglio zurückzog. Noch unglücklicher war Catinat's Nachfolger, Villeroi, den er am 15. September 1701 mit empfindlichem Verluste schlug, später aber, am 2. Februar 1702, den ewig denkwürdigen Ueberfall von Cremona ausführte, wobei Villeroi selbst und mehrere französische Generale und Offiziere als Gefangene in seine Hand fielen. Kräftiger trat ihm der berühmte Vendome entgegen; die Schlacht bei Luzzara (15. August 1702) ließ den Sieg unentschieden. Am Ende dieses Feldzuges gewann Eugen auch den Herzog von Savoyen wieder für die Partei seines Kaisers. Zu Ende des Jahres 1703 wurde Eugen nach Wien berufen und zum Präsidenten des Hofkriegsrathes ernannt, in welchem Amte er eine neue Epoche des Militärwesens begründete; auf seine Veranstaltung wurden die Truppen richtiger besoldet, besser gekleidet, gleichmäßiger bewaffnet, und im Ganzen ein regelmäßigeres System eingeführt, dessen

Früchte noch die Gegenwart erntet. Mittlerweile hatten die französisch-baierischen Waffen in Deutschland siegreiche Erfolge gehabt. Sobald aber Eugen 1704 bei der Armee erschienen war, und die Vereinigung mit der englischen unter Marlborough bei Donauwörth bewerkstelligt hatte, erfochten diese beiden großen Feldherren in der berühmten Schlacht bei Hochstädt (13. August) einen entscheidenden Sieg; die feindliche Armee wurde zur Hälfte aufgerieben, zur Hälfte in die Flucht gejagt, Marschall Tallard gefangen genommen. Inzwischen hatte Vendome dem österreichisch-savoyischen Heere in Italien empfindliche Verluste beigebracht. Eugen wurde jetzt dorthin beordert. Er öffnete sich den Weg nach Piemont über mehrere Flüsse, zwischen festen Plätzen und zwei feindlichen Heeren, vermochte jedoch den Uebergang über die Adda nicht auszuführen, da Vendome in der Schlacht bei Cassano, in welcher Eugen persönlich den Sturm auf eine Schanze leitete und zweimal verwundet wurde, dessen Hauptzweck vereitelte. Dafür bewerkstelligte er später ein noch größeres und staunenswürdigeres Unternehmen; mit kaum 24,000 Mann vollführte er einen Marsch von 50 Meilen mitten durch den Feind über steile Gebirge und vier große Flüsse, vereinigte sich mit dem hartbedrängten Korps des Herzogs von Savoyen, und erkämpfte 1706 bei Turin über das 80,000 Mann starke Heer des Herzogs von Orleans jenen herrlichen Sieg, der das Schicksal Italiens entschied und ganz Europa in Bewunderung versetzte. Zum zweiten Male drang er in Frankreich ein, und begann die Belagerung von Toulouse, die er jedoch, da starker Entsatz heranrückte, aufheben und sich nach Piemont zurückziehen mußte, nicht ohne unterweges noch die für die Alpenpässe sehr wichtige Bergfeste Susa zu nehmen. 1708 eröffnete er gemeinschaftlich mit Marlborough den Feldzug in Flandern, schlug (11. Juli) Vendome bei Oudenarde, eroberte Lille, und gewann den 11. September 1709 den Sieg bei Malplaquet, der die Einnahme von Mons zur Folge hatte. Während des Winters ging er mit diplomatischen Aufträgen nach Holland und Preußen, und zeigte hier seinen Beruf auch als Staatsmann. Als nach Marlborough's Sturze, ungeachtet Eugen's Verwendungen am englischen Hofe, England und Holland mit Frankreich zu Utrecht Frieden schloßen, und der von Oesterreich allein fortgesetzte Krieg keine besonderen Resultate versprach, eröffnete Eugen, auf Befehl des Kaisers, zu Rastadt Verhandlungen mit dem Marschall Villiers, welche den Badener Frieden 1714 herbeiführten. Ein neuer Krieg gegen die Pforte unterbrach den kurzen Frieden. Eine türkische Armee von 200,000 Mann fiel in Ungarn ein, um Peterwardein

zu erobern. Sie berannten es den 4. August 1716, hatten schon die Verschanzungen erstiegen und die österreichische Infanterie in Unordnung gebracht, als Eugen, der mit nur 60,000 Mann in der Nähe stand, mit seiner Reiterei sich plötzlich auf sie stürzte, und sie vollständig auf's Haupt schlug. 30,000 Türken, unter ihnen der Großwesir, fielen; Lager und Geschütz ward dem Sieger. Seinen Sieg verfolgend, eroberte Eugen bald darauf Temeswar und das ganze Banat. Der Papst belohnte ihn mit einem geweihten Degen, Kaiser Karl mit dem goldenen Vließe. Ein noch größeres Werk vollbrachte Eugen, da er im Juli 1717 seine Armee, im Angesichte des dreifach überlegenen und bestens verschanzten Feindes, über die Donau führte und Belgrad einschloß, welche Festung mit Allem reichlich versehen war und eine starke Besatzung hatte, die um so muthiger sich wehrte, da sie das türkische Hauptheer so nahe wußte. Eugen, zwischen zwei Feuer versetzt, aus der Stadt und dem Lager in seinen Linien eingeschlossen, an Streitkräften bei weitem der Schwächere, und von 200 Feuerschlünden besprüht, wagte den 17. August unter den gefahrvollsten Umständen die Schlacht, die, blutig und lange zweifelhaft, mit einem vollkommenen Siege der Kaiserlichen endigte. Der Großwesir entfloh mit einem Verluste von 10,000 der Seinen nach Nissa und Belgrad; die Tschaikistenflotte, die Festungen Sabacz, Orsowa, Mehadia, Semendria und die Hälfte von Serbien fielen binnen zwei Monaten in die Gewalt des siegreichen Prinzen. Der Kaiser belohnte ihn reich, und die Stände Oesterreich's nahmen ihn in ihre Versammlung auf. Nach dem für Oesterreich glorreichen Friedensschlusse von Passarowitz (1718) kehrte Eugen, als Generalissimus, Statthalter von Italien, Konferenzminister und Hofkriegsrathspräsident, nach Wien zurück. Wie er vorher mit gewaltiger Hand das Schwert des Krieges geschwungen, so zeigte er jetzt sich auch ein Meister in den Künsten des Friedens. Er begleitete 1728 die kaiserliche Familie auf ihrer Reise nach Triest, hatte großen Antheil an der Aufnahme des dortigen Hafens, und gründete daselbst einen großen Jahrmarkt. 1731 schloß er einen geheimen Traktat mit England, dem in der Folge auch Spanien beitrat; begleitete im folgenden Jahre den Kaiser nach Karlsbad, und wurde in Prag von dem dort anwesenden Könige Friedrich Wilhelm I. von Preußen mit besonderer Auszeichnung behandelt. Als 1733 die polnischen Angelegenheiten einen neuen Krieg veranlaßten, betrat der greise Eugen nochmals den Kriegsschauplatz, indem er das Kommando der Rheinarmee übernahm und diese in die Linie von Ettlingen führte; er vermochte jedoch die Franzosen

nicht von der Eroberung von Philippsburg abzuhalten. 1735 erschien er nur kurze Zeit im Felde. Alter und Körperschwäche hatten seinen Geist und seine Thatkraft gebeugt; kränkelnd kehrte er nach Wien zurück. Am 20. April 1736 war er Mittags in einer Gesellschaft noch sehr heiter und aufgeräumt; auch spielte er Abends noch mit einigen Freunden Piquet, fühlte sich aber sehr unwohl, sprach wenig und konnte kaum athmen. Doch verschob er jede ärztliche Hilfe bis auf den folgenden Morgen, den er nicht erleben sollte, denn am andern Morgen (21. April) fand man ihn todt im Bette. Sein Leichnam wurde vier Tage lang in seinem Palaste in der Himmelpfortgasse (dem jetzigen kaiserlichen Hofkammerpalaste, in welchem sich das Münzamt befindet) mit großer Pracht öffentlich ausgestellt; der Kaiser verordnete ihm ein Begräbniß wie für einen Erzherzog. Er ruht in der Kreuzkapelle der St. Stephanskirche neben seinem Bruder, dem 1729 verstorbenen Feldmarschall Emanuel von Savoyen, woselbst ein schönes Monument von grauem Marmor mit Goldverzierungen Beider Andenken bewahrt. Da Eugen nie vermählt gewesen, so ging sein großes Vermögen auf seine Nichte, die Prinzessin Viktoria von Savoyen, über. Seine schönen Paläste in der Himmelpfortgasse und das von ihm zur Sommerwohnung bestimmte Belvedere am Rennwege, zu welchem er 1693 den Grundstein gelegt und es 1724 nach dem Entwurfe des Hofarchitekten v. Hildebrand vollendet hatte, wurden später vom kaiserlichen Hofe angekauft; eben so seine kostbaren und gewählten Sammlungen von Büchern, Handschriften, Karten, Kupferstichen ꝛc., welche Alles umfaßten, was bis dahin im Felde der Wissenschaft und der schönen Literatur irgendwo erschienen. Wie Oesterreich mit Siegen und kriegerischem Ruhme, so hatte er Wien mit den Schöpfungen seines edlen Geschmackes und mit Werken der Kunst und Wissenschaft geschmückt.

Das Aeußere dieses Helden war nicht ausgezeichnet. Er war klein von Gestalt und schwächlichen Körpers, obwohl gut gebaut. Sein Gesicht war lang und mager und bräunlicher Farbe; er hatte eine hervorstehende Nase, schwarze, feurige Augen und schwarze Haare, die von einer großen Alongeperücke bedeckt waren. Weil er sehr stark schnupfte, pflegte er immer den Mund offen zu halten. Im Felde trug er meist einen braunen Ueberrock, der vorn ganz mit spanischem Tabak überzogen war. Daher sagten seine Soldaten, als er vor der Schlacht von Zentha zur Armee kam: dieses Kapuzinerlein wird dem Türken nicht viel Haare aus dem Barte raufen; doch wurden sie gar bald anderer Meinung. Das Wiener Zeughaus

bewahrt noch seinen, an vielen glorreichen Tagen getragenen armseligen Ueberrock und ein Büschel seiner Haare. Eine seiner Eigenheiten war es, daß er seinen Namen in drei Sprachen zu unterschreiben pflegte: Eugenio von Savoye, indem er italienischer Abkunft, französischer Geburt und Erziehung, aber Deutschland angehörig durch Thaten, Ruhm und Glück. In Geschäften war er ernst und prompt. Er liebte seine Soldaten, sorgte, bisweilen selbst durch außerordentliche Mittel, für ihren Unterhalt, und schoß zu diesem Zwecke auch aus seinem eigenen Vermögen Geld vor, wenn die Kasse eben Mangel hatte. Dafür und wegen so vieler Siege liebten ihn auch Soldaten und Offiziere allgemein; sie nannten ihn meist nur ihren Vater, und hielten sich unter seiner Anführung für unüberwindlich. Wie sehr ihm jene, nur den größten Geistern eigene Gemüthsruhe zu Gebote stand, erhellt aus der Antwort, welche er in der Schlacht bei Malplaquet, in welcher er selbst gefährlich verwundet wurde, einigen Offizieren gab, als sie in ihn drangen, für seine eigene Person zu sorgen. »Wozu ein Verband, wenn wir hier sterben sollen?« sagte er: »und kommen wir davon, so ist's noch heute Abend Zeit dazu.« Durch Lektüre hatte er seinen, von Natur aus empfänglichen Geist trefflich ausgebildet; sein Verstand war scharf und durchdringend, sein Urtheil richtig, besonders in der Auswahl der Menschen. Seine wissenschaftlichen Sammlungen betrieb er nicht, um damit zu prunken, sondern aus innerem Drange und zur Selbstbelehrung; J. B. Rousseau, der lange in seiner Nähe lebte, gibt ihm das Zeugniß, daß es in Eugen's großer Bibliothek beinahe kein Buch gegeben, welches der Prinz nicht gelesen oder durchblättert, ehe es zum Buchbinder wanderte. Seine Lieblingsstudien waren Mathematik und Geschichte. Trotz seines lebhaften Temperamentes sprach er sehr bedächtig und langsam, im Ganzen wenig, aber klar, treffend und überzeugend. Wußte er von Jemanden nichts Gutes zu sagen, so schwieg er lieber gänzlich. Er wußte, daß er Feinde habe, kannte sie auch theilweis, setzte ihnen aber Gleichgiltigkeit entgegen, und suchte niemals sich zu rächen. In Gesellschaften war er einnehmend, galant, munter und witzig; er liebte die Frauen, ohne sich ausschließend an eine zu binden. Ehrgeiz war eine seiner Haupttriebfedern, und die Zurücksetzung, welche er in seiner Jugend von Frankreich erlitten, ward ihm ein steter Sporn zu großen Thaten; er wollte, die ihn beneidet und verkannt, nur durch den Ruhm strafen, den er sich erkämpfte, eine Rache, die eines solchen Helden und eines so großen Menschen gewiß am würdigsten war.

Albrecht Graf v. Waldstein
(Wallenstein),
Herzog zu Friedland und Sagan, kaiserlicher und königlich spanischer Generalissimus, Ritter des goldenen Vließes.

Geboren 1583. Gestorben 1634.

Jener merkwürdige Mann, über welchen schon die Meinungen der Zeitgenossen getheilt waren und die der Nachwelt sich noch weniger vereinigen konnten, »der Schöpfer kühner Heere, des Lagers Abgott und der Länder Geisel», wie Deutschland's großer Dichter ihn nennt, wurde geboren zu Prag den 14. September 1583 aus einem alten böhmischen Geschlechte, das schon 1278 unter König Ottokar kriegerischen Ruhmes genoß, indem 24 mannhafte Ritter seines Namens in der Schlacht bei Laa wider Rudolph von Habsburg fochten, und das zur Zeit der Hussitenkriege einen Hinko von Waldstein aufweiset, der, ein Freund und Waffengefährte des furchtbaren Prokopius, sich kriegerisch hervorthat. Bemerkt mag hier werden, daß der historische Name durchaus »Waldstein» ist; die entstellte Form »Wallenstein» scheint erst in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts aufgekommen, und die von einem Jesuiten 1751 herausgegebene Geschichte der böhmischen Münze eines der ersten Bücher gewesen zu sein, welche die neue Leseart angewendet. Albrechts Vater war Wilhelm von Waldstein, einer der angesehensten protestantischen Landherren Böhmens. In früher Jugend diente Albrecht als Edelknabe dem Markgrafen Karl von Burgau, Sohn des Erzherzogs Ferdinand von Tirol. Der verschlossene, düstere Knabe suchte schon damals die Einsamkeit, um in den Sternen seine ehrgeizigen Träume künftiger Größe bestätigt zu finden; die Astrologie war frühzeitig seine Lieblingswissenschaft. In solchem träumerischen Treiben war er einst im Schlosse Ambras vor dem Tafelsaale auf dem Geländer eines Bergganges eingeschlummert, und stürzte zwei Stockwerke tief hinab, ohne sich den mindesten Schaden zu thun. Seit

diesem Tage glaubte er sich vom Himmel für Großes aufgespart, und trat zur katholischen Kirche über; sein Fatalismus glaubte jetzt eine Art Bürgschaft von oben zu besitzen, und trachtete um so unaufhaltsamer sein kühnes Schicksal zu entwickeln. Nachdem er seine Studien zu Altdorf beendigt, wo sein herrischer und widerspenstiger Geist Lehrern und Mitschülern warm gemacht hatte, trat er in kaiserliche Dienste; das Heer des Georg Basta in den Niederlanden und in Ungarn war seine erste Schule in der Kriegskunst. Nach geschlossenem Frieden ging er in seine Heimat zurück, vermählte sich hier mit einer schon bejahrten, aber reichen Witwe (von Wiczkow), die nach kurzer, kinderloser Ehe starb (1614) und ihm ein großes Vermögen hinterließ. Jetzt vermochte Waldstein den vorher trägen Gang seines Schicksals zu beschleunigen. Er spielte am Hofe des Kaisers Mathias zu Wien eine glänzende Rolle, warb in der friaulischen Fehde (1616 — 18) auf eigene Kosten 200 Reiter, die er dem Erzherzoge, nachmaligem Kaiser Ferdinand II. zuführte, und mit denen er eben zur rechten Zeit bei der Belagerung von Gradiska eintraf. Er legte bei dieser Gelegenheit Proben von Muth und Klugheit ab, und machte sich die Offiziere und die Soldaten geneigt durch seine Freigebigkeit, wie durch die Sorgfalt, die er für ihre Bedürfnisse zeigte. Auch wußte er sich das Vertrauen des Erzherzogs zu erwerben, und erhielt den Oberbefehl über die Infanterie-Regimenter in Mähren. Da auch hier die Unruhen ausbrachen, mußte er das Land verlassen und seine Güter preis geben, rettete aber die Landeskasse, und warb in den Niederlanden ein Regiment Wallonen an, mit denen er, als der österreichische General Bucquoy von Wien sich hinter die Brücken ziehen mußte, den Nachtrab machte, und die auch in der Schlacht am weißen Berge (8. November 1620) sich tapfer schlugen, obschon er selbst am Tage der Schlacht abwesend war, um die Bedürfnisse des Heeres aufzubringen. Er hatte sich in zweiter Ehe mit Elisabeth, Tochter des Grafen Karl von Harrach, ersten kaiserlichen Ministers, vermählt, wurde in den Grafenstand erhoben, und stieg, durch Reichthum und Einfluß unterstützt, täglich in Gewalt und Ansehen; seine von den protestantischen Böhmen eingezogenen Güter erhielt er zurück. Nachdem er 1619 — 1622 in Mähren und Böhmen dem Hofe die wichtigsten Dienste geleistet, die militärische Dispositionskasse der aufrührerischen Stände weggenommen und glücklich nach Wien gebracht hatte, machte er dem von allen Seiten durch Feinde bedrängten Kaiser das Anerbieten, ein Heer von 40 bis 60,000 Mann auf eigene Kosten anzuwerben, und in Feindesland

zu erhalten, ohne daß es dem Hofe ein Mehreres, als die Ausfertigung der Patente, kosten sollte. Nur stellte er dabei für sich die Bedingung des Oberbefehls, so wie der Vollmacht, die Offiziere ernennen und die in den eroberten Ländern eingetriebenen Brandschatzungen für sich behalten zu dürfen. Es war in jenen Zeiten nichts Ungewöhnliches, daß ein General ein Truppenkorps auf eigene Kosten warb, und sich dann in Freundes und Feindes Land für seinen Aufwand entschädigte. Daß aber Waldstein ein so zahlreiches Heer aufstellen wollte, schien fast unausführbar. Doch bei dem Systeme, welches er, wie man später sah, gegen feindliche, neutrale und selbst gegen verbündete Länder sich erlaubte, waren, nach seiner eigenen Aussage, 50,000 Mann da leicht zu erhalten, wo 20,000 Mann zu Grunde gehen müssen, die sich natürlich nicht so viel gestatten dürfen. Die erschöpften Kriegskassen nöthigten, auf sein Anerbieten einzugehen, und so war er plötzlich Generallieutenant mit fast uneingeschränkter Vollmacht. Da er dem kaiserlichen Dienste 600,000 Gulden eigenes Vermögen aufgeopfert, so verlieh ihm Ferdinand (1623) die Herrschaften Rumburg und Gitschin mit dem Titel eines Herzogs von Friedland; daher man ihn in der Folge gewöhnlich blos den Friedländer nannte. Er ließ nun lustig die Werbertrommel rühren; der Ruf seines Namens, die Erfahrung, wie viel er dem Soldaten gestatte, und die darauf gegründete Hoffnung auf Beute, führten ihm Leute zu; bald hatte er ein Heer von 25,000 Mann unter seinen Fahnen bei Eger versammelt. Schnell rückte er mit demselben nach Franken, wo er es auf Kosten des Landes unterhielt, und dann durch Schwaben und den oberrheinischen Kreis nach Niedersachsen. Hier nahm er verschiedene Städte ein, überwinterte in Halberstadt, und besetzte selbst einen Theil von Obersachsen. Ueberall zehrten seine Truppen, deren Zahl sich fortwährend vermehrte, von dem Schweiße der Einwohner. Der bekannte Parteigänger Graf Peter Ernst von Mansfeld stellte sich ihm mit einer weit schwächeren Armee entgegen, und belagerte Waldsteins Brückenkopf an der Elbe bei Dessau. Der Friedländer schlug ihn, und verfolgte ihn dann nach Schlesien und Ungarn. Sein Heer war sehr angewachsen, litt aber jetzt zum ersten Male Mangel, und schmolz durch Lagerkrankheiten zusammen; er selbst mußte sich krank nach Wien bringen lassen. Seine Gegner suchten diese Unfälle in Anklagen wider ihn zu verwandeln; aber seine Partei behielt im Kabinet die Oberhand. Bald zählte er wieder ein Heer von 40,000 Mann, kehrte 1627 aus Ungarn durch Schlesien, die Lausitz und die Mark Brandenburg nach Niedersachsen zurück, zwang die

Dänen, die ihm und der von Tilly angeführten liguistischen Armee nicht zugleich Widerstand leisten konnten, zum schleunigen Rückzuge, und eroberte in einem Feldzuge das Herzogthum Meklenburg, wo er ungeheure Kontributionen eintrieb, beinahe ganz Holstein und den größten Theil von Schleswig und Jütland. Nur das Meer und das feste Stralsund hinderten ihn am weiteren Vordringen, da die Hansestädte sein Ansinnen, ihm Schiffe zu liefern, abschlugen. Er nahm seine Winterquartiere längs der Ostsee, besetzte Pommern, und dehnte seine Truppenlinie bis Berlin aus; nahm den Titel eines Admirals der Ost- und Nordsee an, und wurde vom Kaiser, zur Belohnung seiner Verdienste und für bestrittene Kriegskosten, mit den Ländern der, wegen ihres Haltens zur dänischen Partei, geächteten Herzoge von Meklenburg belehnt. Stralsund belagerte er zwei Monate lang vergeblich (Mai bis Juni 1628), und verlor vor dieser Stadt in verschiedenen Stürmen 12,000 Mann. Auch vor Glückstadt und vor Magdeburg mußten seine Truppen abziehen. Stralsund griff er im September neuerdings an, da er sich vermessen: »die Stadt müsse sein werden, und wäre sie mit Ketten an den Himmel gebunden.“ Aber auch zum zweiten Male mußte er die Belagerung aufheben. Entschädigung bot ihm die Eroberung von Rostock und sein Sieg über die Dänen bei Wolgast. Um sich den ruhigen Besitz von Meklenburg zu sichern, beförderte er den Frieden mit Dänemark (1629), den er bisher hintertrieben hatte. Da er aber die schwedischen Gesandten von dem Friedenskongresse ausgeschlossen und den König von Polen gegen Schweden unterstützt hatte, so gab er dadurch dem Könige von Schweden, Gustav Adolf, einen Vorwand zum Kriege. Das Restitutionsedikt weckte unter der protestantischen Partei in Deutschland neues Mißvergnügen; der Uebermuth Waldsteins aber, und die ungeheuren Erpressungen, die er und seine Truppen selbst in neutralen Ländern verübt (binnen sieben Jahren hatte er im nördlichen Deutschland 600 Millionen Thaler an Brandschatzungen erhoben) veranlaßten die Unzufriedenheit selbst der katholischen Stände. Auf dem Reichstage zu Regensburg (1630) brachen von allen Seiten die bittersten Beschwerden gegen ihn los, und so sah der Kaiser sich genöthigt, ihm die Feldherrnstelle zu nehmen. Waldstein, der mit dem Heerbefehle zugleich Meklenburg wieder verlor, ertrug diesen Verlust mit scheinbarer Gleichgiltigkeit, und zog sich nach Prag zurück, wo er als Privatmann, aber mit beispielloser Pracht lebte, neuer Erhebung wartend, die ihm sein Astrolog Seni unermüdlich aus den Gestirnen verkündigte. Von 60 Pagen und 20

Kammerherren adeligen Ranges ließ er sich bedienen; man riß sich um den Dienst bei dem reichen und freigebigen Herzog; 200 Wagen machten sein Reisegefolge aus. Bald sollte das Schicksal ihm allen verlorenen Einfluß mit Zinsen zurückgeben. Unaufhaltsam drangen, nach Gustav Adolf's Siege bei Breitenfeld unweit Leipzig (7. September 1631), die Schweden vorwärts; die Sachsen fielen in Böhmen ein; Tilly hatte das Kriegsglück, mit ihm das Vertrauen der Truppen verlassen. Da war denn Waldstein wiederum der einzige Mann, von welchem der Kaiser eine günstige Wendung der unfreundlichen Verhältnisse erwarten konnte. Der Friedländer hatte seine geheimen Verhandlungen mit den feindlichen Mächten noch nicht so weit gedeihen lassen, daß er sie nicht noch zur rechten Zeit hätte abbrechen und den Schleier der Nacht darüber werfen können. Als der Kaiser ihm neue Anträge machte, heuchelte er eine stolze Gleichgiltigkeit gegen die erneuten Ehren. Er gab sich die Miene, zwar eine Armee herstellen, aber nicht den Führer derselben abgeben zu wollen, was natürlich unzertrennlich war. Endlich nahm er, unter vielfachem Zaudern, auch das Kommando an, war aber übermüthig genug, seinem bedrängten Kaiser dabei Bedingungen zu diktiren, welche nie vor und nach ihm ein Vasall seinem Souverain zu stellen sich erdreistet hat: er sollte nämlich mit ungemessener Vollmacht, gleichsam ein König in seinem Heere, dem Feinde gegenüberstehen; der Kaiser selbst sollte dieser Armee keine Befehle zu ertheilen haben, nie bei derselben erscheinen, und weder für sich selbst, noch für seinen Sohn, den König von Ungarn, Ferdinand III. das oberste Kommando derselben in Anspruch nehmen; bei einem etwaigen Rückzuge sollten Waldstein alle Erbstaaten offen stehen; bei künftiger Friedensverhandlung sollte Letzterem eine Entschädigung für Meklenburg ausgemittelt und ihm zu seiner Belohnung überdies ein kaiserliches Erbland gegeben werden; endlich behielt er sich über alles im Reiche Eroberte oder Konfiscirte die freie Disposition allein vor. — Durch Versprechungen, Begünstigungen und praktische Kunstgriffe hatte er, der in dem Geheimnisse, Armeen zu erschaffen, unerreicht dasteht, binnen wenigen Monaten ein Heer von beinahe 50,000 Mann unter seinen Fahnen versammelt; auch verstand er den neugeworbenen Truppen schnell militärischen Geist und Ordnung einzuflößen. Bei Znaym war der Hauptsammelplatz. Zuvörderst vertrieb er nun die Sachsen aus Böhmen, was ihm, bei dem heimlichen Einverständnisse Arnim's, der die Sachsen anführte, nicht eben schwer wurde. Dann vereinigte er sich mit den

Truppen des Kurfürsten von Baiern, und zog vor Nürnberg, wohin Gustav Adolf zum Schutze geeilt war. Waldstein, obgleich an Truppenzahl den Schweden überlegen, vermied doch eine Schlacht. Beide Theile verschanzten sich; die Schweden warteten auf Verstärkung, und es fielen nur unbedeutende Gefechte vor. Vom Mangel an Lebensmitteln getrieben, unternahm der Schwedenkönig (24. August 1632) einen Angriff auf Waldstein's durch eine starke Artillerie vertheidigtes Lager, mußte aber nach einem zehnstündigen Gefechte und mit nicht unbedeutendem Verluste von dem Versuche abstehen, und wendete sich bald darauf gegen Nordschwaben. Waldstein aber, ohne Nürnberg zu belagern, ging nordwärts, verwüstete das Voigtland, nahm Koburg und fiel in Kursachsen ein, um den Kurfürsten Johann Georg I. von dem Bündnisse mit Schweden abzuziehen. Gustav Adolf eilte zum Schutze herbei, und am 6. November 1632 entbrannte die ewig denkwürdige Schlacht von Lützen, in welcher von beiden Seiten mit unerhörter Anstrengung gekämpft wurde, und welcher nur die eintretende Nacht ein Ende machen konnte. Auf schwedischer Seite fiel der heldenmüthige König, auf kaiserlicher der gewaltige Pappenheim. Beide Theile eigneten sich den Sieg zu; doch blieb die Artillerie beider Heere in den Händen des Herzogs Bernhard von Sachsen-Weimar, der nach Gustav Adolf's Falle sogleich den Heerbefehl über die Schweden übernommen. Waldstein, der bei Lützen an Truppenzahl der Schwächere gewesen, zog sich nach Böhmen zurück, und verhängte in Prag ein furchtbares Gericht über diejenigen Offiziere und Soldaten, welche in der Schlacht nicht ihre Schuldigkeit gethan haben sollten, wogegen er die Braven großmüthig belohnte. Schnell hatte er die Lücken seines Heeres ergänzt, und 1633 rückte er wieder mit 50,000 Mann nach Schlesien, wo Schweden, Sachsen und Brandenburger standen. Hier hielt man sich, unter häufigen Waffenstillständen und kleinen Gefechten, in den festen Lagern vor Nimtsch und Schweidnitz bis zum Herbste, wo dann durch den Sieg an der Steinaubrücke die Schweden entwaffnet wurden. Schweidnitz war übergegangen; auch Liegnitz und Glogau mit ihren kleineren Besatzungen fielen; Frankfurt an der Oder und Budissin ergaben sich fast ohne Widerstand, Görlitz ging durch Sturm über, und durch die Einnahme von Landsberg stand Pommern bis an die Ostsee offen. Waldstein aber ließ in auffallender Art die Gunst der Umstände unbenutzt. Ohne allen Erfolg blieb der Marsch, den er auf Verlangen des Kaisers durch Böhmen in die Oberpfalz machte, um des Herzogs Bernhard von

Weimar weiterem Vordringen in Baiern ein Ziel zu setzen. Ohne sich in ein Gefecht einzulassen, zog Waldstein bei des Herzogs Annäherung sich nach Böhmen zurück, und nahm dort seine Winterquartiere. Diese Maßregel, die ganz gegen den Willen des Kaisers war, welcher seine Erbländer möglichst schonen wollte, vermehrte den Verdacht gegen Waldstein's Treue, der auf den Friedensgeschäften in Schlesien, auf seinen französischen und schwedischen Unterhandlungen, und auf seinem Benehmen seit der Schlacht von Lützen lastete. Auch daß er den gefangenen Grafen Mathias Thurn, den Anstifter des ersten Aufstandes der Böhmen, statt ihn dem Hofe auszuliefern, vielmehr frei und reich beschenkt mit geheimen Aufträgen zum schwedischen Kanzler schickte, mußte in Wien den Argwohn gegen ihn bestärken. Da kam ihm auf einmal der Befehl zu, dem spanischen Kardinal-Infanten, der aus Mailand mit einer nach den Niederlanden bestimmten Armee heranzog, und Mangel an Kavallerie hatte, 6000 Reiter zur Begleitung entgegenzusenden. Waldstein, argwöhnend, daß dies ein bloßer Vorwand, um seine Kräfte zu theilen und ihn dadurch zu schwächen, glaubte jetzt schnell und gewaltsam einschreiten zu müssen. Er versammelte einen Kriegsrath aller seiner Obersten zu Pilsen (11. Januar 1634), und vertraute ihnen seine gefährlichen Plane. Viele brachte er auf seine Seite, nicht so den General Octavio Piccolomini, in welchen er ein vorzügliches Vertrauen setzte. Piccolomini, dem Kaiser und seiner Pflicht getreu, suchte dem Herzoge das bedrohliche Unternehmen auszureden, und als ihm dies nicht gelang, that er, nebst den Generalen Gallas, Aldringen und Colloredo, Schritte, den Hof von den Anschlägen Waldstein's in Kenntniß zu setzen. Ihm noch einmal den Oberbefehl abzufordern, war nicht thunlich; eben so wenig wollte Jemand wagen, den Mächtigen gefangen zu nehmen, der dann leicht vor dem, persönlich ihm so sehr geneigten Kaiser sich hätte rechtfertigen können, und ein furchtbarer Feind seiner Verfolger geworden wäre; der sicherste und gefahrloseste Weg blieb also, ihn aus dem Wege zu räumen. Wie weit jedoch die Vollmachten Jener, die sich der Ausführung unterzogen, gegangen sind, dies ist noch unaufgehellt. Eben so wenig weiß man Genaueres über die eigentlichen Absichten, denen Waldstein sich hingegeben und die ihn strafbar gemacht. Die gewöhnliche Annahme, daß er sich zum Könige von Böhmen habe aufwerfen wollen, steht durchaus nicht fest; ein solches Projekt konnte Waldstein, dem das Unausführbare desselben gewiß nicht entging, höchstens als astrologisches

Fantom vor der Seele geschwebt haben. Begründeter ist die Vermuthung, daß er, dieses Land dem Feinde öffnend, sich ein unabhängiges Reich an der Ostsee habe gründen wollen; und Waldstein konnte in seinem Vertrage mit dem Kaiser, und in seiner Eigenschaft als deutscher Reichsfürst, als welchen er sich seit der Belehnung mit Meklenburg betrachtete, vielleicht Vorwände und Beschönigungen finden, die sein Gewissen von der Schuld eines Hochverräthers freisprachen. Die Quellen fließen zu spärlich und zu trübe, als daß sie ein bestimmtes Resultat vergönnten; die Geschichte, deren Pflicht als Richterin es ist, bei nicht völlig erwiesener Schuld jede unbedingte Anklage niederzuschlagen, ist daher wohl nicht ohne Grund geneigt anzunehmen: daß Waldstein erst dann zum Verräther ward, als man ihn dafür hielt. Der Kaiser, der den einstigen Freund und Liebling nur unter den schmerzlichsten inneren Kämpfen aufgab, und der auch später oft noch mit tiefer Wehmuth seinen Namen ausrief, wenn an die Stelle des spätern Verräthers sich das Bild des früheren Getreuen und Helfers drängte, erließ (18. Februar 1634) ein Mandat, in welchem Waldstein des Heerbefehls entsetzt und nebst seinem Schwager, dem Grafen Terzky (eigentlich Terzka) und Illo (Illov), als Verräther und Rebell geächtet wurde. Nach mehreren, äußerst geheim gehaltenen Unterhandlungen mit den schwedischen Heerführern, begab sich der geächtete Waldstein mit einigen ihm treu gebliebenen Kompagnien und seinen Anhängern in das befestigte Eger, wahrscheinlich um der Gränze und den schwedischen Truppen näher zu sein. Da jede Zögerung Gefahr bringen konnte, so verschworen sich einige Offiziere der Garnison, darunter der Festungskommandant Buttler und Oberstlieutenant Gordon, an ihrer Spitze aber der von Waldstein mit besonderem Vertrauen ausgezeichnete Oberst Leslie, ein katholischer Irländer, zu seinem Untergange. Den 25. Februar 1634 wurden, bei einem von den Verschwornen zu diesem Zwecke veranstalteten Bankett, Waldstein's Hauptanhänger, Illo, Wilhelm Kinsky, Terzky und dessen Adjutant Neumann umgebracht. Dann drang der Hauptmann Deveroux mit einigen Soldaten in Waldstein's Wohnung, als dieser sich kaum zur Ruhe gelegt hatte, und durch den Knall einer losgegangenen Flinte, wie durch das Wehklagen der neben ihm wohnenden Gräfinnen Kinsky und Terzky, die so eben ihrer Gatten Fall erfahren, aufgeweckt wurde. Deveroux sprengte die Thüre zu Waldstein's Schlafgemach, der aus dem Bette sprang, und an einen Tisch gelehnt am Fenster stumm seines Schicksals harrte. »Bist Du der Schelm,

der kaiserlicher Majestät die Krone vom Haupte reißen, und die Armee zum Feinde hinüberführen will?" schrie ihn Deverour an: »Jetzt mußt Du sterben!" Der Friedländer antwortete nur mit einem ernsten Blicke, breitete die Arme aus, und empfing den Stoß der Hellebarde in seiner starken Brust, lautlos in sein Blut dahin sinkend und mit stolzem Schweigen sterbend. Er wurde in der von ihm gestifteten Karthause zu Gitschin beigesetzt, und hinterließ aus zweiter Ehe nur eine einzige Tochter, Marie Elise, die sich später mit dem Grafen Rudolph Kaunitz vermählte. Die Gestalten Max und Thekla in Schiller's »Wallenstein" sind keine historischen Personen, und verdanken ihr Dasein lediglich dem Dichter.

Waldstein war groß, kraftvoll und hager. Er hatte kurzes, röthliches Haar, und seine kleinen, dunklen Augen waren so durchdringend, daß seinem Blicke schwer zu begegnen. Seine Miene war ernst, kalt und zurückstoßend; Niemand hat ihn lächeln gesehen. Seine Thätigkeit war ausdauernd und unermüdlich. Er kannte die Menschen, und wußte sie um so besser zu benützen, je mehr er in seiner stolzen Zurückhaltung sich selbst ihrer Beobachtung entzog. Er liebte die Pracht und die Größe; seine Tafeln waren köstlich besetzt für die Gäste; er selbst war mäßig und gleichgiltig gegen die Sinnlichkeit. Fatalistisch und abergläubisch, war er aufmerksam auf Geringfügigkeiten, insofern sie ihm als Schicksalszeichen galten, und baute mit eiserner Festigkeit auf die Sprache der Sterne, die ihm logen. Er forderte blinden Gehorsam und belohnte ihn königlich; im Strafen war er schonungslos bis zur Grausamkeit. Seine Krieger lenkte er durch Schrecken und Nachgiebigkeit, durch Strenge und Freigebigkeit. Er gab ihnen Gelegenheit, sich zu bereichern, gestattete ihnen im Kriege Raub und Ausschweifung, aber ein Wink von ihm rief die entfesselte Meute zu seinen Füßen zurück, und wehe Jedem, der dem Winke nicht Folge leistete. Ob er fiel, weil er sich empört, oder ob er sich empörte, weil er gefallen, ist noch immer unerörtert; »von der Parteien Gunst und Haß verwirrt, schwankt sein Charakterbild in der Geschichte." Doch mochte sein unersättlicher Ehrgeiz und sein vermessenes Wagen, sobald die Sterne es zu begünstigen schienen, dem Hofe gerechte Besorgniß einflößen. Als Feldherr hatte er Erfahrung und Talent; doch war seine Taktik eine einseitige und bedingte, und mehr politischer, als kriegswissenschaftlicher Natur, da er, als Parteigänger im Großen, den Krieg nicht da suchte, wo er eine schnelle und entscheidende Schwächung des Feindes versprach, sondern dort, wo er auf Beute und Zehrung für seine Soldaten, auf

Bereicherungen seiner eigenen Kasse rechnen durfte. So kam es, daß dies große Meteor des dreißigjährigen Krieges, trotz der ungeheuren Zurüstungen, dennoch ohne eigentliche selbstständige historische Folgen in einer Gruppe von Erscheinungen erlosch; daß der Mann, welcher den Riesenball seines aus der Erde gestampften Heeres zermalmend hinwälzte über die ächzende Erde, der scheinbare Lenker einer Epoche, dennoch kaum vermißt wurde, als er blutig vom Schauplatze abtrat.

Alexander I.

Kaiser von Rußland.

Geboren 1777. Gestorben 1825.

Wunderbare Gegensätze pflegen das Leben großer und ausgezeichneter Menschen unwillkürlich zu umlagern. Eine ohne sein Zuthun entbrannte Revolution rief Alexander auf den Thron; gewaltige Kämpfe und dazwischen wiederum die mildesten Schöpfungen des Friedens erfüllten seine Regierung, und ein kurzer, aber blutiger Aufstand folgte unmittelbar seinem Tode. Alexander Pawlowitsch, der älteste Sohn des Kaisers Paul I. und der würtembergischen Prinzessin Dorothea Augusta Sophia, als Kaiserin von Rußland unter dem Namen Maria Fedorowna bekannt, wurde den 23. Dezember 1777 geboren. Sein Vater nahm wenig Antheil an seiner Erziehung; desto größere Aufmerksamkeit widmete derselben seine berühmte Großmutter, die Kaiserin Katharina II. Sein trefflicher Erzieher, der Oberst La Harpe, ein geborner Genfer, erzog ihn ohne politische und religiöse Vorurtheile in den Grundsätzen eines aufgeklärten Zeitalters, und flößte dem Herzen des »Telemach des Nordens« Milde und Menschlichkeit ein. Seinem Oberhofmeister, dem Grafen Soltikow, gab Katharina II. den Befehl, dem jungen Großfürsten in Musik und Poesie keinen Unterricht ertheilen zu lassen, weil, um einige Geschicklichkeit in diesen Fächern zu erlangen, zu viel Zeit erfordert werde. Vom Professor Kraft erhielt er Unterricht in der Experimentalphysik; Pallas lehrte ihn kurze Zeit Botanik. Am 9. Oktober

1793 vermählte er sich mit der Prinzessin Luise Maria Augusta von Baden, welche seitdem die Namen Elisabeth Alexiewna annahm. Als die Schreckensnacht des 23. März 1801 seinem Vater, dem Kaiser Paul, Krone und Leben raubte, und Alexander, erst nachdem das fürchterliche Ereigniß vorüber, davon Nachricht erhielt, war sein Schmerz gränzenlos. Er weigerte sich sogar anfangs, eine Krone anzunehmen, die man seinem Vater so grausam entrissen hatte; doch fügte er sich endlich der Nothwendigkeit, die, wie man ihm begreiflich machte, durch Paul's unbedachten Widerstand selbst hervorgerufen worden. Er übernahm am anderen Tage (24. März) die Regierung, und wurde den 27. September desselben Jahres zu Moskau feierlich gekrönt. Klopstock, von prophetischem Geiste erfüllt, feierte damals Alexander's Thronbesteigung durch eine Ode an die Humanität, welche allerdings die Regierung dieses Monarchen als Grundzug durchdringt. Eine seiner ersten Regentenhandlungen war die Abschaffung der Folter, als einer »Sache, welche die Menschheit schände". Er trachtete, den von seinem Vater übernommenen Seekrieg im Norden zu beendigen, erklärte sich für England und den Frieden, wendete seine Vermittelung an, um in Folge des Luneviller Friedens das deutsche Entschädigungsgeschäft schnell zu Stande zu bringen, und hoffte nun ungestört für das innere Glück seines ungeheuren Reiches wirken zu können. Die immer drohenderen Verhältnisse Europa's von Frankreich aus, konnten auch auf Rußland nicht ohne Wirkung bleiben, und wendeten Alexander's Blick von seiner Friedenssaat hinweg, ernsteren und trüberen Gegenständen zu. Vergebens hatte er sich bereits zu Gunsten Hannover's verwendet; Frankreich's unbestimmte und zweideutige Erklärungen konnten nicht dazu dienen, ihn zu beruhigen. Aber tief fühlte sich der junge Monarch in seinem menschlichen und Rechtsgefühle verletzt, als die Kunde von der Ermordung des Herzogs von Enghien ihm zukam. Die Note, welche er hierauf in Gemeinschaft mit Schweden, wegen der dabei stattgefundenen Verletzung des neutralen Gebietes, dem Reichstage zu Regensburg übergeben ließ, blieb ohne Erfolg. Seine Sprache war eben so energisch, als von Herausforderung entfernt; er erklärte mit Bedauern: »allen weiteren Verkehr mit einer Regierung aufgeben zu müssen, welche sich weigere, ihre Verbindlichkeiten zu erfüllen, die Rücksichten vernachlässige, die sich Staaten einander schuldig; indeß, um Menschenblut zu schonen, werde er bei dieser Maßregel stehen bleiben, worauf sich zu beschränken die gegenseitige Lage Rußland's und Frankreich's ihm erlaube. Beide Mächte könnten alles Verkehres mit

einander entbehren, und so sei es besser, Nichts mit einander zu thun zu haben. Wie die französische Regierung allein diesen Zustand der Dinge herbeigeführt habe, so werde auch die Entscheidung der Frage, ob Krieg darauf folgen solle oder nicht, von ihr allein abhangen. Sollte sie durch neue Herausforderungen, Ungerechtigkeiten und Bedrohungen der Sicherheit Europa's den russischen Hof zum Kriege zwingen, so werde er, der Kaiser, die letzten Hilfsmittel einer gerechten und nothwendigen Vertheidigung mit eben so vieler Energie anzuwenden wissen, als er Geduld bewiesen in der Erschöpfung der Mittel, welche die Mäßigung geboten, so lange es die Ehre und Würde der Krone gestattet habe.“ Er vereinigte sich mit Oesterreich's erhabenem Herrscher, Kaiser Franz I., und ließ, um den gemeinsamen Friedensverhandlungen den Nachdruck einer mächtigen Beobachtungs- und Vermittelungsrüstung zu geben, Truppen in Galizien einrücken. Der Schlacht von Austerlitz folgte im nächsten Jahre (1806) der preußisch-französische Krieg, und Frankreich diktirte 1807 den Frieden zu Tilsit; Rußland erhielt das von Preußen abgerissene Gebiet von Bialystock und trat dagegen Jever an Holland ab; es räumte Cattaro und Corfu, hob alle Verbindung mit England auf, und erklärte an das noch allein für England kämpfende Schweden den Krieg. Napoleon's große Eigenschaften flößten Alexander's empfänglichem und warmem Gefühle Bewunderung ein. Er hatte im September 1808 eine Zusammenkunft mit ihm, wurde von dessen kluger Beredsamkeit eingenommen, und schloß sich seitdem enger an ihn an, bis die Folgezeit ihm die Augen über die unersättliche Eroberungswuth des ruhelosen Corsen öffnete, worauf er, ohne sich etwas zu vergeben, sich zu rechter Zeit wieder von ihm zurückzog. Der Krieg gegen Schweden erwarb seinem Reiche durch den Frieden zu Friedrichshamm 1809 Finnland und Ostbothnien bis mit Tornea und den Alandsinseln. An dem Kriege zwischen Oesterreich und Frankreich im Jahre 1809 nahm er nur geringen Antheil, setzte dagegen den Kampf gegen die Türkei und Persien kräftig fort. Seit dem Frieden von Tilsit hatte Rußland, unter großen Nachtheilen für seinen Wohlstand, sich Napoleon's Kontinentalsysteme gefügt, war dadurch sogar in ein feindseliges Verhältniß mit England getreten, ohne daß diese Opfer durch Treue und Aufrichtigkeit von Seiten Frankreich's wären anerkannt worden. Diese Bemerkung und die Wahrnehmung, daß das Kontinentalsystem unmöglich in der anfangs vorgenommenen Strenge durchzuführen sei, bewog Alexander am 13. Dezember 1810 zu einer Ukase, welche zwar die englische Flagge fortdauernd

von den russischen Häfen ausschloß, die Einführung von
jedoch gestattete, dagegen aber die Einfuhr mancherlei frem
auch verschiedener französischer Waren in Rußland verbı
ermangelte nicht, diese Ukase sogleich als einen Bruch des Ti
und des Kontinentalsystems anzuklagen, obgleich er selbst du
Ausstellungen von Licenzen ebenfalls stillschweigend zugegeb
eine Ausführung dieses Systems in seiner ganzen Strenge gar
sei. Um dieselbe Zeit gestattete sich Letzterer die Vereinigung
mit Frankreich; der Herzog von Oldenburg suchte Schut
Schwager, dem Kaiser Alexander, der vergebens gegen jenen
protestirte. Nebst dem stellte Napoleon durch seine fortwähren
der preußischen Oderfestungen, wie auch durch den Ueberfall
Pommerns mitten im Frieden, die Geduld Alexander's a
Probe. Zu diesen fortwährenden Verletzungen der europäisc
kamen endlich wirkliche Gefahren für Rußland. Napoleon's
im Norden drohte sich immer breitere Bahn unmittelbar geg
hin zu brechen, und die ungewöhnlichen Rüstungen, welche er
dienten nicht eben, jene Macht zu beruhigen. Unter diesen
nahm auch Rußland ernsthafte Rüstungen vor; es knüpfte mit
gegen welche es seither im Kriege begriffen war, Friedensunter.
an, und seine Armee, welche gegen die Türken gefochten, eilte
nach Polen zurück. Kaiser Alexander, die Unvermeidlichkeit de
nunmehr voraussehend und der von Frankreich nur zum Schein
Hin- und Herverhandlungen müde, verweigerte zuletzt Napoleon's
Lauriston, die nachgesuchte Audienz. Napoleon's Rüstungen wa
heuer; nicht nur Frankreich mußte zu diesem Hauptkampfe
kriegerischen Kräfte aufbieten, sondern auch die Völker des
Europa zogen, auf seinen Wink bewaffnet, in bunten Heerhau
um sich unter seine Adler zu stellen. Eine halbe Million Kri
Deutschen, Italienern, Franzosen, in der Kriegsgefangenschaft ge
Spaniern und Portugiesen, Polen ꝛc., mit mehr als 1200 Kan
sich am Ende des Juni 1812 in Bewegung, und ging am 24. un
auf drei Punkten über den Niemen. Erst an letztgedachtem Ta
der Kaiser Alexander an Frankreich den Krieg, mit der Bemerkun
nicht eher für beendigt zu halten, bis kein einziger bewaffneter
auf russischem Boden zu sehen sei. Da man russischer Seits i
den Widerstand nicht in offener Schlacht suchen wollte, so zo

XI



Verlag von A Hartleben in Pesth

Kunst Anstalt in Nürnberg

beiden russischen Westarmeen unter fortwährenden Gefechten in das Innere des unermeßlichen Reiches zurück, und die Feinde erhielten Gelegenheit, sich schnell auf russischem Gebiete auszubreiten. Aber ein Riesengeist Alles aufopfernder Vaterlandsliebe und unerschütterlichen Muthes durchzuckte beim Eindringen des Feindes die ganze russische Nation; der Aufruf Kaiser Alexander's verstärkte diese Gesinnungen, und entflammte das gesammte Volk, Alles, auch das Höchste zu wagen gegen einen Feind, der, wie jener Aufruf sagte, »eindringe in das Reich, um dessen Ruhm und Glück zu zerstören, der, Falschheit im Herzen und Trug auf den Lippen, Ketten und Fesseln bringe. Seine Macht sei so groß, wie seine Tollkühnheit; es sei daher nothwendig, neue Scharen zu sammeln, um Hab und Gut, Weib und Kind gegen die mordbrennerische Rotte zu sichern. Alle möchten sich gleichsehr zu diesem Zwecke vereinigen, dann werde keine menschliche Macht sie besiegen können.« Das Feuer der Begeisterung durchlief alle Stände des russischen Volkes; die Soldaten schlugen sich mit der größten Erbitterung, die Einwohner schloßen sich den zurückziehenden Heeren an, und opferten mit düsterem Gleichmuthe ihre verlassenen Wohnungen, ihre Vorräthe der Flamme, damit der nachdringende Feind auf seinem Wege nur der Zerstörung und dem Mangel begegne. Was, ohne gerade dem Heere angehören zu wollen, sich sonst noch thatkräftig fühlte, flüchtete in Wälder und unwegsame Gegenden, und beunruhigte hier, von unzugänglichem Hinterhalte aus, den Feind. Durch die heilige Synode ließ Alexander sein Volk ermuntern: »muthvoll in der Stunde der Prüfung auszuharren, und für die Erhaltung des Glaubens und der Treue der Väter freudig dem Vaterlande aufzuopfern, was es von ihm erhalten, und mit Liebe und Eintracht das große Werk der Errettung zu vollbringen.« Endlich sammelte sich Alles, Heere und Einwohner, wie von einem ahnenden Geiste getrieben, in und um Moskau; das ganze ungeheure Geschick des großen Kampfes schien sich dort auf einen einzigen entscheidenden Punkt hinzuwälzen, und alle die vielverschlungenen Fäden des gewaltigen Schicksals in der, den Russen heiligen Czarenstadt ihre Lösung finden zu sollen. Vom ersten Grauen des Tages bis zur einbrechenden Nacht währte die mörderische Schlacht an der Moskwa (7. September); dann zog sich der russische Heerführer Kutusow gegen Tula und Kaluga zurück, um den Feind noch tiefer nach Norden hineinzulocken, und ihn der grausen Umarmung des nordischen Winters entgegenzuführen, seinem Kaiser berichtend: »noch lebe das Heer und sein Muth, und der Verlust von Moskau sei noch nicht der

Verlust des Vaterlandes, mithin zu ersetzen.» Da verbrannten die Russen, von einem übergewaltigen Vaterlandsgeiste getrieben, ihre eigene heilige Stadt; Moskau loderte, von seinen eigenen Söhnen entzündet, in Flammen auf, ein furchtbares Nordlicht für die Eroberer, die weit vom Westen herangezogen, um hier ihr Grab zu finden. Die französische Armee, der Winterquartiere beraubt, den wilden Bissen des Hungers und entsetzlicher Kälte preisgegeben, begann jenen jammervollen Rückzug, der das Mark der Krieger kostete und Frankreich's eisernen Arm auf lange lähmte, der das gemißhandelte Deutschland endlich aus dem dumpfen Kerkertraum weckte und ihm wieder ein Schwert gab, um seine Unabhängigkeit zurück zu erkämpfen. Als nach Wundern der Tapferkeit die Verbündeten Paris zur Uebergabe brachten, war Alexander an der Spitze der einziehenden Sieger, sprach im Namen seiner hohen Bundesgenossen die Erklärung aus: »daß sie nicht mehr mit Napoleon Bonaparte, noch mit einem seiner Familie unterhandeln würden,» und dekretirte dadurch die Entsetzung des allgemeinen Feindes. Gewiß hatten nur Herrschertalente der Art, wie Alexander sie in sich vereinigte, ein Volk zu solchen Beweisen der Anhänglichkeit an den Thron, zu so heroischer Selbstaufopferung erheben können. Durch die weiteren Folgen dieses Widerstandes griff Alexander tief in die ganze Gestaltung der Dinge und in das Schicksal Europa's ein. Er hatte in dem Kampfe wiederholte Proben auch seines persönlichen Muthes gegeben und, wo es galt, sich der Gefahr nirgend entzogen; der General Moreau wurde auf der Höhe vor Dresden (27. August 1813) dicht an seiner Seite erschossen. Dagegen hat während jener verhängnißvollen Zeit auch seine Humanität sich überall im schönsten Lichte gezeigt. Gern hätte er 1813 nach der Schlacht bei Leipzig dem Könige Friedrich August von Sachsen ein milderes Los bereitet, wenn dieser, wie er erwartete, Schritte zur Annäherung gethan hätte. In Paris bezauberte er, als er dort als Sieger einzog, Freunde und Feinde durch seine persönliche Liebenswürdigkeit; auch unterließ er nicht, die Kaiserin Josephine zu besuchen und ihr seine zarte Theilnahme zu bezeigen. Selbst Napoleon's unglückliches Schicksal, als dieser nach St. Helena in lebenslängliche Gefangenschaft abgeführt wurde, erfüllte ihn mit tiefem Schmerze, und Glieder der Bonaparte'schen Familie haben später, in bedrängten Augenblicken, sich nie vergebens an seine Großmuth gewendet. Während des Kampfes gegen Napoleon hatte Alexander seine Kriege mit der Pforte und mit Persien beendigt; jenen durch den Frieden von Bucharest den 28. Mai 1812, in welchem seinem Reiche die Moldau

bis an den Pruth, Bessarabien und die Hauptmündungen der Donau zuwuchsen; diesen durch den Frieden von Tiflis 1813, der, nachdem schon 1801 Grusinien mit Rußland vereinigt worden, alle Länder vom kaspischen Meere, zwischen dem Kur und Aras, an der Goldküste aber bis an den Golf von Balkan, nebst der ausschließenden Schifffahrt auf dem kaspischen Meere, unter Alexander's Scepter gab. Durch die ungeheuren Anstrengungen, durch die Verwüstung seiner Fluren, die Zerstörung seiner Städte, durch die vielen blutigen Schlachten und die würgenden Epidemien hatte Rußland in dem Weltkampfe gegen Frankreich allerdings schwere Wunden erhalten, zugleich aber auch seine Kräfte kennen gelernt, sich dem Westen und Süden Europa's furchtbar gemacht, und nicht nur in der Erwerbung Polens, das als Königreich seinem ungeheuren Länderbezirke einverleibt wurde, sich gegen Westen zu verstärkt und befestigt, sondern auch eine bedeutende Stimme im Reichsrathe Europa's erworben. Alexander's christlichen Gefühlen entkeimte auch die Idee der heiligen Allianz, eines Regentenbundes, der von ihm, dem Kaiser Franz I. von Oesterreich und dem Könige Friedrich Wilhelm III. von Preußen durch die Akte vom 26. September 1815 vollzogen wurde, und dessen eigenthümlicher Geist darin besteht, daß statt der bisherigen alten Politik, die man die heidnische nennen könnte, weil die christlichen Staaten sie von Griechen, Römern und Barbaren ererbten, eine neue eingeführt werden sollte, die mit Recht die christliche zu nennen, weil nach der Erklärung der hohen Bundesstifter die Vorschriften des Christenthums, d. h. der Gerechtigkeit, der Liebe und des Friedens, sowohl der Verwaltung der Staaten im Innern, als der Leitung ihrer Angelegenheiten im Aeußeren, künftig zum Grunde liegen würden. Dieser christlich fromme Geist sprach sich auch in vielen anderen Staatshandlungen Alexander's bezeichnend aus. Als er z. B. nach siegreich beendigtem Kriege von England aus, den 25. Juli 1814 wieder in St. Petersburg eintraf, lehnte er den vom Senate ihm angetragenen Titel des Gebenedeiten ab und gab Gott allein die Ehre. Eine ähnliche Gesinnung offenbart sich in seiner Ukase vom 27. November 1817, nach welcher die heilige Synode den Geistlichen alles Lobpreisen des Regenten untersagen soll. Seine Staatssprache vereinigte in sich den erhabenen Styl des Orients mit europäisch-christlicher Bildung; das merkwürdige Manifest vom 27. Januar 1816, welches seine politischen Grundsätze darlegte, ging fast in alle europäischen Zeitungen über. Schon am 7. April 1801 sprach er die Erklärung aus: er erkenne keine Gewalt für rechtmäßig, die nicht aus

den Gesetzen fließe. Seit 1815 zeigte sich sein politisches Gewicht nicht nur im französischen, sondern auch im spanischen Kabinete. Selbst der Hof von Rio Janeiro näherte sich Rußland, und das Königreich der Niederlande verband sich, wie Preußen, Würtemberg und andere Staaten, enger mit dem russischen Hofe. In den wichtigsten Fällen hatte Alexander den unmittelbarsten Antheil an den europäischen Gesammtangelegenheiten; auch ergriff er Maßregeln gegen die Seeräuberei der afrikanischen Staaten. — Den thätigsten und segensreichsten Einfluß übte seine Regierung auf die inneren Verhältnisse seines Reiches. Er hat die Nationalkultur und das Volkserziehungswesen systematisch begründet, die innere Verwaltung zweckmäßiger geordnet, den Gewerbfleiß der Nation entfesselt und Rußlands Welthandel erhoben; er hat das Heerwesen auf eine Höhe der Vollkommenheit gebracht, die es nie vorher eingenommen; er hat in seinem Volke das Gefühl der Einheit, des Muthes und der Vaterlandsliebe durch das Beispiel seiner eigenen Entschlossenheit und Festigkeit hervorgerufen, sein Reich auf die höchste Stufe der Macht gebracht, es dem Mittelpunkte der politischen Ordnung Europa's, theilweis auch Asiens zugewiesen. Sein Hof stand in Hinsicht auf Geschmacksbildung und Aufklärung nicht leicht einem andern nach. Von hoher Bedeutung sind seine Verdienste um die Kultur, Sprache und Literatur der slavischen Völkerschaften, wodurch er eine eigene originale slavische Civilisation, im Gegensatze der germanischen, vorbereitete. Er hat sieben Universitäten, Dorpat, Kasan, Charkow, Moskau, Wilna, Warschau und St. Petersburg, errichtet oder neugestaltet, über 200 Gymnasien, Lehrerseminarien, und über 2000 niedere Bezirks- und Volksschulen gestiftet, und zur Verbreitung der Bibel in beinahe allen Gouvernements durch die Unterstützung der Bibelgesellschaften außerordentlich viel beigetragen. Zum Drucke wichtiger Werke wies er große Summen an, und belohnte wissenschaftliches Verdienst kaiserlich im In- und Auslande. Ueberall suchte er seine Unterthanen der Geisel ihrer Zwingherren zu entziehen, ohne jedoch mit Gewalt das Recht zu erzwingen. Er selbst ging mit dem schönsten Beispiele voran, indem er auf allen seinen Domänen die Leibeigenschaft abschaffte, und bereitete deren künftige Aufhebung durch einen den Leibeigenen zugesicherten Rechtsstand zweckmäßig vor. 1818 ertheilte er allen Bauern im Reiche das Recht, Fabriken und Manufakturen zu errichten, ein Recht, das früher nur dem Adel und den Kaufleuten der ersten und zweiten Gilde zustand. Er bewirkte ein unaufhörliches Ineinandergreifen des Bauern- und Kriegerstandes, indem er seit 1819 in jedes

Dorf des Militärdistrikts, nach seiner Größe, bis 50 Mann Soldaten mit einem Offizier legen ließ, um den Ackerbau erlernen und betreiben zu helfen, zugleich aber auch, um den Bauer in müßigen Stunden zu exerciren. Um seinem Volke durch eine neue Gesetzgebung Recht zu verschaffen, errichtete er eine Rechtsschule; auch that er den Mißbräuchen der Gewalt der Statthalter durch vorbeugende Gesetze Einhalt. Man hat Alexander's Regierungsgeschichte in drei Epochen eingetheilt: die erste, die friedliche, war ganz der Ausführung der Entwürfe Peter's des Großen und Katharina's II. in Beziehung auf die innere Verwaltung gewidmet; die zweite, die kriegerische, entwickelte in den Kriegen mit Frankreich, Schweden, der Pforte und Persien von 1805 bis 1811 die Streitkräfte des Reiches und das Nationalgefühl des Volkes; die dritte, die politische, strebte, mit Hinzuziehung der Früchte der ersten beiden, das Wort Peter's des Großen wahr zu machen, das er nach Besiegung der schwedischen Flotte bei den Alandsinseln in stolzer Regung ausgesprochen: Rußland dürfe keinen Nebenbuhler haben. In Taganrog ereilte den Kaiser Alexander, in Folge einer starken Erkältung, ein heftiges Fieber, welches, einen gastrisch-galligen Charakter annehmend, am 1. Dezember 1825 seinem Leben, im 48sten Jahre, ein Ende machte. Allgemeine Trauer verursachte der frühe Hintritt eines Monarchen, der durch hohe Regententugenden und persönliche Liebenswürdigkeit überall Verehrung und Liebe erworben hatte, und dem ganz Europa zu Danke verpflichtet bleibt.

Petersburg's noch gar nichts von dem Vorgefallenen wußte. Aber bald ward der Aufstand allgemein; umsonst machte der anwesende Prinz Georg Ludwig von Holstein einen Versuch, ihn zu unterdrücken. Jeder Widerstand wurde besiegt; auch das Volk strömte der neuen Regentin zu. Als solche legte Katharina in der Hauptkirche den Eid ab, schwur, die Freiheit und die Religion der Russen unverbrüchlich aufrecht zu erhalten; worauf das Volk, das Militär und der Adel ihr den Eid der Treue leisteten. Gegen Mittag wurde das schon vorher gedruckte Thronbesteigungsmanifest öffentlich angeschlagen. — Die Revolution hatte gesiegt, noch ehe der unglückliche Peter, den sie stürzte, etwas davon erfuhr. Erst auf dem Wege nach Peterhof kam ihm diese Schreckenskunde, die ihn betäubte und jedes Entschlusses beraubte. Er eilte nach Kronstadt, aber im Hafen weigerte man sich ihn einzulassen, da von Petersburg aus bereits Maßregeln getroffen worden waren, seine Flucht zu hindern. Noch hätte ihm die Ostsee zur Flucht nach Schweden oder Preußen offen gestanden; aber heimliche Anhänger der Revolution, die sich in seinem Gefolge befanden, wußten ihm auch dieses Rettungsmittel auszureden, und so kehrte er am folgenden Morgen mit seiner Galeere nach Oranienbaum zurück. Gleichzeitig brach Katharina an der Spitze der Garden, die etwa 10,000 Mann ausmachten, und mit einigem Geschütz nach Peterhof auf. Sie trug die Gardeuniform, hatte den Andreasorden angelegt, und ritt mit gezogenem Säbel und einem Eichenzweige auf dem Hute; sie begleiteten die Fürstin Daschkow, Orloff und ihre Hauptanhänger. Peter erfuhr ihren Zug. Die ihm ergebenen holsteinischen Truppen drangen flehend in ihn, sie gegen die Soldaten der Kaiserin zu führen, und einen Augenblick stand der unglückliche Monarch im Begriffe, den Kampf um Thron und Krone zu wagen. Aber schnell diesen Entschluß wieder aufgebend, unterwarf er sich, da Gegenwehr ihm fruchtlos erschien, den Verfügungen seiner Gemahlin. Auf ihre Weisung verfügte er sich, ohne sie zu sehen, nach Peterhof. Hier hatte er eine geheime Unterredung mit dem Grafen von Panin, dem Obersthofmeister seines Sohnes, in deren Folge er (10. Juli) mit einem Eide der Regierung entsagte. An demselben Abende hielt Katharina ihren feierlichen Einzug in Peterhof an der Spitze ihrer Garden. Das Volk empfing sie jubelnd, und sie versicherte sich der Anhänglichkeit desselben durch Beweise der Huld und Leutseligkeit. Peter verlor, wenige Tage nach der Revolution, sein Leben im Gefängnisse zu Ropscha (14. Juli 1762). Man gab eine Hämorrhoidalkolik als Ursache an, und begrub ihn, aller kaiserlichen Insignien ledig,

im Kloster des Alexander Newsky bei Petersburg. — Katharina suchte nun zunächst die Hoffnungen, die man auf sie gesetzt, zu rechtfertigen. Milde und Gnade bezeichneten die ersten Schritte ihrer Regierung. Sie verzieh Allen, die sich bei der Revolution als ihre Gegner erwiesen, und schmeichelte dem Nationalstolze der Russen, indem sie sich (3. Oktober) zu Moskau mit außerordentlicher Pracht krönen ließ. Sie legte große Achtung für die herrschende Religion an den Tag, beförderte Ackerbau und Industrie, begünstigte die Herstellung einer Marine, erließ nützliche Verordnungen für die Rechtspflege, und entwickelte große Thätigkeit sowohl in der inneren Verwaltung, als in den auswärtigen Verhältnissen. Sie wirkte gleich anfangs für den Frieden in Deutschland und beendigte den Krieg, welchen ihr Gemahl wegen alter Streitigkeiten seines Hauses über Holstein und Schleswig mit Dänemark hatte führen wollen, durch einen Vergleich, in welchem ihr Sohn Paul Petrowitsch sein Herzogthum Holstein-Gottorp gegen die beiden Grafschaften Aldenburg und Delmenhorst an Dänemark abtrat. Im Jahre 1764 brachte sie es dahin, daß ihr Günstling, Stanislaus August Poniatowski, den polnischen Thron bestieg. Als aber ihr Ehrgeiz sich in die Regierung Polens mischte, entstand dort eine Verschwörung gegen sie und den von ihrem Einflusse beherrschten König. Selbst die Türkei wurde 1768 von den mißvergnügten Polen zum Kriege gegen Rußland bewogen. Aber Katharina's siegreiche Feldherren schlugen die Türken zu Lande und zur See, und in dem darauf erfolgten Frieden zu Kaimardje (1773) gewann Rußland die längst ersehnte freie Schifffahrt auf dem schwarzen Meere, so wie zur Versicherung derselben zwei Seestädte in der Krimm. Mitten unter ihren Siegen gegen die Pforte verfolgte Katharina ihre Absichten auf Polen. Die Höfe von Wien und Berlin, welche den fortwährenden Unruhen Polens ein Ziel zu setzen trachteten, schlossen sich ihrer Politik an, und so wurde 1772 der Theilungstraktat unterzeichnet. Rußland erwarb dabei jene Provinzen, aus welchen es die Gouvernements von Polotzk und Mohilow bildete; außerdem behielt sich Katharina den ausschließlichen Einfluß auf Polen mit der Garantie der Konstitution und des der Republik verbliebenen Länderbestandes vor. Im Jahre 1773 brachte ein Kosak, Namens Pugatscheff, der sich für Peter III. ausgab, mehrere Provinzen des östlichen Rußland's in Aufstand, eroberte Kasan und bedrohte sogar Moskau, als er umzingelt, gefangen genommen und mit den übrigen Rädelsführern zu Moskau h[illegible] einzige Todesurtheil, welches unter Katharina'[illegible]

worden ist. Einen unbeschränkten Einfluß auf sie übte damals Potemkin aus, der mit ihr die Zügel der Regierung führte, und die das Gute wollende Monarchin da, wo noch nichts geschehen, in angenehmen Täuschungen erhielt. So stellte er, bei ihrer großen Reise durch die östlichen Provinzen ihres Reiches, mitten in Wüsteneien Scheinbilder von Städten und Dörfern auf, die hinter ihr wieder in Bruchstücke zusammenfielen; in Einöden wurde sie von Menschenmassen begrüßt, die während der Nacht weiter geschafft und am folgenden Tage an andern Plätzen und in veränderten Gestalten ihr wieder vorgeführt wurden, und in der Ferne zeigte er ihr Städte und Prachtgebäude, von denen nur die äußeren Mauern dastanden. Durch so freche Täuschungen erhielt Potemkin sie in dem Wahne, daß überall in ihrem Reiche Leben und Bevölkerung walte, und schmeichelte ihrem landesmütterlichen Herzen eben so sehr, wie ihrem Stolze. Doch blieb sie nicht bei dem bloßen Scheine stehen; sie verbreitete wirkliche und dauernde Segnungen über ihr Reich. Durch Begünstigungen zog sie eine Menge Fremder, besonders Deutscher in ihre Länder, durch welche sie viele wüste Plätze, besonders längs der Wolga, in der Statthalterschaft Astrachan bevölkerte und anbauete, und neue Pflanzstädte anlegte. Sie förderte und kräftigte den Handel ihrer Unterthanen, ertheilte dem Hafen von Archangel dieselben Vorrechte, welche bisher der Petersburger allein genossen, gab verschiedene Gattungen des inneren und auswärtigen Handels frei, ermunterte zu Versuchen, zu Anbau und Veredlung mancher russischen Naturerzeugnisse, und setzte Belohnungen auf den Anbau des Tabaks in der Ukraine. Rußland's Handel mit inneren Erzeugnissen, hauptsächlich mit solchen, die zum Schiffbaue dienen, erhob sich unter ihrer Regierung zu beträchtlicher Höhe, und russische Kauffahrteischiffe liefen bereits in spanischen und italienischen Seehäfen ein. Auch des öffentlichen Unterrichts, des Emporkommens der Wissenschaften und schönen Künste in ihrem Reiche nahm sie sich eifrig an. Sie stiftete neue Erziehungsanstalten, verbesserte die vorhandenen, schickte auf ihre Kosten junge Eingeborene in fremde Länder, um sich in Gelehrsamkeit und Künsten auszubilden, ließ nützliche Schriften fremder Sprachen in's Russische übersetzen, Abdrücke klassischer Kunstwerke verfertigen, gründete eine Akademie zur Vervollkommnung der russischen Sprache und traf vortheilhafte Veränderungen in der Staatsverwaltung. Ihren größten Ruhm begründete das von ihr selbst entworfene Gebäude der Gesetzgebung. Auch trug sie durch ihre Vermittelung zur beschleunigten Beendigung des baierischen Erbfolgekrieges bei. Preußen

und England, durch Katharina's immer weiter greifenden Einfluß besorgt gemacht, vereinigten sich, um die Pforte und Schweden zum Kriege gegen Rußland zu bewegen. Die Türken begannen einen unglücklichen Kampf, der sie vielleicht gänzlich aus Europa verdrängt hätte, wenn Katharina in ihren Finanzen weniger beengt und nicht durch das Entgegenwirken anderer Staaten gehindert worden wäre. Durch den Frieden zu Jassi 1792 behielt Katharina Oczakow und alles Land zwischen dem Bug und Dniester. Auch mit Schweden, das in derselben Zeit den Krieg gegen Rußland eröffnet und einen Augenblick Petersburg bedroht hatte, kam zu Werelä ein Friede zu Stande, der die Gränzen beider Staaten unverändert ließ. Polen, das sich im März 1791 eine neue Konstitution gegeben und durch sein Zurückstreben zur Unabhängigkeit Rußland gereizt und bedroht hatte, wurde, nach Beendigung des türkischen Feldzuges, mit Krieg überzogen und, nach erfolgloser Gegenwehr, einer letzten und völligen Theilung unterworfen, wodurch es aus der Reihe der selbstständigen Staaten verschwand. Auch vereinigte Katharina Curland, Samogitien, Semigallen und den Kreis von Pilten mit ihrem Reiche, begann einen Krieg gegen Persien und ging, wie behauptet worden ist, mit dem Plane um, das Reich des Großmoguls wiederherzustellen und der Herrschaft der Engländer in Bengalen ein Ende zu machen, als sie am 9. November 1796, im 68sten Jahre ihres Alters, plötzlich am Schlagflusse starb. — Ungeachtet einzelner Schwächen, gehört sie doch zu den größten Frauen und Regentinnen, welche die Geschichte aufzuweisen hat. Sie erhob sich auf den Fittigen einer Revolution zur höchsten Staatsgewalt; aber sie befleckte ihren Sieg durch keine Grausamkeiten; sie verzieh lieber und suchte zu beschwichtigen, und einzelne Gewaltthaten, welche in dem wilden Sturme nicht ausbleiben konnten, scheinen ohne ihr Wissen vorgegangen zu sein. Ihr Ehrgeiz und ihre Neigung zu stets erweiterter Herrschaft verwickelte sie in manche Streitigkeiten und Fehden, aber sie wußte sich auch in den schwierigen Umständen mit Kraft und Klugheit zu behaupten, und ging aus jeder Gefahr mit erhöhtem Einflusse hervor. Für ihre Unterthanen bewahrte sie ein treues, mütterliches Herz, und ihr Wille war immer der beste. Aber sie übereilte manche ihrer Schöpfungen, und fing bisweilen zu viel auf einmal an, daher manche ihrer wohlgemeinten Einrichtungen theils nicht zur Vollendung gediehen, theils sie selbst nur kurze Zeit überlebten. Ihre Thätigkeit und ihre Fertigkeit in Geschäften war bewundernswürdig, und sie vermochte zu gleicher Zeit verschiedenartige Arbeiten zu unternehmen und zu beendigen, ohne daß eine durch die andere verkümmert

wurde. Sie liebte es, Anerkennung zu finden, und schmeichelte den berühmten Geistern ihrer Zeit, um von ihnen gelobt zu werden; sie erreichte auch wirklich dieses Ziel, indem die Gelehrten Europa's einstimmig ihre Fürstengröße priesen, was sie auch großentheils verdiente. Katharina war von mittelmäßiger Größe; ihre Gestalt, welche in den reiferen Jahren an Umfang zunahm, zeigte doch zugleich noch den zarten Wuchs ihrer Jugend, und ihre großen blauen Augen erhöhten ihre übrigen Reize. Bei öffentlichen Handlungen erschien sie mit vielem Anstande und im Gefühle ihrer Würde; im Privatleben war sie die artigste Dame ihres Hofes. Sie besaß hohe Bildung und ausgebreitete Kenntnisse; ihre Büchersammlung bezeugte ihre Einsicht und ihren Geschmack; sie selbst hat sich als Schriftstellerin nicht ohne Glück versucht und mehrere Werke in deutscher, französischer und russischer Sprache geliefert.

Louis Adolphe Thiers.

Geboren 1797.

Aus welchem Gesichtspunkte wir auch das Wirken und die Erscheinung dieses merkwürdigen Mannes betrachten mögen — in dessen Kopfe die vulkanischen Gewalten der ersten französischen Staatsumwälzung noch immer nicht ausgetobt haben, der noch vor Kurzem in trotziger Erbitterung ganz Europa den Fehdehandschuh hinzuwerfen sich erdreistete und, die abgeschiedenen blutigen Geister der neunziger Jahre wieder aufweckend, das Erobererschwert der Revolution drohend über den Rhein herüber blitzen ließ, — jedenfalls muß man zugeben, daß sein Name von der Geschichte der neuesten Epoche Frankreich's nicht zu trennen ist, da in ihm die wilden Zuckungen der Zeit, in ihrer krampfigen Gewalt und ihren seltsamen Widersprüchen, in ihrem Schwanken zwischen Anarchie und Despotismus, kurz die ganze Gegenwart Frankreich's, sich scharf und grell abspiegeln. Thiers wurde den 16. April 1797 zu Marseille geboren. Sein Vater, ein armer Schlosser, wurde frühzeitig auf die glänzenden Talente seines Sohnes aufmerksam gemacht und scheute daher kein Opfer, um ihn für den gelehrten Stand zu erziehen. Seine vorbereitende Bildung erhielt er im Lyceum seiner Vater-

stadt; von dort ging er, achtzehn Jahre alt, auf die Universität zu Aix, wo er die Rechte studirte, durch seine Fähigkeiten zwar Aufsehen machte, aber auch als ultraliberaler und unruhiger Kopf sich in Mißkredit setzte. Man ging darin so weit, daß man ihm sogar einen von der Akademie ausgesetzten Preis vorenthielt, den er durch die beste Arbeit verdient hatte. Durch List gewann er endlich jenen Preis, den man seinem Verdienste nicht gegönnt; er bearbeitete nämlich den aufgegebenen Gegenstand noch einmal nach einer ganz neuen Ansicht, und ließ seinen Aufsatz, damit ja nicht auf ihn gerathen werde, von Paris aus nach Aix senden. Die Arbeit wurde als die vorzüglichste erkannt, und jetzt konnte man, als man den wahren Verfasser erfuhr, ihm den Preis nicht länger verweigern. Nach Vollendung seiner Studien ward er Advokat; da er aber in diesem Stande auf Hindernisse stieß, so beschloß er, durch frühere schriftstellerische Versuche aufgemuntert, geradezu nach Paris zu gehen und dort als Journalist sein Glück zu versuchen. Anfangs erging es ihm ziemlich karg. Aber durch die Gunst Manuel's, des kühnen Wortführers der Volkspartei, für welchen er im entscheidenden Momente sich erklärt hatte, wurde er in die Opposition eingeführt, und erhielt 1823 eine Stelle unter den Redakteurs des »Constitutionnel«, des Hauptorgans der liberalen Partei. Hier machte Thiers durch seine scharfen, durchdringenden Aufsätze, die unmittelbar mit der Ueberzeugung des Volkes zusammentrafen, außerordentliches Aufsehen; selbst Talleyrand würdigte den unschönen kleinen Mann mit der kreischenden Stimme seines näheren Umgangs. In jener Zeit vollendete er auch seine berühmte »Geschichte der französischen Revolution«, die, ein Meisterwerk in der Darstellung, zugleich die tiefste und erschöpfendste Einsicht in jenes titanische Ereigniß gewährte. Nunmehr fand er bei der Partei, welcher er angehörte, merkliche Unterstützung; er ward Miteigenthümer des „Constitutionnel", und als dieser Wirkungskreis ihm nicht mehr genügte, gründete er 1828 den »National«, welcher einen neuen Abschnitt in der politischen Entwickelung Frankreich's eröffnete. Mit noch nie erhörter Kühnheit, aber auch mit einem unglaublichen Aufgebote von Geist und Scharfsinn, stellte er sich der Staatsverwaltung entgegen, und die Julirevolution war die Folge der durch Thiers' Beredsamkeit geweckten und genährten Gesinnungen. Als nach wiederhergestellter Ordnung die Julidynastie ihr erstes Ministerium bildete, wurde er zum Staatsrathe ernannt, und der Finanzminister Baron Louis übertrug ihm versuchsweise die wichtigen Geschäfte eines Generalsekretärs im Ministerium der Finanzen. Als am 2. November 1830 Laffitte, seit länger schon Thiers'

Gönner, an die Spitze des Ministeriums trat, ernannte er Letzteren zum Unterstaatssekretär der Finanzen, und überließ ihm die ganze Leitung dieses hochwichtigen und schwierigen Verwaltungszweiges. An dem durch Laffitte vorgelegten neuen System der Abgabenvertheilung hatte Thiers den wesentlichsten Antheil, und wie viel man auch daran getadelt hat, so erreichte es doch seinen Hauptzweck, indem es der Regierung möglich machte, den ungeheuren Bedürfnissen des Augenblicks zu begegnen. Die Stadt Aix wählte ihn zu ihrem Abgeordneten; doch war sein erstes Auftreten in der Kammer nicht ganz erfolgreich; auch war er noch ganz von den Eroberungs- und Insurrektions-Ideen der alten Revolution unterjocht. Doch das wilde und wüste Treiben der Parteien während der ersten Monate nach der Julirevolution mußte ihn, den scharfsinnigen Beobachter, bald abstoßen; seine Ansichten läuterten sich, daher behielt er, nach dem Austritte Laffitte's 1831, auch unter dessen Nachfolger, dem schroffen Casimir Périer, nicht allein, zu allgemeiner Verwunderung, seine Stelle, sondern erklärte auch in der ersten Rede, die er in der Abgeordnetenkammer hielt, seinen früheren Grundsätzen und seinen bisherigen Meinungsgenossen auf das Entschiedenste den Krieg. Mit glänzender Beredsamkeit vertheidigte er die Erblichkeit der Pairswürde, doch ohne sie aufrecht erhalten zu können. Als nach Périer's Tode das Ministerium vom 11. Oktober 1832 gebildet wurde, erhielt Thiers die Stelle eines Ministers des Innern. Durch energisches Einschreiten beendigte er die belgischen Wirren, und machte die Herzogin von Berry unthätig; nebenbei konnte er in seinen Reden nicht die leidenschaftliche Begierde nach Herstellung der »natürlichen« Gränzen Frankreich's unterdrücken. Als Minister des Handels, zu welchem eine Ordonnanz vom 31. Dezember 1832 ihn ernannte, blendete er Frankreich durch großartige und prunkende Unternehmungen; er ließ das gestürzte Standbild Napoleon's auf dem Vendomeplatze wieder errichten; den Triumphbogen de l'Etoile am Eingange der Champs-elysées vollenden, prachtvolle Gebäude aufführen, das Land nach allen Richtungen mit einem Netze von Straßen und Kanälen durchziehen, wodurch er Tausenden von Armen Beschäftigung, und Handel und Gewerbfleiß, die seit der Revolution darniedergelegen hatten, einen neuen, noch nie gesehenen Aufschwung verschaffte. Schon damals beschäftigte ihn lebhaft die Befestigung von Paris, da Napoleon auf St. Helena erklärt hatte, daß er 1814 nicht gefallen sein würde, wenn Paris befestigt gewesen wäre. Der eifrig betriebene Bau der Forts mußte jedoch, da man sie nicht gegen den auswärtigen Feind, sondern gegen die Bevölkerung der

Hauptstadt gerichtet glaubte, und die allgemeine Stimme im Juli 1833 sich heftig dagegen erhob, ausgesetzt werden. Am 1. April 1834 übernahm Thiers wieder das Ministerium des Innern, ergriff heftige Maßregeln gegen die republikanischen Verbindungen und setzte sich, als dem blutigen Aufstande zu Lyon jener in den Straßen von Paris folgte, durch prahlerische Zurschaustellung seines Muthes, der größten Gefahr aus. Der Präsident des Ministerrathes, Marschall Soult, der mit dem kleinen Manne leichte Arbeit zu haben hoffte, wurde von ihm dergestalt in die Enge getrieben, daß er seine Entlassung nahm. Auch sein Nachfolger, Marschall Gérard, da er gegen Thiers nicht die Begnadigung aller politischen Verbrecher durchsetzen konnte, zog sich zurück. Dies veranlaßte eine Auflösung des ganzen Kabinets. Doch kurz darauf traten sämmtliche Minister, die mit Thiers aus der Verwaltung geschieden waren, mit ihm wieder in dieselbe ein. Am 28. Juli 1835 befand er sich an der Seite des Königs, als Fieschi's Höllenmaschine ringsum Tod und Verderben verbreitete. Dieses furchtbare Ereigniß riß ihn über die Gränzen besonnener Mäßigung hinaus, die er sich anfänglich gesteckt hatte. Er willigte in die Vorlegung der bekannten Septembergesetze und vertheidigte sie gegen den Widerspruch der Parteien. Der König, der in Thiers den einzigen Mann sah, um jene, dem seit sechs Jahren befolgten Systeme der Regierung, entgegengesetzte öffentliche Abneigung zu überwinden, ernannte ihn am 22. Februar 1836 zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten und zum Präsidenten des Ministerrathes. Durch Milderung der Strenge gegen die Presse und andere gerngesehene Maßregeln versöhnte er die Gemäßigten aller Parteien mit der Regierung. Dagegen unternahm er ein kühneres und durchgreifenderes Verfahren in den auswärtigen Verhältnissen, und setzte den Beschluß durch, mit bewaffneter Hand in Spanien einzuschreiten, als der König plötzlich seine Zustimmung versagte. Das Kabinet war durch die bestimmten Zusagen, die es der spanischen Regierung ertheilt hatte, gebunden; daher nahm Thiers am 25. August 1836 nebst sämmtlichen Ministern seine Entlassung. Er unternahm 1837 eine große wissenschaftliche Reise nach Italien, trat, nach seiner Rückkehr, in der Kammer als der entschiedenste Gegner der ganzen auswärtigen Politik des Kabinets auf und stellte sich an die Spitze der mehr und mehr von der Regierung sich lossagenden Partei der gemäßigten Liberalen; selbst sein Gegner Guizot schloß sich ihm an. Molé, der jetzt an der Spitze der Verwaltung stand, mußte, trotz seiner Ausdauer, den fortgesetzten Angriffen der Opposition endlich

weichen und seine Stelle niederlegen. Genährt durch die sich wunderlich kreuzenden Intriguen der verschiedenen Parteien, trat eine lange ministerielle Krisis ein, die von einem Haufen wahnsinniger, zu einem republikanischen Geheimbunde vereinigter Jünglinge dazu benutzt wurde, einen Handstreich gegen die bestehende Ordnung zu versuchen. Mitten in dem Momente des Aufruhrs in den Straßen bildete die Regierung das neue Ministerium. Thiers, noch in den letzten Augenblicken versuchend, dem Hofe den Sieg zu entreißen, bewarb sich um den Vorsitz in der Abgeordnetenkammer. Aber er unterlag gegen den ministeriellen Kandidaten. Da faßte ihn bitterer Unmuth; er beschloß, sich ganz von den öffentlichen Angelegenheiten zurückzuziehen, und vertiefte sich in geschichtliche Studien. Kaum hatte verlautet, daß er eine Geschichte des Kaiserreiches unter der Feder habe, als ein Buchhändler die außerordentliche Summe von 200,000 Francs für das Werk bot, auf welches freilich ganz Frankreich im Voraus seine Aufmerksamkeit gerichtet hatte. Die orientalischen Händel erschwerten die Stellung der Regierung von Neuem. Aber ein noch entscheidenderer Vorfall brach von einer anderen Seite herein. Schon im Jahre 1837 war der Antrag, dem zweiten Sohne des Königs eine Apanage auszusetzen, mit großer Stimmenmehrheit verworfen worden. Als nun Passy drei Jahre später denselben Gegenstand unter dem Titel einer Dotation wieder in Vorschlag brachte, wurde der Antrag von der Kammer so entschieden zurückgewiesen, daß man nicht einmal auf eine Erörterung einging. Dies veranlaßte, daß am andern Morgen (21. Februar 1840) sämmtliche Minister ihre Entlassung in die Hände des Königs niederlegten. Da konnte der König, nach allgemeinem Dafürhalten, Thiers nicht länger vermeiden, und wie schwer ihm auch seine, von Jenem grundverschiedenen politischen Prinzipien diesen Schritt machten, so forderte er ihn doch auf, ein Kabinet nach seinem Dafürhalten zu bilden. Ungeachtet der damit verbundenen Schwierigkeiten unterzog sich Thiers diesem Auftrage, und es gelang ihm durch glückliche Konstellationen wie durch geschickte Manövres, sich schnell in seiner Stellung zu befestigen. Er betrachtete und gab sich als Sohn der Julirevolution aus, deren Schlußstein er in der Regierung Ludwig Philipp's erblickte, so wie er das Kaiserreich als den Schlußstein der Revolution von 1789 ansah. Um dem Ruhme des Kaiserreiches eine öffentliche Anerkennung zu zollen und ihn mit der Gegenwart zu verknüpfen, forderte er von England die Ueberreste Napoleon's zurück, welche, nachdem sie seit beinahe zwanzig Jahren auf St. Helena geruht, durch den jungen Herzog von Joinville, des Königs dritten Sohn, abgeholt

und nach Frankreich feierlich zurückgebracht wurden. Als, wegen Frankreich's fortwährend verzögerter fester Erklärung in Betreff der Maßregeln zur Pacifikation des Orientes, am 15. Juli 1840 zu London, ohne Zuziehung Frankreich's, jene berühmte Uebereinkunft der vier Mächte mit der Pforte unterzeichnet wurde, welche dem Pascha von Aegypten eine kurze Frist setzte, binnen welcher er, bei Verlust aller seiner Ansprüche, sich zu unterwerfen habe; da glaubte der exaltirte Thiers, der seine Erklärung nur darum so lange hinausgeschoben hatte, um seinem Schützlinge, dem Pascha von Aegypten, günstigere Bedingungen zu erwirken, durch kriegerische Drohungen die vermeintliche Zurücksetzung, welche Frankreich erfahren, rächen zu müssen. Er hoffte, durch die bloße Miene eines beabsichtigten Kampfes die Maßregeln der Verbündeten zu lähmen und sie von ihren Entschlüssen zurückzuschrecken. Er ordnete daher ungeheure Rüstungen zu Wasser und zu Lande an, zu denen der König seine Zustimmung gab, weil er mit seinem Minister der Meinung war, daß Frankreich nur mit dem Kriege drohen dürfe, um die Mächte zur Nachgiebigkeit zu vermögen. Doch das brittische Kabinet ließ sich nicht irre machen; es erklärte offen seine Ueberzeugung, daß Frankreich nicht zum Ernste schreiten werde, und ließ gegen den Pascha von Aegypten, laut den Bestimmnngen des Julivertrages, verfahren. Thiers war der festen Meinung gewesen, daß der Pascha von Aegypten, durch große Streitkräfte geschützt, jedem Angriffe einen hartnäckigen und dauernden Widerstand werde entgegensetzen können. Aber der schon früher vorbereitete Aufstand der syrischen Bergvölker gegen die Herrschaft Mohammed Ali's, und die unendlich weit hinter allen Erwartungen zurückbleibende Qualität der ägyptischen Streitmittel, die Demoralisation des Heeres und die Unentschlossenheit des Pascha's gaben der ägyptischen Sache die kläglichste Wendung. Beirut, Saida und St. Jean d'Acre fielen kurz hinter einander. Als Thiers eingesehen, daß die Mächte, uneingeschüchtert durch Frankreich's Drohungen, wirklich Gewalt gegen Mohammed Ali brauchten, wollte er es nicht bei bloßen Drohungen bewenden lassen, sondern beschloß vielmehr, um es nöthigenfalls mit den vereinten Kräften von ganz Europa aufnehmen zu können, die französische Landmacht auf die ungeheure Zahl von 939,000 Streitern zu bringen. Der König verweigerte jedoch seine Genehmigung dazu, weil er es für widersinnig hielt, einen Krieg am Rhein anzufangen, um Syrien dem Pascha von Aegypten zu retten. Thiers, der bereits zu weit gegangen war, um mit Ehren zurück zu können, nahm nebst allen seinen Kollegen

seine Entlassung, und am 29. Oktober 1840 trat der Marschall Soult, der vor wenig mehr als einem halben Jahre durch den Widerspruch der Abgeordnetenkammer gegen seine politischen Grundsätze gestürzt worden war, von Neuem an die Spitze der Geschäfte. Seiner friedlichen Politik gelang es, anfangs durch ausweichende und verzögernde Schritte, dann auf offenerem Wege, den Krieg zu vermeiden, zu welchem später jede Aussicht verschwand, als, nach Unterwerfung des Pascha's unter die von der Pforte ihm gestellten Bedingungen, den 13. Juli 1841, also fast ein volles Jahr nach dem Abschlusse des Londoner Vertrages, auch Frankreich demselben beitrat. Thiers selbst, obwohl er sich eifrig gegen den Tadel der Unbedachtsamkeit vertheidigte, den seine Gegner wider ihn erhoben, hatte zugegeben, daß nach den unerwarteten Erfolgen, welche die brittische Seemacht in Syrien erlangt hatte, nicht viel mehr zu thun sei. Er zog sich in den Privatstand zurück und unternahm, angeblich um Material zu seiner „Geschichte des Kaiserreiches" zu sammeln, doch wohl nicht ganz ohne Beimischung politischer Absichten, im Sommer 1841 eine Reise durch einen Theil Deutschland's, wo er die Schlachtfelder von Jena, Leipzig, Dresden, Aspern, Wagram rc. besichtigte. Man nahm den Mann, der so nahe daran gewesen war, über Europa neue Schrecken des Krieges zu bringen, und seine Eroberungsprojekte auf den „freien deutschen Rhein" so offen an den Tag gelegt hatte, mit einiger Zurückhaltung und Verlegenheit auf, welche berühmte Fremde sonst in Deutschland nicht zu erfahren pflegen, und er selbst schien sich etwas unfrei und befangen zu fühlen; daher er im Kölner Museum, als man ihn aufmerksam machte, daß einige Herren gekommen seien, ihn zu sehen, die schroffe Antwort gab: er reise nicht, um sich sehen zu lassen. Von seiner äußeren Persönlichkeit entwarf man in Deutschland folgendes Bild: Abgesehen von dem geistigen Wesen des merkwürdigen Mannes, hat uns die französische Tagespresse sein äußeres Bild doch etwas zu verzerrt gegeben. Sein Kopf schwebt allerdings sehr markirt auf dem nicht eben großen, aber wohlgerundeten Körper, doch weniger weil er etwa so ungewöhnlich groß wäre, wie ihn die Franzosen zeichnen, als wegen seiner hervorstechenden Eigenschaften: napoleonisch gebildete, hohe Stirn, große dunkle Augen, aus denen ungewöhnlicher Geist leuchtet, mit starker Beimischung von Scharfsinn und Schlauheit. Der Kopf sitzt frei und gelenk auf dem Nacken; er hält ihn gewöhnlich etwas zur Seite, als sänne er nach oder wollte horchen. Doch wirkt ein freundlicher, ja munterer Ausdruck in seinem Gesicht angenehm.

François Guizot.

Geboren 1787.

Wenn auch nicht mit dem bestechenden Siegesgepränge eines Thiers auftretend, hat Guizot durch seine ruhige und feste Haltung desto tiefer und entscheidender in Frankreich's Gegenwart eingegriffen; als Geschichtschreiber und Publicist, wie als Staatsmann, gehört er den merkwürdigen Männern seines Vaterlandes an. Geboren als Protestant zu Nimes den 4. Oktober 1787, studirte er in Genf Philosophie und deutsche Sprache und Literatur, ging dann nach Paris, wo er seine Studien fortsetzte, seit 1812 Vorlesungen über die neuere Geschichte hielt, und theils sprachwissenschaftliche (z. B. das bekannte »Nouveau dictionnaire universel des Synonymes de la langue française"), theils biographische, theils auf die Erziehung und den Zustand der schönen Künste in Frankreich Bezug habende Schriften herausgab. Nach der Restauration 1814 betrat er die administrative Laufbahn, auf welcher er, beschützt von dem Abbé Montesquiou, schnell emporstieg und als Generalsekretär im Ministerium des Innern, dann im Ministerium der Justiz zu einem großen Einfluß gelangte. Die Art jedoch, wie er manche von seinen Gönnern betriebene Maßregeln ausführte, und noch mehr, daß er sie überhaupt ausführte, diente nicht ihn beliebt zu machen. Bei Napoleon's Rückkehr von Elba begleitete er Ludwig XVIII. nach Gent, wo er sich durch seine Mitwirkung an dem »Moniteur de Gand", wie auch als Geschäftsmann nützlich zu machen wußte. Nach der zweiten Restauration 1815 wurde er vom Könige zum Requetenmeister des Staatsrathes und zum Generalsekretär, 1817 zum Staatsrathe ernannt, und erlangte nebst seinen politischen Freunden bedeutenden Einfluß im Kabinet. Um jene Zeit kam für diese Männer der Name »Doctrinaire" auf. Guizot und seine Freunde unterschieden sich nämlich von der damals sehr mächtigen Partei der Ultraroyalisten durch Mäßigung; von den Liberalen, den Patrioten und den Bonapartisten durch mehr royalistische Grundsätze, von Allen aber durch eine, aus

wissenschaftlichem, obschon einseitigem Studium der Staatslehre hervorgegangene, eigenthümliche, auf einer Art philosophischer Basis ruhende Theorie über Regierungs- und Verwaltungskunst; und weil Guizot und Royer-Collard diese ihre Ansichten häufig auf der Tribune aus einander setzten, und ihren Reden meist etwas Docirendes und Kathedermäßiges anklebte, so belegte sie Etienne's spöttelnde Laune mit dem Namen der „Herren von der Doctrine". Der Sturz des Ministers Décazes 1819 hatte auch Guizot's Entlassung zur Folge. Dieser bequemte sich nun wieder, den Lehrer der neueren Geschichte an der Faculté des lettres, so wie an der Normalschule abzugeben; auch ward er königlicher Censor, kam aber um beide Stellen, als 1822 die Normalschule und später die Censur aufgehoben wurden. Auch seine geschichtlichen Vorträge mußte er, weil sie 1821 und 1822 das Mißfallen der Minister erregt, 1824 einstellen, und konnte sie erst 1828 wieder eröffnen. Damals entfaltete er seine größte schriftstellerische Thätigkeit, hauptsächlich im historischen und politischen Fache, wobei er durch seine Kenntniß deutscher Geschichtsquellen sich ein Uebergewicht über die meisten anderen französischen Historiker sicherte; auch thut er sich als Geschichtschreiber durch Gelehrsamkeit und geniale Kombination hervor, und obgleich seine Manier, die unter dem Namen des „historischen Rationalismus" eine eigene Schule gebildet hat, indem er die Thatsachen massenweise zusammenstellt und allgemeine Betrachtungen an sie knüpft, zu manchen irrigen Folgerungen Veranlassung gibt, so ist doch sein Talent, Thatsachen zu erforschen, aufzufassen und zum Verständniß darzulegen, bewundernswerth. Im Jahre 1829 wurde er wieder in die Liste der außerordentlichen Staatsräthe eingetragen, worauf ihn die Julirevolution 1830, während welcher er viel zur Erhebung des Hauses Orleans beitrug, seiner wissenschaftlichen Laufbahn entzog. Er verfaßte die Protestation gegen die Juliordonnanzen und ward am 30. Juli provisorisch Minister des öffentlichen Unterrichts, am 11. August aber Minister des Innern. Wenn er sich auch unter der vorigen Regierung zuletzt der Opposition angeschlossen, so waren seine Meinungen doch stets von jeder revolutionären Richtung entfernt geblieben. Von ihm ging die Erneuung des durch die Revolution nöthig gewordenen Verwaltungspersonals aus, wobei seine Wahl natürlich auf Gleichgesinnte fiel, und bei dem unbegränzten Einflusse, welchen die Verwaltung in Frankreich auf alle Aeußerungen des öffentlichen Lebens übt, kann man sagen, daß Guizot die ganze politische Entwickelung, welche in Frankreich seit der Julirevolution eingetreten ist,

zum Voraus bestimmte. Es gelang ihm, die Plane der Liberalen in vielen Beziehungen zu vereiteln. Als der doctrinäre Theil des Ministeriums schon im November 1830 entlassen wurde, nahm Guizot, als Deputirter von Lisieux im Departement Calvados, an den Staatsgeschäften Theil, saß während des Ministeriums Laffitte auf der linken Seite und schloß sich, als 1831 Casimir Périer Minister ward, an die richtige Mitte an. Als nach Périer's Tode (16. Mai 1832) Dupin den Auftrag, ein neues Kabinet im Sinne Périer's zu bilden, ablehnte, blieb dem Könige keine andere Wahl, als Guizot, der, nach dem Sturze der Geburtsaristokratie in Frankreich, eine Aristokratie des Reichthums dafür begründen zu müssen glaubte, die, nach seiner Meinung, dem Staatswesen jetzt allein noch die nöthige Festigkeit verleihen konnte. Er trat den 11. Oktober 1832 zwar blos als Minister des öffentlichen Unterrichts ein, wodurch er auf die Leitung der politischen Angelegenheiten keinen unmittelbar bedeutenden Einfluß erhielt; aber man wußte wohl, wie überwiegend der Einfluß seiner Ansichten bei der enggeschlossenen Schar seiner Freunde war. Um dem Wortlaute seiner Stellung zu entsprechen, wirkte er kräftig für die Verbesserung der Unterrichtsanstalten, vorzüglich der Primairschulen; auch stellte, durch seinen Bericht veranlaßt, Ludwig Philipp die von Napoleon 1803 aufgehobene fünfte Klasse des Institutes, die Akademie der moralischen und politischen Wissenschaften, 1832 wieder her. Unablässig arbeitete er nun an der Vermehrung der königlichen Gewalt. 1831 half er das Gesetz gegen die politischen Gesellschaften durchsetzen, mußte sich aber bei dieser Gelegenheit durch Garnier Pagès öffentlich daran erinnern lassen, daß er vor wenigen Jahren selbst Mitglied des Vereins Aide-toi, et le ciel t'aidera gewesen sei, der unter der Regierung Karl's X. an dem Sturze der Bourbons gearbeitet habe. Nach dem Austritte des Herzogs von Broglie aus dem Ministerium behielt Guizot zwar seine Stelle, aber die doctrinäre Partei erlitt dadurch gleichwohl einen empfindlichen Verlust, und Guizot's Einfluß, der vorher der überwiegende gewesen war, wurde geschwächt. Als am 29. Oktober 1834 der Marschall Gérard von der Verwaltung zurückgetreten war, brachte Guizot als Kandidaten für den Vorsitz im Ministerrathe den Herzog von Broglie in Vorschlag, durch welchen er den Doctrinairs auf's Neue das Uebergewicht im Conseil zu verschaffen hoffte. Er brachte die Mehrheit der Minister zu dem Entschlusse, von dem Könige die Ernennung des Herzogs von Broglie zu verlangen und, falls dies nicht geschehe, ihre Entlassung zu nehmen, auch nur

vereint wieder in das Kabinet einzutreten. Dies veranlaßte die Entlassung der Minister, unter ihnen auch Guizot's (November 1834). Aber die Schwierigkeit der Bildung eines neuen Ministeriums bewirkte, daß der König sich ihnen wieder näherte und sie sämmtlich in ihre früheren Stellen wieder eintraten. Ein ähnlicher Fall ereignete sich im Februar 1835 nach dem Ausscheiden des Marschalls Mortier; die Minister, welche bereits ihre Entlassung eingereicht, entschloßen sich zu bleiben, und Ludwig Philipp, sie zu behalten. Thiers und Guizot zeigten sich als die beiden feindlichen Pole der Verwaltung, indem Jener seine ursprünglich liberale Gesinnung nicht verläugnete und nur der Gewalt der Umstände nachgab, wenn er seine Grundsätze nicht im praktischen Leben zur Anwendung brachte, während Guizot allen liberalen Ideen offen den Krieg erklärte. Guizot, dessen Herrschsucht dem Könige oftmals unbequem wurde, schied am 6. Februar 1836 mit der doctrinairen Partei aus der Verwaltung. Man warf ihm vor, sein System sei Strenge und Widerstand gewesen, wogegen er sich zu verwahren suchte, indem er behauptete: seine Politik sei niemals eine rückschreitende gewesen, weil in einer Zeit, wo zügellose Leidenschaften alle Dämme zu durchbrechen drohten, der wahre Fortschritt in der Rückkehr zur Ordnung liege. Als am 25. August 1836 Thiers, weil der König seine Plane für Spanien zu unterstützen sich weigerte, sein Entlassung einreichte, trat Guizot abermals für den öffentlichen Unterricht in das Ministerium. Zwar waren Thiers und Guizot seit der Julirevolution beinahe immer vereinigt gewesen; sie hatten in der Verwaltung neben einander gestanden, in der Abgeordnetenkammer gemeinschaftlich all' die strengen Maßregeln vertheidigt, welche die Regierung zur Aufrechthaltung der Ordnung ergriff; dennoch waren Beide so weit von einander getrennt, wie die Restauration von der Julirevolution. Umsonst suchte Guizot seine alte Anhänglichkeit an die Grundsätze der Restauration, umsonst Thiers seine Vorliebe für die Lehren der Revolution zu verbergen; von dem Augenblicke an, in welchem die Ordnung wieder fest begründet schien und der Parteienkampf nicht alle Kräfte ausschließend in Anspruch nahm, trat in Jedem die ursprüngliche Richtung täglich offener und unverhüllter hervor. Als das Projekt der Apanage des Herzogs von Nemours an dem Widerstande der Kammer scheiterte, schieden die Doctrinaires, mit ihnen Guizot, im April 1837 abermals aus. Bei den Erörterungen, welche die durch Molé durchgesetzte allgemeine Amnestie für alle politischen Gefangenen (9. Mai 1837) veranlaßte, nahm Guizot Gelegenheit, um ausführlich die Ansichten

zu entwickeln, welche die Grundlage seines politischen Systems bildeten. Er vertheidigte sich gegen die Beschuldigung der Härte, und daß er eine neue Aristokratie habe gründen wollen. Das, was er wolle und immer gewollt habe, sei das Uebergewicht des Mittelstandes; dieser sei zerstreut und kraftlos, die Regierung müsse ihn organisiren, um sich sammeln, sich in ihm eine feste Stütze bilden. Er führte nun seine Doctrinaires zum immer unverholeneren Kampfe gegen die Minister, und hatte schon gegen das Ende des Jahres 1838 offen mit der Regierung gebrochen, wobei er von der Partei der Liberalen, namentlich von Thiers, kräftig unterstützt wurde. Dennoch hielt sich das Ministerium noch bis zum 8. März 1839, wo es, von allen Seiten bedrängt und angefochten, seine Entlassung einreichte. Als am 1. März 1840 Thiers wieder an die Spitze der Geschäfte trat, war Guizot kurz vorher (9. Februar) zum Botschafter in London an die Stelle des Generals Sebastiani ernannt worden und behielt auch unter der neuen Verwaltung diesen wichtigen Posten, welcher wegen der schwebenden Unterhandlungen über die orientalische Frage, die das Ministerium in die Länge gezogen zu sehen wünschte, doppelte Schwierigkeiten hatte. Guizot war mit dieser Ansicht einverstanden, warnte aber zugleich, daß man die Zeit nicht unbenutzt vorübergehen lassen dürfe, weil England sonst leicht einen plötzlichen Entschluß fassen und ohne Frankreich handeln könne, eine Vorhersagung, die am 15. Juli wirklich eintraf. Als am 21. Oktober das Ministerium Thiers unter der Schwere der eigenen kriegerischen Rüstungen erlag, und der Marschall Soult als Conseilpräsident und Minister neuerdings an die Spitze der Geschäfte trat, um den Frieden um jeden Preis zu erhalten, wurde ihm Guizot als Minister der auswärtigen Angelegenheiten beigegeben. In dieser Stellung strebte er, trotz des Geschreies der Liberalen und der kriegerischen Partei, dem Systeme des Friedens beharrlich nach, leitete vorsichtig die allmälige Wiederentwaffnung ein, und half den endlichen Anschluß Frankreich's an den Londoner Vertrag (Juli 1841) durchsetzen, wodurch dieser Staat aus seiner kriegdrohenden Absonderung wieder in die europäische Gemeinschaft zurückkehrte. — Guizot's Laufbahn ist noch nicht abgeschlossen, daher noch kein bestimmtes Urtheil über ihn zu fällen. Er besitzt einen kräftigen Willen, und setzt den Kampf für die Erhaltung der Ordnung mit Entschiedenheit fort. Doch steht seiner Liebe zur Monarchie nicht selten seine eigene Herrschsucht, seiner Liebe für die gesetzliche Freiheit der Nation sein rücksichtsloser Eigensinn entgegen; daher seine Gegner ihm in neuester Zeit den Vorwurf machten: er habe,

an die Stelle des von Thiers geübten kriegerischen, einen Despotismus des Friedens gesetzt; eine Beschuldigung, zu welcher er, wie unverdient sie auch sein mag, wenigstens bisweilen den Schein nicht vermieden hatte.

Wolfgang Amadeus Mozart.

Geboren 1756. Gestorben 1791.

Sei uns gegrüßt, Mozart, größter, erhabenster Repräsentant der Musik, jener wunderbaren Kunst, welche ohne Gestalt und ohne mathematische Beweisführung frei im Reiche der Empfindungen waltet und Bilder durch den Eindruck schafft, während ihre Schwestern, die übrigen Künste, den Eindruck durch Bilder erzeugen! Du, der nie, wie so viele berühmte Namen Italien's und Frankreich's, die Musik zur bloßen Conversationssprache der Empfindung herabwürdigte, nie ihr schöne nichtssagende Floskeln in den Mund legte, nie ihren heiligen Sinn unter lüstern verwirrenden, bunten Klangfiguren versteckte, der immer nur im graziösen Scherze, im erhabenen Ernste oder, wie die Orakelsprüche des delphi'schen Gottes, in tiefsinniger Kürze zu unserem Gefühle sprach! Du, dessen Musik nicht auf der bloßen Oberfläche des Lebens stehen blieb, wo Liebe, Schmerz, Sehnsucht, Freude, Zorn die ewig wiederkehrenden Motive der Melodie bilden, nein, der, über die engen Kreise des Subjektiven kühn hinaus schweifend, die Musik zu plastischem Ausdrucke erhob, sie außer Empfindungen und Affekten, auch Charaktere und Eigenschaften schildern lehrte; der, wie Keiner vor und nach ihm, in seinen Tönen Weisheit und Laster abbildete, Tugend durch Musik predigte! In welchem andern Tonwerke, als in deiner »Zauberflöte«, vernehmen wir die ernsten Geheimlehren ägyptischer Weltweisheit, die Anklänge ihrer erhabenen Mysterien; wer ahnete, wie du, das Helldunkel ihrer Unsterblichkeitslehre? Du erhobst die Musik zur Philosophie, die Weisheit zum Wohlklange; an deiner »Zauberflöte« haben Orpheus und Sokrates gemeinschaftlich gearbeitet. Wer erschöpfte, wie du in deinem »Don Juan«, die großartigen Schauer der antiken Hölle, in welcher selbst das Schrecknis erhaben, das Entsetzliche nicht ohrverletzend wird, wo kein

dämonisches Geheul, nur unsterbliches Weinen, wo der Kocyt klagend mit der stolzen Flut deiner Akkorde zusammenrinnt? Aber mehr als Alles, du gabst uns eine deutsche Musik, du gründetest Deutschland den Ruhm einer musikalischen Nationalität, welche selbst durch spätere Mißheirathen mit Welschland und Frankreich nie ganz ertödtet werden konnte, und die sich an den Werken, die du uns hinterlassen, ewig neu verjüngen wird!

In dem malerischen Salzburg kam Wolfgang Amadeus Mozart den 27. Januar 1756 zur Welt. Kaum drei Jahre alt, griff er schon harmonirende Intervalle auf dem Klaviere, und ein Jahr später begann sein Vater — der kurfürstlicher Vicekapellmeister in Salzburg war, und durch seine Violinschule sich ebenfalls einen rühmlichen Namen erworben hat — gleichsam spielend, ihn einige Stücke auf dem Pianoforte zu lehren. Der Knabe warf, sobald ihm die Musik bekannt wurde, sein ganzes früheres Spielwerk bei Seite, und hatte nur für sie Sinn und Aufmerksamkeit. Nur in seiner zutraulichen Liebe zu den Menschen, die ihm fortwährend eigen blieb, äußerte sich sein kindliches Gemüth. Er machte die glänzendsten Fortschritte, und komponirte schon in seinem fünften Jahre niedliche Sachen, die sein Vater zu Papier brachte. Als er sechs Jahre alt war, führte sein Vater ihn und seine Schwester Anna nach München, wo beide Kinder sich vor dem Kurfürsten hören ließen, und mit Lob und Beifall überschüttet wurden, dann nach Wien, wo der kaiserliche Hof ihnen gleiche Gunstbezeigungen widerfahren ließ. Durch den Vortrag eines Wagenseil'schen Konzerts setzte der junge Mozart Alles in Erstaunen. Ohne Wissen seines Vaters lernte er ganz allein für sich die Geige; merkwürdig war sein unendlich feines und richtiges musikalisches Gehör. Ungeachtet des Lobes, das er unaufhörlich erntete, blieb er doch das bescheidenste und ungezierteste Kind. Im Jahre 1763, also in seinem siebenten Jahre, unternahm seine Familie die erste große Reise. Zuerst ging es nach München, wo er vor dem Kurfürsten ein Konzert auf der Violine spielte und, zu allgemeiner Verwunderung, aus dem Kopfe dazu präludirte. Dann gaben die Kinder in verschiedenen Städten öffentliche Akademien, oder spielten, überall mit dem ausnehmendsten Beifall, in vornehmen Häusern, und kamen im November nach Paris. Sie spielten vor dem Hofe zu Versailles; auch ließ sich Mozart in der dortigen Kapelle auf der Orgel hören; dann gaben sie zwei große Akademien. Sie fanden allenthalben die glänzendste Aufnahme, und Mozart komponirte hier seine ersten beiden Werke, die sofort in Paris gestochen wurden. Nach einem beinahe fünfmonatlichen Aufenthalte in Paris reisete

die Familie am 10. April 1764 über Calais nach England, wo sie bis in die Mitte des folgenden Jahres verweilte. Sie spielten in London mehrmals vor dem Hofe, wo Mozart's Spiel auf der Orgel noch größere Bewunderung erregte, als sein Klavierspiel. Die Kinder gaben dann eine große Musik, in welcher alle Symphonien von Mozart's Komposition waren. Um den König, der ihm die Erlernung der englischen Sprache angerathen hatte, zu überraschen, erlernte er diese Sprache in der kürzesten Zeit; auch sang er Arien mit hinreißender Empfindung. Schwere Stücke von Bach, Händel und anderen Meistern, die man ihm in Paris und London vorlegte, spielte er mit bewundernswürdiger Präcision und Reinheit; auch komponirte er in London, acht Jahre alt, sechs Sonaten, die er dort stechen ließ und der Königin zueignete. Im Juli 1765 reisete die Familie durch Flandern, wo Mozart sich häufig auf den Orgeln der Klosterkirchen und der Kathedralen hören ließ. Dann ging sie wieder nach Paris, von da über Lyon durch die Schweiz nach München, wo der Kurfürst dem jungen Mozart ein Thema vorsang, welches dieser in seiner Gegenwart ohne Klavier und Geige ausführte, zu Papier brachte und zu allgemeiner Verwunderung vortrug. Nach dreijähriger Abwesenheit traf sie im November 1766 wieder in Salzburg ein, und unternahm 1768 eine zweite Reise nach Wien. Hier spielten die beiden Kinder vor dem Kaiser Joseph, der dem kunstreichen Knaben auftrug, eine komische Oper: »la finta semplice", in Musik zu setzen. Seine Arbeit erntete Hasse's und Metastasio's Lob, kam jedoch nicht zur Aufführung. Bei Einweihung der Waisenhauskirche setzte der zwölfjährige Knabe das Amt, das Offertorium und ein Trompetenkonzert, und dirigirte diese feierliche Musik in Gegenwart des kaiserlichen Hofes. Im dreizehnten Jahre (1769) ward er Konzertmeister beim salzburgischen Orchester, und ging mit seinem Vater nach Italien. Hier wurde er mit Enthusiasmus aufgenommen. In Mailand komponirte er Verschiedenes, erntete unbeschreiblichen Beifall, und erhielt die Scrittura zur ersten Oper für den Karneval 1771. In Bologna erregte er besonders die Bewunderung des großen Kontrapunktisten Pater Martini dadurch, daß er ein jedes gegebene Fugenthema auf der Stelle bearbeitete und auf dem Klaviere ausführte. In Rom unternahm er es, das berühmte zweichörige Miserere des Antonio Allegri, welches alljährlich in der Sixtinischen Kapelle gesungen und damals noch sehr geheim gehalten wurde, nach dem bloßen Gehöre zu kopiren, welches ihm zum Staunen der Kenner vollkommen gelang. In Neapel geriethen die Schüler des Conservatorio della pietà gar auf die

abergläubische Vorstellung, in seinem Ringe müsse die Zauberkunst seines Spiels stecken; er zog ihn ab, und mehrte dadurch die Bewunderung. In Rom ertheilte ihm der Papst das Kreuz und Breve als Ritter des goldenen Sporns; in Bologna nahm man ihn, nachdem er bei verschlossenen Thüren in einer halben Stunde eine vierstimmige Antiphonie gesetzt hatte, einstimmig als Mitglied und Meister der Academia filarmonica an. Da er schon den Auftrag zur Komposition der ersten Karneval-Oper zu Mailand übernommen hatte, so mußte er ähnliche Anerbietungen von Bologna, Neapel und Rom ablehnen. In Mailand, wo sie im Oktober 1770 ankamen, komponirte der vierzehnjährige Knabe seine erste Oper: »Mitridate«, die am 26. Dezember zum ersten Male und dann mehr als zwanzig Mal mit so großem Beifalle aufgeführt wurde, daß die Unternehmer ihm sogleich den schriftlichen Akkord auf die erste Oper für 1773 gaben. Auch in Verona erhielt er das Diplom als Mitglied der philharmonischen Gesellschaft. Gefeiert und allgemein mit dem Namen: »il Cavaliere filarmonico« beehrt, verließ er Italien und fand in Salzburg, wohin er im März 1771 zurückkam, einen Brief vor, in welchem ihm im Namen der Kaiserin Maria Theresia die Komposition der großen theatralischen Serenata zur Vermählung des Erzherzogs Ferdinand aufgetragen wurde. 1772 komponirte er, zur Wahl des neuen Erzbischofs von Salzburg, die Serenata: »il sogno di Scipione«, dann in Mailand die ernsthafte Oper: »Lucio Silla«, die sechs und zwanzig Mal nach einander aufgeführt wurde, und in Salzburg 1775 die Oper: »il Rè pastore«, welche bereits den hohen Geist ahnen ließ, der seinen letzten Werken durchgängig eigen. Sein Ruhm hatte sich nunmehr durch alle Länder Europa's verbreitet, und überall konnte er einer glänzenden Aufnahme gewiß sein. Paris schien ihm der schicklichste Aufenthalt, und es würde unstreitig zu seinem größten Vortheile gereicht haben, wenn er dort geblieben wäre. Aber der Tod seiner Mutter und seine Abneigung gegen die französische Musik verleideten ihm das dortige Leben; daher verließ er Paris, wohin er im September 1777 gegangen, schon zu Anfang 1779 wieder, und kehrte voll Sehnsucht zu seinem Vater zurück. Im November 1780 setzte er in München für den kommenden Karneval seine vortreffliche Oper: »Idomeneo«, und lebte von jener Zeit an, also seit seinem 24sten Jahre, größtentheils in und für Wien, wo er bald als Kapellmeister in kaiserliche Dienste aufgenommen wurde, jedoch nur mit Anwartschaft auf einträglichere Stellen, noch nicht mit fixem Gehalt. Von nun an nahm er Joseph Haydn zu seinem Vorbilde, nannte ihn seinen Lehrer und eignete

ihm sechs Violinquartette zu, die das Vollendetste in ihrer Art sind. Dagegen wurde er von Haydn für den größten Komponisten erklärt, der jemals gelebt. In Wien verheirathete er sich mit der liebenswürdigen und geistvollen Konstanze Weber, einer Schwester der Schauspielerin Lang. Erst 1788, als ihn Kaiser Joseph zum Kammerkomponisten ernannte, erhielt er einen festen Gehalt, der aber nur in 800 fl. bestand, daher er, um sein Auskommen zu sichern, Unterricht in Privathäusern geben und für Musikhändler arbeiten mußte. Erst 1790 gewann er Hoffnung auf eine von Nahrungssorgen freiere Zukunft, indem er ein Anstellungsdekret zum Kapellmeister in der Stephanskirche mit allen Emolumenten, und zugleich Bestellungen für das Wiener und Prager Theater, so wie auch zu periodischen Lieferungen nach Amsterdam und Ungarn erhielt. Leider eröffnete sich ihm diese Aussicht erst kurz vor seinem Tode. Sein unsterbliches Requiem war zugleich sein Schwanengesang, dessen Entstehungsweise rührend und geheimnißvoll. Eines Tages kam ein ihm Unbekannter (Graf von Walsegg auf Stuppach) zu Mozart, bestellte bei ihm eine Seelenmesse zur Todesfeier seiner Gattin, und ließ ihn selbst den Preis dafür bestimmen. Dieser forderte 200 Dukaten, wollte sich aber, um der Arbeit die möglichste Vollendung zu geben, an keine Zeit binden. Der Besteller zahlte ihm die verlangte Summe voraus, und versprach bei Beendigung des Werkes noch eine bedeutende Summe nachzuzahlen. Bald darauf begann Mozart die Komposition mit einem Enthusiasmus, wie er noch bei keinem seiner Werke an den Tag gelegt, so daß seine Gattin für seine ohnehin schon angegriffene Gesundheit fürchtete; er selbst äußerte eines Tages mit Thränen in den Augen, daß er das Requiem für sich selbst schreibe. Seine Gattin entriß ihm nun die Partitur, und gab sie ihm nur auf sein dringendes Bitten und nach anscheinend hergestellter Gesundheit wieder. Er beendigte die Arbeit bis auf ein Geringes, fiel aber in seine vorige Schwermuth zurück, ward kränker und kränker, und starb, im noch nicht vollendeten 36sten Jahre, den 5. Dezember 1791 am hitzigen Frieselfieber. Er wurde auf dem St. Marxer Friedhofe beerdigt; leider in dem allgemeinen Grabe, das von Zeit zu Zeit seine Insassen wechselt. Doch, ob auch der Ort unbekannt, der seine sterbliche Hülle birgt: sein unsterblicher Geist begegnet uns überall in seinen Werken, und die ganze fühlende und gebildete Welt ist sein Pantheon. Sein Aeußeres verrieth nur wenig den hohen Genius, der in ihm lebte; er war klein, hager und blaß und ohne ungewöhnlichen Ausdruck der Gesichtszüge; seine Hände waren so klein, wie die eines Kindes.

Er war äußerst gemüthlich, zutraulich und jovial, liebte die Frauen und launige Gesellschaft und, nächst seiner Kunst, am meisten das Billardspiel. Mit dem Gelde wußte er nie umzugehen; der heitere Geist der Kunst, der ihn beseelte und ihm den Himmel entzückender Harmonien öffnete, ließ ihn über die materiellen Seiten des Lebens mit schwärmender Ungeduld hinweggleiten. Doch fehlte es ihm nicht an Bildung, Verstand und Witz; nur im praktischen Welttreiben blieb er ein Kind. Er arbeitete und schuf mit beispielloser Leichtigkeit, und viele seiner herrlichsten Ideen floßen ihm beim Billardspiele oder beim fröhlichen Gelage zu. Er war meist heiter und froher Laune, selten schwermüthig, doch oft sinnend. »Don Juan« galt ihm als seine Lieblingsoper; doch schwankte er oft zwischen dieser und »Figaro«. Die Zeit, in welcher er den »Idomeneo« zu München schrieb, erklärte er für die sorgenfreieste seines Lebens. Am liebsten spielte er bei der Nacht und bis zum frühesten Morgen hin, wenn man ihn nicht mit Gewalt vom Klavier entfernte. Wenn er komponirte (häufig geschah dies auch im Bette), überließ er sich ganz seiner Fantasie; er schritt im Zimmer auf und ab, ohne zu wissen, was rund um ihn vorging. Wenn aber dann der Entwurf in seinem Innern ganz im Reinen war, bedurfte er keines Pianoforte; er nahm Notenpapier und bat, während er schrieb, seine Frau, ihm recht viele Tagesneuigkeiten zu erzählen. Ihr Gespräch störte ihn dann nie; vielmehr schrieb er so ruhig fort, als ob es ein unbedeutendes Billet gelte. In seiner Vaterstadt Salzburg wird ihm gegenwärtig ein Denkmal errichtet. Als man 1841 den Grund dazu grub, stieß man auf interessante römische Alterthümer, und so wird das Denkmal des großen klassischen Meisters auch auf klassischem Boden stehen.

Ludwig van Beethoven.



Geboren 1772. Gestorben 1827.

Wem wäre er unbekannt, jener mächtige Zauberer im Reiche der Töne, der im Adlerfluge alle Sphären der Harmonie durchmißt, der, Licht und Finsterniß wunderbar in sich verschmelzend, gleich einem Bergesriesen hoch hinaufragt über alles Vorhandene, unter sich Gewitter und Dunkel, über sich reinen Aether und Sonnenblicke! — Ludwig van Beethoven, der berühmteste und genialste Instrumental-Komponist neuerer Zeit, wie überhaupt einer der größten Tonsetzer aller Zeiten, wurde zu Bonn den 17. Dezember 1772 geboren. Sein Vater, Anton, war Tenorist an der kurfürstlichen Kapelle daselbst, und ertheilte ihm den ersten Unterricht in der Musik. Frühzeitig erwachte der große Genius in dem Knaben, und die Musik verdrängte bei ihm bald jede andere Leidenschaft. Unter der Anleitung des Hoforganisten van der Eden, des damals besten Klavierspielers in Bonn, machte er so reißende Fortschritte, daß man ihn bald in der ganzen Gegend das musikalische Wunderkind nannte. Er durfte sich nun auch vor dem Kurfürsten hören lassen, was ihm zu großer Aufmunterung diente. Nach van der Eden's Tode 1782 wurde ihm der Unterricht des rühmlich bekannten Christian Gottlob Neefe zu Theil. Dieser machte seinen jungen Schüler mit den Meisterwerken Sebastian Bach's bekannt, welche denselben mit Entzücken erfüllten und Eindrücke für sein ganzes Leben in ihm zurückließen. Nicht nur bildete er durch das Studium der Bach'schen Werke seinen Geschmack aus, sondern es gewannen auch dadurch seine Hände eine außerordentliche Fertigkeit; daher er schon in seinem eilften Jahre Bach's wohltemperirtes Klavier mit bewundernswürdiger Präcision spielte. Kurz darauf versuchte er sich auch schon in der Komposition. Der Kurfürst bestimmte ihn, da er sich auf der Orgel auszeichnete, zu Neefe's Nachfolger, und verlieh ihm 1791, wo der Künstler erst 19 Jahre zählte, den Titel eines Hoforganisten. 1792 ließ er ihn nach Wien gehen, um unter Joseph Haydn die Komposition vollständig zu erlernen. Beethoven

lernte nun auch Händel's Werke kennen, die ebenfalls einen großen Einfluß auf seine künstlerische Richtung übten. 1795 erhielt er auch den Unterricht des berühmten Kontrapunktisten Albrechtsberger, der später gemeinschaftlich mit Haydn die musikalische Ausbildung des herrlichen jugendlichen Talents leitete. Als Beethoven 1801 seinen hohen Gönner, den Kurfürsten, durch den Tod verlor, und dadurch die Aussicht auf eine feste Versorgung in Bonn ihm entrückt wurde, entschloß er sich um so lieber, in Wien zu bleiben, da er sich durch seine Kompositionen schon einen solchen Ruf erworben, daß die musikalischen Verleger eifrige Jagd darauf machten, und auch sein treffliches Spiel große Aufmerksamkeit erregte. Seine Kompositionen brachen freilich, da ihr eigenthümlich-genialer Charakter anfangs etwas fremdartig bedünken wollte, sich langsamer Bahn, und Beethoven mußte gleichsam seine Hörer erst für das Verständniß seiner wunderbaren Werke heranbilden; aber einmal erkannt und verstanden, errang sein Genius eine unveräußerliche Herrschaft. Da er in Wien sich wohlgefiel und zwei Brüder ihm dorthin gefolgt waren, in deren Kreisen er seinem Herzen theure Familienfreuden fand, so schlug er 1810 einen vortheilhaften Ruf nach England aus, hätte aber beinahe einen zweiten als Kapellmeister des damaligen Königs von Westphalen angenommen, da die Künste durch die immerwährenden Kriege daniederlagen, und daher eine gesicherte Stellung ihm wünschenswerth sein mußte. Da wurde ihm, auf Veranstaltung des hohen Kunstfreundes, Erzherzogs Rudolph, so wie der für die Kunst zu früh verstorbenen Fürsten Lobkowitz und Kinsky, eine lebenslängliche jährliche Pension von 2000 fl. unter der einzigen ehrenvollen Bedingung zu Theil, den Aufenthalt in Oesterreich nie gegen jenen im Auslande zu vertauschen. Da ihm nebstdem noch die bedeutenden Honorare für seine Werke und manche werthvolle Geschenke für Dedikationen zuflossen, so war seine Existenz vortheilhaft festgestellt. Nachdem er durch mehrere seiner unerreichten Symphonien sich den Namen des größten Instrumental-Komponisten erworben, erschien 1814, während der Anwesenheit der verbündeten Monarchen, seine große Oper: »Leonore" (in neuer Bearbeitung »Fidelio"), erntete, ungeachtet der damals etwas mangelhaften Aufführung, Entzücken und Bewunderung, und hat seitdem mit gleichem Erfolge die Runde durch Europa gemacht. Für seine »Schlacht bei Vittoria" sendete ihm die Kaiserin Elisabeth von Rußland 200 Dukaten; eine Gesellschaft in England beschenkte ihn mit einem trefflichen Pianoforte, und der Wiener Magistrat ertheilte ihm das Ehrenbürgerrecht. Leider verminderte sich seit 1815 sein vorher

außerordentlich feines Gehör, und endlich trat, trotz aller angewendeten Mittel, völlige Taubheit ein, die fast jede Unterhaltung mit ihm, außer auf schriftlichem Wege, unmöglich machte. Dennoch war sein mächtig Geist nicht von weiterem Schaffen abzuhalten; nur zog er sich aus all größeren Gesellschaften zurück, brachte die schöne Jahreszeit gewöhnli auf dem Lande, und zwar in Möbling zu, und erheiterte sich durch da Studium der Geschichte und durch gewählte Lektüre. Shakespeare war sei Lieblingsdichter, ein Beweis seiner gereiften Bildung, welche Manche, durc sein etwas tiefsinniges und rauhes Wesen getäuscht, ihm haben streiti machen wollen. Obgleich frei von Sorgen für die äußere Existenz, hoch geachtet und gefeiert, nagte doch mancher verborgene Schmerz an Beethoven's Seele; auch mochte sein feuriger Geist, wie ein Schmetterling in seiner Hülle, nachtheilig gegen den, wiewohl starken Körper anringen. Schon 1826 fing er an zu kränkeln, ohne daß die gebrauchte ärztliche Hilfe ihm Genesung bringen wollte. Zuletzt ging die Krankheit in Wassersucht über, welche ihm unsägliche Schmerzen veranlaßte, die seine starke Seele mit Kraft und Gleichmuth ertrug. Man kann sagen, daß Europa an seinem Krankenbette stand, und mit Schmerz und Theilnahme den Zustand des theuren Meisters beobachtete; eine Gesellschaft in England übersendete ihm eine bedeutende Summe zu seiner besseren Verpflegung. Standhaft, obgleich durch Beklemmungen geängstigt, erwartete Beethoven seinen Tod, der am 26. März 1827 ihn im sanften Schlummer überraschte. Sein Leichnam wurde zwei Tage später unter Begleitung der ersten Künstler und vieler ausgezeichneten Männer auf dem Friedhofe zu Währing begraben, sein Grab mit einem einfach schönen Denkmale geschmückt. Beethoven war, wie schon bemerkt, etwas rauh und tiefsinnig, aber auch offen, edel und großherzig, voll Liebe und Wahrheit. Trefflich charakterisirt ihn Grillparzer in seiner schönen Trauerrede auf Beethoven: »Ein Künstler war er, und wer steht auf neben ihm? Wie der Behemoth die Meere durchstürmt, durchflog er die Gränzen seiner Kunst. Vom Girren der Taube bis zum Rollen des Donners, von der spitzfindigsten Verwebung eigensinniger Kunstmittel bis zu dem furchtbaren Punkte, wo das Gebildete übergeht in eine regellose Willkür streitender Naturgewalten — Alles hatte er durchmessen, Alles erfaßt. Der nach ihm kommt, wird nicht fortsetzen, er wird anfangen müssen; denn Beethoven hörte nur da auf, wo die Kunst aufhört. — Adelaide und Leonore! Feier der Helden von Vittoria und des Meßopfers gläubiges Lied, Kinder ihr der drei- und viergetheilten Stimmen! Brausende

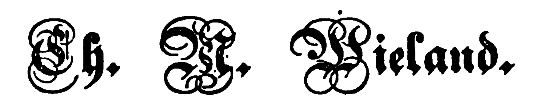
Symphonie! Freude, schöner Götterfunken, du Schwanengesang! Muse des Liedes und des Saitenspiels, stellt euch rings um sein Grab und bestreut es mit Lorbeern! Ein Künstler war er, aber auch ein Mensch, ein Mensch in des Wortes vollkommenster Bedeutung. Weil er von der Welt sich abschloß, nannte sie ihn feindselig, und weil er der Empfindung aus dem Wege ging, gefühllos. Ach, wer sich hart weiß, der flieht nicht. Gerade das Uebermaß der Empfindung weicht der Empfindung aus. — Wenn er die Welt floh, so war's, weil er in den Tiefen seines liebenden Gemüthes keine Waffe fand, sich ihr zu widersetzen; wenn er sich den Menschen entzog, so geschah's, weil er ihnen Alles gegeben und Nichts zurück empfangen hatte. Er blieb einsam, weil er kein Zweites fand. Aber bis zum Tode bewahrte er ein menschliches Herz allen Menschen, ein väterliches den Seinen, Gut und Blut aller Welt. So war er, so starb er, so wird er leben für alle Zeiten!» — Beethoven's Vaterstadt, Bonn, hat einen Verein gebildet, um dem unsterblichen Meister dort ein Denkmal zu errichten, zu welchem Behufe am 17. Dezember 1835, dem Geburtstage desselben, von den Mitgliedern des Vereins, A. W. v. Schlegel an ihrer Spitze, ein Aufruf erlassen wurde. Um diesen Zweck zu unterstützen, hat gegenwärtig (1841) der k. k. Hof-, Kunst- und Musikalienhändler Mechetti in Wien ein »Beethoven-Album» angekündigt.

Moriz August v. Thümmel.

Geboren 1738. Gestorben 1817.

Ein freundlicher Dichter, der die deutsche Poesie von der ersten jugendlichen Ahnung ihrer neuen Größe bis zur schönsten Epoche der Erfüllung begleitet hat. Auf dem Rittergute Schönfeld an der Parde bei Leipzig, einem der Hauptpunkte jener späteren, unvergeßlichen deutschen Völkerschlacht, erblickte er den 27. Mai 1738 das Licht der Welt. Auf der Schule zu Roßleben im schönen Thüringer Lande empfing er seinen ersten wissenschaftlichen Unterricht, dann seit 1756 auf der Universität zu Leipzig seine höhere Ausbildung. Hier war der milde Gellert sein Lehrer, die herrlichen Jünglinge Weiße,

Rabener, Kleist seine Freunde. Wie hätte ihm da nicht schon frühzeitig die holde Sonne der Dichtkunst aufgehen sollen! Vom herzoglich Sachsen-Koburg'schen Kammerjunker schwang er sich unter seinem Gönner, dem Herzoge Ernst Friedrich, später zum geheimen Hofrathe, 1768 aber sogar zum wirklichen geheimen Rathe und Minister empor. In diesem Amte entfaltete dieser ästhetische Geist einen trefflichen praktischen Sinn und eine höchst gemeinnützige Thätigkeit; so gründete er z. B. eine Fabrik von kleinen steinernen Kugeln, und machte dadurch einen marmorartigen Stein, der bisher den Feldern Nachtheil gebracht hatte, zu einem Gegenstande nützlicher Industrie. In den Jahren 1775—1777 bereisete er, mit seinem älteren Bruder und dessen Gattin, Frankreich und einen Theil Italiens, und vermählte, nach des Ersteren Tode, sich 1779 mit dessen Witwe, mit welcher er bis zu ihrem Ende (1799) in beglückter Ehe lebte. Schon seit 1783 hatte er sich von allen öffentlichen Geschäften zurückgezogen, und hielt sich von da an theils auf dem Familiengute seiner Gattin, Sonneborn, theils in Gotha auf; den übrigen Theil seiner Zeit verbrachte er auf Reisen. Vom Schicksale oft heimgesucht, setzte er allen Unfällen philosophische Ruhe und Heiterkeit entgegen, und schied hochbejahrt den 26. Oktober 1817 zu Koburg aus dem Leben. Sein erstes Werk, mit welchem er (1764) hervortrat, war ein in Prosa abgefaßtes komisches Heldengedicht: »Wilhelmine, oder der vermählte Pedant«, zu welchem ihm Pope's satyrisches Epos: »der Raub der Locke«, die erste Veranlassung gegeben. Ein leichter, geistvoller Styl, eine harmlose Satyre, mit welcher er die Auswüchse der höheren Kreise geißelte, eine idyllische Lieblichkeit, womit er den stillen Genuß des Landlebens feierte, erwarben diesem Gedichte einen unvergänglichen Beifall. Dieselben Vorzüge, durch eine gerundete Versgebung unterstützt, finden sich in seiner, 1771 erschienenen »Inokulation der Liebe,« wieder, einer gereimten Erzählung, welcher er die Form eines Briefes an seinen Freund Weiße verlieh. Seinen vorzüglichsten Ruhm aber begründete sein Hauptwerk: »Reise in die mittägigen Provinzen von Frankreich im Jahre 1785 bis 1786«, ein Roman, durchwebt mit Erinnerungen aus seinen früheren Reisen, der, in oft langen Unterbrechungen (1791—1805) erscheinend, durch eine außerordentliche Fülle von Witz und Gemüthlichkeit, naivem Muthwillen und edlem Ernste anzog. Bis in seine letzten Lebensjahre sang und dichtete der freundliche Greis, der in der richtigen Art, französische Eleganz mit deutscher Tiefe zu vereinigen, unseren modernen Gallomanen noch immer als Vorbild dienen könnte.



Geboren 1733. Gestorben 1813.

Der liebenswürdigste deutsche Dichter war in der Nähe des Städtchens Biberach in Schwaben geboren. Die erste Erziehung durch seinen Vater, einen protestantischen Geistlichen, und der Unterricht in einer klösterlichen Anstalt entwickelten zuerst sein schönes, sanftes Naturell, und gaben ihm das Kolorit einer lieblichen, platonischen Schwärmerei, welches seine frühesten Dichtungen charakterisirt. Im Hause des Mainzischen Ministers Graf Stadion lernte er die Welt und ihre größeren Verhältnisse: Hof und Staat, näher in's Auge fassen, und — veredelt durch die frühe Sympathie mit dem griechischen Alterthume — verwandelte sich die idyllische Schwärmerei in feine Grazie. Er schuf jene lieblichen, kleinen Dichtungen, als deren Musterbild „Musarion" gelten kann; Dichtungen, die an Heiterkeit, Witz, Geist, Eleganz, Fantasie und unnachahmlicher Anmuth des Verses und Ausdrucks einzig sind, und seinen Ruhm zuerst begründeten. Die Herzogin von Weimar berief ihn an ihren Hof, und vertraute ihm die Bildung ihrer Söhne an. Hier bewährte sich die Klarheit seines Geistes und der tiefe Gehalt seines Charakters auf's Entschiedenste. Liebe, Achtung, Ehrfurcht umgaben sein schönes Wirken, und als sein Erziehungsgeschäft vollendet war, bereitete ihm der wohlverdiente Dank seiner Fürstin ein beneidenswerthes Loos. Wieland's Leben glich dem jener glücklichen Weisen, die er in seinen poetischen Gemälden so reizend ausstattet. Von der Quelle an, zwischen blumigen Gestaden anmuthig hinrieselnd, sammelte es sich allmälig zu einem breiten, klaren, ruhigen Strome, in welchem sich Himmel und Erde freundlich abspiegeln, und der sich, nach einem langen, segenbringenden Laufe, still und majestätisch in den Ocean mündet. Ueber ein halbes Jahrhundert genoß er eines schönen, selten getrübten, wirkungsreichen Daseins, erreichte ein nur wenigen Auserwählten erreichbares Alter, und erlebte keine Enkelwelt, die sein Verdienst schmälerte. Eine freundliche Neigung zu der geistvollen Sophie la Roche schmückte seine Jugend, eine

faſt beiſpiellos glückliche Ehe, die ihm nur durch den früheren Tod der zärtlich geliebten Gattin zur ſchweren Prüfung ward, verſchönerte den langen Sommer ſeines Lebens, und rührende Zeichen der höchſten Anerkennung erfreuten noch den Greis. In Weimar, in freundſchaftlichem Bunde mit den Heroen unſerer Literatur, wirkte er thätig zu jener Epoche mit, die wir mit Recht unſer goldenes Zeitalter nennen. Hier ſetzte er durch das Meiſterwerk »Oberon« ſeiner reizenden Muſe die Krone auf, zauberte Lucian's, Horazens, Cicero's, Shakeſpeare's Genien in unſer Vaterland, gab dieſem durch den »deutſchen Merkur« ein Organ zeitgemäßer Fortbildung, lehrte im Gewande heitern Spieles eine tiefe, vom Ernſte des Lebens durchdrungene Weisheit, nahm an allem Großen und Edlen, was damals die Zeit und die Menſchheit bewegte, thätig Antheil, und wirkte ſo unabläſſig bis an den Abend ſeines Lebens, wo er, nach einem Sturze aus dem Wagen mit ſeiner geliebten Tochter, auf dem Krankenlager ein bewundernswürdiges Beiſpiel der Duldung gab. Edel und ruhig ſchied ſeine Seele, im 81ſten Jahre des Lebens, von dieſer Erde; vielleicht die ſchönſte Seele, die auf ihr gelebt, — wenigſtens glücklich gelebt hat!

Wieland's Perſönlichkeit entſprach auf eine ſeltene Weiſe dem Bilde völlig, welches ſeine Schriften abſpiegelten. Geiſtreich und heiter beweglich in der Konverſation, beſcheiden und leutſelig, ernſt und bildend gegen Jüngere, lebensfroh, wohlwollend, ſtrenge gegen ſich ſelbſt, nachſichtsvoll gegen Andere, an allem Menſchlichen theilnehmend, fein und gewandt in der höhern, anſpruchlos und gemüthlich in der engern Geſellſchaft, verband er auf eine nicht gewöhnliche Art die angenehme Beweglichkeit des geſelligen mit der größten Selbſtſtändigkeit des ſittlichen Charakters. Menſchen, die, ſelbſt oberflächlich, nur nach der Oberfläche urtheilen, glauben, daß hinter grämlichen Worten die Weisheit, hinter einem düſtern Geſichte der Ernſt verborgen ſei. Wer tiefer blickt, findet es meiſt umgekehrt. In leichte Scherze hüllt ſich gern die tiefſte Wahrheit, in beſcheidene Anmuth der tiefſte Ernſt. »Es hat — ſagt ſein Freund Goethe — keinen feſtern, ſich immer gleichern Mann, keinen wahrern Charakter gegeben, als Wieland. Er ſpielte gern mit ſeinen Meinungen, aber niemals mit ſeinen Geſinnungen. So erwarb und erhielt er ſich viele Freunde, und hat eigentlich nie einen Feind gehabt.« — Wenn man die einzelnen Züge ſeines Lebens durchgeht, von dem Augenblick an, wo er mit dem jungen Goethe, der in jugendlichem Uebermuth eine muthwillige Farce über ihn ſchrieb, voll Freude über die Genialität dieſes Werkchens Freundſchaft ſchloß, bis zu jenem, wo er,

auf Gefahr, die Ungnade seines Gönners Graf Stadion auf sich zu ziehen, die Rechte seiner Vaterstadt strenge vertheidigte, so begreift man völlig jene Schilderung. Was an seinem Wesen am schönsten erscheint, oder was eigentlich die Schönheit desselben begründet, ist: die Harmonie seiner so vielseitigen Ausbildung. »Nicht zu wenig, nicht zu viel« — diese Grundmaxime seiner Philosophie, geht durch seine ganze Existenz. Der berühmte Kraniolog Gall sagte bei Besichtigung von Wieland's Schädel: es sei ihm nie eine solche Harmonie der Anlagen vorgekommen. Charakteristisch war auch seine Handschrift: er schrieb sehr zierlich, immer gleich, Alles mit eigener Hand, und kopirte, unermüdlich im Verbessern, seine größten Werke selbst und wiederholt.

Wieland's Werth als Schriftsteller sollte keiner Erörterung bedürfen. Eine vorübergehende Moderichtung hat ihn geschmälert; wohl uns, wenn sie vorübergegangen ist! Geist und Form seiner besten Werke sind gleich bewundernswerth. Diese gesunde, kräftige, heitere Lebensansicht, dieser befreiende Humor, der sich auf's Erquickendste dem Leser mittheilt, und ihm die Welt schön und gut erscheinen läßt, diese freundliche Ironie, die, wohlwollend über die Schwächen der Menschlichkeit lächelnd, sich die eigenen nicht verbirgt, diese unnachahmliche Grazie des Vortrags, diese, den Deutschen so ungewöhnliche, edle Popularität, bei innerlich deutschem Ernst, — wo finden wir alle diese Eigenschaften in so schöner Vereinigung wieder? Wenn irgend ein Muster gegen die Verschlimmerung des Geschmacks in Deutschland als Palladium heilig gehalten zu werden verdient, so ist es Wieland. Auch in der geschichtlichen Folge seiner Werke malt sich die Angemessenheit seines ganzen Wesens. Die des Jünglings bezeichnet eine edle Schwärmerei, die des Mannes eine kräftige Sinnlichkeit, die des Greises eine ernste Würde des Gedankens. So hat ihm jedes Alter seine Früchte gebracht, und jedes kann sich in ihm spiegeln, ihn zum Vorbilde nehmen.

George Canning.

Geboren 1770. Gestorben 1827.

Dieser große Staatsmann, dessen System gegen vielfache Hindernisse gleichwohl die herrlichsten Siege der Humanität und Gerechtigkeit gefeiert hat, wurde 1770 zu London geboren. In den klassischen Studien machte er frühzeitig große Fortschritte, gab schon 1786 in Eton mit seinen Brüdern eine Zeitschrift: »the microcosm", heraus, und wurde von dem berühmten Pitt ausgezeichnet, um dessen Verwaltung er sich besonders verdient machte. In seinem 23sten Jahre ward er Parlamentsmitglied, im 26sten erster Sekretär im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten. Bald machte er durch seine vortrefflichen Reden Aufsehen, obgleich sich auch manche Tadler gegen dieselben auflehnten und ihnen, wegen der sie verbrämenden klassischen Stellen, den Vorwurf machten, daß sie nach der Lampe röchen. Er zeigte sich eben so eifrig gesinnt für das Ministerium, als gegen Frankreich, und diente seiner Partei auch als Schriftsteller, wo ihm derselbe beißende Witz, wie als Redner, zu Gebote stand. Mit Pitt gemeinschaftlich trat er zurück, und erhielt, als dieser wieder eintrat, einen bedeutenden Posten, verlor aber auch mit dessen Tode 1806 seinen Einfluß. Unter Perceval's Ministerium ward er 1807 Minister der auswärtigen Angelegenheiten, ließ als solcher mitten im Frieden Kopenhagen beschießen (einer der wenigen Flecken, die auf seinen Handlungen lasten), die dänische Flotte gewaltsam fortführen, und schloß 1809 den Allianzvertrag zwischen Großbritannien und Spanien. Als Parlamentsmitglied sprach er, von edlem Rechtsgefühle erfüllt, eifrig für die Emancipation der Katholiken, die jedoch zuletzt an dem Widerspruche des Ministers Peel kurz vor dessen Austritt aus dem Ministerium scheiterte, und widersetzte sich der Unabhängigkeit Norwegens. Die Anhänger des Ministeriums in Liverpool wählten ihn 1816 nach einem heftigen Kampfe mit den Anhängern der Volkspartei, wobei sogar Canning's Leben in Gefahr kam, zum Parlamentsmitgliede. 1817 trat er auf's Neue in's Ministerium ein und ward Präsident des

indischen Ministerial-Departements (Board of Controul). Wegen seiner, von der des Lord Liverpool abweichenden Meinung über die Maßregeln gegen die Königin, unternahm er 1819 eine Reise nach Italien und der Schweiz, um Beweismittel gegen die Königin zu sammeln, und kehrte erst 1820 nach London zurück. 1822 vertheidigte er auf witzige Weise die von dem humoristischen Creevey angegriffene Einrichtung des ostindischen Board of Controul, mußte sich aber wegen des scherzhaften Tones dieser Debatten einen großen Marktschreier nennen lassen, der den ersten Spaßvogel im Lande spiele. Nach Liverpool's Tode, 1827, wurde er, nicht ohne mehrseitigen Widerspruch, erster Minister, lebte seitdem in stetem Kampfe mit der Aristokratie, setzte aber sein System dennoch durch. Er trennte die brittische Politik von jener der heiligen Allianz, und gab durch Beseitigung des Prohibitivsystems dem Welthandel einen neuen Umschwung; er schloß in der griechischen Frage mit Rußland und Frankreich den Vertrag vom 6. Juli 1827, dessen weitere Folgen noch nach seinem Tode die Schlacht bei Navarin am 20. Oktober herbeiführten, und legte so den Grund zur Freiheit Griechenland's. Auch die Unabhängigkeit Brasiliens und die Auseinandersetzung mit Portugal ging durch seine Hände, wobei er, ohne einen weiteren Vortheil für England zu bedingen, nur im allgemeinen Interesse der Menschheit den Brasiliern die Abschaffung des Negerhandels zur Bedingung machte. Ueberhaupt ließ der hochherzige Canning keine Gelegenheit unbenutzt, den Sklavenhandel zu bekämpfen. Er wollte sein Vaterland durch Gerechtigkeit gegen fremde Staaten erheben; sein Grundsatz war: Vernünftige Freiheit für die ganze Welt! Geistige Anstrengungen und Kämpfe wider Gegner und Hindernisse brachen seine Kraft; der edle Hirsch, sagte einer seiner Freunde, war zu Tode gehetzt. Er starb den 8. August 1827 bei London. Der König Georg IV. fühlte, was er und die Nation verloren. Er bot der Witwe die Pairswürde an; sie schlug sie aus. Canning wurde in der Westminster-Abtei neben seinem großen Freunde Pitt begraben.



Geboren 1759. Gestorben 1806.

Dieser große Staatsmann, dessen Geist noch jetzt, wie der Nachhauch eines befruchtenden Gewitters, in den Zuständen und Institutionen England's fortwirkt, der mit dem Schwerte der That und des Wortes sich vor die Verfassung seines Vaterlandes stellte, und mit zürnender Unbeugsamkeit die in Frankreich empfangene und geborene Revolution bekämpfte, war der Sohn des ebenfalls als Staatsmann, besonders aber als unübertroffener Redner berühmten Grafen Chatam (dem im Geberdenspiele selbst Garrick nachzustehen bekannte), und den 28. Mai 1759 geboren. Bis in sein vierzehntes Jahr wurde er unter den Augen seines Vaters erzogen, der ihm auch später noch in der Beredsamkeit Lehrer und Vorbild blieb, und studirte dann in Cambridge Philosophie und Logik, hauptsächlich aber die Verfassung und die Geschichte der Staaten des Alterthums, wie der neueren Zeit, vor allen jene seines Vaterlandes. Nach kurzem Aufenthalte in Rheims trat er in London als Sachwalter auf. Kaum 22 Jahre alt, wurde er 1781 in's Parlament gewählt. Im folgenden Jahre ward er Kanzler der Schatzkammer, und bewährte schon damals, besonders bei dem Abschlusse des Friedens mit Nordamerika und Frankreich 1783, einen festen und gemessenen Sinn. Als hierauf seine Gegner, Fox, North und Burke, in das Portland'sche Ministerium eintraten, unternahm er einen Ausflug nach Italien und Deutschland. Wenn er seine Vorschläge im Parlamente zu einer besseren Vertretung des Unterhauses verworfen sah, so widersetzte er sich dafür mit Erfolg der von Fox vorgeschlagenen India-Bill, wie auch einer Beschränkung des Rechts der Pairs, in wichtigen Fällen dem Könige Rath zu ertheilen, selbst ohne befragt zu werden. Als noch im Jahre 1783 das Portland'sche Ministerium seine Entlassung erhielt, ward der noch nicht 25jährige Pitt erster Lord der Schatzkammer, und behauptete sich, trotz der sich furchtbar gegen ihn erhebenden Opposition der Whigpartei, bis 1801 in dieser Stellung. Die Nation erkannte zum

größeren Theile seine zweckdienliche, uneigennützige, vorzüglich der inneren Verwaltung zugewendete Thätigkeit. Er unterwarf die ostindische Kompagnie der Staatsaufsicht, und sein Finanzplan hat sich als Grundlage des neueren brittischen Finanzsystems erhalten. Doch verschlang später der Krieg das Hand in Hand mit dem Wohlstande der Nation gestiegene Staatseinkommen. Pitt's Hauptverdienste sind die Kolonisation von Neu-Südwales seit 1788, die Rettung seines Vaterlandes aus den Gefahren eines Staatsbankerotts und aus der Krisis des Kampfes mit Frankreich um den Besitz des Welthandels. Der 1786 von ihm gegründete, in sich wachsende Schuldentilgungsfond, desgleichen der für jede Anleihe insbesondere errichtete neue Tilgungsfond von 1792, basirte die brittische Staatsschuld auf den Wachsthum des Handels und des Nationalkredits. Seiner Thätigkeit verdankte der Staat: den Handelsvertrag mit Frankreich 1786, die Vereinfachung der Zölle und der Accise, die Union Irland's mit Großbritannien 1801, die Einschränkung der Gewalt des Regenten und die Einführung der Einkommentaxe. Kraftvoll bekämpfte er die Politik des revolutionären Frankreich, mit welchem die vereinigten Irländer im geheimen Einverständnisse standen, und die kühne Opposition der brittischen Whig's und Demokraten; doch büßte er dabei seine Popularität ein. Er hielt, seit der französische Konvent den Krieg an Frankreich erklärt hatte, an dem Grundsatze: daß mit den jakobinischen Machthabern in Frankreich kein Friede zu schließen sei, wogegen ihn der Konvent für den Feind des menschlichen Geschlechts erklärte. Selbst im Parlamente sah er sich erbitterten Ausfällen preisgegeben; ein ähnlicher Personalangriff nöthigte ihn, mit Tierney eine Kugel zu wechseln. Die Nation drang auf Frieden, während er nur Krieg gegen Frankreich sann. Da legte er, wiewohl der Stimmenmehrheit des Hauses noch immer versichert, den 14. März 1801 seine Stelle nieder, und Addington folgte ihm auf seinem Posten. Jetzt brachen seine Feinde offen gegen ihn los. Von Grey und Burdett wurde seine Verwaltung als die Ursache des Unglücks von Europa angeklagt; doch im Bewußtsein, nur seiner Ueberzeugung gefolgt zu sein, führte er glänzend seine Vertheidigung, und durch Stimmenmehrheit wurde ihm der Dank des Hauses für seine Verwaltung bezeigt. Als nach dem Frieden von Amiens ein neuer Bruch mit Frankreich in Aussicht stand, wurde er, den Wünschen der Nation gemäß, abermals an die Spitze der Verwaltung gestellt (12. Mai 1804). Der Kampf mit der Opposition begann nun für ihn auf's Neue; doch mit der Nothwendigkeit des Widerstandes mehrte sich auch seine

Streitliebe, seine Unduldsamkeit. Während er die Streitkräfte des Reiches vermehrte, wiedersetzte er sich — eine Maßregel, die, abgesehen von ihrer Ungerechtigkeit, für England die Quelle langer und trauriger Verwirrungen ward — der Emancipation der Katholiken, forderte Spanien zum offenen Kriege gegen England heraus, und schloß im April 1805 das Bündniß mit Oesterreich, Rußland und Schweden. Die ungünstigen Erfolge des Krieges, der Friede von Preßburg beugten ihn tief und gaben seiner, durch Anstrengung, Gram über getäuschte Plane, und chronische Leiden bereits tief geschwächten Gesundheit den letzten Stoß. Mit christlicher Ergebung bereitete er sich auf sein Ende vor, diktirte seinem einstigen Lehrer, dem Bischof von Lincoln, seinen letzten Willen, und verschied den 23. Januar 1806. Er wurde feierlich in der Westminster-Abtei begraben, woselbst das Parlament ihm 1815 ein Denkmal errichtete, nachdem es auch seine Schulden, 40,000 Pfund, bezahlt hatte. In seinen Sitten war er einfach und tugendhaft, im näheren Umgange liebenswürdig, heiter und bescheiden, öffentlich gemessen und kalt, gleichmüthig gegen Schmerz und Freude. Als Redner war sein Verdienst um so größer, da sein Aeußeres ihn wenig unterstützen konnte. Hätte die starre Konsequenz seiner Grundsätze und die eiserne Kraft seines Willens sich mit Canning's Freisinne und warmer Humanität vereinigt, so würde sich zu der Bewunderung, die er verdient, auch die Liebe gesellen können.

Claude Adrien Helvetius.

Geboren 1715. Gestorben 1771.

Unter jenen zerstörenden und zersetzenden Kräften, welche, indem sie den scharfen Zahn des Zweifels an Wissenschaft, Staatsform oder Religion legten, und so das Bestehende nach allen Richtungen von innen aus durchätzten, in Frankreich allmälig alle Bande der alten gesellschaftlichen Verhältnisse lockerten und auflöseten, ist auch Helvetius zu nennen. Er wurde 1715 zu Paris geboren und entwickelte, unter sorgsamer Anleitung, frühzeitig ausgezeichnete Talente. Er studirte auf dem Kollegium Ludwig

des Großen; hier führte ihn Locke's »Versuch über den menschlichen Verstand« zur Philosophie hin. Nach beendigten juristischen Studien ging er nach Caen, um, dem Wunsche seines Vaters gemäß, sich praktische Kenntnisse im Finanzfache zu erwerben. Drei und zwanzig Jahre alt, erhielt er die einträgliche Stelle eines Generalpachters, zeichnete sich auf diesem Posten vor seinen Kollegen durch Redlichkeit und Milde aus, und kaufte sich später die Stelle eines Hausmeisters der Königin. Seine große Eitelkeit tastete nach allen Seiten hin, um irgendwo Ruhm zu erhaschen oder mindest Aufsehen zu machen. Er trieb dies so weit, daß er sogar einmal unter dem Namen und der Maske des Javellier auf dem Hoftheater tanzte, nur um die Süßigkeit des Beklatschtwerdens zu genießen. Auf dem literarischen Markte wollte er es anfangs mit der Mathematik versuchen, lediglich aus dem Grunde, weil er einmal im Garten der Tuilerien den mißgestalteten Geometer Maupertuis von den angesehensten und schönsten Damen umringt sah. Dann suchte er durch eine philosophische Epistel Voltaire's Ruhm zu verdunkeln; auch ein Trauerspiel soll der überall anklopfende Ruhmjäger geschrieben haben. Endlich wurde er durch das Aufsehen, das Montesquieu's »Esprit des lois« erregte, auf den beherzten Gedanken gebracht, ein ähnliches Werk zu verfassen. Die Einsamkeit und der Umgang mit einer liebenswürdigen Gattin sollten ihn dabei begeistern. Er heirathete 1751 das schöne und geistreiche Fräulein Ligneville und bezog mit ihr sein Landgut Voré, wo er, von Charakter edel und gut, seine Unterthanen beglückte und den häuslichen Freuden wie den Wissenschaften lebte. Er ließ 1758 sein Buch »De l'Esprit« erscheinen, das, bei vielem belehrenden Geiste, doch so völlig der Materie huldigt, daß die Freunde der Religion sich gegen ihn erhoben. Ihren Angriffen zu entgehen, begab er sich 1764 nach England, ein Jahr später nach Deutschland, wo der, jener Philosophie geneigte Friedrich II. und auch andere Fürsten ihn mit Auszeichnung empfingen. In sein Vaterland zurückgekehrt, gab er sein Werk: »De l'Homme« heraus, eine Fortsetznng nnd Weiterentwickelung jenes früheren. Auch war er Verfasser mehrerer poetischen Episteln und eines allegorischen Gedichts: »Le Bonheur.« Er starb am 26. Dezember 1771, zu Paris; ein Geist, der, hoher Fähigkeiten sich bewußt, ihrer doch nie ganz klar ward, weil ihm die moralische Kraft fehlte, ihnen eine bestimmte Richtung zu geben, und so, keiner eigentlichen Ueberzeugung folgend, mehr seiner Eitelkeit und dem Flitter eines vergänglichen Ruhmes diente. Als 1789 der Pariser Pöbel Mirabeau's Büste aus dem Pantheon riß, widerfuhr

jener des Helvetius ein gleiches Schicksal, freilich nur vermöge eines brutalen Mißverständnisses, da sowohl sein Dogma vom Materialismus, als sein antisocialisches System über Laster und Tugend, ganz den Grundsätzen der Revolution und des Jakobinismus entsprochen hatte.

Pierre Bayle.

Geboren 1647. Gestorben 1706.

Pierre Bayle ist, so zu sagen, der Sturmvogel jener Alles zersetzenden und in Zweifel und Hypothesen auflösenden Art der Philosophie, die bald nach ihm ein so breites Feld gewann. Zu Carlat in der ehemaligen Grafschaft Foix 1647 geboren, verdankte er den ersten Unterricht seinem Vater, einem reformirten Geistlichen, und vollendete seine Studien auf der Schule von Puy-Laurens. Er besaß ein bewundernswürdiges Gedächtniß und studirte mit einem so beispiellosen Eifer, daß er darüber beinahe zu Grunde gegangen wäre und seine Gesundheit für immer untergrub. Durch geistverwandte Schriften nährte er frühzeitig seinen Geschmack für Dialektik und machte sich selbst diese Kunst im höchsten Grade eigen. In Toulouse studirte er Philosophie und besuchte die Hörsäle der Jesuiten. Hier gediehen seine Zweifel gegen die Orthodoxie des Protestantismus zu solcher Reife, daß er zur katholischen Kirche übertrat. Doch schon siebzehn Monate darauf kehrte er zu seiner frühern Konfession zurück. Um sich der, damals gegen die Abtrünnigen bestehenden Strafe des ewigen Bannes zu entziehen, ging er nach Genf und Copet, kam aber bald nach Frankreich zurück, und ertheilte Unterricht in Rouen. Dieselbe Beschäftigung betrieb er sodann in Paris, erhielt 1675 den philosophischen Lehrstuhl zu Sedan, wo er mit Auszeichnung lehrte, und wurde, nach Aufhebung dieser Akademie 1681, in gleicher Eigenschaft nach Rotterdam berufen. Er ließ nun mehrere Schriften theologischer, moralischer, philosophischer, metaphysischer, geschichtlicher und politischer Gattung erscheinen, und gerieth mit dem Theologen Jurieu in heftige Streitigkeiten. Dieser versäumte keine Gelegenheit, ihm zu schaden und das Leben zu verbittern, und suchte ihn sogar als die Seele

einer dem Interesse Frankreich's ergebenen Partei gegen die Protestanten und vereinigten Mächte darzustellen. Zwar widerlegte Bayle in zwei Schriften diese Beschuldigungen; aber seine Feinde behielten Recht, so daß im Jahre 1693 der Magistrat von Rotterdam ihn seines Amtes entsetzte und ihm sogar untersagte, Privatunterricht zu ertheilen. So aller Geschäfte enthoben, widmete Bayle, dessen thätiger Geist nicht ohne Arbeit bestehen konnte, sich mit dem ungetheiltesten Eifer der Ausarbeitung seines Dictionnaire historique et critique", der 1696 erschien und das erste Werk war, das Bayle unter seinem Namen herausgab. Sein steter Widersacher, Jurieu, bereitete ihm auch rücksichtlich dieses Werkes neue Schwierigkeiten, für welche Bayle jedoch in dem Beifalle des Publikums Ersatz fand. Dagegen wurde von Jacquelot und Leclerc seine Religion angegriffen, während Andere in ihm einen vermeintlichen Feind seiner Religionspartei und seines neuen Vaterlandes verfolgten. Hieraus erwuchsen ihm langwierige und hartnäckige Streitigkeiten, die jedoch weniger sein Gemüth, als seinen Körper angriffen. Eine Brustentzündung befiel ihn; er hielt sie für ein unheilbares Erbübel, und weigerte sich daher jeder ärztlichen Hilfe. Mitten in seinen Arbeiten überraschte ihn 1706 der Tod. Er war von Charakter sanft, bescheiden, gutmüthig und uneigennützig, und den Wissenschaften mit Begeisterung ergeben; seine Gelehrsamkeit war umfassend, seine Dialektik vielleicht unübertroffen. Aber schwankend in seinen Begriffen und nur im Unglauben gläubig, verstand er blos Zweifel zu wecken, keine Ueberzeugung zu begründen, und sein nur negatives Wirken war daher auch ohne Bestand.

Gebhard Leberecht v. Blücher,
Fürst v. Wahlstadt,
königl. preußischer Feldmarschall.

Geboren 1742. Gestorben 1819.

Aus den unvergeßlichen Tagen des deutschen Befreiungskrieges, der Hermannsschlachten von Leipzig und Waterloo, klingt stark und lebendig auch der Name Blücher's herüber. Obgleich bewegt und wunderbar, bietet sein früheres Leben doch keine eigentlichen historischen Momente; den Jüngling und Mann ließ die Zeit fallen, doch den Greis nahm, vielleicht ohne daß er es ahnete, die Weltgeschichte schützend an ihre unvergängliche Brust. Er stammte aus dem Hause Großen-Rensow im Meklenburg'schen und war den 6. Dezember 1742 zu Rostock geboren. Von seinem Vater, einem Rittmeister in hessen-kassel'schen Diensten, wurde er, als vierzehnjähriger Knabe, zu Anfange des siebenjährigen Krieges nach der Insel Rügen gesendet, wo der Anblick der schwedischen Husaren dergestalt auf seine kriegerische Fantasie wirkte, daß er sich in den Kopf setzte, Soldat zu werden, und sich weder durch Eltern noch Verwandte diesen Plan ausreden ließ. Er trat als Junker in ein schwedisches Husarenregiment ein, und zog mit demselben gegen die Preußen. Als ein eigenthümlicher Wink des Schicksals konnte es gelten, daß er gleich in diesem ersten Feldzuge von demselben preußischen Husarenregimente gefangen genommen wurde, dessen Chef er später ward. Als Feind fing es ihn und ließ ihn in der Folge auch als Freund nicht los, bis er es zu großen Thaten geführt und ihm seinen Ruhm vererbt hatte. Man brachte den jungen Kriegsgefangenen zu dem Obersten Belling, der ihn beredete, in preußische Dienste überzugehen. So blieb er denn, nachdem man einen Tausch mit den Schweden getroffen, als Lieutenant bei jenem, von Belling kommandirten Husarenregimente. Als er aber nach einiger Zeit bei einem Avancement sich übergangen sah,

verleidete ihm dies den Kriegsdienst; er nahm als Rittmeister den Abschied, wendete sich der Landwirthschaft zu, brachte es bis zum Landrathe, und erwarb sich durch Eifer und geschickte Haushaltung ein Landgut. Wohl mögen bei seinem Feldbau dem neuen Cincinnatus die Klänge der alten Husarentrompete oft gar lieb und lockend durch sein geistiges Ohr geschwirrt haben; doch sein Unmuth über die erlittene Zurücksetzung war nicht so schnell zu beschwichtigen; erst nach Friedrich's II. Tode trat er als Major wieder in sein altes Regiment ein, dessen Kommandeur er ward. Er wohnte in dieser Eigenschaft den Feldzügen am Rhein 1793—1794 mit Auszeichnung bei; Orchies, Luxemburg, Frankenstein nennen seinen Namen. Bei Oppenheim, dann bei Kirweiler und Edesheim in der Pfalz, errang er wichtige Vortheile über den Feind. Nach dem, für ihn so ruhmvollen Tage von Leystadt (18. September 1794) ward ihm, als Generalmajor, ein Kommando bei der Observationsarmee am Niederrhein zu Theil. Doch bald darauf setzte der Friede seiner feurigen Thätigkeit ein unwillkommenes Ziel. 1802 nahm er, im Namen des Königs von Preußen, Erfurt und Mühlhausen in Besitz. Am 14. Oktober 1806 focht er in der verhängnißvollen Schlacht bei Auerstädt, deren unglücklicher Erfolg sein eigenes Leben verwirren zu wollen schien. Er folgte nämlich mit dem größten Theile der Kavallerie dem Rückzuge des Fürsten von Hohenlohe nach Pommern in dessen linker Flanke. Sie waren jedoch durch einen so großen Zwischenraum von einander getrennt, daß nur durch forcirte Tag- und Nachtmärsche, die der Zustand seiner Truppen nicht erlaubte, eine Vereinigung zu bewerkstelligen gewesen wäre. Mittlerweile hatte der Fürst von Hohenlohe bei Prenzlau kapituliren müssen. Dadurch von Stettin abgeschnitten, warf Blücher sich in's Meklenburg'sche, wo er bei Dambeck sich mit dem vom Prinzen Wilhelm von Braunschweig-Oels befehligten Korps des Herzogs von Weimar vereinigte. Um eine Unternehmung wagen zu können, waren alle Truppen zu sehr ermattet. Auf beiden Flügeln und in der Fronte gedrängt, sah Blücher sich genöthigt, sich hinter der Trave zu setzen; er hoffte zugleich, die drei großen Korps der Franzosen unter Murat, Pontecorvo und Soult möglichst lange von der Oder abzuziehen. So rückte er in das Gebiet der freien Reichsstadt Lübeck ein. Doch die an Zahl weit überlegenen Franzosen nahmen diese, in der Eile etwas befestigte Stadt mit Sturm. Blücher hatte mit einigen Truppen sich aus der Stadt gerettet; aber ohne alle Mittel, sich zu vertheidigen, mußte er am 6. und 7. November zu Ratkau, einem fürstlich lübeck'schen Dorfe, kapituliren.

Doch that er dies nur gegen die, nach vielen Weigerungen ihm zugestandene Bedingung, bei seiner Unterschrift den Zusatz zu machen: daß ihm die Kapitulation vom Prinzen von Pontecorvo angetragen und von ihm nur wegen Mangel an Munition, Proviant und Fourage eingegangen worden. Seine Kriegsgefangenschaft währte nicht lange; er wurde gegen den General Victor ausgewechselt und, kaum in Königsberg angekommen, sofort an der Spitze eines Korps zu Schiffe nach Schwedisch-Pommern geschickt, um die Vertheidigung Stralsund's und die Operationen der Schweden zu unterstützen. Durch den Frieden zu Tilsit wurde er dieser Bestimmung enthoben, und arbeitete nun einige Zeit in Königsberg und Berlin an des Königs Seite im Kriegsdepartement. Hierauf übernahm er das Militärkommando in Pommern. Auf Napoleon's Betrieb wurde er mit mehreren bedeutenden Männern des preußischen Staates in den Ruhestand versetzt. Daher konnte er auch 1812 dem preußischen Kontingent nicht in den Feldzug gegen Rußland folgen. Als aber 1813 Preußen, im Vereine mit Rußland, sich gegen die französische Zwingherrschaft erhob und, nach langer Erniedrigung, dem deutschen Geiste wieder ein Schwert wuchs, da war der alte Blücher, damals schon ein Greis von mehr als siebzig Jahren, schnell zur Hand. Ihm ward die hohe Ehre, den Oberbefehl über die Preußen und das russische Korps des Generals von Winzingerode zu erhalten, welches letztere nach der Zeit wieder von ihm getrennt wurde. Ruhmvoll stritt er in der Schlacht von Lützen (2. Mai 1813), und auch die Schlachten von Bautzen und Hochkirch, obgleich der äußere Erfolg derselben sich für die Franzosen entschied, brachten ihm neue Lorbeern. Aber am gewaltigsten traf seine Hand die Franzosen an der Katzbach (26. August), nach welcher Niederlage Macdonald seinem Kaiser die trostlose Thatsache berichten mußte, daß die Bober-Armee nicht mehr sei. Durch diesen Sieg reinigte Blücher ganz Schlesien von den Feinden, und seine Armee erhielt seitdem den Namen der schlesischen. Umsonst suchte selbst Napoleon, sich dem Siegeslaufe des »Husarengenerals«, wie er Blücher spottweise zu nennen pflegte, entgegenzustellen. Unaufhaltsam drang dieser durch die Lausitz vor, erzwang sich am 3. Oktober bei Wartenburg den Uebergang über die Elbe, und schlug am 16. Oktober den Marschall Marmont bei Möckern in der Nähe Leipzig's, an dessen Vorstädte er schon an diesem Tage nahe vordrang. Am 18. hatte er nicht geringen Antheil an der vollendeten Niederlage des Feindes, und am 19. wurde Leipzig zuerst von seinen Truppen gestürmt. Wegen seiner




BLÜCHER
BENTHAM

eigenthümlichen Raschheit und der Art seiner Angriffe hatten die Russen ihm schon zu Anfange des Feldzuges den Namen des „Marschall Vorwärts“ gegeben, und dieser blieb seitdem sein Eigenthum in der Armee, wie im Volke. Am 1. Januar 1814 ging er mit der ansehnlich vergrößerten schlesischen Armee über den Rhein, besetzte am 17. Nancy, erfocht am 1. Februar den Sieg von La Rothière, und streifte bis in die Nähe von Paris. Jetzt aber lächelte dem Frankenkaiser wieder vorübergehend das Glück; Blücher mußte nach Chalons zurückweichen, bis er zu Anfang des März wieder vordrang, und am 9. durch den entscheidenden Sieg bei Laon den Verbündeten die Straße nach Paris frei machte. Als dieselben vor der Hauptstadt Frankreich's angekommen waren, brachte er das Mitteltreffen der Franzosen zum Weichen, und zog am 31. März in Paris ein. Ehren und Auszeichnungen aller Art strömten nun in verschwenderischer Fülle auf den alten Helden nieder. Sein Monarch, der König von Preußen, erhob ihn, in Erinnerung an jenen wichtigen und gewissermaßen ersten Sieg bei Wahlstadt an der Katzbach, zum Fürsten von Wahlstadt, unter angemessener Dotation, und fast alle Regenten Europa's schmückten ihn mit ihren höchsten Orden. England, wohin er sich im Juni mit den verbündeten Monarchen begab, empfing ihn mit Enthusiasmus; die Universität Oxford ernannte ihn, als Zeichen höchster Ehre, zum Doktor der Rechte. Von London zurückgekehrt, ging er auf seine Güter in Schlesien, wo er verweilte, bis 1815 Napoleon's plötzliches Zurückkommen von Elba den kurzen Frieden beendigte. Da erhielt Blücher wiederum den Oberbefehl, und eilte mit der Armee in die Niederlande. Am 16. Juni verlor er gegen Napoleon die Schlacht bei Ligny; sein Pferd, das ihm unter dem Leibe erschossen worden war, stürzte mit seiner ganzen Last auf ihn, und er gerieth in Gefahr, getödtet oder gefangen zu werden. Doch entkam er glücklich. Er rächte diese Niederlage schon am 18. durch den von ihm gemeinschaftlich mit Wellington erfochtenen Sieg von Waterloo oder Belle-Alliance, den er durch sein Eintreffen in der höchsten und drohendsten Krise des Kampfes entschied, und mit welchem Napoleon's Gestirn auf immer erlosch. Er verweigerte hierauf den angebotenen Waffenstillstand, zwang Paris zur Kapitulation, und widersetzte sich bei dieser zweiten Einnahme der Hauptstadt Frankreich's ausdrücklich dem im vorigen Kriege beobachteten System der Schonung, obschon ihm dies nicht durchgehends gelang. Sein König belohnte diese neuen Thaten durch Verleihung eines eigenen, für ihn allein bestimmten Ordenszeichens (da Blücher bereits im Besitze aller

vorhandenen war), in einem von goldenen Strahlen umgebenen eisernen Kreuze bestehend. In seiner Geburtsstadt Rostock wurde ihm noch bei seinen Lebzeiten ein von Schadow ausgeführtes Denkmal gesetzt, zu welchem Goethe die Inschrift dichtete. Blücher zog nach dem Frieden von Paris sich auf seine Güter in Schlesien zurück, wo er nach kurzem Krankenlager zu Kriblowitz den 12. September 1819 im 77sten Jahre seines Alters starb. — Er ist eine der kräftigsten Gestalten, welche der deutschen Erde in jenen Tagen der Gefahr und Begeisterung entstiegen, rauh und fest, wie das Erzbild, das seine Züge verewigen soll. Freilich gehört er nicht zu den poetischen Figuren des Heldenthums, und überhaupt dürfte ihm mehr soldatische Kraft, als eigentliche militärische Größe zugestanden werden. An Feldherrnkenntniß konnte er sich weder mit den vornehmeren feindlichen, noch mit den übrigen Anführern der Verbündeten messen. Das germanische Bärenfell hängt über seiner starken, anmuthlosen Gestalt. Aber er durfte vielleicht auch nicht anders sein. Durch so rauhe Stimmen, wie die seinige, mußte, gleichwie durch den grellen Laut eines Schlachthorns, die Zeit ihre Schläfer erwecken; er mußte vorangehen mit seinem unerschütterlichen, ehern durchglühten Soldatenglauben an die alte deutsche Freiheit, bis sein Volk sich sammelte und den Kampf schlug, zu welchem er keine geringe Losung gegeben.

Gebhard David v. Scharnhorst,

königl. preußischer Generallieutenant.

Geboren 1756. Gestorben 1813.

Dieser eigentliche Stifter der preußischen Landwehr wurde den 10. November 1756 zu Hämelsee im Hannover'schen von bürgerlichen Eltern geboren, die dort und später zu Bothmar als Pächter lebten. Sein Vater war durch eine besondere Ungerechtigkeit in einen verwickelten und weitläufigen Prozeß hineingezogen worden, und dadurch in seinen Umständen dergestalt herabgekommen, daß er seinen Sohn nur in die Dorfschule schicken konnte und ihn ebenfalls zum Landwirth bestimmte. In dieser

engen Sphäre lebte Scharnhorst bis in sein fünfzehntes Jahr. Durch einige kriegsgeschichtliche Bücher, die er in der Bibliothek des Pastors fand, wurde in ihm eine glühende Sehnsucht zum Soldatenstande erweckt; unaussprechlich lockend stand der Gedanke vor seiner Seele: dereinst als Unteroffizier Vorposten kommandiren zu können. Jetzt endlich gewann, wie billig, sein Vater jenen Prozeß, und kam dadurch in den Besitz des adeligen Gutes Bordenau. Nicht weit davon, zu Steinhude, hatte der berühmte Graf Wilhelm zu Schaumburg-Lippe-Bückeburg ein Artillerie-korps errichtet und damit die bekannte Kriegsschule vereinigt, in welche Niemand ohne des Gründers eigene Prüfung aufgenommen, und wo neuere Sprachen, Geschichte und Geographie, wie auch höhere Mathematik, Physik und die eigentlichen Kriegswissenschaften vorgetragen wurden. Der Graf zögerte nicht, den eifrigen und kräftigen, in Kenntnissen jedoch noch sehr zurückstehenden Jüngling in das Institut aufzunehmen. Scharnhorst machte schnelle Fortschritte; durch angemessene Lektüre, besonders durch Goethe's Werke, den »Wandsbecker Boten« und Young's »Nachtgedanken«, die seine Lieblingsbücher wurden, bildete und veredelte er seinen Geist Nach fünf Jahren hatte er es zum Kondukteur gebracht, als Graf Wilhelm, sein Gönner, 1777 starb. Durch den hannover'schen General Estorf wurde er als Fähnrich bei dessen eigenem Regimente angestellt, und mußte zugleich den Unterricht der Unteroffiziere, ja selbst der älteren Offiziere des Regiments übernehmen. Auch machte er sich schon damals durch die Erfindung: Fernröhre mit Mikrometern für den Kriegsgebrauch einzurichten, desgleichen durch sehr anwendbare statistische Tabellen ehrenvoll bekannt. Im Jahre 1780 ward er Lieutenant der Artillerie zu Hannover, zweiter und kurz darauf erster Lehrer an der damals errichteten Kriegsschule. Zwölf Jahre später stieg er zum Stabshauptmann, und 1793 wurde ihm eine Kompagnie reitender Artillerie zugetheilt, nachdem er seinen schriftstellerischen Ruhm bereis durch sein »Handbuch der Kriegswissenschaften«, sein »Taschenbuch für Offiziere« und das »militärische Journal« festgestellt hatte. Nunmehr zeigte er auch seinen Werth im Felde. Der hannover'sche General Hammer-stein, dem 1794 für die treffliche Vertheidung von Menin und das tapfere Durchschlagen durch einen zehnfach stärkeren Feind der Dank seines Fürsten und hohe Auszeichnung zu Theil ward, bezeichnete Scharnhorst als denjenigen, welchem das ganze Verdienst in Plan und Ausführung zukomme, und dieser wurde nicht nur vom Könige von Großbritannien mit einem Ehrensäbel belohnt, sondern auch zum Major im Generalstabe, kurz darauf

aber zum Obristlieutenant erhoben. Der Herzog von Braunschweig empfahl ihn dem Könige von Preußen, der ihn als Obristlieutenant bei dem damaligen dritten Artillerieregimente anstellte. Später trat er als dritter Quartiermeister-Lieutenant in den Generalstab, und hielt in Berlin Vorlesungen für Offiziere. So stieg er durch Verdienst und Thätigkeit von einer Stufe zur andern. Im Jahre 1804 ward er Obrist, 1807 Generalmajor und 1813 Generallieutenant. In der Schlacht von Auerstädt erhielt er zwei Wunden. Dennoch schloß er sich dem Zuge Blücher's nach Lübeck als Chef des Generalstabes desselben an, und fiel mit ihm in Gefangenschaft. Nach seiner Auswechselung kehrte er nach Preußen zurück und focht in der Schlacht von Eylau. Der König bezeigte ihm seine Achtung und sein Vertrauen dadurch, daß er ihn nach dem Friedensschlusse von Tilsit zum Präsidenten der Kommission zur neuen Einrichtung der Armee ernannte. Einige Zeit verwaltete er auch das gesammte Kriegsdepartement, ward Chef des Ingenieurkorps und mit den russischen und preußischen Orden geschmückt. Mit großer Umsicht und Zweckmäßigkeit trat Scharnhorst auf, als für Preußen der Augenblick gekommen war, die schimpflichen Bande der französischen Herrschaft abzustreifen. Nach seiner Idee wurde die Bewaffnung ausgeführt und von ihm geleitet. Im Frühjahre 1813 ging er, als Chef des Generalstabes, mit Blücher's Heere nach Sachsen, wo in der Schlacht bei Lützen eine Kartätschenkugel ihn am Schenkel verwundete. Ungeachtet dieser ernsthaften Verletzung gönnte er sich keine Ruhe, sondern reis'te in Aufträgen seines Königs nach Prag und Wien. In Prag erkrankte er neuerdings an seiner Wunde, und starb daselbst den 28. Juni 1813. Er hatte bei Preußens Schilderhebung mit scharfem Blicke den Weg angedeutet, der zum Siege führen sollte, und so gebührt auch ihm unter den Männern jener Befreiungsepoche ein unvergängliches Andenken.

Jeremy Bentham.

Geboren 1747. Gestorben 1832.

Ohne Ansprüche auf klingenden Lohn, ja auch nur auf äußeren Ruhm, hat dieser Menschenfreund sein Talent redlich dem Dienste seiner Mitbürger gewidmet, namenllich aber mit eben so großem Scharfsinn als Eifer auf Verbesserung der englischen Rechtspflege und Einschränkung der durch die Gesetze nicht gehörig eingeschränkten Liquidationsungebühr der Advokaten hingearbeitet. Er war 1747 zu London geboren. Nie ist er selbst als Advokat aufgetreten, und obgleich einer der fruchtbarsten Schriftsteller seines Faches, hat er seine vorzüglichsten Werke nicht selbst herausgegeben, sondern sie durch einen Freund, Dumont aus Genf, aus seinen Manuskripten in's Französische übersetzen und theils in Paris, theils in London drucken lassen. Er gehörte zu den Anhängern der Parlamentsreform und einer durchgreifenden Verbesserung der Civil- und Kriminalgesetzgebung, worüber er mancherlei Schriften herausgegeben hat; doch fanden seine gelehrten Bemühungen in Frankreich mehr Anklang, als in England und Deutschland. Eines seiner letzten Werke war »The art of packing", d. i. die Kunst, Geschworene zusammenzubringen, wie man sie grade nöthig hat, um nach Belieben verdammende oder lossprechende Urtheile zu erhalten. Leider machten seine Erzeugnisse nicht den Eindruck, den sie verdienten, aus dem Grunde, weil sie den Vorurtheilen der Völker und Zeiten nicht huldigten. Von Charakter war er sanft und wohlwollend, und der Musik, Dichtkunst und Botanik zugethan. Er starb 1832 in hohen Jahren.

Francis Henry Egerton,
Graf v. Bridgewater.

Geboren 1756. Gestorben 1829.

Dieser, durch gemeinnützige und großherzige Gesinnungen, aber auch durch seine Sonderbarkeiten berühmte Pair von England, der durch seine Stiftungen sein Gedächtniß für Gegenwart und Zukunft gesichert hat, wurde den 11. November 1756 geboren. Zu seinen Vorfahren zählte er jenen berühmten Kanzler König Jakob's I., Thomas Egerton, so wie auch der um das englische Kanalwesen so hochverdiente Herzog von Bridgewater zu seinen Verwandten gehörte. Von seinem Vater, welcher Bischof von Durham war, wurde er für den geistlichen Stand bestimmt, und nachdem er zu Eton und Oxford seine wissenschaftliche Vorbildung vollendet hatte, erhielt er nach und nach drei Pfarrstellen, welche er zwar bis zu seinem Tode behielt, ohne sich jedoch, wie dies in der englischen Kirche nicht nur möglich, sondern sogar herkömmlich ist, selbst mit deren Verwaltung abzugeben. Später hielt er sich größtentheils zu Paris auf und erbte 1823 nebst dem Grafentitel auch die damit verbundenen sehr bedeutenden Familiengüter, nachdem der Herzogstitel schon früher in der Familie erloschen war. Er liebte mit Leidenschaft die Jagd, zugleich aber auch die Hunde und Katzen, die er in großer Menge in seinem Hause hielt, sie wie Menschen aufputzte, ausfahren ließ, an seine Tafel zog u. s. w. Seiner Liebhaberei zur Jagd hing er, nachdem ihm Altersschwäche das edle Weidmannswerk im Freien beschwerlich machte, in seinem Garten nach, in welchem Kaninchen, Tauben und Rebhühner, diese jedoch mit gestutzten Flügeln, gehalten wurden, auf welche dann der Graf, auf seine Diener gestützt, mit der Flinte Jagd machte. Schon 1796 hatte er seine wissenschaftliche Bildung durch Herausgabe des »Hippolyt« von Euripides, und dann zweier Oden der Sappho bethätigt. Aber eine vorzügliche Theilnahme bewies er den großen Männern seiner Familie. So ließ er 1798 die fünf

Jahre früher in der »Biographia britannica« erschienene Biographie des Kanzlers Egerton besonders abdrucken, und veröffentlichte 1807 eine Denkschrift auf den 1803 verstorbenen, durch seine Kanalbauten berühmt gewordenen Herzog von Bridgewater. 1819 und 1820 ließ er ein Schreiben an die Pariser und die französische Nation drucken, welches eine Vertheidigung dieses Herzogs und biographische Mittheilungen über Brindley, der dessen großartige Plane zur Ausführung gebracht hatte, enthielt. 1826 ließ er endlich, obschon nur in wenigen Exemplaren, einen prachtvollen Foliobänd: »Family anecdotes«, drucken, und vertheilte ihn unter seine Freunde. Aber wahrhaftere und allgemeinere Verdienste erwarb er sich durch sein Testament. Kurz vor seinem Tode, welcher den 12. Februar 1829 zu Paris im 74sten Lebensjahre des Grafen erfolgte, hatte er ein Werk über die Macht, Weisheit und Güte Gottes in wenigen Exemplaren drucken lassen, und in seinem 1825 aufgesetzten letzten Willen bestimmt, daß 8000 Pf. St. dem zeitigen Präsidenten der Londoner Akademie der Wissenschaften übergeben werden sollten, der sodann mehrere Schriftsteller zu veranlassen habe, ein umfassendes Werk »über die Macht, Weisheit und Güte Gottes, wie sie sich in der Schöpfung offenbaren«, zu schreiben. Jene 8000 Pf St. sollten an die Verfasser vertheilt werden und dieselben noch obendrein im freien Besitze ihrer Werke bleiben. Unter Mitberathung des Erzbischofs von Canterbury und des Bischofs von London wurden nun, nach Bridgewater's Tode, von Davies Gilbert, als damaligem Präsidenten der Akademie, ausgezeichnete Gelehrte beauftragt, und es übernahm Charles Bell, Professor der Anatomie und Chirurgie: »Die menschliche Hand und ihre Eigenschaften«; Th. Chalmers, Professor an der Universität Edinburg: »Ueber die Macht, Weisheit und Güte Gottes, wie sie sich in den Beziehungen der auswärtigen Welt zur moralischen und intellektuellen Natur des Menschen offenbaren«; John Kidd, Professor der Universität Oxford: »Ueber das Verhältniß der äußeren Welt zur Körperlichkeit des Menschen«; W. Whewell, Mitglied des Trinity-College zu Cambridge: »Sternkunde und allgemeine Physik«; W. Prout, Mitglied des Royal-College der Aerzte: »Chemie, Meteorologie und verwandte Gegenstände, als Zeugnisse für die Herrlichkeit des Schöpfers«; P. M. Roget, Sekretär der Royal-Society: »Vergleichende Physiologie der Pflanzen- und Thierwelt«; W. Buckland, Professor der Geologie zu Oxford: »Geologie und Mineralogie«; W. Kirby: »Geschichte, Sitten und Instinkte der Thiere«. Diese unter dem Namen der Bridgewater-

Bücher erschienenen Schriften, durch welche das Volk auf dem Wege der Wissenschaft und der Erkenntniß der Schöpfung zur Ueberzeugung der Macht, Weisheit und Güte der Gottheit geführt werden soll, wurden in England, wo alle Anschauung dem Zweckmäßigen sich zuwendet, mit außerordentlichem Beifalle aufgenommen, und auch in Deutschland hat man durch Uebersetzungen sie zu verbreiten unternommen. Noch hat Bridgewater in seinem Testamente seine zahlreichen Handschriften dem brittischen Museum vermacht, und die Zinsen von 7000 Pf. St. zur Besoldung der mit Beaufsichtigung derselben beauftragten Bibliothekare, desgleichen 5000 Pf. St. zur Vermehrung der Handschriften des Museums ausgesetzt.

Jean Pierre Claris de Florian.

Geboren 1755. Gestorben 1794.

Es wird nur wenige Schriftsteller geben, welche auch außerhalb ihres Landes und bei Völkern fremder Zunge eine solche Popularität gewonnen hätten, wie Florian. Auf dem Schlosse Florian, unweit Sauve in den Nieder-Sevennen, kam er den 6. März 1755 zur Welt. Die in seinen Werken deutlich erkennbare Neigung für die spanische Literatur wurde ihm von seiner Mutter, einer geborenen Castilianerin, eingeflößt; zu Verney entwickelte sich seine Liebe zur Dichtkunst und zu den Wissenschaften. Voltaire, ein Freund seines Vaters, ermunterte und bildete das Talent des Jünglings. Später trat er als Page in die Dienste des Herzogs von Penthièvre, eines vorzüglichen Gönners der Gelehrten und Künstler; auf dem Privattheater desselben kamen zuerst Florian's theatralische Arbeiten zur Aufführung, in welchen der Verfasser selbst die Rolle des Arlequin übernahm. Da er mit einigen Dichtungen Preise bei der Akademie gewann, so stieg sein Ruf, und 1788 ward er Mitglied der französischen Akademie. Beim Ausbruche der Revolution zog er sich in die Ruhe zurück, und mußte, nach dem Dekrete, das alle Adelige aus Paris verbannte, sich nach Seaux begeben, wo er, während er eben an der Beendigung seines Gedichtes »Ephraim« arbeitete, auf Befehl des Sicherheitsausschusses

verhaftet wurde. Längere Zeit schwebte sein Leben in Gefahr; nur Robespierre's Sturz rettete ihn und gestattete seinen Freunden, Schritte zu seiner Befreiung zu thun. Doch die ausgestandenen Leiden und die Pein einer langen, drohenden Ungewißheit hatten seine Gesundheit untergraben, und er starb wenige Tage nach seiner Befreiung, den 13. September 1794 zu Seaux. Seine Schreibart ist leicht und anmuthig; es gelangen ihm Schilderungen des Lebens und der Charaktere, vorzüglich aber Schäfergedichte und Idyllen. Von Voltaire wurde er dieserhalb nur mit dem zärtlichen Namen Florianet genannt. Seine Werke sind zu bekannt, um hier besonders angeführt zu werden.

Jean François Marmontel.

Geboren 1723. Gestorben 1799.

Einer jener wenigen edlen und reinen Geister, die während der französischen Revolution, statt dem beliebten Modebilde einer skeptischen Philosophie zu huldigen, unverrückt an Sittlichkeit und Religion festhielten, ist Marmontel, geboren den 11. Juli 1723 zu Bort in Limousin. Einfach und sittlich war seine Erziehung. Sein Vater, ein Schneider von Profession und zugleich Besitzer eines Landhauses, erwirkte ihm, da er des Knaben glückliche Anlagen wahrnahm, einen Freitisch auf dem Kollegium von Toulouse. Marmontel zeigte als Jüngling Scharfsinn und Gewandtheit des Ausdrucks; nur war ihm eine gewisse Steifheit und Pedanterie eigen, die selbst im Umgange mit der Welt und durch den Aufenthalt in Paris sich nie ganz verlor. Sein erster Versuch eines Preisgedichts mißglückte; doch Voltaire, dem er seine Arbeiten zur Ansicht sendete, munterte ihn auf, die betretene Bahn zu verfolgen. Er gewann hierauf einige Preise in den Blumenspielen (Jeux floraux), trug kurze Zeit das Abbékleid und kam 1745 nach Paris, wo er in sehr bescheidenen Verhältnissen mit mehreren ebenfalls unbemittelten Schriftstellern zusammenlebte. Durch Voltaire's Empfehlung wurde er in einige vornehme Häuser eingeführt. Jetzt machte er durch sein erstes Trauerspiel: „Dénis le Tyran", sich auch als Theater-

dichter bekannt. Das Protektorat der Madame Pompadour verschaffte ihm die Stelle eines Sekretärs der königlichen Baue mit 1500 Livres Pension; auch erhielt er auf zwei Jahre das Privilegium des »Mercur«, womit er 40,000 Livres gewann. Als man jedoch eine burleske Parodie einer Scene aus »Cinna«, durch welche ein Vornehmer hart mitgenommen wurde, irrigerweise ihm zuschrieb, verlor er sein Privilegium und mußte sogar auf einige Zeit in die Bastille wandern. Seinen Trauerspielen und Opern, womit er sich zuerst als Schriftsteller einführte, folgte sein Hauptwerk, seine »Contes moraux«, die ihm einen ausgebreiteten Ruhm erwarben, Erzählungen voll herrlicher Tendenzen, edel und anmuthig in der Form. Seine ferneren Werke nährten seinen Ruf. Er ward nach Duclo's Tode Historiograph von Frankreich und 1783 an d'Alembert's Stelle Sekretär der Akademie. Doch der Ausbruch der Revolution raubte ihm seine Stellen; er zog sich auf ein, mehrere Stunden von Paris entferntes Landhaus zurück, das Unglück beklagend, das über sein Vaterland hereingebrochen und seinem sanften, wohlwollenden Gemüthe doppelt schmerzlich war. Alles, was er erworben, ging in diesem großen Schiffbruche der gesellschaftlichen Verhältnisse unter; in einer beglückten Ehe mit der Nichte des Abbé Morelet fand er Trost für seinen Gram und Ersatz für seine Abgeschiedenheit. 1796 wurde er zum Mitgliede des neu errichteten Nationalinstitutes, und im Mai 1797 von dem Departement de l'Eure in den Rath der Alten gewählt. Glücklich gingen die damit verbundenen Gefahren an ihm vorüber, obwohl er 1798 in St. Aubain, doch nur aus Irrthum in der Person, auf kurze Zeit eingekerkert wurde. Aber nach dem 18. Fructidor des Jahres V der Revolution wurde seine Wahl kassirt, er zog sich nach Abbeville im Departement der untern Seine zurück, wo er unter einem Strohdache dürftig, aufgegeben und vergessen lebte, und den 31. Dezember 1799 starb, zugleich mit dem XVIII. Jahrhundert aus der Zeit scheidend. Unter seinen zahlreichen Werken stehen seine genannten »Contes moraux« obenan; sie sind unzählige Male gedruckt und übersetzt worden, und erhalten sich durch ihren Inhalt, wie durch den Reiz der Darstellung, immer neu.

Samuel Hahnemann.

Geboren 1755.

Zu Meißen geboren, wurde Hahnemann schon in früher Jugend von seinem Vater, einem Maler, zum Zeichnen und zum Studium der Geometrie angehalten. Seine weitere Bildung erhielt er auf der Fürstenschule zu Meißen; hierauf studirte er, durch ein abzehrendes Kränkeln dazu angeregt, auf der Hochschule zu Leipzig zwei Jahre Medizin, und begab sich dann nach Wien, wo er ein Jahr lang Quarin's Klinik besuchte. Dort wurde er dem Baron Brückenthal, Gouverneur von Siebenbürgen, empfohlen, und von diesem als Hausarzt, Bibliothekar und Ordner seines Kabinets antiker Münzen in Hermannstadt bestimmt, wo er sich zugleich der ärztlichen Stadtpraxis widmete. Nach einigen Jahren kehrte er nach Deutschland zurück und promovirte als Doktor der Medizin in Erlangen im Jahre 1779. Zuerst begab er sich in's Mansfeldische, um da zu praktiziren, dann nach Dessau. Hierauf erhielt er das Physikat zu Gommern bei Magdeburg. Hier soll er zuerst, von den Mängeln der bisherigen Arzneikunst lebhaft ergriffen, aus Gewissenhaftigkeit mehrere Jahre lang der Praxis gänzlich entsagt, und sich blos der Schriftstellerei gewidmet haben, wie er in seiner Selbstbiographie erzählt. Wirklich fallen in diesen Zeitraum (1777—1790) seine verdienstlichen chemischen Arbeiten, worunter die Weinprobe auf Eisen und Blei, und die Bereitung des auflöslichen Quecksilbers den Namen ihres Erfinders verewigen. Eine Abhandlung über den Kaffee warnte vor den gefährlichen Wirkungen dieses Giftes, und nebenher beschäftigte sich ihr scharfsinniger, zu Paradoxien geneigter Verfasser viel mit Uebersetzungen englischer und französischer Werke. Bei Bearbeitung von Cullen's Arzneimittellehre gefiel ihm die theoretische Art nicht, mit welcher die Wirkung der Chinarinde erklärt wird. Es fiel ihm ein, das Mittel praktisch, und zwar an sich selbst im gesunden Zustande zu versuchen, um zu erfahren, wie es denn eigentlich wirke. Schon hatte er bemerkt, daß Kaffee, Pfeffer u. dgl. im Gesunden eine Art Fieber erregen; er versuchte es nun mit der

China, beobachtete sich genau, — und siehe da! noch an demselben Tage empfand er die Symptome, welche einem völlig entwickelten Wechselfieber zukommen. Aus diesem Versuche zog er die etwas gewagte Schlußfolge: daß jedes Mittel nur durch Hervorbringung ähnlicher Zustände ähnliche Krankheiten heile; und dieser Satz war die Morgenröthe jener neuen Lehre, die Hahnemann nun ausbildete, und die unter dem Namen »Homöopathie« so viel Aufsehen in der Welt erregt hat und noch erregt. Sie entwickelte sich in ihm allmälig. Die Durchführung einer Hypothese durch die ganze Wissenschaft machte neue Hypothesen nöthig, und zur Vertheidigung einer Paradoxie wurden stärkere Paradoxien gewagt. Beglückt durch seine Entdeckung, widmete sich Hahnemann nun wieder der Praxis, und zwar im Irrenhause zu Georgenthal, und sodann, da er mit der neuen Methode und dem Selbstdispensiren der Arzneien überall Anstoß fand, bald dort, bald da, indem er seine Grundsätze und Kuren in verschiedenen Aufsätzen bekannt machte, und es dabei an heftigen Ausfällen über die Zustände der Heilkunde vor ihm nicht fehlen ließ. Im Jahre 1810 veröffentlichte er zuerst in seinem Hauptwerke: »Organon der Heilkunde« seine ganze Lehre im Zusammenhange. Dieses Werk, welches mit vielem Scharfsinne gedacht, mit Kenntnissen ausgestattet und zum Theile vortrefflich geschrieben ist, fand scharfen Widerspruch, theils wegen des aller bisherigen Erfahrung Widerstrebenden, theils wegen der bittern Schmähungen auf Medizin und Aerzte, die es enthielt. Der Alles ruhig prüfende Hufeland war der Einzige, der manches Wahre und Anregende in diesen Ansichten fand. Erst im Jahre 1816 fingen sie an, in die Praxis überzugehen. Hahnemann hielt sich vom Jahre 1810 bis 1821 fortwährend in Leipzig auf, und praktizirte hier nach homöopatischen Prinzipien, mit dem pathetischen und imponirenden Benehmen eines Reformators. Im Jahre 1818 untersagte die österreichische Regierung die Ausübung dieser, durch Adepten wundereifrig verbreiteten Heilkunst. Allein je mehr Reaktionen sie erfuhr, desto mehr Proselyten machte sie. Ihr Stifter erhielt großen Zulauf vom Volke, und selbst von angesehenen Personen, wie z. B. der Feldmarschall Fürst von Schwarzenberg (im Jahre 1820) nach Leipzig zu dem Wunderarzte reiste. Indeß mißlangen ihm natürlich manche Kuren, wie denn auch Schwarzenberg, mit einem organischen Uebel der Herzgefäße behaftet, in Leipzig nicht genesen konnte. Die meisten, ja fast alle Patienten, behandelte Hahnemann, ohne sie zu sehen, durch Briefe. Auf Bezahlung, die er sich oft voraus bedingte, hielt er streng. Nie (außer bei Schwarzenberg's Leiche, wo er nicht ausweichen konnte),

wohnte er einer Sektion bei. Nach diesem Sterbefalle minderte sich in etwas seine Geltung; er verließ Leipzig, und fand beim Herzoge von Anhalt-Köthen eine freundliche Aufnahme. Seine Bitterkeit gegen die übrigen Aerzte wuchs, und er verkehrte mit keinem mehr, der ihm nicht von erprobten Anhängern empfohlen wurde. Diese mehrten sich inzwischen, traten öffentlich für ihn auf, bildeten die neue Lehre weiter aus, wichen allmälig von ihr und von einander ab, und so kam es, daß die Verwirrung stieg, und jetzt die Homöopathie und die Lehre Hahnemann's bereits etwas ganz Verschiedenes sind. Der Gründer der Lehre sieht diesem Treiben ruhig aus seiner Freistätte zu, freut sich seiner vielen Verehrer, die dem Greise noch unlängst durch eine festliche Feier ihre Anerkennung bewiesen, und fährt nach seiner Weise fort, dies und jenes Neue zu seiner Lehre hinzuzufügen. Was diese betrifft, so liegt ihre Darstellung oder Beurtheilung außerhalb der hier gesteckten Gränzen. Noch ist die Anzahl ihrer Anhänger, besonders unter den Nichtärzten, groß genug. Wie über Alles, so wird auch über sie die Zeit das unabweisliche Urtheil fällen.

Vincenz Prißnitz.

Geboren 1799.

Dieser Name, an welchen seit nicht ganz zehn Jahren sich Ruhm und Tadel knüpfte, hat einer sonst weniger gekannten Gegend des österreichischen Staates einen weit über Europa hinaus gedrungenen Ruf erworben; er hat sich an eine neue populäre Heilmethode, an einen neuen, wissenschaftlichen Zweig der Medizin geknüpft. Im österreichisch-schlesischen Riesengebirge, außerhalb Freiwaldau, hatten vor etwa 80 Jahren Bürger dieses Städtchens zu landwirthschaftlichem Behufe sich am Gräfenberge einige Häuschen gebaut, in deren einem Prißnitz am 4. Oktober 1799 (getauft am 5. Okt.) geboren wurde und in ländlicher Arbeit anspruchslos zum Manne heranwuchs. Seine 62jährige Mutter wurde von einem Stiere getödtet, sein blinder Vater starb 1836 im 80sten Jahre. 1828 heirathete er die Tochter des Schulzen im nachbarlichen Böhmischdorf, Sophie, und von

seinen acht Kindern sind noch sechs Mädchen am Leben. Die von ihm begründete Kaltwasserheilanstalt erhielt schon 1831 die Genehmigung der hohen Landesbehörde, und trat 1838 durch Anstellung eines k. k. Polizeibeamten an Ort und Stelle auch in das formelle Verhältniß anderer Badkurorte des Staates. Ungezählt blieb die Menge der Hülfsbedürftigen, welche von 1829 seiner Heilart sich anvertrauten. Von diesem Jahre an führte auch er die Kurlisten ein, welche, mit dem Ausweis von 45 Personen anfangend, alljährlich reichhaltiger wurden, 1832 das Hundert überstiegen, 1833 dasselbe verdoppelten, 1835 es verdreifachten und 1839 anderthalb Tausend erreichten. Außer den 1544 Kurgästen dieses Jahres zählte man in Gräfenberg noch 768 Dienstleute, in Freiwaldau 204 Gäste, die bei dem Veterinärarzte J. Weiß, 92 Gäste, die bei dem Landmanne Schrott in Lindewiese zusprachen, und darüber noch 883 durchreisende Fremde, so daß jener Gegend eine zeitweilige Mehrbevölkerung von 2603 Personen erwuchs. Trotz der inzwischen, besonders in Deutschland, allenthalben erstandenen ähnlichen Anstalten wirklicher Aerzte erfreute sich Gräfenberg 1840 noch eines Besuches von 1391 Gästen, und auch das Jahr 1841 sank nicht unter das Tausend herab. Unter diesen Patienten befand sich eine große Anzahl aus den gebildeten Ständen, vom Adel, selbst des höchsten fürstlichen Ranges, auch Aerzte. Die über die neue, sonst auch in allen Journalen besprochene Heilart erschienenen Schriften bilden einen ansehnlichen Zweig der Literatur; vielerlei Porträte gaben die Gesichtszüge des berühmten Mannes wieder, und es erübriget nur noch, daß ein dankbarer Verehrer sein denkmalreiches Zeitalter mit einem gelungenen Standbilde desselben beschenke.

Der Schauplatz dieser Erfolge ist selbst nicht ohne bedeutenden Einfluß. Eine weite Reise führt die Leidenden fern von Heimath, Geschäften und gewohnten Genüssen in eine abgelegene Gegend. Dieser verleiht die nördliche Lage, das Waldgebirg, die häufigen West- und Nordostwinde einen rauhen Charakter, aber auch Anlaß zu stärkeren Spaziergängen, zur körperlichen Bewegung. Die sehr einfache Sitte der Landleute zwingt zu naturgemäßer Lebensart, welche die erkünstelten Bedürfnisse der Städter nicht kennt, aber auch oft durch fette Kost dem Magen unschädliche Anstrengungen aufbürdet. Der übliche Trank des frischesten Wassers, die reinste Bergluft, die Wohlfeilheit der ländlichen Nahrungsmittel verleitet die Fremdlinge zur Unmäßigkeit; diese hinwieder treibt zur Verarbeitung des Genossenen durch Thätigkeit und Entwicklung der Gesundheitspotenzen. Hiezu kommt nun das Eigenthümliche der Methode, welche Prißnitz in's Dasein gerufen. Mit Ausschluß

aller Gewürze, erhitzenden Getränke und künstlichen Arzneien, wird der Kranke zum fleißigen Trinken des Quellwassers und zur allseitigen, mannigfaltigsten Anwendung eben desselben in allen Temperaturen auf den äußeren Körper angehalten. Das Kaltbad wird in den verschiedensten Formen und Gefäßen gebraucht. Hervorstechend sind: das eisige Vollbad, zu dessen Verannehmlichung und Wirksamkeit sich der Kranke durch einen freiwilligen Schweiß in Wolldecken oder durchnäßten Leintüchern vorbereitet; das Sitzbad in einem Schaff von eigener Gestalt; der Neptungürtel, welcher am Unterleibe getragen wird. Ferner das Fußbad bis an die Knöchel, das Buttenbad für die langen Gliedmassen, das sonderliche Kopfbad, vor Allem aber die Umschläge zur Heilung oder Ableitung lokaler Leiden, endlich das Klystier. Von kräftigster Einwirkung ist die Douche von verschiedener Höhe und Stärke. Prißnitz selbst besitzt nur die gewöhnliche Bildung eines Landmannes und Bürgers in Oesterreich, er ist namentlich ohne alle ärztliche Kenntnisse, und er duldet nicht, schon durch die Behörden dazu verpflichtet, den Gebrauch irgend eines Mittels aus der Apotheke, eben so keine Einmischung eines Arztes. Er benimmt sich auch sonst nicht als Arzt; er fühlt keinen Puls, hält kein Krankenexamen, hört nur mit Gleichgiltigkeit oder Unwillen die aufgedrungene Erzählung von Krankengeschichten an. Um so fleißiger beobachtet er die Erscheinungen an der Haut nach dem ersten Kaltbade und beurtheilt überhaupt den ganzen Habitus der Kranken, um darnach die Stärke der Einwirkung mit Wasser und die Modifikation dieser Einwirkung zu bemessen. Obschon unbekannt mit den Lehren der Anatomie und Pathologie, unterscheidet er doch richtig die besonders organischen Krankheiten, auf deren Behandlung er sich wegen ihrer Unheilbarkeit nicht einlassen kann; sonst gibt es nicht leicht ein körperliches Uebel, dem er sich nicht gewachsen fühlte, wenn gleich er schwerere Leiden, zumal Derjenigen, deren Kräfte allzusehr herabgekommen sind, von seiner Anstalt gern abweist. Uebrigens hat er viele der verzweifeltsten Fälle, namentlich die zufolge von Medizinalkrankheiten, mit Glück durchgeführt, und Heilungen, die sonst ein langwieriges Krankenlager zu erfordern pflegen, in kürzester Zeit zu allgemeinem Staunen bewerkstelligt. Die sogenannte Lebenskraft oder Naturheilkraft scheint es zu sein, auf die er sein vorzüglichstes Augenmerk richtet, und diese sucht er im ganzen Organismus in ihrer Totalität zum Vortheile der einzelnen Theile des leidenden Körpers zur Wirksamkeit zu bringen. Sie ist ihm das Maßgebende in der Wahl der vorzuschreibenden Operationen, und ist es nur immer einfach das Wasser, was er anwendet,

so modifizirt er doch dessen Gebrauch in den verschiedensten Nuancen, je nachdem die Summe der Kräfte geringer, die Heftigkeit des Uebels stärker ist. Allgemeine Verfahrungsarten weiß er für ganze Krankheitsklassen nicht anzugeben; er muß immer den Einzelfall bestimmt vor sich haben, wenn er verordnen soll, und es ist nur ein populärer Ausdruck, wenn er sich gern dahin äußert, daß die bösen Säfte durch Trinken gereinigt, die bösen Stoffe durch Schweiß und Bad ausgetrieben werden müssen. Er macht nicht Anspruch auf eine wissenschaftliche Charakterisirung der Krisen, und mag wohl manche Erscheinung so nennen, die eine solche nicht ist; aber er glaubt auch überhaupt nicht an die Nothwendigkeit derselben in jedem Falle; nur bei sehr schweren und veralteten Uebeln ist ihm ihr Auftreten ein Zeichen der siegenden Natur, und er besitzt eine eigene Gewandtheit, ihrer Gefährlichkeit zu begegnen. Die Erfahrung hat gelehrt, daß er auch ganz herabgekommene Kranke, wenn sie anders Vertrauen, Folgsamkeit und Ausdauer beweisen, wieder auf die Beine gebracht, daß er Gliedmaßen, die nach dem Urtheile der bewährtesten Aerzte bereits zur Amputation bestimmt waren, vollkommen geheilt, daß er Personen, die unwiederbringlich verloren schienen, noch einmal in's Leben gerufen hat, und dies Alles einzig und blos — durch seine Anwendung des Wassers. Auch gelehrte Aerzte bestätigten als Augenzeugen und staunten an diese Thatsachen.

Noch von der Persönlichkeit des Mannes zu reden, so zeigt Prießnitz in seinem Aeußern die größte Einfachheit und Würde. Karg in Worten, mäßig in Ansprüchen, fest im Urtheil, verräth er nur durch das sprachvolle Auge ein tiefes Gemüth, nur durch des Antlitzes bedeutende Züge den denkenden Geist. Er scheint keine Leidenschaften zu besitzen. Von Jugend auf den Acker mit eigener Hand bestellend, findet er sich gegenwärtig recht gut in den Umgang mit den Vornehmsten. Er läßt sich auch den Luxus in den Möbeln gefallen, ohne sich der Armen und Gemeinen zu überheben. Er ist ein zärtlicher Gatte, ein liebevoller Vater, ein wirthschaftlicher Haushälter, ein sittenstrenger Herr. Die Beobachtungsgabe ist sein Genie. Die Entwicklung des Letzten läßt sich in dem Fortschritte seines Heilsystems nachweisen. In den arbeitenden Volksklassen, besonders unter den Landleuten, gibt es immer Viele, welche den Werth des frischen Wassers bei körperlichen Unfällen in Erfahrung gebracht und sich dadurch oft durch Zufall von großem Leiden schnell und leicht befreit haben; Wenige aber werden veranlaßt worden sein, den Umfang dieser Erfahrungen durch Nachdenken und Versuche beträchtlich zu erweitern; kaum Einer, dieses Heilmittel konsequent bis

zur Gränze der Möglichkeit durchzuführen; daß das Letzte auch von den Gelehrten nicht geschehen, darf ohne Beeinträchtigung ihrer sonstigen Verdienste zugestanden werden. Prißnitz hat es in ausgezeichnetem Grade gethan. Vielleicht unterstützten ihn hierin Sagen seiner Heimath, zu welcher die Lobpreisungen des Wassers *) als »Universalmedizin,« die Joh. Sigm. Hahn in Schweidnitz († 1773) und schon früher der berühmte Halle'sche Arzt, Fr. Hofmann († 1742), in eigenen Schriften erhoben, gedrungen sein müssen. Ein persönlicher Unfall des 17jährigen Jünglings führte ihn auf die große Entdeckung, die er bald zum deutlichen Bewußtsein brachte und benützte, um die unbekannte Kraft noch anderweitig zu erproben. Die Nachbarschaft bot Gelegenheit dar, an Thieren und Menschen schöne Kuren auszuführen. Hiebei blieb er nicht stehen; ein anderer Zufall lehrte ihn, daß das Wasser auf der körperlichen Oberfläche kräftiger und angenehmer wirke, wenn auf derselben erst ein reichlicher Schweiß erzeugt worden; ein aufblitzender Gedanke führte ihn zu dem Versuch, Leiden des Unterleibes durch Umschläge und Sitzbad, wozu die Trankgefäße der Pferde dienen mußten, zu lindern, ja sogar ein gefährliches Uebel von den schwächern Theilen auf stärkere abzuleiten und endlich ganz zu vertreiben; der Einfall eines sinnigen Kranken führte ihn auf die Douche; mißlungene Versuche brachten ihn auf die manigfachsten Kombinationen; sein hiedurch immer mehr geschärfter Blick enthüllte ihm allmälig das Geheimniß der Individualisirung und Nuancirung; in der letzten Zeit lernte er auch von den besuchenden Aerzten das Nöthige von den Eigenthümlichkeiten des menschlichen Körpers, so wie von der Natur der Krankheiten. Noch jetzt glaubt er nicht ausgelernt zu haben, und hat es nicht hehl, daß Alles ohne Wunder geschehen ist und geschieht. Er kennt Zweifel, Unruhe und Furcht nicht; die Sicherheit seines Benehmens, vielleicht auch etwas Eigenes in seiner ganzen äußeren Erscheinung, flößt unbegränztes Vertrauen ein. Immer nur den Geist auf den Hauptzweck gerichtet, ist er gleichgiltig gegen alles Beiwerk: er schmeichelt den Gästen nicht; buhlt nicht um Zulauf, der ihm vielmehr lästig ist; nur hart ging er an die Erweiterung seiner Lokalitäten und darauf ein, daß der Aufenthalt daselbst weniger beschwerlich werde. Er verschmäht die dankbare Gabe nicht, fordert aber auch sein verdientes Honorar nicht; er speiset und heilet viele Arme unentgeltlich; schmutzigen

*) ὑδωρ μεν αριϛον. *Pind. Od.*
Gelida cum perluor unda per medium frigus. *Hor. Epist. L. I., 15.*

Flüchtlingen jagt er nicht nach. Jedem steht er zu Diensten in Rede und That, auch dem Arzte, wenn dieser nicht professionelle Ansprüche macht. Unliebsame Erfahrungen machten ihn mißtrauisch, zurückhaltend, ja abgeneigt den gewöhnlichen Heilkünstlern. Er ist unermüdet thätig, ohne Anstrengung und Müdigkeit zu äußern; in wichtigen Fällen achtet er den Lauf der Stunden nicht, ganze Tage kann er fortdauernd Einer Kur widmen, gerufen opfert er auch die Ruhe der Nacht unverdrossen. Eigentliche Gehilfen, und solche, die er eigens zu seiner Kunst abrichtete oder in deren Regeln einweihete, hat er nicht; er steht noch jetzt da in seinem Wirkungskreise — allein. Doch theilt er jedem Unbefangenen gern seine Ansichten, Erfahrungen und Erlebnisse mit, gibt unverholen Rath oder Aufschluß über Jedes. Eine Masse von Briefen empfängt er täglich und läßt jeden augenblicklich beantworten, ohne Entgelt. Kann er es vermeiden, so hindert er die beschwerliche Reise zu ihm und gibt Anleitung, wie man die Kur zu Hause bestreiten mag. Von seinem Nachbar Weiß in Freiwaldau will er eben nicht viel wissen; sind aber Spannungen zwischen diesem und Prießnitz vorhanden, so dürfte die Schuld auf der andern Seite nicht geringer sein; das Meiste thaten wohl Klätschereien und schürende Eiferer; daß Herr Weiß aber die Gräfenberger Methode vervollkommt habe, ist noch durchaus unerwiesen. Gegen Schrott in Lindewiese, dessen Methode kaum diesen Namen verdient, verhält sich Prießnitz mit völliger Gleichgiltigkeit, und überhaupt legt er Denjenigen, welche von ihm zu dem einen oder andern seiner Nebenbuhler übergehen, nicht das geringste Hinderniß in den Weg. Der gute Professor Oertel hatte bei seinem Besuche in Gräfenberg (1836) von Glück zu reden, daß Prießnitz nichts gethan, um die Schwächen seiner Wissenschaft vor dem dortigen Publikum noch mehr in's Licht zu setzen, als er es selbst durch seine Persönlichkeit bewirkte. Die in Kurzem so angeschwollene hydriatische Literatur, der Laien sowohl als der Aerzte, ficht Prießnitz sehr wenig an; überhaupt nimmt er nicht den geringsten Einfluß auf die literarische Verbreitung seines Rufes, und zwingt man ihn, von dem einen und andern dieser Bücher nähere Kenntniß zu nehmen, so lächelt er immer über den Versuch, seine Art zu handeln in ein gelehrtes System zu bringen, und man sagt, daß er mit keiner dieser Schriften zufrieden sei. Die meisten Autoren schöpften aber den nützlichsten Theil ihrer Angaben nur aus seiner eigenen offenherzigen Mittheilung. Um hier noch das Bessere aus jener Literatur anzudeuten, so zeichnet sich Munde durch praktische Brauchbarkeit, Groß durch Umsicht und Mäßigkeit, Richter,

Schnitzlein und Claessen durch Wissenschaftlichkeit, Hermann und Melzer durch schöne Darstellung aus. Die auf Unwissenheit, Parteisucht und Dünkel beruhenden Schmähungen Ehrenberg's haben Ruppricht und Kobbe in ihrer ganzen Blöße aufgedeckt.

Der Name Prißnitz wird auf die Nachwelt übergehen, seine Methode in der Naturwissenschaft ihren Platz behaupten. Für jetzt aber bleibt das Wichtigste die Frage: Welchen Einfluß wird seine über die im frischen Quellwasser liegende Heilkraft gegebene Offenbarung auf das ärztliche Verfahren und die ganze Gesundheitslehre einerseits, andererseits aber auf das praktische Leben, die gesellschaftlichen Sitten, auf die Erziehung, auf das Familienwesen, besonders auf die arbeitenden Volksklassen, endlich auf die öffentlichen Anstalten und die Maßregeln der das Bürgerglück bezweckenden Regierungen äußern? —

Montesquieu.

Geboren 1689. Gestorben 1755.

Charles de Sécondat, Baron de la Brède et de Montesquieu, einer der berühmtesten philosophisch-politischen Schriftsteller Frankreich's, entstammte einer angesehenen Familie von Guienne, und begrüßte die Welt auf dem Schlosse Brède bei Bordeaux, den 18. Januar 1689. Sein philosophischer Geist entwickelte sich frühzeitig, und schon in seinem zwanzigsten Jahre sammelte er Materialien zu seinem »Esprit des lois.« 1721 trat er mit seinen »Lettres persanes« an's Licht, welches Werk mit dem Scheine von Leichtigkeit doch Tiefe und Gründlichkeit vereinigt, und die französischen Sitten oft mit keckem Spotte, doch auch mit großer Wahrheit und Lebendigkeit schildert. Er gelangte dadurch in die französische Akademie, obgleich er dieses Institut selbst in jenen Briefen angegriffen, und der Kardinal Fleury, mit Recht aufgebracht über die Ausfälle auf die christliche Religion, sich seiner Aufnahme widersetzte. Um die Nationen zu studiren, die er in seinem »Esprit des lois« schildern wollte, bereiste er Deutschland, Ungarn, Italien, die Schweiz und Holland, und brachte gegen zwei Jahre in England

zu. Zurückgekehrt, vollendete er sein Werk »über die Ursachen der Größe und des Verfalls der Römer«, in welchem er durch geistreiche Bemerkungen und treffende Schilderungen dem oft behandelten Gegenstande eine neue Seite abgewann. Der darin sich kundgebende männliche Geist tritt noch entschiedener in seinem 1748 erschienenen »Esprit des lois« hervor, welches Werk mehr den Geist der Nationen, als jenen der Gesetze darstellt, und das man das Gesetzbuch des Völkerrechtes, so wie seinen Verfasser den Gesetzgeber des Menschengeschlechts genannt hat. Es leidet hin und wieder an Breite und Abschweifungen, aber es ist mit Liebe für die Menschheit geschrieben und der Styl ist kraftvoll. Die Kritik mag dem Buche Manches vorwerfen; Philosophie und Gefühl werden in demselben immer neue Schätze entdecken. Ueber Natur, Prinzipien, Sitten, Klima, Umfang, Macht und eigenthümlichen Charakter der Staaten, über zweckmäßige und verfehlte Gesetze, über Wirkungen von Strafen und Belohnungen, über Religion, Erziehung und Handel hat vielleicht Niemand so tief nachgedacht, als er. Von Charakter war er sanft, heiter und gefällig, in der Unterhaltung angenehm und lehrreich. Obschon von Natur sparsam, war er, wo es galt, doch auch edel und großmüthig. Daß er zu Marseille einem jungen Schiffer seine Börse gab und insgeheim eine Summe anwies, um dessen in die Gewalt der Korsaren gekommenen Vater loszukaufen, ist vielfältig bekannt geworden, und hat sogar den Stoff zu einem Schauspiele: »Le Bienfaiteur anonyme«, geliefert. Er hat noch manche andere Schriften verschiedenen Werthes verfaßt, die sich in seinen gesammelten Werken finden; eine von ihm geschriebene Geschichte Ludwig's XI. wurde von ihm aus einem Irrthume verbrannt und ging verloren. Sein Tod erfolgte den 15. Februar 1755.

Michel Eyquem de Montaigne.

Geboren 1533. Gestorben 1592.

Jenen seltenen Talenten, die, vermöge einer wunderbaren Totalität, selbst in der Form nie veralten, gehört auch der geistreiche französische Schriftsteller Montaigne an. Er wurde den 2. Februar 1533 auf dem Schlosse Montagne in Périgord geboren, erhielt eine Art spielender Erziehung, die ihn frühzeitig und leicht sogar mit gelehrten Kenntnissen bereicherte, und hatte schon in einem Alter von dreizehn Jahren seine Studien auf dem Collegium zu Bordeaux beendet. Um seine Menschenkenntniß, ein Studium, dem er sich vor Allem widmete, zu bereichern, unternahm er Reisen durch Deutschland, die Schweiz und Italien, wurde 1581 in Rom mit dem Titel eines römischen Bürgers beehrt, und im folgenden Jahre zum Maire von Bordeaux gewählt, wo er durch seine Verwaltung sich die Zufriedenheit der Bürger dergestalt erwarb, daß sie ihn 1588 an den Hof sandten, um dort ihre Angelegenheiten zu verhandeln. Bei dieser Gelegenheit schmückte ihn Karl IX. mit dem Bande des St. Michaelordens. Später kehrte er auf sein Schloß zurück, um sich ganz der Philosophie zu widmen; doch wurde hier seine Ruhe bisweilen durch die bürgerlichen Unruhen gestört. Seine letzten Jahre wurden durch Krankheiten getrübt; doch bewog ihn seine Abneigung gegen die Aerzte und sein Vertrauen auf die Heilkraft der Natur, jeden ärztlichen Beistand zu verschmähen. Er beschloß sein Leben den 13. September 1592. Er verwarf jeden moralischen und physischen Zwang in der Erziehung, erklärte sich gegen die spekulative Philosophie, und drang in seinen »Ansichten über Gesetzgebung und Rechtsverwaltung«, durch welche er seine Zeit aufklärte und selbst der späteren nützte, auf Einfachheit der Gesetze und Formen. Sein Hauptwerk, die »Essais«, enthalten einen Schatz von Lebensweisheit. Die Schreibart, obgleich weder rein, noch korrekt, weder genau, noch edel, ist dafür originell, einfach, lebhaft und kraftvoll, sie spricht große Gedanken in naiver Form aus. Montaigne hat, wie La Harpe von ihm sagt, als Schriftsteller der französischen

Sprache eine Energie aufgedrückt, die sie vor ihm nicht besaß, und die nicht gealtert ist, weil sie in den Gefühlen und Gedanken beruht und dem Geiste der Sprache angemessen ist. Als Philosoph hat er den Menschen geschildert wie er ist. Er lobt ohne Schmeichelei und tadelt ohne Haß.

Thaddäus Kosciuszko.

Geboren 1756. Gestorben 1817.

Kosciuszko, der letzte Oberfeldherr der Republik Polen, stammte aus einer alten, edlen, jedoch wenig begüterten Familie Lithauens, und war 1756 geboren. Seine Erziehung erhielt er in der Kadettenschule zu Warschau, von wo der Fürst Adam Czartoryski, seine Fähigkeiten und seinen Eifer wahrnehmend, ihn auf seine Kosten nach Frankreich reisen ließ, um dort die Kriegskunst zu studiren und in den zeichnenden Künsten sich zu vervollkommnen. Zwar ward er nach seiner Rückkehr Hauptmann, aber seine Neigung zu der Tochter des Marschalls von Lithauen, Sosnowski, und eine daraus entstandene Szene, nöthigte ihn, Polen zu verlassen. Begeistert für das Große und Kriegerische, ging er nach Amerika, ward dort Washington's Adjutant und that sich bei wiederholten Gelegenheiten, namentlich bei der Belagerung von Ninety-Six, durch Tapferkeit und Umsicht hervor. Washington würdigte ihn seiner Freundschaft; die Armee, die französischen Offiziere und der ehrwürdige Franklin zollten ihm hohe Achtung; auch waren er und Lafayette die einzigen Europäer, welche das Kreuz des Cincinnatus-Ordens trugen. In sein Vaterland zurückgekehrt, lebte er mehrere Jahre ohne öffentlichen Charakter, als ihn der Reichstag zum Generalmajor ernannte. Er erklärte sich für die Konstitution vom 3. Mai 1791, und diente unter dem Prinzen Joseph Poniatowski. Mit Auszeichnung focht er in dem Feldzuge 1792 gegen die Russen, bei Zielenec und Dubienco; an letzterem Orte behauptete er durch volle sechs Stunden mit nur etwa 4000 Mann gegen 16,000 Russen einen Posten, den er binnen 24 Stunden hatte befestigen müssen, und zog sich dann ohne namhaften Verlust zurück. Durch dieses kühne Unternehmen stellte er seinen

kriegerischen Ruhm fest. Als der König Stanislaus sich dem Willen der Kaiserin Katharina II. unterwarf, nahmen Kosciuszko und mit ihm sechzehn Offiziere ihren Abschied, worauf er Polen verlassen mußte und sich nach Leipzig begab, in welcher Zeit die gesetzgebende Versammlung in Frankreich ihm den Titel eines französischen Bürgers zuerkannte. In Polen hatte man mittlerweile den Krieg gegen Rußland beschlossen, weil diese Macht, nach Polens zweiter Theilung, von demselben verlangte, daß ohne seine Einwilligung dessen Verfassung nie geändert werden sollte. Die Rüstungen wurden ganz insgeheim betrieben; Kosciuszko, zum Feldherrn erwählt, begab sich an die Gränze. Umstände brachten den Krieg vor der bestimmten Zeit zum Ausbruche, und als Kosciuszko nach Warschau kam, wurde eben die russische Besatzung aus der Stadt vertrieben. Man entwarf die Acte der Konföderation von Krakau vom 24. März 1797, und Kosciuszko rief seine Landsleute auf, die Konstitution vom 3. Mai wieder herzustellen. Rasch zog Kosciuszko den anrückenden Russen entgegen, schlug ohne Geschütz, mit 4000 Mann, die zum Theil nur mit Sensen und Piken bewaffnet waren, 12,000 Russen, vermehrte sein Heer auf 9000 Mann und vereinigte sich mit dem General Grochowski. Als Warschau und Wilna sich gegen die russischen Besatzungen erhoben, schützte er die Russen gegen Mißhandlungen und organisirte die Regierung in Warschau. Dann ging er mit 13,000 Mann den, 40,000 Mann stark heranziehenden Preußen entgegen, griff sie bei Spczekociny (8. Juni) an, mußte aber der Uebermacht weichen und zog sich in das verschanzte Lager von Warschau zurück. Krakau fiel in die Hände der Preußen. Darüber brach den 28. Juni in Warschau ein Volksaufstand aus; doch Kosciuszko stellte die Ordnung her und bestrafte die Anstifter. Nun wurde Warschau von 50,000 Russen und Preußen belagert, aber Kosciuszko befeuerte den Muth der Seinigen und schlug nach zweimonatlichen blutigen Gefechten einen allgemeinen Sturm zurück. Dieser Verlust, wie auch der eines Artillerietransports und die Erhebung ganz Großpolens gegen die Preußen, bewog den König von Preußen, von der Belagerung Warschau's abzustehen. Mit 20,000 Mann regelmäßiger Truppen, und 40,000 schlecht bewaffneten Bauern, behauptete sich Kosciuszko gegen 150,000 Feinde; seine größte Macht bestand in dem allgemeinen Vertrauen. Der Neffe des Königs, einst sein General, verschmähte nicht, unter ihm zu dienen. Er verwaltete die Republik mit unumschränkter Gewalt; aber Mäßigung, hohe Uneigennützigkeit, Milde und Gerechtigkeit leiteten jede seiner Handlungen; er war Diktator, Feldherr

und Unterthan in einer Person. Allen Angelegenheiten des Vaterlandes waren seine Blicke zugewendet; Staatswirthschaft, Gerechtigkeitspflege und Kriegsverfassung standen unter seiner unmittelbaren Führung. Er dämpfte jede Unordnung, bezwang die Anarchie, wo er sie fand, hob die Leibeigenschaft auf, und trat, indem er am 29. Mai den hohen Nationalrath errichtete, freiwillig die ihm anvertraute höchste Gewalt wieder ab. Der König von Preußen, von Bewunderung für Kosciuszko erfüllt, machte ihm glänzende Anerbietungen, um ihn für sich zu gewinnen, doch Kosciuszko war jeder Bestechung unzugänglich. Mittlerweile erdrückte Rußland durch Uebermacht den Widerstand der Polen. Unter Sierakowski wurden sie in Volhynien bei Brzec den 18. und 19. September von Suwarow geschlagen. Mit diesem vereinigte sich der durch Lithauen vordringende Repnin, und der russische General Fersen sollte mit 12,000 Mann zu ihnen stoßen. Um diese Vereinigung zu vereiteln, zog Letzterem Kosciuszko von Warschau mit 21,000 Mann entgegen; Poninski's Division sollte zu ihm stoßen, aber die Botschaft fiel in die Hände der Russen. Jetzt unternahmen die an Anzahl dreifach überlegenen, vereinigten Russen unter Fersen, den 10. Oktober bei Macziewice (12 Meilen von Warschau) den Angriff auf das polnische Heer. Dreimal wurden sie geworfen, doch bei'm vierten Angriffe durchbrachen sie die Linien der Polen. Es war das Waterloo der polnischen Unabhängigkeit. Mit Wunden bedeckt, stürzte Kosciuszko vom getödteten Pferde. »Finis Poloniae!« rief er schmerzlich und wurde gefangen genommen. Mit seinem Falle war das Schicksal Polens entschieden. Katharina II. ließ ihn nebst seinen Kampfgefährten einkerkern; doch Paul I., Heldenmuth und Geisteshoheit auch im Feinde ehrend, gab ihnen persönlich die Freiheit zurück, und beschenkte Kosciuszko und dessen Freund, den Dichter Niemcewiz, großmüthig. Beide gingen nach London, wo Kosciuszko mit hoher Achtung aufgenommen wurde, und 1797 nach Amerika, wo man ihn mit gleicher Auszeichnung empfing. Er hatte nie die Gelegenheit, sich zu bereichern, benützt; sein Vermögen war gering; von Amerika bezog er für seine früheren Dienste einen Jahrgehalt. 1798 begab er sich nach Frankreich, wo ihm von allen Parteien festlicher Empfang bereitet wurde; seine Landsleute in der italienischen Armee überschickten ihm den Säbel Johann Sobieski's, den sie zu Loretto aufgefunden hatten. Als später Napoleon durch Polens Wiederherstellung Rußland zu schwächen, und seine Herrschaft über das östliche Europa auszubreiten beabsichtigte, wollte er sich Kosciuszko's zu seinem Plane bedienen. Aber

Kosciuszko hatte dem Kaiser Paul sein Wort gegeben, nicht mehr gegen Rußland zu fechten, und hielt es als ein Mann. Daher weigerte er sich mit Bestimmtheit, auf Napoleon's Anträge einzugehen, und nahm auch an dem Kampfe der Polen unter Dobrowski in den Jahren 1806 und 1807 keinen Antheil. Fouché sollte, nach Napoleon's Willen, Alles, nöthigen Falls sogar Gewalt anwenden, um Kosciuszko nach Polen zu bringen. Aber dieser erklärte mit Bestimmtheit, daß er in solchem Falle allen Polen sagen werde, daß er nicht frei sei. Einen am 1. November 1806 unter seinem Namen im Moniteur erschienenen Aufruf an die Polen, erklärte er öffentlich für unecht und von Napoleon untergeschoben. Bis 1814 lebte er auf einem von ihm erkauften Landgute unweit Fontaineblau in ländlicher Ruhe; 1815 reis'te er mit Lord Stewart nach Italien und ließ sich 1816 zu Solothurn in der Schweiz nieder, von wo aus er 1817 durch einen gerichtlichen Freibrief die Leibeigenschaft auf seinem Gute Siecnowichze in Polen aufhob. Landwirthschaft war seine Lieblingsbeschäftigung, der Umgang mit wenigen Freunden seine Erholung. Auf einem Ritte stürzte er nicht weit von Vevay mit seinem Pferde in einen Abgrund, und starb an den Folgen dieses Falles, ruhig und heiter, den 15. Oktober 1817 zu Solothurn, im 62. Jahre seines Alters. Sechs Greise trugen den Mann zur Gruft, der, von echter Römertugend erfüllt, sanft und gewaltig, tapfer und uneigennützig, selbst seinen Feinden Achtung abgenöthigt hatte. Er war nie verheirathet gewesen. Seinen Leichnam holte 1818, auf Kosten des großherzigen Kaisers Alexander, Fürst Jablonowski von Solothurn ab, nachdem der Kaiser, auf Bitten des Senates, die Beisetzung des Helden in Krakau erlaubt hatte. Sein Monument steht in der dortigen Kathedrale.

Adam Fürst Czartoryski.

Geboren 1770.

Das berühmte polnische Geschlecht Czartoryski stammt in gerader Linie von den Jagellonen ab. Daher durfte Fürst Adam Casimir Czartoryski-Sangusko, Starost und General von Podolien, geboren 1731, sich nach König August's III. Tode unter die Mitbewerber um den polnischen Thron stellen. Viele Stimmen der Nation waren für ihn, doch Katharinens II. Einfluß entschied für Stanislaus Poniatowski. Er trat hierauf in österreichische Dienste, und da seine wiederholten Bemühungen, theils bei der Nation selbst, theils bei mehreren Mächten, die Wiederherstellung Polens zu erzielen, vergeblich waren, zog er sich auf seine Güter, später nach Wien zurück. Von Napoleon zum Marschall des polnischen Reichstages ernannt, unterzeichnete er 1812 zuerst die Konföderationsakte, überreichte bei dem Wiener Kongresse, an der Spitze einer polnischen Gesandtschaft, dem Kaiser Alexander die Grundlage der entworfenen Konstitution, und wurde von Letzterem zum Senator-Palatinus des neuen Königreichs Polen ernannt. Später lebte er wieder zurückgezogen auf seinen Gütern, und starb den 19. März 1823 zu Sieniawa in Galizien. — Sein Sohn, Fürst Adam Czartoryski, dessen Porträt wir hier liefern, wurde den 14. Januar 1770 geboren, studirte in Edinburg und London, und bewies eine so frühzeitige Tapferkeit, daß Kosciuszko ihm auf dem Schlachtfelde den Verdienstorden reichte. Nach der letzten Theilung Polens 1795 kam er nebst seinem Bruder Constantin als Geißel nach Petersburg, und schloß hier mit dem jungen Großfürsten Alexander die Bande innigster Freundschaft. Dieser machte, nach seiner Thronbesteigung, ihn zum Minister des Auswärtigen, auf welchem Posten Czartoryski sich nicht nur gerecht, mild und besonnen, sondern auch so uneigennützig benahm, daß er zu Gunsten ärmerer Staatsdiener auf seinen Gehalt verzichtete. Später (1805) legte er jenes Amt nieder, befand sich in den Feldzügen der folgenden Jahre fast immer an der Seite des Kaisers Alexander, und gab eben so eifrig seine

Anhänglichkeit an dessen Person zu erkennen, als er seinerseits jeden Vortheil und jede Auszeichnung zurückwies. 1815 ward er Senator-Palatin des Königreichs Polen zog sich aber 1821 von allen Geschäften zurück, und lebte auf seinem herrlichen Stammsitze Pulawy nur den Wissenschaften. Nach dem Ausbruche der Revolution 1830 trat er an die Spitze der Regierungsgeschäfte, wurde am 30. Januar 1831 zum Vorsitze der Nationalregierung berufen, warnte aber stets vor Anarchie und Umsturz der gesellschaftlichen Ordnung. Nachdem, trotz seiner Warnungen, die Gräuelszenen des 15. und 16. August 1831 erfolgt waren, legte er seine Stelle nieder, und begab sich später nach London.

James Abercromby.

Geboren 1776.

James Abercromby, der Sprecher des brittischen Unterhauses, wurde den 7. November 1776 geboren und widmete sich der Rechtswissenschaft. Er ist der dritte Sohn des brittischen Generals Sir Ralph Abercromby, welcher, geboren 1738, seine heldenmüthige Laufbahn, in Folge seiner in der Schlacht bei Alexandria in Aegypten den 21. März 1801 erhaltenen Wunden, am 28. März auf demselben Schiffe endigte, welches ihn nach Malta führen sollte, wo in St. Elmo seine Gebeine ruhen. Seit 1832 war James Abercromby einer der Vertreter der Stadt Edinburg; 1834 aber ward er Münzmeister und Mitglied des ersten Melburne'schen Ministeriums. Durch seine Erhebung zum Sprecher des Unterhauses am 19. Februar 1835 gewann er plötzlich eine Berühmtheit, welche in seiner übrigen Persönlichkeit wenig begründet zu sein scheint; denn er hatte bisher, obschon in jeder Beziehung als ein redlicher Mann geachtet, sich durch nichts weiter bemerkbar gemacht, als daß er, dem Grundsatze fortschreitender Verbesserung im Staate ergeben, selbst die Abschaffung einer hohen, kostspieligen, aber nutzlos gewordenen richterlichen Würde, die er in Schottland bekleidete, anempfahl und sich dafür mit einem geringern Jahrgehalte von 2000 Pf. St. begnügte. Aber gerade jene, seinen geräuschlosen Tugenden gezollte Achtung war es, welche

ihm bei der Sprecherwahl, wo man so ungern Parteirücksichten zu folgen strebt, aus 626 Stimmen zehn mehr, als seinem Gegner, Sir Charles Manners Sutton, zuwege brachte. Seine Wahl machte es den vereinigten Whigs und Radicalen möglich, dem Peel'schen Ministerium, gleich bei der Versammlung des unter dessen Einflusse gewählten Unterhauses, einen entscheidenden Schlag beizubringen. Da es den Tories nicht gelang, ihre Gegner zu überstimmen, so wurde er vom Unterhause, welches 1837 nach dem Regierungsantritte der Königin Victoria berufen wurde, ohne allen Widerspruch auf's Neue zum Sprecher des Unterhauses gewählt, und ist es auch unter dem neuen Peel'schen Ministerim 1841 geblieben.

Sir Edward Codrington.

Geboren 1770.

Das alte Geschlecht Codrington zählt in der englischen Geschichte mehrere geehrte Namen. Ein Codrington war Standartenträger des heldenmüthigen Heinrich V., und ein anderer stiftete die nach ihm genannte ausgezeichnete Büchersammlung im Collogium All souls zu Oxford. Unter Georg I. erlangte die Familie die Baronetwürde. Edward Codrington, geboren 1770, trat kurz vor dem Ausbruche der französischen Revolution in den Seedienst, erhielt nach rühmlichen Anstrengungen 1802 als Kapitän den Befehl über das Linienschiff Orion von 74 Kanonen, mit welchem er an der Schlacht von Trafalgar Antheil nahm, führte bei der Beschießung von Vließingen 1809 das Flaggenschiff des Admirals Gardner, das wesentlich zu dem Erfolge des Tages beitrug, ward 1814 Contreadmiral, 1815 Ritter des Bathordens und 1825 Viceadmiral. Im letzteren Jahre erhielt er den Oberbefehl über die Flotte im mittelländischen Meere, und zog seine Flagge auf dem Linienschiffe Asia auf. Die damals schwebende russisch-türkische und die griechische Frage gaben seiner Stellung erhöhte Wichtigkeit; besonders wirkte er der Seeräuberei kräftig entgegen. Als Ibrahim Pascha, der Befehlshaber der ägyptisch-türkischen Kriegsmacht in Morea, gegen die Bestimmungen des im September 1827 eingegangenen Waffenstillstandes

den Hafen von Navarin mit einem ansehnlichen Geschwader verließ, zwang ihn Codrington's Entschlossenheit, von dem Bruche des Waffenstillstandes abzustehen und eilig wieder nach Navarin zu steuern. Bald darauf übernahm er, als der älteste Admiral, den Oberbefehl über die vereinigte englisch-russische Seemacht. Als solcher kommandirte er (20. Oktober 1827) in der blutigen Seeschlacht von Navarin, welche der ägyptisch-türkischen Flotte den Untergang bereitete; er selbst stand während der mörderischen Schlacht auf dem Verdecke des Admiralschiffes, zum Kampf ermunternd und unerschrocken und besonnen die Bewegungen der verbündeten Geschwader leitend. Von dem englischen Volke wurde dieser glorreiche Sieg mit Begeisterung aufgenommen; aber Wellington, der an der Spitze der Verwaltung stand, sah das Ereigniß, als England's ältestem Verbündeten nachtheilig, ungünstig an. Codrington erhielt zwar das Großkreuz des Bathordens, aber zugleich mußte er manchen versteckten Tadel anhören, und endlich fand man sogar einen Vorwand, ihm den Oberbefehl zu nehmen. Ehe er noch davon in Kenntniß gesetzt war, erschien er im Juli 1828 mit mehreren Schiffen vor Alexandria, und führte die Unterhandlung mit dem Pascha so geschickt und nachdrücklich, daß Mohammed Ali seinem Sohn Ibrahim den Befehl schickte, Morea alsbald zu räumen. Am 22. August übergab Codrington seinem Nachfolger den Oberbefehl, und ging nach England. Später bestätigte sich die Meinung, daß Codrington, rücksichtlich der Schlacht von Navarin, zweierlei Verhaltungsbefehle, amtliche und geheime, gehabt, und daß diese Schlacht eine im Voraus beschlossene und vorbereitete Begebenheit gewesen war. In Petersburg und Paris, wohin er nach der Zeit reis'te, fand er die ehrenvollste Aufnahme. Erst als 1830 der Herzog von Clarence als Wilhelm IV. den Thron bestieg, erhielt Codrington die von der Stimme des Volkes ihm längst zuerkannte, verspätete Belohnung seiner Tapferkeit, und befehligte 1831 eine Flotte, welche vor Lissabon kreuzte. 1841 wurde er, bei Gelegenheit der Geburt des englischen Thronerben, zum Admiral der weißen Flagge befördert.

Mohammed Ali,

Pascha von Aegypten.

Geboren 1769.

Kavala, ein Seehafen in Macedonien, dem Vaterlande der Eroberer Philipp und Alexander, ist der Geburtsort Mohammed oder Mehemed Ali's; dort begrüßte er im Jahre 1769 — also gleichzeitig mit Napoleon — die Welt; sein Vater, Ibrahim Aga, war der Befehlshaber der über die innere Ordnung und die Sicherheit der Straßen wachenden Truppen. Des Vaters frühzeitiger Tod machte ihn zur Waise; doch der Gouverneur oder Tschorbagi von Kavala nahm ihn in sein Haus und sorgte, freilich nur in physischer Hinsicht, für seine Erziehung; erst in spätern Jahren, da er schon Pascha war, lernte Mohammed lesen. Als Jüngling gab er bereits Proben seines Muthes und seiner Verschlagenheit; der Tschorbagi belohnte ihn dafür mit einer Offizierstelle und vermählte ihm eine Witwe aus seiner Verwandtschaft. Nebenbei betrieb Mohammed einen einträglichen Tabakhandel, wie denn mit der Lust der Eroberung jene der kommerziellen Erwerbung sich stets in seine Neigungen theilte. Als die Landung der Franzosen in Aegypten unter dem General Bonaparte 1798 die Pforte zu einer nachdrücklichen Kriegsrüstung veranlaßte, erhielt Mohammed 1800 den Oberbefehl über das Korps von Kavala, mit dem Titel eines Bim-Baschi oder Obersten. In einem Gefechte gegen den französischen General Lagrange zeichnete er sich unter den Augen des Kapudan Pascha dergestalt aus, daß er von diesem zum General, Socrn-Scheesme, ernannt wurde. Als nach dem Abzuge der Franzosen die Pforte ihr Augenmerk auf die Ausrottung der aufrührerischen Mameluken richtete, erwirkte Mohammed durch einen Gönner, Hassan Aga, seine Versetzung zu dem Korps des Mohammed-Pascha Kusruf, der die Bezwingung der Mameluken leitete. Schon damals schwebte vor seinen Augen der Plan, sich Aegyptens zu bemächtigen. Am meisten standen ihm dabei die wilden Mameluken und die zügellosen Albanesen im Wege, und er strebte daher, sich der einen zur Vertilgung der

andern zu bedienen. Er beredete die Albanesen, sich mit den Mameluken zu verbinden, und so zogen diese in Kairo ein. Auf seine Einflisterungen trieben sie die Städter und Landbewohner durch unerschwingliche Auflagen zur Verzweiflung, wobei er die doppelte Absicht erreichte, die Mamelukenherrschaft verhaßt zu machen, und den geldgierigen Albanesen durch ihre Hand einen reichlichen Sold zu verschaffen. Den 12. März 1804 brach endlich zu Kairo eine Empörung gegen die Mameluken aus. Zu ihrem höchsten Staunen erblickten sie Mohammed mit seinen Albanesen unter den wider sie Fechtenden; zu spät erkannten sie ihre Täuschung, sie mußten weichen, Kairo war von ihnen geräumt, ihre Regierung gestürzt, und Mohammed rückte seinem Ziele um einen Schritt näher. Um ihn zu entfernen, befahl ihm Kurschid Pascha, mit sämmtlichen Albanesen nach Oberägypten gegen die immer drohender sich erhebenden Mameluken aufzubrechen. Mohammed gehorchte, und vermehrte seinen Kriegsruhm durch die Eroberung der befestigten Stadt Minyeh. In dieser Zeit, nämlich im Februar 1805, war ein Korps von 3000 Dehly's, oder Soldaten der Pforte, in Kairo eingerückt, die plötzlich als eine Leibwache Kurschid Pascha's erschienen, nachdem dieser unaufhörlich die Pforte vor den gefährlichen Anschlägen Mohammed's gewarnt und um eine zuverlässige Truppe gegen die Albanesen gebeten hatte. Auf diese Nachricht brach Mohammed mit seinen Albanesen von Minyeh auf, und stand plötzlich drohend vor Kairo. Der Pascha ließ sofort die Dehly's gegen die Rebellen ausrücken. Aber Mohammed brachte die Offiziere der Dehly's auf seine Seite, so daß diese ohne Schwertstreich mit ihrer Mannschaft in die Stadt zurückkehrten. Nun verließen auch die Albanesen ihr Lager, marschirten in die Stadt, und nahmen ohne Widerstand Besitz von ihren früheren Quartieren. Ihnen folgte Mohammed, vom Jubel des Volkes begrüßt und von seinen zahlreichen Anhängern bereits zu seiner nahen Erhebung beglückwünscht. Inzwischen verübten die Dehly's die schreiendsten Gewaltthätigkeiten, vertrieben die Einwohner aus ihren Häusern, raubten Frauen und Kinder, und reizten das Volk zur höchsten Wuth und Erbitterung, welche zugleich auf den Pascha fiel, weil dieser dem Unwesen nicht zu steuern vermochte. Die musterhafte Disciplin, welche Mohammed unter seinen Albanesen handhabte, fiel dadurch um so vortheilhafter in die Augen. Am 14. Mai 1805 kam endlich die von Mohammed kunstreich angelegte und langsam fortgesponnene Verschwörung zum Ausbruch. Die Scheikh's (Aeltesten) und Ulemas (Rechtsgelehrten und obersten Beamten) erklärten in einer Versammlung,

daß sie der Herrschaft Kurschid Pascha's, der den Abscheu Aller auf sich geladen, nicht länger gehorchen wollten. Sie begaben sich zu Mohammed, um ihm ihren Entschluß zu verkünden, und forderten ihn auf, fortan ihr rechtmäßiger Gebieter zu sein. Zum Schein machte er einige Einwendungen, dann aber gab er den Bitten der Scheikh's und Ulemas nach. Hierauf wurde ein Eilbote mit einem amtlichen Schreiben nach Konstantinopel abgesandt, um die Genehmigung der Pforte zu der getroffenen Wahl nachzusuchen; indem Mohammed, der einzige Mann, welcher dem öffentlichen Elende und der inneren Zerrüttung Aegyptens ein Ende zu machen im Stande sei. Am 9. Juli langte aus Konstantinopel wirklich die Bestätigung Mohammed's als Vicekönig von Aegypten an. Am 1. April 1806 wurde derselbe zum Pascha von drei Roßschweifen ernannt, und ihm die Würde eines Vicekönigs von Aegypten bleibend zugesichert. Gefahr erwuchs ihm, als, in dem zwischen England und der Pforte ausgebrochenen Kriege, eine brittische Flotte vor Alexandria erschien und diese Stadt besetzte. Aber durch den ersten leichten Sieg sorglos gemacht, wurden die Engländer aus Rosette herausgetrieben und die ganze Unternehmung zu ihrem Nachtheile gewendet. Sie sahen sich genöthigt, mit Mohammed zu unterhandeln und, nach empfindlichen Verlusten, im September 1807 Aegyten zu räumen. Während er, um die Fortschritte der Wechabiten in Arabien zu hemmen, unter großartigen Anstrengungen eine Flotte im arabischen Meerbusen bauete, erneuerten die Mameluken ihre Unruhen. Er ließ ihnen dieselben mit scheinbarer Nachsicht hingehen, und lud sie zur Theilnahme an dem bevorstehenden Feldzuge gegen die Wechabiten ein. Mit großen Feierlichkeiten beging er in Kairo den 1. März 1811, an welchem Tage sein Sohn Tussun Pascha, den er zum Befehlshaber der Armee von Arabien ernannt, mit dem Ehrenpelze bekleidet werden sollte. Auch die Mameluken, Khahyn Bei und die übrigen Bei's an ihrer Spitze, fanden sich zu dieser Festlichkeit ein. Er ordnete den Zug so an, daß zuerst die Dehly's, Janitscharen und Albanesen, in der Mitte die Mameluken, hinter ihnen eine Infanterie-Abtheilung und ein Reiterhaufe kamen. Der Weg aus der Citadelle war in Felsen gehauen, düster, steil und so schmal, daß an manchen Orten zwei Reiter neben einander nicht Raum hatten. Als nun die Delhy's und die Janitscharen die Citadelle im Rücken hatten, ließ der Anführer der Albanesen das Thor schließen, kommandirte Halt, befahl seinen Leuten umzuwenden und auf die Mameluken zu feuern. Um sich selbst in Sicherheit zu setzen, erkletterten die Albanesen die Felsen und schickten aus der

XV





Höhe einen ununterbrochenen Kugelhagel auf die unglücklichen Mameluken nieder. Von 470 Mameluken, die zugegen gewesen, entkam auch nicht ein Einziger; denn die man lebend ergriff, wurden enthauptet. Eine genaue Haussuchung, nicht nur in Kairo, sondern auch in den Provinzen und den übrigen Städten, brachte die etwa verborgenen Mameluken zum Vorschein. Die Aufgefundenen wurden sofort enthauptet, und so die Macht dieses trotzigen und gefürchteten Korps auf immer gebrochen. Im Oktober 1811 sendete Mohammed seinen Sohn Tussun Pascha an der Spitze eines Heeres gegen die Wechabiten. Dieser nahm die Städte Janbo, Dschibda und andere Plätze, endlich auch die heiligen Städte Medina und Mekka. Im August 1813 begab Mohammed sich selbst nach Arabien, errang durch persönliches Einschreiten mancherlei Vortheile, und schloß endlich einen friedlichen Vergleich mit den Wechabiten, worin dieselben Gehorsam und sogar Rücktritt zu den echten Lehren des Koran gelobten. Inzwischen erhoben in Arabien die Wechabiten unter ihrem Oberhaupte Abdallah Ben Suhud von Neuem das Panier des Krieges. Mohammed rüstete mit außerordentlicher Eile, und stellte seinen Sohn Ibrahim an die Spitze des Heeres. Nach mehreren unentscheidenden Gefechten und einer mißlungenen Belagerung der Stadt El-Raß, erstürmte derselbe unter schrecklichem Blutvergießen Dorama, und brachte endlich, nach beispiellosen Strapazen, und mehr als einmal schon dem Untergange nahe, den 10. September 1818 Derajeh, den Hauptwaffenplatz der Wechabiten, zur Uebergabe. Abdallah selbst fiel in seine Hand. Nach dem Falle Derajeh's unterwarf sich nach und nach die ganze Provinz Nedscheb. Durch seinen Sohn Ismail Pascha ließ Mohammed einen Eroberungszug gegen Nubien und Sennaar unternehmen, und unterwarf diese Länder seiner Hoheit; Kordofan wurde entvölkert und unterjocht. Nunmehr führte Mohammed, trotz des anfänglichen Murrens seiner Truppen, europäische Kriegszucht unter ihnen ein, woran sie allmälig selbst Geschmack fanden. Neue, in Aegypten bisher noch nicht geahnte Schöpfungen erstanden durch Mohammed's unermüdeten Eifer. In Kairo wurde durch den Franzosen Gonon eine Stückgießerei in Stand gebracht; Jumel beförderte den Anbau der Baumwollstaude und errichtete die ersten Baumwollfabriken mit Spinnmaschinen; der Engländer Brenne legte eine einträgliche Zucker- und Rumfabrik an; unter der Leitung des französischen Ingenieur-Offiziers Coste fertigte man Salpeter und baute eine Pulvermühle; im Hafen von Alexandrien lief eine Fregatte vom Stapel; ja Mohammed schickte sogar talentvolle junge Männer auf

Reisen nach Europa, um nützliche Kenntnisse einzusammeln und unter ihren Landsleuten zu verbreiten. So ward Mohammed allerdings der Wiederhersteller, der Schöpfer Aegyptens. Ungern bequemte er sich zu dem Zuge nach dem empörten Griechenland. Im Juli 1824 ließ er seinen Sohn Ibrahim Pascha unter Segel gehen. Dieser, nachdem er sich bei Rhodus mit der türkischen Flotte vereinigt und mit ihr bei Samos jene unglückliche Seeschlacht gegen Miaulis bestanden hatte, eroberte Alt-Navarino, Tripolizza, Missolonghi und hielt endlich, bis auf Napoli di Romania, alle Plätze von Morea in Unterwerfung und Furcht. Da er aber, trotz der von den Mächten an ihn ergangenen Aufforderung zur Einstellung der Feindseligkeiten, seine Verheerungen in Morea fortsetzte, und gegen die Verabredung einen Theil seiner Flotte aus der Bai von Navarino auslaufen ließ, so wurde er zur Rückkehr genöthigt, und es erfolgte am 20. Oktober 1827 jene, der ägyptisch-türkischen Flotte verderbliche Seeschlacht von Navarino. Mohammed begehrte, zum Dank für die Anstrengungen Ibrahim's in Morea, das Paschalik von Damaskus. Die Pforte verweigerte dies, und gab ihm dafür Kandia, das ihm gewissermaßen schon zugesichert war, und dessen Verwaltungsaufwand die Einnahmen bei Weitem überstieg. Mohammed rächte sich durch Behauptung der Neutralität in den russischen Feldzügen 1828—1829. Später brachte er bei der Pforte Beschwerden gegen Abdallah, den Pascha von Akra, vor, von dem er sich in mancher Beziehung geschädigt glaubte. Er wurde abgewiesen. Da beschloß er, sich selbst zu helfen; er rüstete, und am 29. Oktober 1831 überschritt das Landheer die ägyptischen Gränzen; Gaza, Jaffa und Kaipha ergaben sich ohne Widerstand. Auch Jerusalem wurde besetzt. Akra wurde von Ibrahim eingeschlossen und Abdallah zur Uebergabe aufgefordert, die er jedoch hartnäckig verweigerte. Die Pforte ließ Mohammed die Räumung Syriens befehlen. Er sprach dagegen von seinen Verdiensten und verlangte die Paschaliks von Damaskus und Akra. Die Pforte ließ nun in Kleinasien Truppen ausheben, ernannte Osman Pascha zum Gouverneur von Tripoli, das zum Paschalik Akra gehörte und von den Aegyptern bereits besetzt war, und suspendirte die Ernennungen der Gouverneurs von Aegypten, von Dschedda und Kandia, bis Mohammed und Ibrahim ihren Ungehorsam aufgegeben haben würden. Da Ibrahim in den Feindseligkeiten fortfuhr, so setzte sich im April 1832 die kaiserliche Armee in Bewegung; am 23. erging die Kriegserklärung der Pforte und zugleich der religiöse Bannspruch, der Mohammed als Verräther am Propheten und am

Sultan brandmarkte; Mohammed und Ibrahim wurden ihrer Würden und Ehren entsetzt. Am 25. Mai 1832 nahm Ibrahim Akra mit Sturm; Abdallah wurde gefangen nach Alexandrien geführt. Damaskus gab sich freiwillig in Ibrahim's Besitz, eben so Haleb. Am 9. Juli schlug er die Türken in der Schlacht von Homs, und bald darauf in dem Gebirgspasse von Beylan. Redschid Pascha verlor die entscheidende Schlacht von Konieh (20. Dezember 1832) gegen Ibrahim. Diese Niederlage nöthigte die Pforte, die Konvention von Kutajah einzugehen, welche ganz Syrien und den Distrikt von Adana in Mohammed's Hände gab. Mohammed arbeitete nun an seiner Unabhängigkeit, und verlangte im November 1835 geradezu von der Pforte Anerkennung seiner Dynastie in Aegypten und Syrien, und ein eigenes, von dem der Pforte unabhängiges Zollsystem für diese Länder. Die Pforte gab ausweichende Antwort. So kam unter beiderseitiger Erbitterung das Jahr 1839 heran. Der Sultan hatte von Mohammed verlangt, daß derselbe dem von ihm geschlossenen englischen Handelsvertrage beitrete. Mohammed suchte Ausflüchte und steigerte dadurch des Sultans Zorn. Dieser ließ, auf den Abfall der mit Ibrahim's drückender Verwaltung unzufriedenen Syrier rechnend, das türkische Heer unter Hafiz Pascha aus den bisherigen Kantonirungsquartieren bei Malatija in Kleinasien, näher gegen die syrische Gränze vorrücken, und am 21. April ging eine Kolonne unter Ismael Pascha bei Bir über den Euphrat, legte auf dem jenseitigen Ufer Verschanzungen an, und drang bis Nisib vor. Ibrahim hatte seine Armee in und bei Aleppo zusammengezogen, und am 5. Juni begannen türkischer Seits die Feindseligkeiten. Sie endigten am 24. Juni mit der verhängnißvollen Schlacht von Nisib oder Nesbi, in welcher die türkische Taurus-Armee geschlagen und zersprengt wurde. Am 1. Juli starb der Sultan Mahmud; am 14. ging der Kapudan Pascha mit der türkischen Flotte zu Mohammed über. Das osmanische Reich befand sich in einer der gefährlichsten Krisen. Der junge Sultan, Abdul Medschid, ließ sogleich nach seiner Thronbesteigung Mohammed Verzeihung, zugleich auch die Erblichkeit der Verwaltung Aegyptens für seine Kinder anbieten, wenn er die Flotte zurückgebe und Syrien räume. Aber Mohammed forderte die Entlassung seines Feindes, des Großveziers Chosrew Pascha, und die erbliche Verwaltung seiner jetzigen Besitzungen. Die Pforte legte in ihrer Bedrängniß ihr Schicksal in die Hände der fünf Großmächte (England, Frankreich, Oesterreich, Preußen und Rußland). Nachdem am 15. Juli 1840, mit Ausschluß Frankreich's, die Quadrupel-Allianz zu

London abgeschlossen worden war, wurde dem Mohammed eine Frist von zwanzig Tagen zur Annahme der Bedingungen gestellt. In der ersten Frist von zehn Tagen war ihm und seinen Descendenten in gerader Linie die Verwaltung des Paschaliks von Aegypten, so wie auf Lebenszeit mit dem Titel eines Pascha von Akre und dem Befehle der Festung St. Jean d'Akre die Verwaltung des südlichen Theiles Syriens angetragen. Ließ er diese Frist verstreichen, so war ihm wiederum für eine Frist von zehn Tagen der Antrag der Verwaltung des Paschaliks von Aegypten für ihn und seine Descendenten gemacht, jedoch mit Hinwegfall der lebenslänglichen Verwaltung des Paschaliks von Akre. Mohammed, in dem Wahne, daß die Großmächte der Forderung keinen ernsthaften Nachdruck geben würden, und seinen eigenen Kräften zu viel vertrauend, besonders aber auf den fruchtlos verhofften Beistand Frankreich's pochend, ließ den ersten Termin verstreichen, worauf ihm bemerkbar gemacht wurde, daß er jetzt nur noch auf Aegyptens Besitz rechnen könne, und das südliche Syrien für immer verloren habe. Am 1. September begann die militärische Blockade von Alexandrien. Nachdem er auch den zweiten Termin übergangen hatte, wurde ihm am 22. September das Absetzungsdekret mitgetheilt. In Syrien wurde durch schnell hinter einander folgende Niederlagen seine Macht in Kurzem gänzlich gebrochen; überall traten die englisch-österreichischen Waffen siegreich und entscheidend auf. Das Fort Beiruth wurde zusammengeschossen und die Aegypter zur Räumung des Platzes gezwungen (16. September 1840); auch das Fort Dschibail, welches bisher die freie Verbindung mit dem Inneren gehindert hatte, fiel in die Hände der Engländer. Unter die gegen Mohammed's Gewaltherrschaft sich erhebendeu Bergbewohner, meist Maroniten, wurden Waffen ausgetheilt. Am 4. November wurde das Bollwerk Syriens und Aegyptens, St. Jean d'Akre, von den Schutzmächten der Türkei eingenommen. Des Pascha's letzte Hoffnung mußte sinken, als dem kriegerischen Ministerium Thiers in Frankreich, von welchem er sich ein bewaffnetes Einschreiten zu seinen Gunsten hätte erwarten dürfen, das für die Politik des Friedens gestimmte Ministerium Soult-Guizot am 29. Oktober folgte. In Syrien ging für Mohammed ein Platz nach dem andern verloren. Nirgends einen festen Stützpunkt mehr findend, zog Ibrahim Pascha sich auf Damaskus zurück und sammelte dort den Ueberrest seiner Truppen, die noch gegen 30,000 Mann betragen haben sollen. Der rasche und entschlossene englische Commodore Napier aber stellte sich mit einer bedeutenden Seemacht vor Alexandrien auf und nöthigte den Pascha durch Androhung

eines Bombardements, binnen 24 Stunden eine Konvention vom 27. November zu unterzeichnen, in welcher Mohammed versprach, Syrien zu räumen, Ibrahim zurückzuberufen und die türkische Flotte herauszugeben; dagegen versprach ihm der Commodore den erblichen Besitz Aegyptens. Sofort wurde die Blockade Alexandriens aufgehoben. Allein der Oberbefehlshaber der vereinigten Flotte, Admiral Stopford, und die Pforte erklärten jene Konvention, weil der Commodore ohne Vollmacht gehandelt habe, für ungiltig. Die Pforte wollte dem Pascha die Erblichkeit nicht zugestehen; er sollte sich auf Gnade und Ungnade ergeben, vor allen Dingen die türkische Flotte herausgeben und Syrien räumen. Gedrängt und ohne allen weiteren Rückhalt, erklärte hierauf Mohammed in einem Schreiben an den Großvezier, welches er dem Admiral Stopford übersandte, seine unbedingte Unterwerfung. Hierauf vereinigten sich die Repräsentanten der vier Mächte, um die Pforte zum Widerrufe der gegen Mohammed verhängten Absetzung und zur Verleihung des lebenslänglichen oder des erblichen Paschaliks von Aegypten zu bewegen, und der Sultan sprach dem zu Folge in einem Hattischerif die Absicht aus, daß er nach den Rathschlägen der verbündeten Mächte dem Mohammed für den Fall seiner wirklichen Unterwerfung die Erblichkeit des Paschaliks von Aegypten verleihen wolle. In diesem Sinne wurden die erforderlichen Instruktionen unter dem 12. Januar 1841 ausgefertigt, nachdem Mohammed bereits am 11. die türkische Flotte aus eigenem Antriebe übergeben hatte. Jetzt erst erhielt man in Konstantinopel die Gewißheit, daß Ibrahim Pascha mit seiner Armee aus Damaskus, das er durch vielfache Erpressungen gedrückt hatte, am 29. Dezember 1840 aufgebrochen sei, um nach Aegypten zurückzukehren. Mit einer andern Abtheilung des ägyptischen Heeres hatte bereits am 23. Dezember Soliman Pascha über Massarib auf dem Wege nach der Wüste den Rückweg angetreten. — Obgleich auf Aegypten beschränkt, hat Mohammed durch diese Verträge doch den wichtigen Vortheil der Erblichkeit gewonnen, und seinem Ehrgeize ist die Genugthuung geworden, der Stifter einer neuen Dynastie in Aegypten zu sein, die, obgleich der Pforte tributpflichtig und in einem Vasallenverhältniß zu derselben stehend, durch ihre Macht, ihren Reichthum und die Lage ihrer Besitzung sich mehr oder minder in faktischer Unabhängigkeit behaupten wird. Neuerdings sind zwischen der Pforte und Mohammed unverkennbare Annäherungen eingetreten, da erstere selbst in ihm für entscheidende Fälle einen der Hauptverfechter der sinkenden Gewalt des Islam anzuerkennen scheint.

Abd-el-Kader.

Geboren 1807.

Abd-el-Kader, oder wie er mit seinen Bei- und Familiennamen heißt, Sidi-'l-Hadsch-Abd-el-Kader-Mahiddin, das Haupt der Beduinenstämme in dem westlichen Theile der Regentschaft Algier oder der Provinz Oran, stammt aus einer sehr alten Priesterfamilie, welche ihren Ursprung bis auf die Khalifen vom Stamme der Fatimiten zurückführt. Er ist in der Guetea, einem Seminar für junge Leute, die sich der Theologie und Rechtswissenschaft widmen, unweit Maskara geboren. Schon sein Vater, der dort als Marabut lebte und erst 1834 starb, stand wegen seiner Klugheit und Heiligkeit in großem Rufe, und übte auf die Beduinenstämme der Umgegend einen bedeutenden Einfluß aus. Sein Sohn hatte, acht Jahre alt, ihn auf seiner zweiten Pilgerfahrt nach Mekka begleitet, und deshalb den Beinamen El Hadschi, d. i. der Heilige, erhalten. Schon damals soll Abd-el-Kader ungewöhnliche Talente gezeigt und seltene Kenntnisse besessen haben. Als, nach der Einnahme von Algier 1830, die Franzosen mit den Arabern den ersten Frieden geschlossen, entflammte er den Haß und Fanatismus der benachbarten Beduinenstämme. Das immer tiefer sinkende Ansehen der Türken, als der alten Herren des Landes, gab ihm Gelegenheit, seine Macht schnell zu befestigen, die wohl eine dauernde Herrschaft seines Hauses über die Beduinenstämme der Umgebung begründen sollte. Bald wurde er von einigen, zunächst um Maskara wohnenden Stämmen als Haupt und Führer anerkannt. Immer gefährlicher wurden den Franzosen jene arabischen Reiterhaufen, welche, ehe man sich's versah, über die schwachen Pikets herfielen, sie erschlugen, und dann spurlos verschwanden, bevor man die entferntesten Anstalten zu ihrer Verfolgung treffen konnte. Während Oran 1834 von Abd-el-Kader belagert wurde, erklärten sich 32 Stämme für ihn, wodurch seine Streitkräfte auf 12,000 Mann wuchsen. Allmälig unterwarfen sich jedoch einige westliche Stämme der Herrschaft der Franzosen, obgleich Abd-el-Kader jede solche Hinneigung der ihm unterworfenen

Stämme blutig bestrafte. Sein Plan, seine Herrschaft auch über die Stämme in der Provinz Algier auszudehnen, scheiterte; dies machte ihn dem Frieden geneigter, und so kam, unter Vermittelung des Juden Muhy Büsnach, am 26. Februar 1834 ein Vertrag zu Stande, in welchem der Emir Abd-el-Kader den König der Franzosen als Oberhaupt anerkannte, und allen Feindseligkeiten entsagte. Abd-el-Kader gab diesem Friedensschlusse eine Deutung, wie er sie brauchte und wünschte, benutzte und erweiterte schlau alle dadurch gebotenen Vortheile. Er überschritt den Schelif, die östliche Gränze des ihm ausdrücklich bestimmten Gebietes, und dehnte seine Macht von Medeah bis Tlemezen aus. Als aber im Februar 1839 Desmichels das Kommando von Oran an den, dem Friedenssysteme weniger geneigten General Trezel abgetreten hatte, kam es mit Abd-el-Kader sehr bald zu ernsthaften Spannungen. General d'Arlanges, Trezel's Nachfolger, nahm sofort die befreundeten Stämme der Smelas und Duaren unter seinen Schutz, und brachte mit ihrer Hilfe im August 1835 Abd-el-Kader eine Niederlage unweit des Sees Sebgah bei. Man rüstete, um Abd-el-Kader's Macht in ihrem Centrum anzugreifen, zu einem Zuge nach Maskara. Abd-el-Kader griff am 3. Dezember die feindliche Kolonne, unweit des Flusses Habra, mit seiner ganzen Macht und auf mehreren Punkten zugleich an; er selbst leitete die Hauptangriffe, war überall persönlich zugegen, und gab die ritterlichsten Proben von Muth und Tapferkeit. Doch behaupteten die Franzosen das Feld. Das Vorrücken ihrer Haupt-Kolonne war nicht mehr aufzuhalten, und am 6. Dezember hielt Clauzel mit dem Herzoge von Orleans seinen Einzug in dem von Truppen und Einwohnern fast gänzlich verlassenen Maskara, Abd-el-Kader's sogenannter Hauptstadt, die von den Franzosen niedergebrannt wurde. Zwar wurde Abd-el-Kader vom General Perregaux westlich bis in die Gränzgebirge von Marokko zurückgedrängt; doch hier faßte er um so entschiedener Fuß. Als nun, um ein verschanztes Lager an der Mündung der Tafna anzulegen und dadurch den Besitz von Tlemezen zu sichern, Oberst Lemercier sich mit Truppen und Material nach der Tafna einschiffte, und General d'Arlanges am 7. April mit 3000 Mann sich zu Lande auf den Weg nach demselben Punkte machte, wurde Letzterer von Abd-el-Kader's zahlreichen Scharen an den Ufern des Flusses eingeschlossen, und, nach einem Versuche (am 25), nach dem nur 14 Lieues entfernten Tlemezen durchzubrechen, unter mörderischem Kampfe wieder auf seine befestigten Linien zurückgeworfen. Mehrere Tage schwebte das ganze

Korps zwischen Leben und Tod, und erst im Juni kam von Frankreich aus Hilfe. Während Abd-el-Kader seine Waffen an der Tafna erhob, lebte auch sein Einfluß in der Provinz Tittery wieder auf. Um wo möglich die weitere Verproviantirung des Mechuar zu vereiteln, nahm Abd-el-Kader eine Stellung unweit der Tafna, aber General Bugeaud brach gegen ihn auf, und errang einen so blutigen, als glänzenden Sieg über den Emir. Beinahe die ganze regelmäßige Infanterie Abd-el-Kader's wurde aufgerieben, die Kavallerie zerstreut, und eine große Menge von Fahnen, Waffen und Feldzeichen erbeutet. Doch auch nach diesem Schlage blieb Abd-el-Kader's Stellung höchst gefahrdrohend, und seine abermalige Erhebung, woran er unablässig arbeitete, flößte lebhafte Besorgnisse ein. Endlich hielten Abd-el-Kader und General Bugeaud an der Tafna eine Zusammenkunft, und so kam der Friedensvertrag vom 30. Mai 1837 zu Stande, in welchem Abd-el-Kader die Souverainität Frankreich's in Afrika anerkannte, sich zu Lieferungen und einigen anderen Verpflichtungen verstand, dagegen aber die Verwaltung der Provinzen Oran und Tittery, und eines Theiles von Algier, ferner den Raschgun (d. i. das Uferland der Tafna), Tlemezen und den Mechuar mit der Artillerie, welche ehemals in dieser Festung war, überlassen erhielt. Doch ohne sich an die Gränzbestimmungen des Vertrages zu kehren, fuhr Abd-el-Kader fort, die östlichen Stämme aufzuwiegeln. Die Kulugli's des Ueb-Zeitun wurden von seinen Banden schon im Januar 1838 mit Gewalt vertrieben. Die noch streitigen Punkte im Vertrage von der Tafna suchte man durch den zwischen Abd-el-Kader und dem General-Gouverneur am 4. Juli abgeschlossenen Zusatz-Vertrag zu regeln. Doch schon im Juni 1839 wiegelte Abd-el-Kader insgeheim die Kabilenstämme von Bugia auf, knüpfte Verbindungen mit den Beduinen in der Provinz Konstantine an, ließ durch seine Kundschafter überall den heiligen Krieg gegen die Ungläubigen verkündigen, und brach faktisch durch ein förmliches Handelsverbot allen Verkehr mit den Franzosen in der Provinz Oran ab. Unermeßliche Reiterscharen überschwemmten die Ebene Metidscha, würgend und Alles mit Feuer und Schwert verheerend; bis wenige Stunden von Algier streiften sie. Marschall Valée besetzte, nachdem er die ersten Verstärkungen erhalten, nach und nach die verlornen Posten auf der Metidscha wieder, als am 31. Dezember Abd-el-Kader mit drei Bataillonen seiner regelmäßigen Infanterie und mit einem Schwarm von 6000 berittenen Arabern seine ersten Linien angriff. Es kam zu einem hartnäckigen Gefechte, in welchem Abd-el-Kader mit schwerem Verluste zurückgeworfen

wurde. Das Glück wendete sich von da an in mehreren Gefechten wieder den französischen Waffen zu. Abd-el-Kader's Aufrufe zum heiligen Kriege scheinen neuerdings nicht mehr den früheren Anklang zu finden, und er selbst scheint einzusehen, daß seine feindselige Stellung gegen Frankreich auf die Dauer um so weniger durchzuführen sein wird, je energischer Valé's Nachfolger, der General Bugeaud, gegenwärtig die Unterwerfung der arabischen Stämme betreibt. — Abd-el-Kader besitzt alle die Eigenschaften, welche der Araber an seinen Führern liebt und verehrt. Von Gestalt mehr klein, als groß, zeichnet er sich doch durch ein edles und einnehmendes Aeußere aus. Seinem länglichen, sehr bleichen Gesichte geben große, schwarze Augen voll Leben und Ausdruck, ein kleiner wohlgeformter Mund, eine Adlernase und ein schwarzer, nicht zu starker Bart, ein feines, geistreiches, wohlwollendes und doch auch kriegerisches Ansehen. Der Schönheit seiner Hände und Füße widmet er besondere Pflege. In seinem Aeußeren und seinem Benehmen ist er einfach, würdevoll und herablassend. Er hält auf Reinheit und Strenge der Sitten und besitzt große Selbstbeherrschung; Jähzorn und Grausamkeit sind ihm fremd. Seine Enthaltsamkeit beschränkt ihn freiwillig auf Eine Frau. Im Gebrauche der Waffen, im Reiten und in allen körperlichen Uebungen gilt er den Seinen als ein Vorbild; er hat, wo es galt, große persönliche Tapferkeit bewiesen, doch sucht er seinen Ruhm mehr in der Organisation der inneren Verhältnisse der ihm ergebenen Stämme, als in glänzenden Waffenthaten. Ohne selbst einem blinden Fanatismus zu huldigen, hält er fest an den moralischen und religiösen Grundsätzen seines Glaubens, und versteht es vortrefflich, den Fanatismus seines Volkes zum Mittel seiner Erhebung zu machen. Die Seinigen begegen ihm mit unbegränzter Ehrerbietung und geben ihm den Titel Sultan. Selbst seine Feinde, die Franzosen, finden Wohlgefallen an dem ritterlichen Emir, der an Kraft, Unerschrockenheit, standhaftem Muthe und treuloser List das vollständige Bild eines orientalischen Helden gewährt, und zahlreiche Pariser Moden tragen Abd-el-Kader's Namen an der Stirn.

Fr. E. Daniel Schleiermacher.

Geboren 1768. Gestorben 1834.

Dieser gleich sehr gelehrte und geistvolle protestantische Theolog und Philolog kam in Breslau den 25. November 1768 zur Welt, erhielt seine eigentliche Schulbildung auf dem Pädagogium der Brüdergemeinde zu Niesky, begann dann in dem Seminarium derselben zu Barby das theologische Studium, hörte aber 1787 auf, ein Mitglied dieser Gemeinde zu sein, und setzte seine Studien auf der Universität Halle fort. Nachdem er seine Universitätsjahre bestanden, war er einige Zeit Erzieher, trat sodann zu Berlin in das Schullehrer-Seminar unter Gedike's Leitung, empfing 1794 die Ordination zum Predigtamte, ward zuerst Hilfsprediger in Landsberg an der Warte, dann von 1796—1802 Prediger am Charité-Hause zu Berlin. Hier machte er sich zuerst der Lesewelt bekannt, war Mitarbeiter an dem von August Wilhelm und Friedrich Schlegel herausgegebenen Athenäum, schrieb die trefflichen, durch Kühnheit der Gedanken und schwungreichen Vortrag ausgezeichneten »Reden über die Religion" und die »Monologen", und erwarb sich besonders durch seine Arbeiten über den Platon Ruhm, da nicht leicht Jemand so tief in den Geist dieses Philosophen eingedrungen sein mag, wie er. Auch seine im Druck erschienenen Predigten machten Aufsehen, obschon sie mächtiger die Denkkraft, als das Gefühl anregen. Einen Ruf an die Universität Würzburg lehnte er auf Wunsch der Regierung ab, wurde 1802 als Universitätsprediger und außerordentlicher Professor der Theologie und Philosophie nach Halle berufen, ging 1807, als Halle abgetreten worden war, nach Berlin und hielt Vorlesungen vor einem gemischten Publikum. Sein kühner Patriotismus, ungeschreckt durch Davoust's Bayonnete, ließ ihn von der Kanzel herab begeisterungsvoll für König und Vaterland sprechen. 1809 ward er Prediger an der Dreifaltigkeitskirche zu Berlin, und als im folgenden Jahre dort die neue Universität eröffnet wurde, rückte er als Professor an derselben ein. 1811 ward er Mitglied der Akademie der Wissenschaften. Seine platonische Dialektik machte seinen

Vortrag eben so großartig und anmuthvoll, als sie ihm in der Polemik, die er am schärfsten gegen Schmalz und Ammon geübt, eine unwiderstehliche Kraft des Angriffs gewährte. Er starb im 66. Lebensjahre, den 12. Februar 1834, zu Berlin.

Franz Volkmar Reinhard.

Geboren 1753. Gestorben 1812.

Zu Vohenstrauß, einem Marktflecken im ehemaligen Fürstenthum Sulzbach in Baiern, erblickte der ehrwürdige Reinhard, einer der gefeiertsten protestantischen Theologen und Kanzelredner, den 12. März 1753 das Licht der Welt. Von seinem Vater, der dort Prediger war, nicht nur in seinem religiösen Gefühle, sondern auch in seinem Denkvermögen frühzeitig ausgebildet, besuchte er dann die Schule zu Regensburg, bezog 1773 die Universität Wittenberg, habilitirte sich 1777 dort als Magister legens und ward 1778 Adjunkt der philosophischen Fakultät. Seit 1780 außerordentlicher Professor der Philosophie, als welcher er durch philologische und philosophische Vorlesungen seinen Ruf begründet, erhielt er bald darauf die ordentliche Professur der Theologie. Sein vorzügliches Predigertalent und seine tiefen, eigenthümlichen Kenntnisse in der Theologie erwarben ihm 1792 einen höchst ehrenvollen und vortheilhaften Ruf nach Dresden, als Oberhofprediger, Kirchenrath und Ober-Konsistorial-Assessor. Er entsprach seinen ausgebreiteten Berufspflichten mit hoher Weihe und aufopferndem Eifer, gewann die ausgezeichnetste Geltung in der wissenschaftlichen Welt, die vorzüglichste Achtung als Staatsbürger, und zugleich die Liebe seiner Gemeinde in solchem Maße, daß er noch jetzt, dreißig Jahre nach seinem Tode, in lebhafter Erinnerung steht. Er starb den 6. September 1812, noch nicht 60 Jahre alt, in seiner Amtswohnung zu Dresden. Seinem Sarge folgten mehrere Minister, die sämmtliche Geistlichkeit der Stadt und eine Menge seiner Verehrer. 1825 wurden seine sterblichen Ueberreste, der Rathsgruft auf dem Johanniskirchhofe, wo sie vorher geruht, entnommen, und neben dem nachherigen Gemahle seiner Witwe, dem

Konferenz-Minister Grafen von Hohenthal, auf dem Eliaskirchhofe eingesenkt. Unter seinen zahlreichen Schriften dürfte sein »System der christlichen Moral" als Hauptwerk dastehen. Unter seinen Predigten, welche sich durch eine, oft mit einiger Aengstlichkeit festgehaltene, streng logische Form charakterisirten, sind jene zur Schärfung des sittlichen Gefühls, und die, wo er das Verhältniß der Weltbegebenheiten zu der Vorsehung nachweiset, am trefflichsten. Als Assessor des Ober-Konsistoriums sorgte er für die Erhaltung und Fortführung des wissenschaftlichen Geistes auf den Universitäten und den drei sächsischen Fürstenschulen, und strebte, durch Begründung und bessere Organisation der Schullehrer-Seminarien, auch den niederen Volksschulen nach und nach eine bessere Gestalt zu verleihen, und als Kirchenrath machte er sich auch besonders um den Kultus verdient, indem er eifrig dahin wirkte, daß eine neue Agende, neue Gesangbücher eingeführt und der allgemeinen Beichte mehr Eingang gestattet wurde. Böttiger und Pölitz sind seine Biographen geworden.

Rudolph I.

römisch-deutscher Kaiser.

Geboren 1218. Gestorben 1291.

Es war am 1. Mai 1218, als, auf dem Schlosse Limburg am Rhein im Breisgau, dem Grafen Albrecht von Habsburg, Landgrafen im Elsaß, von seiner Gemahlin, Gräfin Heilwig, Tochter des Grafen Ulrich von Kyburg, ein Sohn geboren wurde. Der gewaltige Hohenstaufe, Kaiser Friedrich II. hielt, bei seiner Durchreise nach Basel, denselben zur Taufe und nannte ihn Rudolph. So legte sich schon bei seiner Geburt eine Kaiserhand auf sein Haupt, gleichsam zu künden, daß er selbst dereinst die kaiserliche Rechte tröstend und Frieden gebend auf das Haupt des geängstigten Deutschlands legen werde. Sein Vater erzog ihn gottesfürchtig und ritterlich; des Ersteren gibellinische Gesinnungen gingen auch auf den Sohn über. Graf Albrecht starb 1239 auf einem Zuge in's gelobte Land, und Rudolph übernahm nunmehr die väterlichen Herrschaften in Gemeinschaft

mit seinen Brüdern. 1241 vermählte er sich mit Gertrud, des Grafen Burkhard von Hohenberg und Heigerloch Tochter. Gegen vierzig Jahre lebte er mit ihr in glücklicher und fruchtbarer Ehe; vier Söhne und sechs Töchter entsproßen derselben. Die wilde Zeit, von den Parteien der Waiblinger und Welfen durchtobt, riß ihn unwillkürlich in mancherlei Fehden hinein. Treu hielt er in allen Gefahren zu Kaiser Friedrich II., und als dieser 1249 von Innocenz IV. mit erneuertem Kirchenbanne belegt wurde, theilte er dessen Schicksal. 1254 bestand er eine Fehde gegen den Bischof von Basel, und trieb dessen Mannen bis unter die Thore von Basel zurück, wobei die Steinenvorstadt in Asche aufging. Da traf ihn zum zweiten Male der Kirchenbann, wegen seiner Anhänglichkeit an die Hohenstaufen. Nach dem Falle der Letzteren näherte er sich den Welfen, versöhnte die Kirche und seine bisherigen Gegner. Der Stadt Strasburg stand er gegen ihren Bischof so kräftig bei, daß er ihr zu einem günstigen Frieden verhalf, und die Strasburger ihm dafür ein Denkmal errichteten. Als 1264 Graf Hartmann von Kyburg, Rudolph's Oheim, dahinstarb und sein Geschlecht beschloß, fiel sein Erbe an Rudolph. Dieser setzte seinen bisherigen Titeln, als Graf von Habsburg und Landgraf im Elsaß, fortan den eines Grafen von Kyburg bei, und empfing die Huldigung aller Ministerialen des ausgestorbenen Geschlechts, von Kyburg, von Baden, von Thurgau, von Gaster, von Frauenfeld, und der, von den Kyburgern gebauten oder ererbten Städte. Die durch diese Erbschaft veranlaßte bedeutende Vermehrung seines Besitzthums machte ihn zu einem der gewaltigsten Herren Schwabens und des oberen Burgund. Er dämpfte die Räuberei in den Bergen, und übte ein sicheres Geleit in seinen Landen, wodurch er sich viele angesehene Fürsten und Herren hoch verpflichtete. Das reiche Erbe von Kyburg erweckte ihm Neider. Andere traten mit Ansprüchen auf, vor Allen der Freiherr Lutold von Regensberg. Aber Rudolph erwehrte sich seiner mit Muth und List, und zwang ihn zum Frieden. Darauf züchtigte er Basel, dessen Bürger mitten in der Fastnachtlust 1268 über die Adeligen hergefallen waren und ihrer viele erschlagen hatten; der Friede mußte mit theurem Gelde erkauft werden. Er lag eben erneuten Friedensverhandlungen mit Basel ob, als er durch den Burggrafen von Nürnberg, Friedrich von Hohenzollern, die Nachricht erhielt, daß er am St. Michaelstage 1273 zu Frankfurt von den versammelten Wahlfürsten zum römischen Könige ernannt worden sei. Am wärmsten hatten der Burggraf von Nürnberg und der Erzbischof Werner von Mainz für ihn gesprochen, des Grafen Weisheit, Macht und hohen, gerechten Sinn den anderen

Fürsten überzeugend dargelegt, und so seine Erwählung, zum Heile des Reiches, durchgesetzt. Der Bischof von Basel, da er die Kunde vernahm, rief: »Lieber Herrgott, sitz' fest auf deinem Throne, sonst erklimmt Rudolph auch den!« Zu Aachen fand den 24. Oktober die Krönung statt; der Erzbischof von Köln vollzog dieselbe. Aus Versehen hatte man kein Scepter besorgt, mit welchem die Belehnung ertheilt werden sollte. Aber mit Geistesgegenwart nahm König Rudolph ein Kruzifix vom Altare, küßte es mit den Worten: »Dieses Zeichen, durch welches die Welt Erlösung gefunden, kann wohl auch ein kaiserliches Scepter vertreten!« und vollzog damit die Belehnungen. Die kaiserlose Zeit war jetzt vorüber; Ordnung und Sicherheit versprachen heimzukehren in das zerrüttete deutsche Reich. Rudolph half und tröstete, vermittelte und besserte; den Landfrieden hielt er mit mächtiger Hand aufrecht, und was in den Tagen der Verwirrung dem Reiche rechtlos entzogen worden, das strebte er demselben zurückzubringen. Auf seinen Wegfahrten zwang er die in der allgemeinen Gesetzlosigkeit erstandenen Raubfesten zur Uebergabe, brach und zerstörte sie. Jeder gerechten Beschwerde lieh er ein williges Ohr, Keinem wollte er den Zutritt verwehrt wissen, und als seine Wachen einst einen armen Mann abweisen wollten, sagte er: »Bin ich denn König geworden, um verschlossen zu sein?« Um den Besitzstand im Reiche zu ordnen und zu prüfen, mußten selbst die rechtmäßigen Nutznießer um Erneuerung der Belehnungen nachsuchen, daher verordnet wurde: daß jeder Vasall, der binnen Jahr und Tag seine Lehen nicht erneuere, derselben verlustig werde, wenn er die an ihn ergangene Vorladung unbefolgt lasse. Fürsten und Grafen, Freie und Städte mußten dem Könige gewissenhafte Beobachtung des Landfriedens angeloben. Heftig hatte der stolze und mächtige Böhmenkönig Ottokar über Rudolph's Erwählung gezürnt. Er weigerte sich, denselben als römischen König anzuerkennen, Zehnten zu zahlen und das Kreuz predigen zu lassen, und beschickte erst auf die dritte Mahnung den Reichstag zu Augsburg durch den Bischof Heinrich von Seckau. Doch des Letzteren Sprache regte die Fürsten gegen ihn auf, und nur durch Rudolph's Schutz entkam er ungekränkt wieder nach Böhmen. Die Hauptsache war jedoch nicht Rudolph's Anerkennung durch Böhmen, sondern es handelte sich vornehmlich um den Besitz von Oesterreich, Steier und Kärnthen, welche Länder Ottokar theils aus dem Babenbergischen Erbe sich zugeeignet, theils durch Kauf an sich gebracht hatte, während Rudolph sie als eröffnete Reichslehen in Anspruch nahm. Aehnlich erging es mit Theilen des Hohenstaufen'schen Herzogthums Schwaben,

welche der Herzog Heinrich von Baiern und die schwäbischen Grafen sich zugeeignet hatten. Da Ottokar auf seinen Verweigerungen beharrte, so wurde ihm durch eine Gesandtschaft in Wien die Reichsacht verkündet, doch nach alter Sitte ihm ein Jahr und ein Tag als Frist gewährt. Bei der damaligen unsicheren Heerverfassung Deutschlands hatte Rudolph dem kriegerischen Böhmenkönige eine nur geringe Macht entgegenzustellen; aber er wußte mehrere mächtige Fürsten, vor Allen den König von Ungarn, den Markgrafen zu Meissen und Landgrafen zu Thüringen, und den Erzbischof von Salzburg in sein Bündniß zu ziehen, und plötzlich stand er gerüstet und gewaltig da, die Würde des kaiserlichen Ansehens und des Reiches gegen den kühnen Feind zu wahren. Ueberdies brachte er durch Drohungen und Zugeständnisse, Ottokar's bisherigen Verbündeten, den reichen und einflußreichen Heinrich von Baiern, auf seine Seite, indem er seine Tochter Katharina mit Heinrich's Sohne Otto verlobte, und einen Brautschatz von vierzigtausend Mark Silber mit Verpfändung Oberösterreichs zusicherte. Von Baiern aus brach nunmehr Rudolph in Oesterreich ein, und da von dem mit dem Banne belegten Ottokar die meisten Anhänger abfielen, so fand Ersterer bis zu den Thoren Wien's keinen Widerstand, und bis auf die Hauptstadt war auf dem rechten Donauufer bald Alles in seiner Gewalt. Der dem Böhmenkönige eifrig ergebene Bürgermeister Paltram in Wien suchte, trotz des Murrens der Bürger und der Noth der Belagerung, die Stadt zu halten. Ottokar, den im Lager bei Tepel die Nachricht von dem Abfalle des Baiernherzogs ereilte, brach jetzt von Böhmen aus, wo er den Angriff erwartet hatte, mit dem schnellsten Theile seines Heeres nach Oesterreich auf und lagerte, auf dem Hanselfelde, von wo er den Uebergang vorbereitete. Aber Kaiser Rudolph fühlte sich bereits stark genug, den König anzugreifen, und beschloß, auf einer Schiffbrücke dem Heere desselben entgegenzugehen. Da sah Ottokar ein, daß seine Sache verloren sei; er trug auf Frieden an, und dieser kam am 21. November 1276 im Lager vor Wien zu Stande. Ottokar stellte Oesterreich, Steier, Kärnthen, Krain, die windische Mark und Portenau, auch Eger, dem Reiche zurück, und wurde mit Böhmen und Mähren belehnt. Eine Doppelheirath zwischen Ottokar's Tochter, Kunigunde, und Rudolph's Sohne, Hartmann, und einer Tochter Rudolph's mit Ottokar's Sohne, Wenzel, sollte das Bündniß besiegeln. Rudolph stellte in Oesterreich Ruhe und Ordnung her; er erneute den Landfrieden zu Wien, brach viele Raubburgen, und erleichterte den Handel durch Aufhebung der neuen Zölle. Dennoch war Ottokar's Partei

in Oesterreich geschäftig, Unzufriedenheit mit dem neuen Regimente des Reiches zu verbreiten. Von beiden Seiten behauptete man, Grund zu Beschwerden zu haben. Ottokar hatte, trotz des Friedensvertrages, die beiden wichtigen Burgen Hainburg und Eger noch nicht herausgegeben, unter dem Vorwande, weil ihm Perneck und Wyckhartsschlag seit dem Frieden abgenommen worden, und weil Rudolph auf Burgen im Egerer Gebiete Anspruch machte, die Ottokar bar erkauft hatte. Mehrfache Nachverträge tilgten die Spannung nicht. Ottokar rüstete mit Anstrengung; mit Gewalt und Bitten trieb er seine Anhänger zusammen, rückte 1278 in Oesterreich ein, zerstörte Drosendorf, weil es ihm Widerstand geleistet, und belagerte Laa an der Thaya. Kaiser Rudolph's Lage war bedenklich; ohne seine Kraft und muthige Ausdauer wäre er vielleicht verloren gewesen. Langsam und spärlich zogen ihm die Unterstützungen von Seite der Reichsfürsten zu; Herzog Heinrich von Baiern hatte sich wieder feindlich gegen ihn gewendet, und der einzige wichtige Bundesgenosse, der ihm blieb, war König Ladislaus von Ungarn, den Ottokar vielfach bekriegt und geschädigt. Bei der Nachricht von dem Anmarsche der Ungarn hob Ottokar die Belagerung von Laa auf, führte sein Heer vorwärts, und ließ es auf Stundenweite vom kaiserlichen lagern, wahrscheinlich auf der hohen Straße oberhalb Jedenspeigen und Dürrenkrut. Einige abtrünnige böhmische Edle sollen damals dem Kaiser den Antrag gemacht haben, ihren König aus dem Wege zu räumen. Rudolph wies das Anerbieten mit Abscheu von sich, und ließ seinen Gegner edelmüthig bedeuten, auf seiner Hut vor Verrath zu sein. Ottokar bezweifelte und bespottete die Warnung. Nachdem am 25. August der Kaiser sein Heer aus dem Lager gegen den Weidenbach und Weikendorf vorgeführt, Kriegsrath gehalten und dem Stephan von Meissau das Panier als Marschall von Oesterreich übergeben hatte, ließ er es am folgenden Tage die Hügel überschreiten, von wo sie jenseits des Weidenbachs das feindliche Heer in der Ebene erblickten. Er durchritt in unscheinbarer Rüstung die Reihen der Seinigen, ihren Muth befeuernd, ihre Schlachtlust weckend. »Ihr könnt und sollt den Eidbrüchigen schlagen!« rief er ihnen zu, auf den Feind zeigend: »denn Gott beschützt unsere gerechte Sache; in seinen Willen ergebet Euch!« Der Landrichter Otto von Haslau, ein ritterlicher Greis von mehr als hundert Jahren, trug das Banner Oesterreich's; Herr Friedrich von Liechtenstein war ihm helfend zur Seite. »Christus!« war die Losung der Kaiserlichen. »Budejowice, Praha!« erscholl es im Heere der Böhmen. Heiß war die Schlacht. Herbord von Füllenstein, der dem





Böhmenkönige gelobt hatte, den Kaiser selbst in der Schlacht aufzusuchen, drängte sich zu diesem hin und rannte mit der Lanze auf ihn ein. Rudolph, stark und gewandt, erwehrte sich seiner, wich ihm aus und schlug ihn mit der Lanze zu Boden. Noch härter setzte ihm ein verwegener thüringischer Ritter zu, denn dieser stach des Kaisers Roß nieder, daß es mit seinem Reiter stürzte. Aber der Schweizer Ramschwag deckte mit seinem Leibe den Kaiser, bis Ulrich von Kapellen mit seinen Mannen zu Hilfe eilte und der Thüringer entfloh. Ottokar, von den Seinigen verrathen, strebte vergebens, das sinkende Banner der Schlacht wieder zu erheben. Da beschloß er, zu sterben als ein König; wild stürzte er sich in den Kampf, Wunden und Tod mit gewaltiger Hand austheilend. Der Kaiser hatte befohlen, das geheiligte Haupt des Königs zu schonen; doch der Befehl wurde in der Wuth des Gefechtes nicht beachtet. Mit seinem Rosse zusammenstürzend, wurde König Ottokar von rohen Kriegern überwältigt und gemißhandelt. Berthold Schenk von Emerberg kam dazu. Ihm wollte sich der hartverwundete König ergeben. Aber Emerberg, dessen Bruder einst unter Ottokar's Regierung hingerichtet worden, nahm den Augenblick der Rache wahr. Unter Emerberg's und seiner Genossen Speeren und Dolchen verblutete der starke Ottokar aus siebzehn Wunden. Schmerzliche Rührung ergriff den Kaiser im Angesichte des königlichen Leichnams; er ermahnte seine Ritter, daraus die Nichtigkeit aller Größe und alles Glückes auf Erden zu entnehmen. Die Niederlage der Böhmen war vollständig, schwer ihr Verlust. Durch Mähren, welches sich ehrerbietig unterwarf, rückte der siegreiche Kaiser nach Böhmen vor, wo der Friede geschlossen und festgesetzt wurde: daß, nach erfolgter Volljährigkeit, König Wenzel (Ottokar's Sohn) Rudolph's Tochter Jutta, dessen Schwester, Agnes, Rudolph's Sohn, Rudolph, zur Ehe nehmen sollte. Nach diesem großen Siege mußte Rudolph darauf denken, durch namhafte Reichslehen und ansehnlichen Länderbesitz die Macht seines Hauses zu kräftigen und zu sichern. Die dem Könige Ottokar abgenommenen Reichslehen, zur Zeit die einzigen erledigten, hatte Rudolph ohne eigentlichen Beistand des Reiches, vielmehr im Kampfe gegen einzelne pflichtvergessene Stände desselben, erobert, und aus eigener Kraft und Aufopferung dem Reiche zurückgewonnen, und sein Haus hatte also die gegründetsten Ansprüche daran. Doch gehorsam den Gesetzen des Reiches, unternahm er keine Verfügung, bevor die Willebriefe der Kurfürsten in seinen Händen waren. Ehe noch die Verleihung erfolgte, riefen ihn dringende Angelegenheiten nach Schwaben und den Rhein hin; daher übergab

er im Mai 1281 seinem ältesten Sohne, dem Grafen Albrecht, die Verwaltung der Lande Oesterreich, Steier, Krain, windische Mark und Portenau, mit dem Titel eines Reichsverwesers und Gewaltigers. Auf seinen Zügen ordnete Rudolph mancherlei verworrene Zustände, zerstörte Raubnester, nöthigte den Grafen Philipp von Savoyen zum Gehorsam, und brachte, da die rauhe Zeit noch nicht an einen allgemeinen und steten Landfrieden denken ließ, es auf einem Reichshofe zu Mainz wenigstens dahin, daß Kaiser Friedrich's II. Landfrieden von 1235 auf fünf Jahre beschworen wurde. Sein Sohn, Hartmann, ein tapferer, aber zugleich sanfter und liebenswürdiger Jüngling, ertrank im Rheine; ein harter Schlag für den greisen Kaiser, dessen Lieblingswunsch es gewesen war, die römische Königskrone auf Hartmann's Haupt zu setzen. Auf einem Reichstage zu Augsburg stellte er den 27. Dezember 1282 seine beiden Söhne, Albrecht und Rudolph, den Reichsständen vor und belehnte Ersteren, mit Einwilligung der Kurfürsten, mit den Herzogthümern und Fürstenthümern Oesterreich, Steier, Kärnthen, Krain, windische Mark und Portenau. Das Herzogthum Kärnthen wurde jedoch von dem Belehnten zurückgestellt und an den Grafen Mainhart von Tirol übergeben. So ward das Haus Habsburg herrschend und einheimisch in Oesterreich, so der Grund gelegt zu der im Laufe der Jahre immer reicher und herrlicher sich entfaltenden Macht des hohen Stammes. Die Verleihung geschah streng im Sinne des Gesetzes, ohne Willkür, nach herkömmlichem Reichsbrauche und giltigem Rechte. Um aber jedem Zwiespalte vorzubeugen und Jedem den gebührenden Kreis der Macht und Gewalt anzuweisen, faßte er, dem Wunsche der Ministerialen gemäß, am 1. Juni 1283 zu Rheinfelden, nach vorbehaltener Macht und väterlicher Gewalt, den Entschluß: daß Herzog Albrecht allein regierender Herr der Herzogthümer Oesterreich und Steier, der windischen Mark, von Portenau und der Herrschaft in Krain sein sollte; Rudolphen aber, der auch Herzog und Herr jener Lande hieß, überließ er die Habsburger und Kyburger Herrschaften und Voigteien, mit der Anweisung auf eine Abfindungssumme von Albrecht, falls Rudolph binnen vier Jahren nicht im Besitze eines Königreiches oder Fürstenthumes sei. Hierauf bestätigte der Kaiser die den Fürsten von Oesterreich zu verschiedenen Zeiten von seinen Vorgängern ertheilten Rechte und Freiheiten. Als er, in einer zweiten Fehde gegen den Grafen von Savoyen, bei der Belagerung von Murten von den Seinigen plötzlich abgeschnitten wurde, sprengte er muthig in den See, und stritt hier, gleich einem Jünglinge, so lange, bis

ihm Hilfe kam. Im Jahre 1284 beging er, nachdem er seine erste Gemahlin schon früher durch den Tod verloren, die Vermählung mit Isabellen von Burgund, welche Verbindung ihn seinem Lieblingsplane, dem der Wiedervereinigung Burgund's mit dem Reiche, näher zu bringen schien. Die schwäbischen Grafen, voll Besorgniß, daß Rudolph das alte große Herzogthum Schwaben wieder herzustellen und seinem Sohne Rudolph zu übergeben trachte, erregten Unruhen. Rudolph, nachdem er vergebens gütliche Mittel aufgeboten, zog gegen sie, legte sich 1286 vor Stuttgart, und zwang den Grafen Eberhard von Würtemberg zur Unterwerfung. Zwar brach die Fehde noch einmal los; doch endlich versöhnte man sich unter gegenseitigen Zugeständnissen; schwere Demüthigung erfuhr der Abt von St. Gallen. Auch den Pfalzgrafen Otto von Hochburgund, welcher seine Voigtei und die Stadt Besançon, beide zum Reiche gehörig, der Krone Frankreich hatte zuwenden wollen, und dessen Bruder, der das Bisthum Basel befehdete, brachte Rudolph durch thatkräftiges Einschreiten zum Gehorsam. 1290 verlor der Kaiser auch seinen jüngsten Sohn Rudolph durch den Tod, durch welchen Fall, wie betrübend er auch dem greisen Vater sein mußte, doch allen künftigen Irrungen vorgebeugt wurde. Von Speier, wo der Kaiser erneut den großen Landfrieden von 1235 verkündete, ging er nach Basel und vermehrte dort seine Stammgüter durch den Ankauf der Stadt Luzern von der Abtei Murbach, nachdem er kurz vorher die Grafschaft Veringen erworben hatte. Auf dem Reichstage zu Frankfurt suchte er, in geziemender Hinweisung auf seine hohen Verdienste um das Reich, die Ernennung seines Sohnes zu seinem Nachfolger zu bewirken; doch dieses letzten Wunsches Gewährung blieb ihm versagt. Als in Strasburg ihn sein Arzt auf seine sinkenden Kräfte aufmerksam machte, eilte er gefaßten Muthes nach Speier, zu der Gruft seiner Vorfahren, bei denen er ruhen wollte. Dort starb er fromm und ergebungsvoll, den 15. Juli 1291, hochbejahrt, doch noch immer zu frühe für Deutschlands Wohl. Verdienst und Glück hatten ihn von einer mäßigen Macht zur höchsten Stufe des Ansehens und der Gewalt erhoben. Aber auch Keiner hat die Hoffnungen, die auf ihn gerichtet gewesen, redlicher erfüllt, als er. Dem zerstückten, von Parteien zerrissenen Reiche half er gegen mächtige Reichsfeinde zu seinem Rechte, und führte aus dem vorgefundenen Schutte aller Verhältnisse ein neues Gebäude der Ordnung und Einheit auf, so daß Deutschlands neuere, würdigere Epoche mit ihm beginnt. Er bereitete durch feste Handhabung des Landfriedens das spätere hochherrliche Friedenswerk seines großen Enkels Maximilian vor. Während die Hohenstaufen,

in ihrer getheilten Politik, in Italien die Macht der Städte niedergedrückt, in Deutschland sie als Gegengewicht gegen die Feudalmacht erhoben hatten, wies er, ohne ein Prinzip dem anderen feindlich gegenüber zu stellen, einem jeden seine gebührende Stelle an, und entwickelte so die Kraft eines jeglichen gleichmäßig neben einander; daher Bürger und Städte in ihm ihren Freund und Gönner liebten, der Adel in ihm den ersten und zugleich den weisen Beschützer und Pfleger seines Standes ehrte. Er gründete die Hausmacht Habsburg's, aber er zeichnete zugleich seinem Hause jenes System der Milde und Gerechtigkeit, des echten christlichen Königthums vor, das seinem erhabenen Stamme eigenthümlich geblieben ist für alle Zeiten, so daß der Stifter der Macht zugleich das stete hohe Vorbild ihrer Anwendung ward. Rudolph war von ungewöhnlich hoher und ansehnlicher Gestalt, kraftvoll und rüstig; seine Gesichtsfarbe war bleich, sein Haar blond und im Nacken dicht und lang, der Scheitel frühzeitig kahl. Er hatte blaue, lebhafte Augen, eine mächtige Adlernase, über deren Größe er oft scherzte, und eine hohe Stirn. Sein Wesen war ernst und würdevoll, doch zugleich auch gemüthreich, herzgewinnend und herablassend; er war dem Scherze hold und verstand ihn aufzunehmen, wie zu erwidern. Sein Denkstein über seinem Grabe im Dome zu Speier, mit seinem naturgetreuen Bildniß, wurde 1689 von den Franzosen von seiner Stelle gerissen und fast zerstört, später hergestellt, aber 1793 bei dem Einfalle der Franzosen abermal verwüstet. Gegenwärtig errichtet dort König Ludwig von Baiern dem Kaiser Rudolph ein neues Denkmal, mit dessen Ausführung in Marmor L. Schwanthaler beauftragt worden ist.

Maximilian I.
römisch-deutscher Kaiser.

Geboren 1459. Gestorben 1519.

Schön und würdevoll steht die Gestalt dieses »letzten Ritters" am Ausgange des Mittelalters, verherrlicht vom Zauberlichte der Poesie, und doch durchgängig athmend mit dem vollen, wahren Leben ihrer Zeit. Maximilian, geboren zu Wiener-Neustadt den 22. März 1459, war der einzige überlebende Sohn des Kaisers Friedrich IV. (gestorben am 19. August 1493) und der Eleonora von Portugal. Die schwüle, kriegerische Zeit, in welche seine Geburt und die Jahre seiner Erziehung fielen, legte ihm schon in früher Jugend manche Entbehrung und Ungemächlichkeit auf, welche ihn für das Leben stählte, die Abhärtungen unterstützte, die er mit seinem Körper vornahm, und seinen Muth zu einer unbezwinglichen Festigkeit erhob. Als in den Fehden seines Vaters mit dessen Bruder Albrecht, Letzterer, von den Wienern unterstützt, den Kaiser in seiner eigenen Burg belagerte, mußte Maximilian darben und entbehren lernen, und hatte durch längere Zeit nichts als geröstete Gerste zum Mahle, bis ein treuer Diener mit eigener Gefahr die kaiserliche Tafel wieder genügender versorgte. Seine reichen Anlagen, wahrscheinlich durch unrichtige Anleitung seiner ersten Lehrer zurückgehalten, entwickelten sich nur langsam; aber einmal erwacht, wurden ihnen durch seinen Eifer, seine Ehr- und Lernbegierde, die herrlichsten Früchte abgewonnen. Bis in sein zwölftes Jahr stammelte er; aber mit der Ausdauer eines Demosthenes überwand er diesen Mangel, und seine späteren Reden rissen durch Feuer und Gewalt des Wortes unwiderstehlich hin. Sieben Sprachen soll er mit Fertigkeit gesprochen haben, am geläufigsten die lateinische; er liebte Künste und Wissenschaften, trieb und schützte sie mit Begeisterung, vor allen Poesie und Geschichte, die in ihm selbst einen würdigen Jünger zählten. Aber eben so unwiderstehlich zogen ihn ritterliche

stifteten die Niederländer neuen Aufruhr an, und als Maximilian auf ihre Einladung unter ihnen erschien, hielten sie ihn in Brügge gefänglich fest, brachten mehrere seiner deutschen Räthe um, und bedrohten sein eigenes Leben; denn der Rath der Zehn zu Venedig, bei welchem sich die Flamänder anfragten, was mit dem gefangenen Maximilian anzufangen, rieth, ihn zu tödten. Sein treuer Hofnarr, Kunz von der Rosen, stahl sich, als Kapuzinerbeichtvater verkleidet, glücklich durch alle Wachen zu ihm hindurch, bat ihn fußfällig, mit ihm die Kleider zu wechseln und in das Kunvent zu entfliehen, dessen treuer Guardian ihn nach Middelburg bringen werde. Aber Maximilian sprach mit Hoheit: »Ein sicheres Mittel mag das wohl sein, aber es wäre kein anständiges,« und der brave Narr schlich betrübt hinweg. Als Kaiser Friedrich sich an der Spitze des Reichsheeres näherte, ließen die Niederländer den König endlich frei; doch wurden dieselben erst 1489 gänzlich durch die Gewalt der Waffen bezwungen, worauf der Rath von Gent, Brügge und Ypern öffentlich auf den Knien Abbitte thun und diese drei Städte eine Million als Strafgeld erlegen mußten. 1489 erwarb Maximilian von seinem kinderlosen Oheim Sigmund, bei welchem er einst das Abenteuer auf der Martinswand bestanden, Tirol, und vereinigte auf diese Weise wieder alle österreichischen Länder in einem Gesammtbesitze. 1491 verlobte er sich mit Anna, Erbtochter von Bretagne, und erweckte dadurch die Eifersucht Frankreich's in hohem Grade, indem aus der Vereinigung von Bretagne mit den Niederlanden für Frankreich eine furchtbare Nachbarschaft entstand, deren drohende Aussicht durch die geschlossene Verbindung Maximilian's mit England noch gesteigert wurde. Daher wurde diese Prinzessin, als sie sich zu Maximilian begeben wollte, unterweges von einem französischen Haufen überfallen, nach Tours geführt und Maximilian's Bevollmächtigte mit Gewalt von ihr getrennt. Ohne Säumen vermählte sich Karl VIII. mit ihr, und sendete dafür Maximilian's Tochter, Margaretha, zurück. Die Folge war ein Krieg gegen Frankreich, der, wie wenig auch Maximilian dabei von den Reichsständen unterstützt wurde, durch dessen eigene Kraft und Ausdauer im Frieden zu Senlis (1493) sich doch in so weit glücklich beendigte, als dadurch dem Hause Oesterreich der Besitz der Niederlande gesichert wurde. Als inzwischen sein großer Gegner, der gewaltige Mathias Corvinus, den 5. April 1490 eines schnellen Todes starb, zog Maximilian, die Gelegenheit wahrnehmend, welche ihm der ungarische Erbstreit gewährte, mit vielem Volke aus Schwaben und Baiern gegen Wien, das ihm schon am 22. August die Thore öffnete. Jetzt brachte

er auch in Kurzem die von den Ungarn besetzte Burg und ganz Oesterreich wieder in seine Gewalt, und in dem mit König Wladislaw 1491 geschlossenen Frieden erlangte er sogar den ungarischen Königstitel, mit der Zusage der Erbfolge, falls jener ohne männliche Erben sterben sollte. Den 16. März 1494 vermählte er sich zum zweiten Male mit Blanca, Tochter des Herzogs Galeaz von Mailand, aus dem Hause Sforza, welche Verbindung ihm einen Brautschatz von 400,000 Dukaten brachte und ihn einige Male in das Interesse der italienischen Politik verflocht. Zwei Jahre später bewirkte er die Vermählung seines achtzehnjährigen Sohnes Philipp mit Johanna, Ferdinands des Katholischen von Arragonien und der castilianischen Isabella Tochter, durch welche Verbindung das Haus Habsburg später auf den Thron von Spanien stieg, den es durch zwei Jahrhunderte behauptet hat. Als am 19. August Maximilian's Vater, Kaiser Friedrich IV., starb, übernahm Ersterer sowohl die Regierung seiner Erblande, als auch die des deutschen Reiches. Ungeachtet seiner Anhänglichkeit an das Ritterthum, bot er dennoch so willig als kraftvoll die Hand, das schon von seinem großen Ahnherrn, Rudolph von Habsburg, begonnene Friedenswerk zu beendigen, nämlich das Faustrecht in Deutschland durch den ewigen Landfrieden aufzuheben, und durch eine neue geographische Eintheilung Deutschlands, wie auch durch Begründung des Reichskammergerichtes, eine bessere Ordnung der Dinge herbeizuführen. 1506 verlor er durch den Tod seinen einzigen, erst acht und zwanzig Jahre alten, Sohn Philipp, welcher zwei Söhne hinterließ: Karl und Ferdinand, die nachgehends den habsburgischen Stamm in Spanien und Oesterreich fortpflanzten. Von steter Abneigung gegen die Republik Venedig erfüllt, welche dem Rathe von Brügge früher seine Hinrichtung angerathen hatte, und neuerdings von ihr beleidigt, weil sie bei seinem Römerzuge ihm und seinen Truppen den Durchmarsch durch ihr Gebiet verweigert hatte, trat Maximilian 1508, nebst den Königen von Frankreich und Arragonien, der vom Papste gestifteten Ligue von Cambray bei, durch welche das Dasein jener Republik in ihren Grundfesten bedroht und eine Theilung derselben zwischen den Verbündeten festgesetzt wurde. Die Republik wußte jedoch durch zeitgemäße kluge Nachgiebigkeit sich dieser Gefahr zu entziehen und den drohenden Bund zu trennen, so daß Maximilian ganz allein bis 1518 die Fehde fortsetzte, in welchem letzteren Jahre ein Friede zu Stande kam, der ihm das Gebiet von Roveredo und 200,000 Dukaten Entschädigung eintrug. Am 10. Februar 1508 wurde er zu Trient zum römischen Kaiser erklärt. Den 31. Dezember 1511 entriß

ihm der Tod auch seine zweite Gemahlin Blanka, und er blieb seitdem unvermählt. 1511, da der Papst Julius II. eben schwer erkrankt danieder lag, gerieth der ritterliche Maximilian auf den wunderbaren Gedanken, Papst und somit zugleich geistliches und weltliches Oberhaupt der Christenheit zu werden, und nach des Papstes Genesung ging er sogar denselben an, ihn zu seinem Coadjutor zu ernennen. Aber der Papst wich dieser Zumuthung aus, und als er 1513 starb, eilten die Kardinäle mit der neuen Papstwahl, die auf Leo X. fiel, so sehr, daß der Kaiser seinen seltsamen Plan gänzlich aufgeben mußte. Nach mehreren, mit abwechselndem Glücke geführten Feldzügen gegen die Schweiz, in dem baierischen Erbstreite zwischen der Münchener und Landshuter Linie, worin er sich zu Gunsten der Ersteren verwendete, nach dem Mißlingen mehrerer seiner Lieblingsentwürfe, wie z. B. sein an der Weigerung der Reichsstände scheiternder Zug gegen die Türken, und sein durch den Widerstand der Kurfürsten vereitelter Plan, Oesterreich in die Reihe der Kurstaaten zu stellen, und nachdem es ihm dagegen gelungen, seinen Erbstaat noch durch einige Erwerbungen zu arrondiren, unter andern durch den Anfall der Grafschaft Görz mit Gradisca, Mitterburg und dem Pusterthale nach dem Erlöschen des Görzer Grafengeschlechtes, und durch ansehnliche Erwerbungen von Baiern, als Entschädigung für die Kriegskosten wegen seines Antheils an dem baierischen Erbfolgekriege, bereitete Maximilian durch die, von ihm mit dem Könige Wladislaw von Ungarn und Böhmen verabredete Wechselheirath seiner beiden Enkel, Ferdinand und Maria, mit dessen Kindern, Anna und Ludwig, den künftigen Anfall der ungarischen und böhmischen Krone an sein Haus vor. Seine letzten Lebensjahre wurden durch Unruhen und das Fehlschlagen mancher Wünsche getrübt. Die durch Luther's Auftreten beginnende Kirchenspaltung, und die siegreichen Fortschritte der Türken, machten 1518 einen Reichstag zu Augsburg nöthig, den der Kaiser persönlich besuchte, wo aber in beiderlei Hinsicht sich nichts Entscheidendes ergab, indem der dahin berufene Luther, nach einigen erfolglosen mündlichen Disputationen mit dem päpstlichen Legaten, nach Wittenberg zurückkehrte, der Beistand der Reichsstände zum Türkenkriege aber mit bitteren Beziehungen auf Rom und Frankreich abgelehnt wurde. Trübsinnig, ein schleichendes Fieber in seinen Adern, schied der Kaiser von dem stürmischen Reichstage. Noch mehr that man auf seiner Durchreise in Innsbruck seinem Herzen weh. Die dasige Bürgerschaft, wegen angeblich unbefriedigter vieljährigen Forderungen an seinen Hofstaat, nahm sein Gefolge gar nicht unter ihr Dach. Der Kaiser hatte

Tirol stets besonders im Herzen getragen; darum schmerzte ihn diese Unbill doppelt. Sein Unwohlsein nahm zu. Da er aber die Arzeneikunst, die er selbst nach den Begriffen jener Zeit erlernt, gering achtete, so wollte er, wie er früher einmal mit Erfolg gethan, sich selbst kuriren. Doch wollte das Uebel sich nicht zwingen lassen, und, die Hoffnungslosigkeit seines Zustandes wahrnehmend, ließ er auf dem Wege von Innsbruck nach Wels sich einen Karthäuser aus Freiburg im Breisgau holen, den er seinem Hofstaate vorstellte, sagend: »Dieser Mann soll mir den Weg zur Seligkeit weisen.« Auf der Wasserfahrt nach Wels nöthigte ihn das Fieber anzuhalten. Noch einmal erraffte sich seine gewaltige Natur. Durch körperliche Anstrengungen, Jagden und Reigerbeizen meinte er das sinkende Leben zu erwecken; aber seine Kraft brach zusammen, und bald erstand er nicht mehr vom Lager. Er betrachtete sich fortan als einen Sterbenden, ließ sich nicht mehr kaiserliche Majestät, sondern kurzweg Maximilian nennen, und um das Loos des Staubes grell zu versinnlichen, ertheilte er den Befehl, daß man seiner Leiche die Haare abschneiden, die Zähne ausbrechen und zerstoßen, und in seiner Hofkapelle vor Aller Angesicht zu Asche brennen sollte. Doch ließ er auf seinem Schmerzenslager sich Geschichtsbücher vorlesen, gleichsam um den Eindruck des räthselhaften Weltgeschickes in das verklärende Jenseit mit hinüber zu nehmen. Als man ihn ermahnte, sich auf sein Ende zu bereiten, erwiderte er: »Das habe ich längst gethan; jetzt wäre es wohl zu spät dazu.« Er gebot, seine Leiche einen Tag lang öffentlich auszustellen, damit jeder seiner Unterthanen des allgemeinen Looses der Sterblichkeit um so besser gedenk sei. Zum Abschiede reichte er allen seinen Räthen und Dienern die Hand, ihre Klagen mit den Worten zurückweisend: »Weshalb weinet Ihr, daß Ihr einen sterblichen Menschen sterben sehet?« Er starb zu Wels den 12. Jänner 1519, sechzig Jahre alt, von denen er sechs und zwanzig regiert hatte. Seinem Befehle gemäß wurde er in den längst bereit stehenden Sarg, den er schon seit mehreren Jahren überall bei sich gehabt hatte, gelegt, und in der Schloßkirche zu Wiener-Neustadt, an der Seite seiner Mutter, unter dem Hochaltare so begraben, daß Kopf und Herz unter die Füße des Messe lesenden Priesters zu liegen kamen. Maximilian war ansehnlich groß, edel und kraftvoll gebaut, Gang und Bewegung fest und gebietend; von außerordentlichem Feuer und Ausdrucke war sein blaues Auge. Er hatte langes, goldgelbes Haar, das jedoch frühzeitig bleichte; seine Gesichtsfarbe war frisch und kräftig; seine Adlernase, seine stark ausgewölbte Stirn, sein einnehmender Mund verliehen ihm einen

unvergleichbaren Ausdruck von Hoheit und männlicher Anmuth. Er war feurigen Wesens, leicht aufzureizen, doch auch leicht versöhnlich, wohlwollend und von einer rastlosen Thätigkeit, voll edlen fürstlichen Stolzes und zugleich aufgeklärter menschlicher Demuth. Ausgezeichnete Gelehrte schätzte er hoch, ohne Rücksicht auf ihre Geburt: »denn,« sagte er, »billig ziehe ich Diejenigen vor, welche die Natur selbst vorgezogen.« Daher durften auf dem Reichstage zu Freiburg 1498 die Gelehrten Gold auf ihren Wämsern und Mützen tragen, während der niedere Adel sich mit Silber bescheiden mußte. Maximilian bezweckte dadurch, daß der Adel die in den Zeiten des Faustrechts verachteten Wissenschaften zu ehren und zu üben begann, und wurde so der Reformator des Adels. Als ein Ritter im echtesten, edelsten Sinne, liebte er den Ruhm und strebte mit Sehnsucht, das Gedächtniß seiner Thaten und Helden-Abenteuer auf die Nachwelt zu bringen; »denn,« meinte er, »wer ime in seinem Leben kein Gedächtnus macht, der hat nach seinem Tod kein Gedächtnus, und desselben Menschen wird mit dem Glockenton vergessen.« Durch seinen Geheimschreiber, Marcus Treitzsaurwein von Entreitz, ließ er, nach seinen eigenen und den Vorarbeiten vertrauter Diener, das bekannte Werk: »der Weiß-Kunig,« verfassen, das, nebst Friedrich's IV. Vermählung und Krönung, Maximilian's Geburt, Erziehung, Unterricht und Jugendgeschichte, seine Kriege und Heerfahrten beschreibt, den Zeitraum von 1450 — 1513 umfassend. Desgleichen ließ er durch seinen Hofkaplan und Sekretär, Melchior Pfinzing, das berühmte Gedicht: »Teuerdank« ausarbeiten, das in allegorischer Einkleidung Maximilian's Brautwerbung um Maria von Burgund mit ihren Abenteuern und Fährlichkeiten schildert; wahrscheinlich gebührt dem Kaiser selbst der größere Theil an der Autorschaft dieses Gedichtes. Der Geschichte huldigte er mit Begeisterung, zumal sie ihn lehrte, die vielumfassenden Ansprüche seines Hauses, als dessen Sprößling er mit freudigem Stolze sich fühlte, zu ergründen und auszuführen. Seine Verdienste um Deutschland, und insbesondere um Oesterreich, sind groß und unvergeßlich. Von ihm wurde die kaiserliche Hofbibliothek gestiftet; die ersten vollständigeren Polizei-Ordnungen, die ersten Dicasterien, die ersten Armenanstalten, der Reichshofrath für die wichtigsten Reichs- und Rechtssachen, Regiment und Kammer zu Wien, Gratz und Innsbruck, sind von ihm ausgegangen; er war es, der, von der Emsigkeit der Taxis unterstützt, in den Niederlanden zuerst die Posten errichtete. Sein letztes Werk war die Einführung einer allgemeinen Landesbewaffnung, einer imposanten Infanterie, Reserve, Aufstand in Masse

(auf den Glockenstreich in der Noth). Bewegt, segenvoll und glorreich war der Tag, schwül der Abend seines Lebens, und voll dankbarer Rührung mögen auch Jetztzeit und Zukunft hinblicken auf das Grab Maximilian's, der einer der ersten Fürsten und der letzte Ritter gewesen.

Graf Niklas Zrinyi.

Geboren 1518. Gestorben 1566.

Die heldenmüthige Aufopferung dieses Mannes steht mit Flammenzügen in den Annalen der Menschheit aufgezeichnet. Die Geschichte muß den frühen Tod dieses Helden um so mehr bedauern, als er ein Opfer der Feigheit und Unentschlossenheit fiel, in einer Zeit, die seines kampfbewährten Armes, wie seines erfahrnen Rathes, noch weiter bedurft hätte. Mit dem Falle Szigethvár's und seines preiswürdigen Vertheidigers ward nicht nur nichts gewonnen, es fiel damit ein beträchtlicher Theil des noch nicht unterjochten Ungarns der osmanischen Herrschaft anheim, der Gräuel nicht zu gedenken, die dieser glänzenden Waffenthat am Fuße folgten.

Soliman I. begann seine Eroberungen und seine Raubzüge durch Ungarn mit der Erstürmung von Belgrad. Nach der mörderischen Schlacht von Mohács, wo der Kern der ungarischen Nation verblutete, und der flüchtige König, der letzte Jagellone, jämmerlich im Sumpfe starb, fielen zwei Drittheile des Landes, das der Großherr wie ein Würgengel verheerend durchzog, dem Halbmonde zu, der übrige Theil ward zum schimpflichen Tribute gezwungen. Und gleich wie Soliman seinen Regierungsantritt mit einer glänzenden Eroberung in Ungarn bezeichnet hatte, sollte auch die letzten Tage des hinwelkenden Greises ein sieggekrönter Zug durch das getretene Land verherrlichen.

Soliman war am 1. Mai 1566 mit ungeheurem Pompe von Konstantinopel ausgezogen, um mit ganzer Macht gegen Erlau und Szigethvár zu ziehen, die seinen unüberwindlichen Waffen schon einmal getrotzt. Er ahnete nicht, daß er seinen stolzen Sitz an der Pforte zweier Welttheile, sein Konstantinopel, nicht mehr sehen sollte. In Semlin angelangt, beschließt

Soliman bei Peterwardein über die Donau zu setzen, um mit seinem Hauptheer Erlau zu stürmen, sodann Raab und Komorn, die letzten festen Plätze von Bedeutung, zu überfallen. Ein anderer Heerhaufe ward zur Belagerung Szigethvár's bestimmt, als Soliman die unerwartete Nachricht empfing, der Vortrab dieses Haufens sei bei Siklós in stürmischer Nacht von Zrinyi's Hauptleuten überrumpelt und aufgerieben worden.

Der Großherr erzürnte so sehr über diese Niederlage, daß er sogleich beschloß, Szigeth mit seiner ganzen Macht zu berennen. Unter großen Beschwernissen ging er am 19. Juli mit seinem Heere bei Essek über die Drau, hielt am 4. August seinen feierlichen Einzug in Fünfkirchen, und erschien den nächsten Tag zu Pferde vor Szigethvár, um den Beginn der Belagerung persönlich anzuordnen.

Von diesem Tage an stürmten über 100,000 Moslim ununterbrochen auf die Veste ein, während Zrinyi mit kaum 2500 Mann den Platz behauptete. Ein Bollwerk stürzte um das andere unter dem Donner des schweren Geschützes krachend zusammen, auf deren rauchenden Trümmern die durch Verheißungen und Drohungen aufgestachelten mordsüchtigen Rotten den verzweifelten Kampf erneuerten. Nachdem bereits 20 Stürme mit unerhörter Tapferkeit gegen eine erdrückende Schaar fanatischer Feinde abgewehrt und alle Vorwerke sammt der äußern Burg durch die Minenarbeiten zertrümmert und in Flammen aufgegangen waren, sah sich endlich Zrinyi, der vergeblich auf eine Hilfe von außen gewartet, mit seiner auf 600 Mann herabgeschmolzenen tapferen Schaar auf die innerste Burg beschränkt. Doch auch hier war kein langes Bleiben mehr. Von Feuer, Rauch und Wassermangel gedrängt, erkannte Zrinyi das Hoffnungslose seiner Lage, und sah die Nothwendigkeit ein, entweder den Tod eines Helden sterben, oder der schmachvollen Willkür eines auf's Höchste erbitterten Feindes sich ergeben zu müssen.

Zrinyi kleidete sich am Morgen des verhängnißvollen Tages (8. September), dem 34sten der Belagerung, in leichte Seide, bedeckte sein Haupt mit einem schwarzsammtnen Hut, den ein hoher Reiherbusch, von einer diamantnen Agrafe gehalten, zierte, daran der blutdürstige Feind ihn von weitem erkennen sollte. Er umgürtete sich mit dem Schwerte seines Vaters, das schon manchen Sieg in heißer Schlacht erkämpft, und schritt hinaus aus der brennenden Wohnung in die Mitte seiner Getreuen, mit denen er auf den Trümmern der rühmlich vertheidigten Burg zu sterben gelobte, während Außen die wahnsinnige Horde am Thore pochte, und den letzten

verzweifelten Sturm zu schlagen begann. Nach einer kurzen Anrede, die seine beherzte Schaar zum Todesgang begeistert, läßt Zrinyi, unter dreimaligem Jesusruf, die Thore öffnen, und eine Petarde auf die eindringenden Janitscharen abfeuern, von denen über 600, als die ersten Opfer, auf der Brücke niederstürzen. Indessen dringt Zrinyi, den jugendlichen Fahnenträger und Liebling Lorenz Juranitsch zur Seite, mitten durch den Rauch auf den Feind ein, und fällt bald darauf, von einem Pfeile und zwei Kugeln in der Brust getroffen, zur Erde hin. Ein gräßliches Allahgeschrei verkündet den Fall des Helden, die ergrimmten Janitscharen schleppen den Körper des mit dem Tode Ringenden zu ihrem Aga, wo sie ihm, auf die bei Arad erbeutete Kanone Katzianer's hingestreckt, den Kopf abschlagen. Nur wenige der heldenmüthigen Waffengefährten Zrinyi's überlebten seinen Tod, sie fielen unter den blutigen Streichen der Stürmenden, die unaufhaltsam in die brennende Burg eindrangen, wo Tausende von ihnen einen grausen Tod fanden, als die Pulverkammer Feuer fing, und den letzten Rest der Burg mit entsetzlichem Getöse in die Luft warf.

So endete Zrinyi, der seinem König wie seinem Vaterlande manch wichtigen Dienst geleistet, und ihm war der Großherr, zwei Tage vor der Erstürmung Szigethvár's, im Tode vorangegangen. Er leitete sein Geschlecht von dem alten Stamme der Subich ab, die unter Bela's IV. Regierung zu großen Reichthümern, zu Ehren und Würden gelangten, und von demselben König mit den Grafschaften Brebir und Lika erblich belehnt wurden. Ein neuer Zweig dieses Hauses entstand, als König Ludwig dem Grafen Georg von Brebir und Lika das Schloß Szerin zum Geschenke machte, in Folge dessen die neue Linie sich fortan Grafen von Zrinyi nannte. Alle seine Ahnen hatten sich im Felde rühmlich ausgezeichnet, und auch unser Held betrat schon sehr frühzeitig die gefährliche Bahn des Kriegsruhmes. Er war noch ein Knabe, als er alle Gefahren und Schrecken bei der Belagerung Wiens durch Soliman theilte, und sich die Sporen dabei verdiente. Zum Manne herangereift, brachte er an der Spitze seiner kroatischen und slavonischen Reiterei, überall wo er erschien, Schrecken unter die Feinde, vernichtete nach der ersten Belagerung Szigethvár's das überlegene Heer der Osmanen bei Babocsa, und entschied bald darauf die Erstürmung der Burg Korothna. So wie er im Felde unermüdlich war, eiferte er auch im Rathe des Königs ewig gegen den schimpflichen Tribut an die Pforte, und bekleidete, wie seine Ahnherren,

nacheinander die hohen Würden eines Banus von Kroatien und Slavonien, und eines königl. Schatzmeisters (Tavernicorum Regalium Magister).

Zrinyi hatte in der letzten Stunde die Schlüsseln der Veste und 100 ungarische Dukaten zu sich gesteckt, damit, wie er selbst zu seinem Kämmerling sagte, die Plünderer seine Taschen nicht leer fänden. Man hat gesagt, er wäre absichtlich aufgeopfert worden, da man ihn von Konstantinopel aus verleumdet haben soll, als strebe er nach dem souverainen Besitz von Kroatien. Durch sein ruhmvolles Ende hat Zrinyi diese Verleumdungen wohl am kräftigsten widerlegt, und was er seinem König und dem Lande gewesen, hat sein ärgster Feind, der Großwessir Sokolli, als er den Kopf des Hingeopferten in das kaiserliche Lager nach Raab sandte, mit folgenden Worten bezeichnet: »Empfanget, zum Zeichen meiner Gunst, den Kopf eures tapfersten Feldherrn, dessen ihr wohl länger noch bedurft hättet; seines Körpers Ueberrest habe ich, wie solchem Helden geziemt, mit allen Ehrenbezeigungen begraben lassen.« Ein treuer Diener seines Hauses brachte den Kopf nach Csakathurn, wo er im Helenenkloster, neben Katharina Frangepani, seiner ersten Gemahlin, ruht. Der letzte Sprosse des edlen Geschlechtes erlosch im Jahre 1703.

Johann Hunyady.

Geboren 1396. Gestorben 1456.

Die Geschichte hat kaum einen Helden aufzuweisen, wie Johann der Corviner war. Vom Schicksal zu einer Zeit gesendet, wo die Erschlaffung und Verderbniß eine allgemeine war, hat er allein sein zerrüttetes Vaterland, Europa vom Verderben gerettet, das im Osten, unter dem Panier des Halbmondes, schrecklich herangebraus't kam.

Die Geburt, so wie die Abkunft dieses merkwürdigen Mannes, ist an eine Sage gekettet, die vielfach bestritten und bekrittelt, doch noch immer nicht widerlegt worden ist. Wir erzählen sie ihrer hohen Wahrscheinlichkeit wegen, und weil sie so bezeichnend ist für die späteren Schicksale des Mannes und seines Geschlechts. König Sigmund, der abenteuerliche

Wollüstling lernte im Jahre 1392, auf einem Heereszuge durch Siebenbürgen, im Hatzegerthal, die schöne Elisabeth Morsinai kennen, deren Zuneigung er, unerkannt wie man sagt, gewann. Nach vier Monden aus der Bulgarei zurückgekehrt, gesteht ihm Elisabeth ihre Schwangerschaft, und dringt in ihn, ihre Ehre zu retten. Sigmund gibt ihr einen goldnen Ring mit der Versicherung seines Wohlwollens und seiner Fürsorge, so oft sie den Ring vorzeigen werde, und vermählt sie an einen vertriebenen walachischen Bojar, Woik Buthi, den er in seine Güter wieder einsetzt. Elisabeth gebar auf der Reise dahin den nachmaligen Helden Johann.

Auf einem zweiten Zuge durch Siebenbürgen sah Sigmund die Geliebte wieder, und mit ihr den Sohn, die er Beide nach Ofen beruft und dort bei einem Pesther Bürger unterbringt. Dem Knaben schenkte er den Flecken Hunyad mit 60 dazu gehörigen Dörfern. Auf der Reise nach Ofen, wohin ihr Bruder sie geleitete, begegnet ihnen das bekannte Abenteuer mit dem Raben, der dem spielenden Kinde den Ring entreißt, vom Bruder aber mit einer Armbrust erlegt wird. Die Corviner leiten diesen ihren Beinamen und den Raben mit dem Ring im Schnabel in ihrem Wappenschilde von diesem Abenteuer ab.

Sigmund gewann den feurigen Jüngling lieb, der schon frühzeitig, namentlich im bosnischen Feldzuge, manch ritterliche That vollbrachte, und den künftigen Dränger der Osmanen ahnen ließ. An der Seite des zum römischen König erwählten Sigmund sah er, kaum 18 Jahre alt, den azurnen Himmel Italiens, den Garten der Lombardei, wo er in den hochgewölbten, erhabenen Domen des Herrn von der Heiligkeit des christlichen Glaubens tief ergriffen ward, der ihn durch alle Schlachten bis an sein Todbette mit Begeisterung erfüllte. Er begleitete den König auf seinen abenteuerlichen Wanderungen durch Frankreich, England und Deutschland, und bildete sich auf diesen Reisen zum künftigen Verweser seines Vaterlandes heran, während Sigmund Länder versetzte und das Geld verpraßte.

Mit dem Hintritte des vortrefflichen Albrecht von Oesterreich, des Tochtermannes Sigmund's, machte Hunyady seinen Einfluß auf eine nachdrückliche Weise geltend, als die ungarische Krone Albrecht's Witwe, der schwangeren Elisabeth, zufiel. In der bedrohten Zeit schien es nicht rathsam, den Thron einem Weibe zu überlassen, und Hunyady betrieb mit allem Eifer die Vermählung der Witwe mit dem polnischen Wladislaw. Die Königin gebar nachträglich einen Knaben, und es erfaßte sie nur ein um so größerer Widerwille gegen den aufgedrungenen Gatten. Dieser Widerwille ward

durch den unzeitigen Eifer Hunyady's und seiner Anhänger zu einem verderblichen Parteikampfe angefacht, und Hunyady muß der Vorwurf gemacht werden, den unseligen Streit, der erst nach jahrenlangen Fehden mit Mühe ausgeglichen werden konnte, durch sein Ansehen veranlaßt zu haben.

Weit glücklicher war Hunyady in der Bekämpfung des unversöhnlichen Christenfeindes, der Osmanen, die, ermuthigt durch die schreckliche Niederlage der verbündeten Heerhaufen bei Nikopolis unter Sigmund, feierlich angelobt hatten, den Westen Europa's zu unterjochen. Der Anfang dieser Eroberungen sollte (1440) mit Belgrad gemacht werden. Nachdem Thallócz die Belagerung heldenmüthig abgeschlagen, vernichtete der zum Grafen von Temesvár und Belgrad ernannte Hunyady den Rest des türkischen Heeres. Von hier eilte er von Sieg zu Sieg. Mezet-Bey, Murath's bester Feldherr, war mit ungeheurer Macht auf Siebenbürgen losgegangen, Hunyady ihm entgegen, bei Emerichsdorf geschah das entscheidende Treffen (1441), wo der beherzte Simon Kemeny in der Rüstung Hunyady's den Heldentod starb, und durch seinen Fall der glänzendste Sieg für die Ungarn entschieden wurde. Mezet-Bey war mit seinen Rotten hingeopfert, und der ergrimmte Sultan sendet seinen Schach Abedin mit 80,000 Mann unverzüglich ab, um die Schmach mit der Eroberung Siebenbürgens auszulöschen. Aber Hunyady zwingt den verzagten Schach in der Nähe des eisernen Thorpasses zu einer Schlacht, und was hier im offnen Kampfe den Schwertstreichen der siegentbrannten Ungarn entrinnt, das wird in den engen Pässen auf der Flucht hingemordet.

So unerhörte Heldenthaten einer kleinen Zahl, gegen die erdrückende Schaar der fanatischen Moslim, begrüßte ganz Europa mit ungeheurem Jubel, und man gedachte durch ein allgemeines Aufgebot den gedemüthigten Feind vollends zu vernichten. Das so sehnlich Gewünschte kam aber nur sehr lässig und unvollständig zu Stande, und während man sich über die Mittel berieth, erfaßte Hunyady neuerdings die Gelegenheit, und fiel im Juli 1443 die Türken an der Morava an, verbrannte Nissa, und vernichtete in zwei Hauptschlachten und vier Treffen die wohlgerüstete Armee Murath's vollständig in kaum 5 Monaten, wobei er im Sturmesschritt bis an den Hämus vorgedrungen war. Ein solcher Sieg übertraf alle Erwartungen, das Volk empfing ihn jubelnd bei seinem Einzuge in Ofen (Februar 1444), wo in der Kirche unserer lieben Frauen das Dankgebet feierlich abgehalten, und die Wände und weiten Räume des Domes mit den reichlich erbeuteten Siegstrophäen ausgeschmückt wurden.

Dies war Hunyady's glücklichste Lebensperiode; so oft dem verhaßten Feinde gegenüber gestanden, kannte er nichts als Sieg, und war seine Schaar noch so klein, so machte sie den Gegner beben, denn Hunyady's Name galt allein für eine Armee. Es sollten aber auch bald trübe Ereignisse nachkommen, durch die Intriguen seiner Kinder veranlaßt, und der Mann hat gezeigt, daß er auch im Unglücke groß sein könne. Murath suchte nach so rasch aufeinander gefolgten Demüthigungen den Frieden, und er ward zu Szegedin auf 10 Jahre feierlich beschworen, als bald darauf der Papst und die Veneter Wladislaw zum Treubruche verleiteten. Der Szegediner Friede wurde für nichtig erklärt, und Hunyady, der sich entschieden gegen das unwürdige Benehmen ausgesprochen, zog gleichwohl, mit dem König Wladislaw an der Spitze, dem ergrimmten Großherrn entgegen. In der gräßlichen Mordschlacht von Varna (10. November 1444) ward die Schmach des treulos verletzten Friedens mit dem Blute des Königs und vieler Edlen abgewaschen. Einen ähnlichen unglücklichen Ausgang nahm die Schlacht am Amselfelde (September 1448), und wie nach dem unglücklichen Tage von Varna, gerieth Hunyady auch nach diesem verlornen Treffen in die verrätherischen Hände des serbischen Despoten Georg, aus denen er immer wieder glücklich entkam.

Die folgenden Jahre brachte Hunyady in Fehden und Unterhandlungen mit Friedrich III., den Oesterreichern und den Mißvergnügten zu, um die endliche Auslieferung des von seiner Mutter Elisabeth verpfändeten Prinzen und gekrönten Königs zu bewirken. In der Zwischenzeit hat das unbegränzte Vertrauen seines Volkes ihm auf dem Rakoscher Felde bei Pesth die Reichsverweserstelle mit unumschränkter Vollmacht in die Hände gelegt (13. Mai 1446), der er nach 6 Jahren freiwillig entsagte, als, nach glücklich zu Stande gebrachtem Vergleich mit Friedrich, Ladislaw V. die Regierung antrat, und ihn mit der Grafschaft Bisztritz und dem Titel eines Statthalters des Reichs erblich belehnte. Auch seine ärgsten Feinde sagten ihm nach, er habe die niedergelegte Würde seinem Ruhme gemäß verwaltet.

In seinen letzten Tagen ging dem Helden sein Siegesstern mit neuem Glanze auf. Die Osmanen zogen furchtbarer heran, als je, nachdem Konstantinopel (29. Mai 1453) unter schrecklichen Stürmen gefallen war. Mohammed schwur, es sollte, wie Ein Gott im Himmel, auch nur Ein Herr auf Erden gebieten, und eilte im Sturmschritt zur Eroberung Belgrads. Konstantinopels Sturz hatte ganz Europa erschüttert, Hunyady bot alle Mächte zur Bezwingung des schrecklichen Feindes auf, Capistran,

der gottbegeisterte Franziskaner-Mönch, predigte allenthalben das Kreuz. Hunyady mit seinen Banderien, Capistran mit mehreren tausend Kreuzfahrern eilen zur Rettung herbei, und erkämpfen unter den Mauern Belgrads einen Sieg (22. und 23. Juli 1456) über Mohammed's wilde Schaaren, wie es wenige in der Geschichte gibt. Dies war des preiswürdigen Helden letzte That, deren Glanz er mit dem begeisterten Mönche theilte, nicht lange darauf (11. August) starb er in den Armen seiner Freunde, von der Lagerseuche ergriffen, und ermahnte noch in der Todesstunde sein Volk und seinen König, von der Verfolgung der erschreckten Türken nicht abzulassen.

Wie er gelebt, ist er auch gestorben, mit dem unversöhnlichen Hasse gegen den Feind seines Glaubens im Herzen. Den Hintritt des seltenen Mannes betrauerte ganz Europa; der Papst feierte ihn durch ein Todtenamt, und selbst Mohammed, der verwundet von Belgrad floh, weihete ihm eine Thräne. Ladislaus, sein älterer Sohn, starb unverdient den Henkertod, aber in Matthias, seinem Zweitgebornen, gab er dem Lande einen König, dessen geheiligtes Andenken im Munde des Volkes noch heute fortlebt. Mit ihm starb das preiswürdige Geschlecht der Corviner aus, eben so schnell, als es herangewachsen war zum Ruhme des ungarischen Namens, zum Heil der gesammten Christenheit.

Leopold Joseph Graf Daun,

Fürst von Thiano,

k. k. Feldmarschall, geheimer Rath, Hofkriegsraths-Präsident, Generaldirektor der Militärakademie, kommandirender General in Oesterreich und Wien, Ritter des goldenen Vließes und Großkreuz des Marien-Theresien-Ordens.

Geboren 1705. Gestorben 1766.

Wierich Graf Daun (gest. 1741 in Wien), berühmt durch seine Vertheidigung von Turin im Jahre 1706, durch die Eroberung von Neapel, durch die Weisheit seiner Staatsverwaltung in diesem Königreiche und in Mailand, endlich Kommandant in Wien und Generalartillerie-Direktor; war Daun's Vater und Erzieher. Anfänglich zum geistlichen Stande bestimmt, studirte Dieser bis zum Jahre 1719 in Rom Theologie, trat dann bei seiner vorherrschenden Neigung zum Kriegsdienste in den Malteserorden, aus welchem er im Jahre 1745 entlassen wurde.

Die erste Gelegenheit, seinen Muth zu zeigen, erhielt er im Anfange des sicilianischen und am Ende des türkischen Krieges (1718 — 1720). Die neuen Kämpfe in Italien und Deutschland in Folge der polnischen Königswahl, denen er als Oberstlieutnant und Oberst beiwohnte (1734 und 1735) machten ihn zum vollendeten Kriegsmanne. Von da an erscheint er, stets mit Ruhm genannt, in allen späteren Kriegen. In dem Türkenkriege von 1737 — 1739 war er unter den verwundeten, aber auch mit Auszeichnung genannten Generalen, so daß ihm nach demselben ein Regiment verliehen wurde.

In dem österreichischen Erbfolgekriege befand sich Daun anfänglich bei der Armee in Schlesien und behauptete sich auch nach der Schlacht bei Mollwitz in seiner Stellung. Hierauf folgte er dem berühmten Zuge unter dem Prinzen Carl von Lothringen gegen den Marschall Broglio, wodurch

dieser über Pisek und Tein bis unter die Kanonen von Prag geworfen wurde; wohnte der Belagerung dieser Hauptstadt bei, und war bei den Unternehmungen, durch welche die Vereinigung des Marschalls Maillebois mit den Belagerten gehindert und Baiern zum zweiten Male von den Oesterreichern erobert wurde. Bei dem Zuge der Armee unter Khevenhüller durch Baiern kommandirte er die Avantgarde, kämpfte mit Glück bei Braunau, schlug die in Dingelfingen verschanzten Franzosen, und zwang sie trotz ihrer hartnäckigen Gegenwehr zum Rückzug über die Isar.

Auch Feldmarschall Traun, Khevenhüller's Nachfolger, erkannte Daun's seltene Talente, und benützte sie da, wo es sich darum handelte, Berechnung im Entwurfe mit Entschlossenheit in der That zu vereinigen. Im Lager von Ladenburg bei Besetzung der Rheininsel nächst Stockstadt und in den darauf folgenden Gefechten erbaten sich die Grenadiere von dem Prinzen von Lothringen den General Daun zum Anführer.

Als in Folge des Einfalles der Preußen in Böhmen (1744) die österreichische Armee vom Rheine nach Böhmen eilte, deckte Daun den Rückmarsch der Hauptarmee, und wies den Angriff der Franzosen auf Ludwigsburg kräftig zurück. Ohne Verlust schloß er sich mit der Nachhut wieder an die Hauptarmee und half den König aus Böhmen verdrängen. Später kämpfte er mit ausgezeichnetem Muthe in den Schlachten von Hohenfriedberg und Soor, und ward deßwegen zum Feldzeugmeister befördert.

Nach dem Abschlusse des Dresdener Friedens begab sich Daun nach den Niederlanden, wo er meistens die Vortruppen führte, und obschon die Feldzüge von 1746 und 1747 unglücklich für die gegen Frankreich Alliirten ausfielen, so gaben ihm selbst diese Gelegenheit zu neuem Ruhme, wie er denn namentlich in der Schlacht bei Laweld die ins Gedränge gekommenen Engländer und Hannoveraner kräftig unterstützte und mit den österreichischen Truppen drei Bajonnetangriffe ehrenvoll unternahm.

Nach dem Aachener Frieden erhielt Daun von seiner Kaiserin den Auftrag, die österreichische Armee den neuen Erfahrungen gemäß umzubilden. Und in der That konnte zu diesem schwierigen und wichtigen Geschäfte nicht leicht ein besser befähigter Mann gefunden werden, als er, welcher die Einrichtungen aller europäischen Armeen theils als Bundesgenosse, theils als Gegner kennen gelernt. Zeuge der neuen Taktik des Königs von Preußen, bemühte er sich, fern von sklavischer Nachahmung des Unwesentlichen, mit dem Geiste derselben auch die österreichische Armee vertraut zu machen. Die Instruktion für die Generale und das nach seinem

Namen benannte Reglement vom Jahre 1749, welches in den österreichischen Institutionen Epoche macht, zeugen dafür. Eine große Aufmerksamkeit schenkte er auch der Artillerie, und diese wurde auf einen bisher unbekannten Grad von Vollkommenheit gebracht.

Doch nicht auf die taktische Ausbildung des Soldaten allein war Daun's Aufmerksamkeit gerichtet. Alle moralischen und geistigen Eigenschaften, durch welche eine Armee erst die Weihe inneren Werthes erhält, wurden von ihm sorgsam gepflegt und ermuthigt. Gehorsam, Ordnung, Moralität und Gemeingeist, diese vier Säulen kriegerischen Werthes zu befestigen; Talente zu wecken, jedem Talente den gehörigen Wirkungskreis anzuweisen: dahin gingen in nie rastender Thätigkeit seine Bestrebungen. Von diesem Geiste erfüllt, hatte er der großen Kaiserin die Errichtung einer Militärakademie mit dem doppelten Zwecke vorgeschlagen: als Pflanzschule für gebildete Offiziere und als Versorgungsanstalt für die Söhne verdienter Offiziere zu dienen. Er ward zum ersten Direktor dieser zu Wiener-Neustadt nächst Wien errichteten Anstalt ernannt. Der hohe Sinn des Mannes, welcher hier als treues Organ seiner Kaiserin wirkte, gibt sich in den Institutionen dieser Akademie auf's Herrlichste kund.

So viele Bemühungen für das Gedeihen der Armee erwarben dem Grafen Daun nebst reichen Beweisen kaiserlicher Huld, noch im Frieden die Würde eines geheimen Rathes und Kommandirenden in Wien, eines Ritters des goldenen Vließes und Feldmarschalls. Im Jahre 1756 wurde Daun zum Hofkriegsrathspräsidenten ernannt. Als solcher leitete er alle Rüstungen und andern militärischen Maßregeln beim Ausbruche des siebenjährigen Krieges. Erst im zweiten Feldzuge übernahm er wenige Tage vor der Schlacht von Prag, an der Stelle des Feldzeugmeisters Serbelloni, das Kommando über das um Kaurzim versammelte Armeekorps; vermochte aber nicht mehr, an der Schlacht von Prag Theil zu nehmen, und stand während derselben bei Satzka, 4 Meilen vom Schlachtfelde, ohne genaue Nachricht von den Vorgängen. Einige Tage nach der Schlacht zog er sich mit Verlust einiger Magazine bis Habern näher an seine Verstärkungen zurück. Mit diesen und den aus der Schlacht von Prag versprengten Abtheilungen gelangte Daun's Armee in den ersten Tagen des Juni endlich zu einer Stärke von 600,00 Mann gut disciplinirten Truppen. So kampfgerüstet rückte er vor, um den weitern Siegeslauf des Königs zu hemmen und die in Prag eingeschlossenen Truppen um jeden Preis zu befreien. Gegen den von Prag anrückenden König nahm er eine Stellung auf den

Höhen südlich von Planian und Kolin. Er wurde hier vom Könige kräftig angegriffen; doch alle sechs Angriffe, welche die um ein Drittheil schwächeren Preußen anfänglich selbst mit ziemlichen Erfolg gegen den rechten Flügel der Oesterreicher machten, scheiterten an Daun's klugen Gegenmaßregeln. Er benützte, nach dem Ausspruche Friedrich's II., die Fehler der Preußen wie ein großer General, und ward der würdige Gegner des bis dahin noch unbesiegten Preußenkönigs. Zum ersten Male wurde der König hier vollständig geschlagen; 17,000 seiner Krieger deckten die Wahlstatt, über 8000 wurden gefangen, und nach dieser dritten Schlacht war der Stamm der preußischen Infanterie mächtig erschüttert. — Zum Andenken dieses Tages beschenkte die dankbare Kaiserin ihren Feldherrn mit 6 eroberten Kanonen und der 18. Juni 1757 ward als Stiftungstag des schon früher beschlossenen und nach ihr benannten Militär-Ordens festgesetzt, mit dessen erstem Großkreuze ihr siegreicher Feldmarschall betheilt wurde.

Nachdem Daun und Serbelloni dem Prinzen Carl vergebens widerrathen hatten, erfolgte am 15. Dezember 1757 die Annahme einer Schlacht, eine der merkwürdigsten Niederlagen, welche eine zahlreiche, gut disciplinirte, längere Zeit siegreiche, durch kriegserfahrene Generale geführte Armee von einem schwächeren und zum Theile entmuthigten Gegner je erlitt. Vernichtet war die Armee, verloren gingen die Früchte des ganzen Feldzuges durch die Uebergabe von Breslau, so daß Böhmen und Mähren neuerdings dem siegreichen Könige offen standen. Unter solch traurigen Aussichten ging der Oberbefehl ganz auf den Feldmarschall Daun über, indem Prinz Carl nicht mehr zur Armee zurückkehren wollte. Er sammelte seine Streitkräfte in Böhmen und im Frühjahre 1758 stand er an der Spitze einer gut geordneten Armee.

Mittlerweile sammelte der König seine Armee bei Neisse, drang in Mähren ein, und begann die Belagerung des neu befestigten Olmütz.

Daun gelangte in einer Reihenfolge gut geordneter Märsche aus Böhmen über Konitz bis in die Nähe von Olmütz, und umgarnte den König von allen Seiten mit leichten Truppen, unter denen vorzüglich die durch Loudon, Siskovits und Lanius geführten, den Preußen sehr beschwerlich fielen. Endlich erfuhr Daun die Absendung eines großen Transportes von Munition, Geld und Lebensmitteln, welcher sich von Troppau über Bautsch nach Domstädl in Bewegung setzte. Loudon und Siskovits erhielten Befehl, ihn wegzunehmen. Das Unternehmen gelang trotz der hartnäckigen Tapferkeit der Preußen unter Oberst Mosel und Ziethen so vorzüglich, daß nur

einige hundert Wagen das Lager des Königs erreichten. Daun nahm hierauf ganz nahe bei Olmütz, im Angesichte des Königs, eine Stellung, von welcher er nach Umständen die Festung und seine Parteigänger unterstützen konnte. Der König hob die Belagerung rasch auf, und zog durch Böhmen, nur von leichten Truppen geneckt, nach Schlesien den Russen in die Mark entgegen. Daun verweilte mehrere Tage unthätig bei Olmütz, folgte dann dem Marsche des Königs, marschirte nach Sachsen, und nahm eine Stellung bei Stolpen, südöstlich von Dresden, aus welcher er sowohl den bis an die brandenburgische Gränze vorgerückten Loudon unterstützen, als auch mit der Reichsarmee unter dem Herzoge von Zweibrücken in Verbindung bleiben konnte. Sein Versuch, im Verein mit Letzterem den Prinzen Heinrich in seinem Lager bei Großsedlitz anzugreifen, wurde vereitelt. Bald darauf kehrte der König, nach der den Russen bei Zorndorf gelieferten Schlacht, nach Sachsen zurück. Beide Feldherren beobachteten sich, um einander mit allem Aufwande des Genies in gut gewählten Stellungen und kunstvoll geordneten Märschen zu übervortheilen. Endlich bezog der König ein Lager bei Hochkirchen in der Lausitz, Daun in geringer Entfernung von ihm eine Stellung, wohl geschützt durch leichte Truppen in den vorliegenden Wäldern. Seine Maßregeln schläferten den König in eine verderbliche Sicherheit ein, und in dem nächtlichen Ueberfalle vom 13. auf den 14. Oktober 1758 wurde der König mit einem Verluste von 8000 Mann, seiner sämmtlichen Geschütze, zum zweiten Male von Daun entscheidend geschlagen, wobei dieser persönlich den siegreichen linken Flügel gegen Hochkirchen führte. Die Mannszucht und der Heldenmuth der Preußen, so wie das fehlerhafte Benehmen des österreichischen rechten Flügels, retteten die Preußen bei diesem, mit allem Aufwande von Geist entworfenen und mit Energie durchgeführten Ueberfalle vor gänzlichem Verderben. Nach demselben kehrte Daun, zufrieden mit der Ehre des Sieges, in seine Stellung zurück.

Nach dem nicht erwarteten Abmarsche des Königs, beschloß Daun einen raschen Angriff gegen Dresden, welchen der Generallieutenant Graf Schmettau vereitelte.

Im Feldzuge von 1759 blieb Daun, während gleich im Beginne desselben die Magazine der Oesterreicher bei Leitmeritz, Kommotau und Saatz zerstört wurden, in Erwartung der Russen unthätig bis Ende Juni, wo er aus Böhmen in die Lausitz rückte, während der König bei Landshut in Schlesien stand.

Nachdem Daun sich vergeblich bemüht, den Feldmarschall Soltikow zu Benützung seiner Vortheile und thätiger Theilnahme an den Unternehmungen gegen den König zu bewegen, rückte dieser, ungefähr gleichzeitig mit der Eroberung Dresdens, durch die Lausitz nach Schlesien, in die Nähe der polnischen Gränze. Daun zog aus der Lausitz nach Sachsen, ging bei Dresden über die Elbe, manövrirte hier gegen Fink und den Prinzen Heinrich, und nahm endlich eine befestigte Stellung im Plauenschen Grunde. Der König detachirte ein Korps unter den Generalen Fink und Wunsch nach Maxen, in der Gegend von Dippoldiswalde, in die linke Flanke dieser Stellung zwischen die Oesterreicher und die Reichsarmee. Daun benützte die isolirte Stellung dieses aus ungefähr 12000 Mann mit 70 Geschützen bestehenden Korps, und nahm dasselbe am 20. November, dann am 3. Dezember die Abtheilung des Generals Dierecke mit 2000 Mann gefangen, worauf beide Theile Winterquartiere bezogen, und die Vortruppen allein in einem nichts entscheidenden kleinen Kriege beharrten.

Im Feldzuge von 1760 vereitelte Daun zuerst die von dem Könige begonnene Belagerung von Dresden, folgte sodann dem nach Schlesien ziehenden Könige, dessen Angelegenheiten bereits durch die Gefangennehmung eines Korps unter Fouquet bei Landshut und die Erstürmung von Glatz durch den General Grafen Harsch eine üble Wendung nahmen, in genau nach des Königs Bewegungen abgemessenen Märschen nach Schlesien. Bei Liegnitz (18. August) sollte der König durch die überlegenen Streitkräfte von Daun, Lacy und Loudon von drei Seiten angegriffen werden. Der König, durch einen desertirten Offizier von dem Plane benachrichtigt, verließ noch in der Nacht seine Stellung, wandte sich gegen Loudon und schlug denselben, der im Vertrauen auf die Mitwirkung der beiden andern Feldherren Stand hielt. Obgleich nur eine halbe Meile vom Schlachtfelde entfernt, hatten sie nichts von dem Feuer aus fast 200 Kanonen gehört.

Der Verlust Sachsens und die seiner Hauptstadt drohenden Gefahren bestimmten den König, Schlesien zu verlassen und nach Sachsen zu eilen. Am 15. Oktober befand er sich schon hinter Guben, um von da entweder gegen die Russen, oder gegen die Reichsarmee und die Oesterreicher vorzurücken. Nachdem aber die Russen bereits am 13. bei Frankfurt über die Oder nach Polen zurück marschirten und bei Landsburg eine Stellung einnahmen, rückte der König nun an die Elbe, verdrängte die Reichsarmee gegen Leipzig, und wandte sich gegen die von Torgau dahin marschirende österreichische Armee,

entschlossen, sich durch eine Schlacht der Vereinigung beider Armeen zu widersetzen und so seine ungünstige Lage in Sachsen zu verbessern. Daun zog seine Truppen vorwärts von Torgau in einer günstigen Stellung zusammen, von welcher die Siptitzer Anhöhen den Schlüssel bildeten. Der König, nur wenig schwächer, als die Oesterreicher (5000 Preußen gegen 6000 Oesterreicher), beschloß mit seiner Hauptstärke eine Umgehung des österreichischen rechten Flügels, während General Ziethen von der Eilenberger Straße gegen Torgau vorrücken, hier die Oesterreicher fest halten, und bei glücklichem Erfolge des Königs sie ebenfalls im Rücken angreifen sollte. Bis 7 Uhr Abends war die Schlacht, welche der König nach einer unzulänglichen, dem Terrain nicht entsprechenden Disposition anfänglich zu liefern suchte, verloren. Schon waren Siegeskuriere nach Wien abgefertigt, und Daun, bereits beim zweiten Angriffe verwundet, hatte sich nach Torgau begeben, als Ziethen in der Dunkelheit der Nacht die schwach besetzten Siptitzer Höhen einnahm, die Oesterreicher nach einigen vergeblichen Anstrengungen den Kampf aufgaben, und über die Elbe gingen.

Nach dieser Schlacht, der letzten, welche Daun lieferte, räumten die Oesterreicher Sachsen bis auf den Plauenschen Grund, wo sie eine Stellung nahmen, und die Russen zogen sich in Polen bis über die Weichsel zurück. — Der König tadelt den österreichischen Feldmarschall, daß er diese Schlacht nicht vermied, und die Streitkräfte des Grafen Lacy nicht besser benützte.

Im Feldzuge von 1761 befehligte Daun in Sachsen gegen den Prinzen Heinrich, während Loudon in Schlesien gemeinschaftlich mit den Russen gegen den König operiren sollte. Thatenlos verstrich dieser Feldzug für den Feldmarschall, während Loudon mittelst eines glücklichen Ueberfalles Schweidnitz eroberte.

Im Feldzuge 1762, dem letzten des siebenjährigen Krieges, gelang es dem Könige, Schweidnitz nach einer Belagerung von neun Wochen im Angesichte des Feldmarschalls Daun durch Kapitulation zu erobern, nachdem durch die Explosion eines Pulvermagazines eine Bastion in die Luft gesprengt, und ein anderer Theil der Werke durch eine Druckmine zerstört wurde.

Nach dem Frieden von Hubertsburg lebte Daun drei Jahre, als Hofkriegrathspräsident, ununterbrochen thätig, alle Erfahrungen des letzten Krieges zur Verbesserung der Armee anzuwenden.

Daun's Physiognomie war nichtssagend. Ausgezeichnet durch Treue und

Anhänglichkeit an seine Monarchin, mäßig in seinen Genüssen, unbestechlich, kaltblütig, dem Spiele der Einbildungskraft unzugänglich, Verächter der Gefahr, biegsam und schlau, wohlerfahren in den Künsten des Friedens und des Krieges, bleibt er einer der ausgezeichnetsten Feldherren Oesterreichs. Zweimal hat er den König von Preußen vollständig besiegt; das dritte Mal, bei Torgau, ward ihm sein Sieg durch Zufall entwunden. Allein er verstand es nicht, seine Siege zu benützen. Die Furcht, seine Armee zu verlieren, hinderte ihn an kühneren Unternehmungen. In der Kunst, Lager und Märsche anzuwenden, die Geschütze zu placiren, die leichten Truppen zu verwenden, Schläge gegen isolirte Korps (wie bei Maxen) auszuführen, sich die Freiheit zum Schlagen zu erhalten, war er unübertroffener Meister. Er allein widerstand mit Glück der schiefen Schlachtordnung der Preußen. König Friedrich wirft ihm Ruhmredigkeit und Mangel an Entschlossenheit bei Benützung der errungenen Vortheile vor, obgleich er die vom Feldmarschall Daun beobachteten Grundsätze der Kriegsweise gegen Preußen als die richtigen anerkannte, und oft zum Lobredner der Feldherrntalente Daun's ward. Die öffentliche Meinung legt ihm Neid gegen den so schnell empor gekommenen Loudon zur Last; die Schlacht bei Liegnitz und die Unentschlossenheit beim Entsatze von Schweidnitz entzogen ihm die Theilnahme nicht nur der Menge, sondern selbst Vieler, welche seine Talente und seinen Charakter achteten. Daun war im Ganzen in der Armee wohl geachtet, aber — kalt, förmlich und Feind soldatischer Fröhlichkeit — nicht so beliebt, wie Loudon.

Zu seiner Entschuldigung, wenn er nicht Alles that, was er konnte, nicht alle Vortheile so benützte, wie er sollte, dient: daß er einen großen König zum Gegner hatte, dessen Genie man nicht ungestraft unterschätzen durfte; daß zweideutige und bequeme Alliirte die besten Pläne verzögerten und durchkreuzten; daß er Zeuge der Auflösung zweier Armeen bei Prag und Leuthen, und der damit verbundenen Verlegenheiten gewesen, welchen er seine Monarchin nicht aussetzen wollte.

Die neuesten Kämpfe der Alliirten gegen Napoleon dürften vielleicht mittelbar auch zu seiner Rechtfertigung dienen.

Die dankbare Kaiserin ließ ihm in der Augustinerkirche ein Denkmal setzen, welches ihn »den Retter ihrer Staaten, Wiederhersteller der Kriegszucht durch Vorschrift und Beispiel, rühmlichen Nacheiferer der Helden des Alterthums« nennt.

Gideon Ernst Freiherr von Loudon,

k. k. Feldmarschall, geheimer Rath und Großkreuz des Marien-Theresien-Ordens.

Geboren 1716. Gestorben 1790.

Loudon wurde zu Tootzen in Liefland geboren, und stammte von einer ursprünglich in Schottland ansäßigen Familie ab. Im Jahre 1731 trat er als Kadet in russische Kriegsdienste. Alle seine Kenntnisse bestanden in etwas Geometrie und Geographie; aber reiche Naturgaben und rege Wißbegierde ersetzten diesen Mangel an wissenschaftlicher Bildung. Seine ersten Kriegserfahrungen sammelte er in Polen und bei der Belagerung von Danzig 1734. Im folgenden Jahre befand er sich bei den an den Rhein marschirenden Hülfsvölkern, wohnte dann im Türkenkriege 1736—39 unter dem berühmten Feldmarschall Münnich der Belagerung von Azow, dem Sturme auf Oczakaw, der Schlacht von Savutschani &c. bei, und stieg bis zum Oberstlieutenant empor. — Zu Petersburg fand er nicht die gewünschte Aufnahme; dafür lernte er Hochstetten kennen, welcher — damals Hofmeister bei Baron Binder, dem einflußreichen Sekretäre des Fürsten Kaunitz — ihm den Rath gab, sein Glück in Oesterreich zu versuchen. In Berlin, wo er nach seiner Entlassung eine Anstellung in der preußischen Armee, gleich so vielen seiner Landsleute nachsuchte, mißfiel dem Könige seine Physiognomie (»cette physiognomie ne me revient pas«). Um so freundlicher war seine Aufnahme in Wien, wo der Großherzog Franz, Theresiens Gemahl, sich mit ihm unerkannt im Vorsaale unterhielt und ihn selbst der Kaiserin meldete.

Seine erste Anstellung im Dezember 1752 war als Hauptmann bei den Panduren unter Trenk, an dessen Thaten er ruhmvollen Antheil nahm, ohne sich aber mit dessen Grausamkeit und Habgier zu beflecken. Er wurde bei Elsaßzabern das einzige Mal in seinem Leben verwundet

und gefangen, durch einen französischen Arzt geheilt, und später bei einem Ueberfalle durch ein österreichisches Streifkorps wieder befreit.

In dem Feldzuge unter Traun in Böhmen nahm Loudon an den Schlachten von Hohenfriedberg und Soor Antheil, schied nach letzterer Schlacht in Folge eines Wortwechsels mit Trenk aus dem Dienste und ging nach Wien, wo er in kümmerlichen Verhältnissen, doch stets mit militärischen Studien beschäftigt lebte. Kurz vor Trenks Verhaftung forderte er denselben zum Zweikampfe, wurde in dessen Prozeß verwickelt, schied aber ganz gerechtfertigt aus demselben, ohne daß jedoch seine Lage hiedurch verbessert worden wäre.

Endlich erhielt Loudon eine Majorstelle bei dem Likkaner Gränzregiment, und wirkte hier thätig zur Dämpfung des Aufruhres, welcher durch die neuen Einrichtungen unter den Gränztruppen ausgebrochen war.

In die fünf Jahre seines Aufenthaltes in der Likka fällt seine Vermählung mit Klara von Hagen, der Tochter eines Gränzoffiziers, und sein Uebertritt zur katholischen Kirche.

Beim Ausbruche des siebenjährigen Krieges ward Loudon nicht zum Ausmarsche beordert. Empfindlich über diese vermeinte Zurücksetzung, begab er sich eigenmächtig nach Wien, fand hier durch Vermittelung seines Freundes Hochstetten Zutritt bei dem Fürsten Kaunitz, welcher schnell Loudon's Werth erkannte, und von dieser Zeit an sein thätiger Beschützer, wie in der Folge sein warmer Freund wurde.

Zum Oberstlieutenant befördert, ging er zur Armee des Feldmarschalls Browne nach Böhmen. Die Schlacht von Lowositz war bereits geliefert, doch nahm er schon an den Unternehmungen nach derselben Antheil, um die Sachsen aus dem Lager bei Pirna zu befreien (8. Oktober 1756), und führte beim Rückmarsche nach der mißlungenen Unternehmung einen glücklichen Streich gegen das Schloß Tetschen aus.

Auf dem Winterkordone in der Lausitz führte er mit seinen Kroaten den Vorpostenkrieg mit ununterbrochener Thätigkeit, war bei dem glücklichen Ueberfalle von Hirschfeld mit dem schwersten Theile des Angriffes beordert, und rückte darauf zum Obersten vor. Bei der Schlacht von Prag befand er sich auf dem linken Flügel. Bei dem verunglückten Ausfalle gegen den Mannsfeldischen Garten, gelang es blos den von ihm befehligten Kroaten, in denselben einzudringen. Nach dem Entsatze von Prag verfolgte er die Preußen, und führte auf beiden Ufern der Elbe den kleinen Krieg.

Seiner ersten Bestimmung gemäß, schloß er sich an die endlich ver-

sammelte Reichsarmee in Sachsen an. Er war Zeuge der Niederlage bei Roßbach (5. November 1757), hielt während der Schlacht die Ufer der Saale besetzt, und zog sich nach derselben nach Böhmen zurück.

Als Merkwürdigkeit mag es gelten, daß Loudon sein Generalspatent aus den Händen des Königs von Preußen erhielt, weil der dasselbe überbringende Kurier während des Ueberfalls von Gotha, von den Preußen gefangen wurde.

In dem Ordenskapitel zu Skalitz, mit welchem Daun's Oberbefehl begann, erhielt Loudon das Ritterkreuz des Maria-Theresien-Ordens. Von Böhmen aus, wo er ein vorgeschobenes Korps befehligte, führte er anfänglich den kleinen Krieg mit ziemlichem Erfolge gegen den preußischen Parteigänger Le Noble, machte vergebliche Versuche zur Verproviantirung von Schweidnitz, so wie auch die Unternehmung gegen Braunau mißglückte. Bei dem Marsche des Feldmarschalls Daun gegen Olmütz befand sich Loudon bei den Vortruppen, welche über Landskron und Hohenstadt marschirten, trieb die preußischen Fourageurs zurück, und warf sich endlich auf die Kommunikationen des Königs. Von Bärn aus griff er, den ersten Tag allein, darauf im Verein mit Siskowitz, den aus 4000 Wägen bestehenden Transport auf dem Wege von Troppau über Bautsch nach Olmütz an, als eben ein Theil der Wägen das tiefe Defilee des Wisternitzer Thales, in welchem Domstadtl liegt, übersetzt hatte. Der größte Theil der Wägen wurde erobert, und dadurch der König zur Aufhebung der Belagerung gezwungen. Loudon entwickelte bei diesen Angriffen nicht nur eine außerordentliche Thätigkeit und Umsicht, sondern auch eine seltene Beharrlichkeit, durch welche er sich, obwohl mehrmal zurückgeschlagen, von der Erreichung seines Zweckes nicht abbringen ließ. Zum Lohne für diese Waffenthat erhielt er das Großkreuz des Theresien-Ordens, und wurde zum Feldmarschallieutenant befördert. Nach der Belagerung verfolgte Loudon den König auf dem Marsche nach Böhmen, rückte später zur Unterstützung Lermons in das Brandenburgische, eroberte daselbst die kleine Festung Peitz, und kehrte ohne Verlust nach Sachsen zurück, als nach der Schlacht von Zorndorf überlegene Streitkräfte bei Fischbach gegen ihn anrückten. Zu dem Ueberfalle von Hochkirchen wirkte Loudon mit seinen Kroaten, nach Daun's Zeugnisse, am erfolgreichsten mit, folgte dann dem Könige unter unaufhörlichen Anfällen nach Schlesien, und lief bei Lauban selbst Gefahr, von den Preußen gefangen zu werden. Erkrankt kam er nach Wien zurück, und wurde von der Monarchin in den österreichischen Freiherrnstand erhoben.

Im folgenden Feldzuge gelang es Loudon durch einen kühnen Marsch zwischen mehreren preußischen Armeekorps, sich bei Frankfurt mit den Russen unter Soltikow zu vereinigen. Schon war die Schlacht bei Kunnersdorf zu Gunsten des Königs entschieden, als Loudon im entscheidendsten Augenblicke entschlossen vorrückte, den Russen Zeit verschaffte, sich zu sammeln, und den Sieg der Preußen in eine vollständige Niederlage derselben verwandelte. Doch Soltikow weigerte sich, seinen Sieg zu benützen, und zog sich später über die Oder nach Schlesien. Loudon trennte sich endlich ganz von Soltikow, und führte sein Korps durch Polen nach Oberschlesien.

Inzwischen wurde er zum Feldzeugmeister befördert, und erhielt von der russischen Kaiserin einen kostbaren Degen.

Beim Beginne des Feldzuges von 1760 aus Böhmen nach Mähren versetzt, überfiel Loudon die Garnison in Neustadt, jedoch nicht mit dem gewünschten Erfolge. Im Juni rückte er aus Böhmen gegen Glatz vor, wandte sich aber schnell gegen den auf den Anhöhen um Landshut verschanzten General-Lieutenant Fouquet. Am 23. Juni geschah der Angriff gegen die verschanzte Stellung. Siegreich drangen die Oesterreicher vor, mit Heldenmuth vertheidigten sich die Preußen, Schritt für Schritt. Fouquet sammelte endlich den Rest seiner Truppen, und suchte sich durchzuschlagen. Doch kaum hatten die Preußen die Bober übersetzt, als hier unter erneuerten Angriffen durch das Regiment Löwenstein Dragoner das Quarré gesprengt, Fouquet selbst verwundet und Loudons Gefangener wurde. Ueber 8000 Mann und 67 Kanonen fielen in die Hände der Sieger.

Einen Monat später fiel Glatz durch Sturm. Im August beschoß Loudon Breslau; doch mußte er den Angriff nach wenigen Tagen aufgeben, als Prinz Heinrich sich näherte.

In dem ungleichen Kampfe, welchen Loudon's Armee gegen den König bestand, indem er vergeblich auf die nahe Hülfe seiner beiden Mitfeldherren Daun und Lacy wartete, unterlag er endlich, wenn gleich ehrenvoll, der Uebermacht des Königs. In diesem Jahre ward er Inhaber des Infanterie-Regiments Braunschweig-Wolfenbüttel Nr. 29.

Im Feldzuge 1761 erhielt er, von Daun unabhängig, den Oberbefehl über das Armeekorps in Schlesien, um hier in Verbindung mit den Russen zu wirken. Langsam rückte die russische Armee unter Butturlin aus Polen nach Schlesien, setzte in der Mitte August über die Oder, und vereinigte sich endlich, trotz aller Gegenmaßregeln des Königs, mit Loudon. Der König zog sich in das verschanzte Lager von Bunzelwitz zurück, und beschränkte

sich, zum ersten Male in diesem Kriege, auf die Vertheidigung. Vergebens bemühte sich Loudon, die Russen zu einem Angriffe auf das Lager zu bewegen; endlich trennte sich Butturlin gänzlich von Loudon, ging über die Oder zurück, und ließ blos den General Czernitschef mit 20000 Mann bei den Oesterreichern.

In der Nacht vom 30. September auf den 1. Oktober eroberte Loudon Schweidnitz im Sturme binnen drei Stunden. Dem Könige schien diese That unglaublich. Nach sechs Feldzügen konnte endlich die Armee zum ersten Male ihre Winterquartiere in Schlesien beziehen.

Das letzte Jahr des siebenjährigen Krieges, welches durch die Regierungswechsel in Rußland die Lage der kriegführenden Parteien wesentlich änderte, brachte für Loudon keine Gelegenheit sich auszuzeichnen. Seinem Vorschlage zufolge sollte man die 20000 Mann des russischen Hülfskorps entwaffnen, als sich Kaiser Peter III. mit Preußen verbündete.

Die nachfolgenden fünfzehn Friedensjahre bis zum bairischen Erbfolgekriege widmete Loudon dem Landleben und seinen Studien. Nur eine kurze Zeit behielt er die Würden eines Hofkriegsrathes (1766) und des kommandirenden Generalen in Mähren (1769). Im Jahre 1769 begleitete er Joseph II. nach Neisse zu dem Besuche, welchen dieser Monarch dem Könige von Preußen machte. Zu Neustadt in Mähren (1770), wo der König im folgenden Jahre diesen Besuch erwiederte, zog er Loudon bei der Tafel an seine Seite mit den Worten: »Näher, mein General; ich sehe Sie lieber neben mir, als mir gegenüber.« Nach der Theilung von Polen begleitete er den Kaiser Joseph mit Pellegrini und Nostitz 1773 in die erworbenen Provinzen.

In dem bairischen Erbfolgekriege (1778) kommandirte Loudon unter Joseph II. den linken Flügel der großen Armee, dem Prinzen Heinrich von Preußen gegenüber. Obgleich derselbe durch die Lausitz in Böhmen eindrang, um sich mit dem Könige zu vereinigen, so scheiterte diese Vereinigung doch an der großen Festigkeit der österreichischen Lager bei Königgrätz und Münchengrätz, und beide Heerführer mußten sich mit ziemlichem Verlust aus Böhmen zurückziehen. Der Friede von Teschen setzte hierauf Loudon's Wirken ein Ziel bis zum Ausbruche des Türkenkrieges 1788, wo er, ein Greis von 72 Jahren, zu neuer Thätigkeit berufen wurde, und den Befehl in Kroatien erhielt. Er schlug die Türken bei Dubitza, eroberte diesen Ort, später Novi und Berbir (1789), übernahm hierauf statt des erkrankten Feldmarschalls Hadik den Oberbefehl vor Belgrad, wo der junge

Erzherzog und nachmalige Kaiser Franz seine kriegerische Laufbahn unter Loudons Anleitung begann, und die erste Kanone gegen die Festung abfeuerte. Ein gewaltiges Artilleriefeuer, dirigirt durch den energischen F. Z. M. Baron Rouvroi, Loudons Freund, gefolgt von einem entschlossenen Sturme, brachte die Vorstädte und bald darauf durch Kapitulation die Hauptfestung in österreichische Gewalt, in welcher 300 Kanonen erobert wurden. Kaiser Joseph erhielt, wenige Tage vor seinem Tode, diese Siegesnachricht und sandte Loudon den brillantenen Stern des Theresien-Kreuzes zur Belohnung, welchen er als Großmeister dieses Ordens trug. Loudon wurde zum unbeschränkten Befehlshaber aller österreichischen Armeen ernannt, eine Auszeichnung, welche seit dem Prinzen Eugen keinem österreichischen Feldherrn zu Theile ward.

In der Erwartung eines Krieges mit Preußen wurde Loudon nach Mähren berufen, und leitete die Aufstellung der Truppen gegen Preußen.

Schon krank in seinem Hauptquartier Neutitschein angekommen, starb er daselbst und ruht im Garten von Hadersdorf nächst Wien, seinem Lieblingssitze, wo er schon bei seinen Lebzeiten sein Grab erbaute.

Eine Tafel mit der einfachen Aufschrift: »Hier starb Loudon am 14. Juli 1790,« zeigt auf dem Platze von Neutitschein, das Haus, in welchem der Held zu einem besseren Leben entschlief.

Loudon war mittlerer Größe, hager, hatte eine ausgezeichnet hohe Stirne und altspanische Physiognomie. Ernst, Verschlossenheit, Nachdenken und Strenge sind seines Gemüthes eigenthümliche Züge. Er hat nie gelacht, selten gelächelt, wenig und stets mit Bedacht gesprochen. Sein Temperament war sichtbar das melancholisch-cholerische. Bedachtsamkeit und Ruhe im Entwurfe, Raschheit in der That charakterisirten seine Handlungsweise. Seine Kühnheit stieg mit den Jahren. Er mied den Umgang der Frauen, vor denen er fast eine Scheu hatte, floh öffentliches Gepränge und Aufsehen; dafür war er Freund des Landlebens, welchem er sich in der Muße des Friedens mit aller Liebe hingab. Dem Mittelstande zwischen Frieden und Krieg, dem kriegerischen Friedensdienste, war er abgeneigt. Er war ein guter Schütze, kühner Reiter, Liebhaber des Schachspiels. Das Studium von Landkarten trieb er mit Eifer. »Das brauche ich als Feldmarschall,« antwortete er einstens als Major seiner Gattin, als ihn diese um den Grund seines beständigen Landkarten-Studiums befragte. Seine Reisen waren ein beständiges Rekognosziren. Sonst war er sehr streng, doch ge-

recht, ein Vater seiner Soldaten, die er nie mit Kleinigkeiten quälte, und für das allgemeine Beste zu jedem Opfer bereit.

Von Loudon konnte man im vollen Sinne sagen: selbst erschuf er seinen Werth; in seinen Verdiensten lag der Grund zu seinem Glücke.

Beschenkt von seinen Monarchen mit Gütern, ausgezeichnet durch Vertrauen, wurde seine Büste im Rathssaale des Kriegsgebäudes, jener des Feldmarschalls Lacy gegenüber, aufgestellt, mit der Aufschrift:

Gideonis Loudoni
summi castrorum praefecti, semper strenui, fortis, felicis militis
et civis optimi exemplum, quod duces militesque imitentur,
Josephus II. Aug. in ejus effigie proponi voluit.

Maria Stuart,

Königin von Schottland.

Geboren 1542. Hingerichtet 1587.

Nie hat die Allgewalt der Schönheit im tiefsten Unglücke rührendere Siege über die Meinung der Menschheit errungen, und selbst die parteilose Nachwelt nachsichtiger gegen die Verirrungen heißen Blutes und heftiger Leidenschaften gestimmt, als in dieser bedauernswürdigen Königin, deren blutig schönes Bild noch nach Jahrhunderten Herzen erweicht und hohe Dichter begeistert hat. Sie war die Tochter des Königs Jakob V. von Schottland und der Maria von Guise, und den 14. Dezember 1542 geboren. Acht Tage, ehe sie das Licht erblickte, war ihr Vater gestorben, hatte das Reich im Kriege mit England und voll innerer religiöser Parteiungen, kurz in einer Lage hinterlassen, ganz geeignet, dem unglücklichen Loose Mariens als Prognostikon zu dienen. Das königliche Kind war die Erbin der Krone Schottlands, und die Aussicht auf eine lange und schwache Minderjährigkeit mußte die Willkür der Parteien doppelt ermuthigen.

Der nächste Erbe der Königin, Jakob Hamilton Graf von Arran, trug mit seinen Ansprüchen auf die Regentschaft, über seinen Mitbewerber, den Kardinal Beatoun, den Sieg davon, und verwaltete sein Amt mild, aber schwach. Er zeigte seine Unkräftigkeit gegenüber den Umtrieben des Königs Heinrich VIII. von England, der, um sich Schottlands zu versichern, seinen einzigen Sohn Eduard mit der jungen Königin Maria verloben wollte. Die gewaltsamen Schritte, womit er dieses Ziel verfolgte, hatten Haß und Krieg gegen England zur Folge. Die Königin Mutter gewann allmälig Einfluß auf die Verwaltung, und veranlaßte ein immer engeres Anschließen an Frankreich. Des Schicksals Mariens bemächtigten sich schon frühzeitig fremde Hände; sie wurde dem Dauphin, Heinrich's II. ältestem Sohne, zur Gemahlin angetragen, und sechs Jahre alt nach Frankreich gebracht, um ganz im Sinne des dortigen Hofes erzogen zu werden. 1558 wurde Maria mit dem Dauphin, nachmaligem Könige Franz II., vermählt, nachdem ihr vorher die wichtigsten Begünstigungen Frankreichs abgelistet worden waren. Auf die dringende Veranlassung der ehrgeizigen Prinzen von Lothringen nahm sie, nach dem Tode der Maria von England, den Titel einer Königin von England an, obschon dort bereits Elisabeth ihren Thron befestigt hatte. Als ihr Gemahl, Franz II., über welchen sie, ungeachtet der Gegenbemühungen seiner herrschbegierigen Mutter, Katharina von Medicis, einen großen Einfluß ausgeübt hatte, schon am 4. Dezember 1560 starb, zog sie sich vom französischen Hofe zurück. In Schottland erregte der Tod des Königs von Frankreich, wodurch die dort mächtig fortschreitende protestantische Partei freiere Wirksamkeit zu erhalten und Schottland von dem drückenden französischen Einflusse befreit zu sehen hoffte, große Freude. Von der Versammlung der Stände wurde Maria zur Rückkehr nach Schottland eingeladen. Zwar beeilte sie sich nicht, den angenehmen Aufenthalt in Frankreich, der ihrem feurigen, genußbedürftigen Gemüthe so sehr zusagte, mit jenem in ihrem rauhen Vaterlande zu vertauschen; doch traf sie, hauptsächlich durch das kaltsinnige und verletzende Benehmen der Maria von Medicis veranlaßt, endlich Anstalten zur Rückkehr. Damals wurde auch der Keim zu ihren folgen- und verhängnißreichen Zerwürfnissen mit Elisabeth von England gelegt. Frankreich hatte im Friedensvertrage von Edinburgh nicht nur Elisabeth's Rechte auf die Kronen von England und Irland anerkannt, sondern auch dafür zu sorgen versprochen, daß Maria in der Zukunft sich enthielte, die Titel und Wapen dieser beiden Königreiche zu führen. Aber Maria, deren Recht auf diese

Kronen, nach dem schwankenden Testamente Heinrich's VIII., in den Augen einer großen Anzahl noch besser begründet war, als jenes Elisabeth's, weigerte sich, diesen Vortrag zu ratifiziren. Vielleicht würde eine Aenderung in der Form des Vertrages beiden Theilen genügt haben; aber wo der politische Haß aufhörte, fing die weibliche Eifersucht an; denn Elisabeth konnte es Marien nicht vergeben, daß diese an körperlicher Schönheit ihr weit überlegen war, und ein derartiger Vergleich zwischen den beiden Königinnen immer zu Mariens Gunsten ausschlagen mußte. Sie trieb ihre Abneigung so weit, daß sie Marien das zur Rückkehr nach Schottland erbetene sichere Geleite verweigerte. Mit schwerem Herzen schied Maria von dem geliebten Frankreich, dessen blühende Natur und frohsinniges Leben ihrem jungen Herzen so unentbehrlich geworden waren, und im August 1561 kam sie, nach einer ungefähr dreizehnjährigen Abwesenheit, in ihr Königreich zurück. Hier stieß sie auf Faktionenwuth und Widerspenstigkeit. Die siegende protestantische Partei, durch frühere Leiden verstockt, trieb durch Härte und Unbilligkeit die katholische zur Verzweiflung, und beide bekämpften einander mit dem unversöhnlichsten Hasse. Während der langen Regentschaft hatten Volk und Große das Gehorchen verlernt. Dennoch wetteiferten, von dem Glanze des neuen Hofes angezogen, alle Parteien in Beweisen der Anhänglichkeit gegen die Königin, welche, obgleich mit Eifer der katholischen Kirche zugethan, doch die neue Lehre bis zu bestimmter Entscheidung des Parlaments zu schützen feierlich erklärte, und die Verwaltung der Angelegenheiten den Protestanten übergab. Um der von vielen Seiten betriebenen Aussöhnung mit Elisabeth näher zu kommen, ließ sie durch ihren Gesandten in London erklären, daß sie auf alle ihre Rechte an die Krone England, so lange Elisabeth und deren Nachkommenschaft lebte, verzichten wolle, falls durch eine Parlamentsakte erklärt würde, daß sie die nächste Erbin zum Throne nach dem Tode der regierenden Königin sei, im Falle dieselbe keine Kinder hinterließe. Elisabeth, welche ihre Ansprüche auf die Krone durchaus nicht vom Parlamente untersucht wissen wollte, wurde dadurch, statt versöhnt, in ihren feindseligen Gesinnungen vielmehr bestärkt. Eine von Marien vorgeschlagene Zusammenkunft im nördlichen Theile Englands hintertrieb Elisabeth ebenfalls, weil sie nicht eine Nebenbuhlerin in ihr Reich lassen mochte, von welcher sie an Reiz und Anmuth, wie in der Kunst, die Herzen zu gewinnen, so sehr übertroffen wurde. Mariens Unterthanen wünschten angelegentlich, daß sie einen zweiten Ehebund schließen möchte, und mehrere Fürsten bewarben

sich um ihre Hand. Elisabeth, welche befürchtete, daß durch eine Verbindung Mariens mit einem mächtigen Herrscherhause, Schottland ein Uebergewicht über England erhalten möchte, wußte Maria theils durch Drohungen, theils durch Versprechungen hinsichtlich der Erbfolge, von der Verbindung mit einem österreichischen Prinzen abzubringen, und schlug ihr ihren Günstling, den Grafen von Leicester, vor, womit sie jedoch Marien nur hinzuhalten beabsichtigte. Maria wies diesen Antrag mit einiger Empfindlichkeit zurück; sie hatte bereits ihre Blicke auf Heinrich Stuart, Lord Darnley, Sohn des Grafen von Lenox, geworfen, dessen Mutter, zufolge ihrer Abstammung, die gefährlichste Nebenbuhlerin für Mariens Ansprüche auf den Thron von England war. Elisabeth schenkte dieser Wahl Mariens ihren ganzen Beifall; denn einmal freute es sie, Marien mit ihrer Hand zu einem Unterthanen herabsteigen zu sehen, und dann lagen die Güter von Darnley's Vater in England, wodurch sie also eine Art Pfand in die Hände bekam. Im Juli 1565 wurde die Vermählung vollzogen, welcher Elisabeth nur scheinbar ihre Einstimmung versagte. Obgleich Maria viele Gewandtheit zeigte, sich die Gunst ihres Volkes zu erwerben, so gab doch ihre Ehe sehr bald Anlaß zu Mißvergnügen, denn Darnley war ein Mann von übermüthigem und heftigem Charakter und von einem Günstlinge, dem sangeskundigen Italiener Rizio beherrscht, der auch auf die Königin großen Einfluß ausübte. Maria dämpfte mit Kraft und Umsicht eine ausbrechende Verschwörung, an deren Spitze der Graf von Murray stand, und Elisabeth, welche vorher die Anstifter heimlich begünstigt hatte, sagte sich von ihnen los, als das Unternehmen fehlgeschlagen war. Mittlerweile verscherzte Darnley durch Undank und Rauheit die Liebe der Königin. Er hielt Rizio für den Urheber dieser Sinnesänderung, und im Einverständniß mit den Freunden der verbannten Rebellen, ließ er ihn im Palaste der Königin und vor ihren Augen ermorden (9. März 1566). Maria, persönlich bedroht, entfloh nach Dunbar, wohin der König, über die Macht seiner eigenen Verbündeten erschreckt, sie begleitete. Durch kluges Benehmen söhnte sie sich mit Murray und seinen Verbündeten aus, zog sie dadurch von der Sache der Verschworenen ab, rückte mit einem Heere gegen Edinburgh vor, und nöthigte die Mörder Rizio's zur Flucht nach England. Je mehr ihr Gemahl in ihrer Liebe und Achtung sank, desto höher stieg in ihrer Gunst der Graf von Bothwell, der ihr viele Zeichen der Treue und Anhänglichkeit gab, und an den sie sich mehr und mehr anschloß. Am 19. Juni 1566 gebar sie ihren einzigen Sohn, Jakob (VI.), durch dessen

Erhebung auf den Thron von England später die zwei so lange getrennten Länder zu einer einzigen und mächtigen Monarchie vereinigt wurden. Dieses Ereigniß stellte die ehemalige Eintracht nicht wieder her. Darnley, von seiner Gemahlin immer kälter behandelt, erkrankte in Glasgow, kehrte auf Maria's Einladung nach Edinburgh zurück, und wurde in der Nacht des 9. Februar 1567 in seiner Wohnung in die Luft gesprengt. Die öffentliche Stimme beschuldigte Bothwell als Urheber und Maria als Mitwisserin dieses Mordes. Die Königin schenkte Bothwell nach wie vor ihre Gunst; nach einer scheinbar und oberflächlich gegen denselben eingeleiteten Untersuchung wurde er freigesprochen, und von der Monarchin mit Auszeichnungen überhäuft. Dies machte ihn so übermüthig, daß er den Adel veranlaßte, die Königin zu einer Heirath mit ihm aufzufordern; bei Linlithgow bemächtigte er sich (24. April 1567) der Person der Königin, führte sie, wahrscheinlich mit ihrer geheimen Zustimmung, als Gefangene nach Dunbar, worauf die Königin, anscheinend der Gewalt weichend, ihn (16. Mai 1567) heirathete, nachdem er sich von seiner Frau hatte scheiden lassen. Durch diese Handlungsweise zog sich Maria allgemeinen Unwillen zu; der Adel trat gegen sie zusammen, Bothwell mußte entfliehen, sie selbst dem Adel sich als Gefangene ergeben. Unter allerhand Demüthigungen brachte man sie nach Edinburgh; doch war sie durch Nichts zu vermögen, die Ehe mit Bothwell aufzugeben, der bald hierauf, von Noth und Verzweiflung zum Seeraube getrieben, im Kerker endete. Elisabeth, welche in Mariens Schicksale eine der königlichen Würde überhaupt drohende Gefahr erblickte, wurde dadurch veranlaßt, sich zu Gunsten ihrer Gegnerin zu erklären. Doch that dies keine Wirkung; vielmehr wurde Maria durch die verbündeten Lord's gezwungen, der Krone zu entsagen, ihr minderjähriger Sohn Jakob VI. zu Stirling mit vielem Pomp als König gekrönt (29. Juli 1567), und die Verwaltung des Reiches dem Grafen von Murray mit dem Titel und der Macht eines Regenten übertragen. Durch Hülfe eines ihr ergebenen Jünglings, Georg Douglas, fand Maria (2. Mai 1568) Gelegenheit, aus ihrer Haft zu Lochleven zu entfliehen. Sie eilte nach Hamilton, sammelte ihre Anhänger um sich und erklärte ihre Abdankung für erzwungen und ungültig. Aber bei Langside wurde ihr Heer von den Truppen des Regenten geschlagen; sie entschloß sich, nach England zu entfliehen, und kam nach Wirkington in Cumberland. Sie bat Elisabeth brieflich um Schutz und Mitleid, und erbot sich, dieselbe als Richterin ihres Betragens anzuerkennen. Von diesem Anerbieten zog Elisabeth den Vortheil, Marien, unter dem Vorwande nöthiger

XVII.



Verlag von C. A. Hartleben in Pesth
Stahlstich v. Carl Mayer Kunst Anstalt in Nürnberg



verlustig. Während Schottland von Faktionen zerrissen war, wollte man 1584 am englischen Hofe ein Komplot zur Befreiung Marien's entdeckt haben, das nichts Geringeres bezwecke, als England's Regierung zu stürzen, indem angeblich der Herzog von Guise die Truppen stellen und das Unternehmen leiten, der römische und spanische Hof aber die Kosten bestreiten wollten. Zugleich vermehrten die verwiesenen Engländer, welche laut Elisabeth's Grausamkeit gegen die Königin von Schottland schmähten und den Mord gegen Erstere predigten, die Besorgniß des englischen Hofes. Da man bald darauf einer neuen, der erstern ähnlichen Verschwörung auf den Grund zu kommen meinte, so bildete sich, gegen die Anhänger Marien's, 1584 in England eine Association zur Vertheidigung der Königin wider ihre äußeren und inneren Feinde. Maria wurde mit erneuter Strenge behandelt, die sich, als 1585 Parry seinen verunglückten Mordanschlag gegen Elisabeth unternahm, noch verdoppelte, wozu auch ein ihr nachtheiliger Parlamentsbeschluß kam, durch welchen Personen, welche sich eines Anschlags gegen die Königin von England schuldig gemacht, so wie deren Nachkommen, wenn sie auf irgend eine Weise mit in dieses Verbrechen verwickelt wären, für immer unfähig erklärt wurden, Rechte auf die Krone in Anspruch zu nehmen, und gesetzlich bis auf den Tod verfolgt werden konnten. Doch Nichts schmerzte Maria so tief, als die Undankbarkeit ihres Sohnes Jakob, der, nachdem er viele Aufmerksamkeit für seine Mutter gezeigt und sogar Verhandlungen mit ihr angeknüpft hatte, welche Elisabeth's Verdacht erregten, auf Anstiften der Letzteren überredet wurde, seiner Mutter einen wenig ehrfurchtsvollen Brief zu schreiben, in welchem er sich durchaus weigerte, sie als Königin von Schottland anzuerkennen, und seine Interessen ganz von den ihrigen trennte; ja er schloß 1586 sogar ein Schutzbündniß mit England. Mittlerweile bereitete sich eine neue Verschwörung gegen Elisabeth vor, deren Mitglieder die Rollen dergestalt unter einander vertheilten, daß Babington die Königin von Schottland befreien, Salisbury und einige Andere mehrere Grafschaften unter die Waffen bringen, Tichbourne und Savage aber Elisabeth ermorden sollten. Das Komplot wurde entdeckt, die Verschworenen verhaftet, zum Geständniß gebracht und (26. Sept. 1586) hingerichtet. Maria wurde, freilich auf Beweise hin, welche Parteilichkeit und Haß allein prüften, eines Einverständnisses mit den Verschworenen beschuldigt, und das ergrimmte Volk von England, das seine Königin in steter Todesgefahr glaubte, schrie laut nach ihrem Blute. Man bewachte sie noch strenger, als vorher, bemächtigte sich

ihrer Papiere, selbst ihres Geldes, verhaftete ihre vornehmsten Dienstleute, und brachte sie selbst nach Fotheringhay, einem festen Schlosse in der Grafschaft Northampton. Den 11. Oktober 1586 langten die von Elisabeth ernannten Kommissarien, welche Marien richten sollten, zu Fotheringhay an. Maria beharrte zwar auf ihrer Weigerung, die Jurisdiktion dieser Kommissarien anzuerkennen, ließ sich jedoch endlich durch List bewegen, ihnen Rede zu stehen. Sie läugnete mit Bestimmtheit, jemals einen Briefwechsel mit Babington oder Ballard unterhalten zu haben; worauf man ihr Kopien der angeblichen Briefe vorlegte, während hier durchaus eigenhändig geschriebene oder unterzeichnete Aktenstücke nöthig gewesen wären, um sie zu überführen. Das ganze richterliche Verfahren gegen sie trug den Charakter der äußersten Parteilichkeit und gewissenloser Verletzung selbst der Form. Maria zeigte in ihrem Unglücke eine Würde, eine Hoheit und zugleich eine weibliche Sanftmuth und Ergebenheit, wie sie einer christlichen Königin geziemten. Am 25. Oktober 1586 erklärten die Kommissarien einstimmig Marien schuldig: Theil an der Verschwörung von Babington genommen und mehrere auf den Schaden und den Tod der Königin Elisabeth abzweckende Dinge ersonnen zu haben. Die Ungerechtigkeit dieses Urtheils leuchtete ein; dennoch wurde es vom Parlamente nicht nur bestätigt, sondern mit einer Adresse an die Königin von England begleitet, worin dieselbe gebeten wurde, Marien der verdienten Strafe nicht zu entziehen, da deren Leben mit Elisabeth's und Englands Sicherheit unverträglich sei. Elisabeth heuchelte Trauer und Unentschlossenheit, Frankreich verwendete sich nur lau, und Jakob's von Schottland Einschreiten zu Gunsten seiner Mutter wurde nicht beachtet. Elisabeth, indem sie die Miene annahm, durch das Parlament zu diesem Schritte gedrängt zu werden, ließ das Urtheil (6. Dezember 1586) publiziren, und Marien andeuten, sich auf ein mögliches Ereigniß vorzubereiten. Maria nahm diese Nachricht mit Fassung, ja mit Freude auf, »da der Augenblick ihres Todes ihr als der ihrer Befreiung erscheine, und sie so stolz sei zu glauben, daß ihre Hinrichtung der katholischen Religion nützlich sein könne, und sie als Märtyrin ihres Glaubens sterbe.« Sie wurde nun aller ihr bisher noch gebliebenen Attribute der königlichen Würde beraubt, und man verweigerte ihr sogar den Zuspruch eines Priesters ihres Glaubens. Nach verstelltem Kampfe mit sich sich selbst, wodurch sie nur die allgemeine Stimmung erforschen wollte, unterzeichnete Elisabeth (1. Februar 1587) den Befehl zu Maria's Hinrichtung, die den 7. Februar 1587 zu Fotheringhay vollzogen wurde. Mit

Seelenhoheit, königlicher Würde und christlicher Demuth erlitt Maria den Tod, noch nicht 45 Jahre alt, von denen sie beinahe 19 in der Gefangenschaft zugebracht hatte. Erst auf den zweiten Streich fiel ihr Haupt. Ihr Leichnam blieb drei Tage in einer Kammer liegen; dann ließ Elisabeth ihn mit königlicher Pracht in der Kathedrale von Peterborough beisetzen. Als Jakob den Thron von England bestieg, wies er den Ueberresten seiner Mutter einen Platz in der Westmünster-Abtei, in der Gruft der Könige von England an.

So endete diese schöne, beweinenswerthe Fürstin, die, als Tochter, Gattin, Mutter und Königin unglücklich, durch ihr herbes Geschick mit den Verirrungen einer durch Erziehungsmängel verwahrloseten Jugend ausgesöhnt hat, die »vielgehaßt und vielgeliebt,« in der Nachwelt eine um so mildere Richterin fand, je haßerfüllter, parteiischer und widerrechtlicher das Gericht ihrer Zeit sie verurtheilte.

Elisabeth,

Königin von England.

Geboren 1533. Gestorben 1603.

Noch jetzt nennt der Britte mit Stolz und Verehrung seine Königin Elisabeth, und manche, durch die Zeit noch sichtlicher aufgedeckte Charakterschwächen haben das Bild dieser großen Fürstin im Wesentlichen nicht verdunkeln können. Sie war die Tochter des Königs Heinrich VIII. von England und der unglücklichen Anna Boleyn, welche des Gatten Wankelmuth und Grausamkeit auf das Blutgerüst führten, und den 17. September 1533 geboren. Heinrich hatte die Tochter seiner verstoßenen ersten Gemahlin, Marie, und Elisabeth, die Tochter der zweiten, für unfähig zur Thronfolge erklärt. Auf dem Sterbebette nahm er diesen Ausspruch zurück, ohne jedoch denselben durch das Parlament aufheben zu lassen, und verordnete, daß der Sohn seiner dritten Gemahlin, Eduard, dann Marie und Elisabeth, in Ermangelung weiterer Nachkommenschaft, nach einander regieren sollten.

Bei Eduard's frühem Tode gelangte Maria auf den Thron, deren eifernder Vertrauter, Gardiner, die junge Elisabeth der Theilnahme an einer Verschwörung bezüchtigen und im Tower festsetzen ließ. Sie führte mit Muth und Scharfsinn ihre Vertheidigung, und auf Verwendung des Hofes von Spanien erlangte sie ihre Freiheit wieder. Doch ließ Maria durch das Parlament die Scheidung Heinrich's VIII. von ihrer Mutter für unrechtmäßig erkennen, so daß dadurch Elisabeth's Geburt illegitim erschien. Abermals verlor die Letztere ihre Freiheit, und abermals ward ihr dieselbe durch Spaniens Einschreiten zurückgegeben. Sie begab sich auf ihr Landgut, wo sie sich Wissenschaften und Kenntnisse in seltener Umfassenheit aneignete, und ihrem Wesen diejenige Würde und Feinheit verlieh, die sie später bezeichneten. Ohne schön zu sein, besaß sie doch mancherlei körperliche Vorzüge, einen majestätischen Anstand, ein sprechendes Auge und ein zartes, schimmerndes Kolorit. Der Tod Maria's, den 17. November 1558, berief sie zum Thron, von welchem aus sie die protestantische Kirche, die unter Maria sich verfolgt und gedrückt sah, zur herrschenden erhob. Das Parlament erklärte sie 1559 zur Königin nach göttlichem Rechte, als rechtmäßigen Sprößling aus königlichem Blute, und zur obersten Regentin der Kirche wie des Staates. Die Trennung von Rom wurde vollendet, der Krieg gegen Frankreich durch einen ehrenvollen Frieden beendigt. Um zu verhindern, daß der protestantische Thron Englands dereinst der katholischen Königin von Schottland zufallen könne, drangen Elisabeth's Räthe in diese, sich zu vermählen; sie aber lehnte — man hat behauptet, aus physischen Gründen — dies mit Bestimmtheit ab, und man sollte einst auf ihrem Grabsteine lesen: »Hier ruht die jungfräuliche Königin.« Durch schnelles, thatkräftiges Handeln bewirkte sie, daß der König Franz II. von Frankreich und dessen Gemahlin Maria Stuart von Schottland, kraft geschlossenen Friedensvertrages, die von ihnen angenommenen Titel und Wapen als Beherrscher Englands ablegen sollten. Doch weigerten sich Franz und Maria, jenen Vertrag zu ratificiren. Als nun Franz den 4. Dezember 1566 starb, schlug Elisabeth der königlichen Witwe Maria nicht nur die sichere Durchreise durch England ab, fürchtend, daß Mariens Schönheit und Liebreiz das englische Volk bestechen könnten, sondern ließ sogar heimlich Schiffe auslaufen, um Maria bei ihrer Ueberfahrt nach Schottland aufzufangen, was jedoch nicht gelang. Doch verfolgte Elisabeth seitdem Maria, deren Ansprüche auf England ihre Besorgniß, deren gepriesene Schönheit ihre weibliche Eifersucht erweckte, mit ihrem unauslöschlichen Hasse. Eben

so hatten Katharina Grey und deren Gemahl Seymour, Graf von Hartford, von ihrer Härte zu leiden, einzig weil sie fürchtete, daß deren Abkömmlinge einst Ansprüche auf Englands Krone erheben könnten. Elisabeth, obgleich all' die zahlreichen Heiratsanträge, die ihr gemacht wurden, mit ungewissen Erklärungen hinhaltend, war doch keinesweges gleichgiltig gegen die Liebe. Ihre Gunst wendete sie zuerst dem jüngsten Sohn des Herzogs von Northumberland zu, Robert Dudley, einem Manne von körperlichen Vorzügen und geschmeidigem Wesen, aber auch von kraftlosem und zweideutigem Charakter. Ihm verlieh sie den Titel eines Grafen von Leicester, den Hosenbandorden und die Stelle des ersten Ministers. Um nun Marien von Schottland, die schöne, vielbegehrte Witwe, von einflußreicheren Verbindungen abzuziehen, ließ sie derselben Dudley's Hand antragen. Maria wies diesen Antrag mit einiger Empfindlichkeit zurück, und die Spannung zwischen den beiden Königinnen nahm zu. Als endlich Maria einem Stuart, dem Lord Darnley, ihre Hand reichte, ließ Elisabeth, obgleich diese Verbindung in mancher Hinsicht ihren Wünschen entsprach, ihren Unmuth an Darnley's in England lebenden Verwandten aus. Noch höher stieg ihr eifersüchtiger Verdruß, als Maria, zu Schottlands Freude, einem Thronfolger das Leben gab. »Die Königin von Schottland ist Mutter!" sagte sie voll Schmerz und Haß: »Ich aber bin ein unfruchtbarer Baum!" Endlich brachte — was bereits in dem vorhergehenden Artikel: »Maria Stuart," ausführlicher erzählt worden ist — der Zufall die Feindin in ihre Gewalt, und Elisabeth löschte, nach einer Reihe gewaltsamer und arglistiger Maßregeln und Justizblendwerke, ihren Zorn in dem Blute der unglücklichen Königin (7. Februar 1587). Der Herzog von Anjou, der ihr um diese Zeit seine Hand antrug, und den sie, um nicht mit Frankreich offenbar zu brechen, nach ihrer Weise mit trügerischen Hoffnungen hinhielt, rächte sich für diese Täuschung durch bittere Verunglimpfungen. Der Papst that Elisabeth in den Bann, und entband ihre Unterthanen des Eides der Treue; doch verstand Elisabeth, diesen Bannstrahl unwirksam zu machen. Maria's Sohn, König Jakob von Schottland, stand anfangs im Begriffe, den Tod seiner Mutter zu rächen, wobei er nicht nur auf die Unterstützung seiner, über diesen Königsmord erzürnten Unterthanen, sondern auch auf den Beistand Spaniens rechnen konnte. Aber Elisabeth beschwichtigte seinen Zorn durch erheuchelten Schmerz über Mariens Hinrichtung, indem sie vorgab, daß das Todesurtheil ihr von ihren Räthen abgelistet, und dann ohne ihr Wissen und Wollen vollzogen worden sei. Die Strafen, die sie, um den Schein

zu retten, über jene Räthe verhing, machten diese Lüge um so glaublicher, und versöhnten den schwachen Jakob. Dafür betrachtete Philipp II. von Spanien jene Hinrichtung als einen Angriff gegen die königliche Hoheit, wie gegen die katholische Religion. Elisabeth hatte schon früher die spanischen Kolonien beunruhigen lassen, und 1586 zerstörte Drake in Cadix eine reichbeladene Transportflotte. Auch hatte Elisabeth schon seit lange insgeheim die empörten Provinzen der Niederlande unterstützt, später ihnen sogar offenen Schutz gewährt. England für dies Alles zu bestrafen, rüstete Philipp jene bekannte ungeheure Flotte aus, die »unüberwindliche Armada" genannt. Im Juli 1588 kam dieselbe im Kanal von La Manche an. England bebte vor dem gewaltigen Dränger; nur Elisabeth blieb muthvoll und entschlossen; sie leitete mit Umsicht die Vertheidigungsmaßregeln, durcheilte ihr Reich, und belebte den Muth ihrer Unterthanen. Stürme zerstreuten die ungeheure Flotte, unglückliche Gefechte vernichteten die mächtigen Trümmer, nur wenige Schiffe retteten sich nach Spanien zurück. Dieser glänzende Sieg befestigte die Liebe und das Vertrauen der Engländer zu ihrer Königin, und begründete Englands überwiegende Herrschaft auf dem Meere. Um Spaniens Einfluß zu schwächen, unterstützte Elisabeth auch Heinrich IV. von Frankreich gegen die Ligue, und erleichterte ihm seine Erhebung auf Frankreichs Thron. Dagegen nährte und unterstützte Philipp die Unruhen in Irland, bis sein Tod 1598 Elisabeth von ihrem mächtigsten und unerschütterlichsten Gegner befreite. Doch sollte sie in diesem Kampfe verbluten. Sie hatte ihrem Günstlinge, dem Grafen Essex, den Befehl über die Truppen in Irland übergeben, und dieser benutzte seine Macht zu aufrührischen Anschlägen. Elisabeth mußte, nach schwerem Kampfe mit sich selbst, sein Todesurtheil unterschreiben. Als sein Kopf gefallen war, erfuhr sie, daß ein Ring, den sie ihm einst als Pfand ihrer unwandelbaren Gunst geschenkt, und den der Graf, um sie zu versöhnen, ihr aus seinem Kerker hatte schicken wollen, durch des Grafen Feinde unterschlagen worden. Darüber verfiel sie in Schwermuth und Starrheit. Alle Arzneimittel von sich weisend, die Ruhe im Bette fliehend, den Tod heranseufzend, saß sie durch zehn Tage auf dem Fußboden, den Finger auf den Mund gelegt, die Augen zur Erde starrend, stumm, fühllos, höchstens den Gebeten des Erzbischofs von Canterbury ein stumpfes Gehör leihend. Sie ermannte sich nur, um den König Jakob von Schottland, dessen Mutter sie getödtet, zu ihrem Nachfolger zu ernennen; dann verfiel sie in schlummerartige Betäubung, bis den 3. April 1603 der Tod ihren qualvollen Zustand lösete, im

70. Jahre ihres Alters, im 45. ihrer Regierung. — Ihre Geistesgaben waren glänzend, ihre Bildung reich und umfassend, ihr Wesen fein und würdevoll. Sie besaß einen männlichen Sinn; doch das in ihr unterdrückte weibliche Prinzip rächte sich durch kleinliche äußerliche Eitelkeit, die ihr selbst in den Greisenjahren anhing, und sie bald gegen ihre Würde, bald gegen ihr besseres Gefühl freveln ließ. Ihre Liebe für ihr Volk — urtheilt Robertson von ihr — die Klugheit, mit welcher sie dessen wahre Interessen zu erkennen vermochte, die Umsicht, mit der sie die Plane verfolgte, von denen das Wohl des Landes abhing, ihre Weisheit in der Wahl der Minister, weisen ihr eine Stelle unter den größten Fürsten an. Ihre Unterthanen verdankten der Ruhe, die sie ihnen sicherte, das Wachsthum ihrer Macht, ihrer Reichthümer und ihres Handels. Elisabeth's Fehler selbst waren nicht von der Art, um dem Ganzen zu schaden. Zwar hielt ihre außerordentliche Genauigkeit, die man jedoch nicht mit dem Durst nach Anhäufung von Schätzen verwechseln muß, sie von mehreren großen Unternehmungen ab, und machte oft den Erfolg anderer, die sie angeregt, unvollständig; aber sie führte Sparsamkeit in der Verwaltung ein, und während ihrer Regierung wurde das Volk nicht mit einer Unzahl von Taxen gedrückt. Allerdings entmuthigte zuweilen ihre Langsamkeit im Belohnen das wahre Verdienst, aber die Intrigue wurde auch hierdurch gehemmt, und verhindert, daß Reichthümer, Würden und Macht in unwürdige Hände kamen. Ihre außerordentliche Eifersucht gegen die Fürsten, welche ihr das Recht an die Krone streitig machten, ließ sie Vorsichtsmaßregeln anwenden, die für die öffentliche Sicherheit nicht minder heilsam waren, als für ihre persönliche, und gebot ihr, sich die Liebe ihres Volkes, als die festeste Stütze ihres Thrones, zu erhalten zu suchen. — Aber in Bezug auf Schottland unterliegt ihr Benehmen gerechtem Tadel, indem sie den mächtigen Einfluß, den sie dort übte, nur zum Nachtheile dieses Reiches anwendete, den Haß der beiden nebenbuhlerischen Parteien nährte, und das Land lange Zeit zum Schauplatze der Zwietracht, der Empörung und des Blutvergießens machte. Die Grundsätze der Politik, die nur zu oft von jenen der Moral abweichen, können vielleicht diese Handlungsweise in gewissem Sinne rechtfertigen; wer aber möchte es wohl wagen, das zu entschuldigen, was sie gegen Maria Stuart that? Nein, diese Heuchelei ohne Noth, diese Grausamkeit ohne Beispiel, kann ihr nicht vergeben werden. Man muß Elisabeth in fast allen anderen Handlungen ihres Lebens bewundern; aber hier macht diese Bewunderung einem gerechten

Abscheu Platz, und in dieser langen Erbitterung gegen eine unglückliche Verbannte erkennt man weder den Charakter einer Königin, noch den einer Frau.

Francis Drake.

Geboren 1545. Gestorben 1596.

Unter den großen Seefahrern hat der Name Drake's die vorzüglichste volksthümliche Bedeutung erhalten, weil an denselben sich die dankbare Erinnerung an eine wichtige materielle Wohlthat für die europäische Menschheit schließt, an die Verpflanzung der Kartoffeln aus der neuen in die alte Welt. Francis Drake wurde 1545 zu Tavistock in Devonshire geboren. Sein Vater, wahrscheinlich ebenfalls Seemann, bestimmte ihn, den ältesten seiner zwölf Söhne, zum Seedienste; er brachte ihn daher zu einem Nachbar in die Lehre, der nach Holland und Frankreich handelte, und dessen Liebe er durch Treue und Diensteifer sich in so hohem Grade erwarb, daß dieser ihm bei seinem Tode sein Schiff vermachte. Achtzehn Jahre alt, ward er Zahlmeister auf einem nach Biscaya segelnden Handelsschiffe, und bald darauf in dem von seinem Verwandten, dem Kapitain John Hawkins, betriebenen Guineahandel angestellt. Dieser Handelszweig, der bei weitem einträglichste der Engländer, war der Menschenhandel in der Küste von Guinea, wo man durch List und Gewalt die Eingebornen zusammenfing, und sie auf den spanischen Inseln und in den Kolonien auf dem Festlande gegen andere Waaren austauschte. Als im Jahre 1568 Hawkins' Flotte in dem mexikanischen Hafen von St. Jean de Ulloa mitten im Frieden von einer spanischen Flotte angegriffen und genommen wurde, entkamen nur zwei englische Schiffe, auf deren einem der junge Drake den Oberbefehl führte, und die sich nach einem kurzen, aber verzweifelten Kampfe retteten. Drake hatte dabei sein ganzes Eigenthum verloren, und faßte seitdem einen glühenden Haß gegen die Spanier, den er später bei jeder Gelegenheit bethätigte. Sein erstes kühnes Wagestück, das ihm Rache verschaffen sollte, unternahm er 1572 mit einem aus zwei Schiffen von geringer Last beste-

henden Geschwader und mit einer Mannschaft von nur 73 Köpfen, die er aber während der Fahrt durch die Mannschaft von ihm angegriffener und überwältigter Schiffe vermehrte. Mit 150 Mann landete er bei der Stadt Nombre de Dios, die damals ein Stapelplatz zwischen den Waaren des alten Spanien und den Schätzen Indiens und Peru's war, und ungeheure Schätze umfaßte. Aber der Angriff auf diese Stadt wurde vereitelt, er selbst verwundet; auch der Anschlag gegen eine mit Schätzen beladene Karavane zwischen Panama und Nombre de Dios schlug fehl. Auf der zu diesem Zwecke unternommenen Reise über die Landenge von Darien sah er von einem hohen Baume herab das stille Meer. Hohe Begeisterung ergriff ihn; er faltete die Hände und bat Gott, ihm noch das Leben zu erhalten und ihn mit einem englischen Schiffe diesen Ocean befahren zu lassen. Er stürmte Vera Cruz, machte reiche Beute, zerstörte viele spanische Waaren, und hatte glücklich die hohe See erreicht, als Soldaten gegen ihn anmarschirt kamen. Als er im August 1573 in Plymouth einlief, wollte Alles den jungen Seehelden sehen. Von den erbeuteten Schätzen rüstete er drei starke Fregatten aus, stellte sich mit ihnen unter den Befehl des Walter Grafen von Essex, und that sich bei der Unterdrückung des Aufstandes in Irland hervor, wodurch er die Aufmerksamkeit und die Gunst der Königin Elisabeth auf sich zog. Er rüstete, angeblich zu einer Handelsfahrt nach Alexandrien, eine Flotte aus. Den 13. Dezember 1577 segelte er, nachdem ein heftiger Sturm die erste Abfahrt vereitelt hatte, zum zweiten Male von Plymouth ab, erreichte am 25. Cap Cantin an der Küste der Berberei, am 27. die Insel Mogadore, den 17. Januar 1578 das »weiße Vorgebirge", nachdem sie drei spanische Schifferboote und zwei Caravelen weggenommen hatten. An der südwestlichen Küste von St. Jago fingen sie ein nach Brasilien bestimmtes, portugiesisches Schiff mit reicher Ladung. Die Flotte näherte sich nun dem Aequator. Den Ort, wo Drake mit dem durch einen Sturm von ihm getrennten portugiesischen Schiffe wieder zusammentraf, nannte er Cap Joy (Freuden-Vorgebirge). Auf der Seal Bay (Robben-Insel) vertrugen sich die Engländer gut mit den Eingeborenen; aber in Magelhaens Hafen St. Julian geriethen sie mit der patagonischen Bevölkerung in Streit, aus welchem sie sich nur durch ihren Muth erretteten. Den 20. August erreichten sie das Cap de las Virgines, liefen in die Straße ein, und ankerten den 24. dreißig Meilen weit in derselben. Im Anfange des Septembers erreichten sie die westliche Einfahrt, und den 6. wurde Drake das längst ersehnte Glück zu Theil, mit einem englischen Schiffe

in die Südsee zu segeln. Ein furchtbarer Sturm verschlug ihn bis zum 57. Grad südlicher Breite; er verlor in einem solchen Sturme eines seiner Schiffe, von welchem nie wieder Etwas gesehen wurde. Der Kapitän des zweiten Schiffes wurde ebenfalls von dem Drake's getrennt und kehrte, der gefahrvollen Fahrt müde, nach England zurück. Drake mit seinem Schiffe wurde immer südlicher getrieben; endlich, den 28. Oktober, lief er in den Hafen einer Insel ein, deren südliche Spitze man als Cap Horn kannte. Er hatte die südlichste Spitze der damals bekannten Welt erreicht, und war weiter vorgedrungen, als Jemand vor ihm. Dieses von den Spaniern bisher Terra incognita benannte Land nannte er jetzt Terra bene nunc cognita, alle hier entdeckten Inseln aber, zu Ehren seiner Königin, »Elisabethiden.« Auf der Insel Mocha, an der Küste von Chili, wurden sie von den eingebornen Indianern übel empfangen. Als sie nun südlich der Küste entlang segelten, und in einer Bai Anker warfen, erfuhren sie durch einen Indianer, Felipe, daß im Hafen von St. Jago ein spanisches Schiff vor Anker läge. Sie segelten von jener Bai, die sie dem indianischen Boten zu Ehren Philipps-Bai nannten, den 3. Dezember ab, eroberten ohne große Mühe das spanische Schiff, und fanden in demselben 60,000 Pesos Gold, Juwelen, andere Waaren und Chiliwein. Der Ort wurde geplündert und starke Beute gemacht. Den 13. September 1579 überraschte er mehrere im Hafen von Lima, Callao, liegende Schiffe und nahm ihnen ihre Vorräthe ab. Er erfuhr zugleich, daß zehn Tage früher der »Cacafuego,« mit Schätzen beladen nach Panama gesegelt wäre, von wo aus man über den Isthmus alle Güter bringe. Die Aussicht auf diese wichtige Beute bestimmte nun die weitere Fahrt. Nachdem sie glücklich den Verfolgungen der Spanier von Lima aus entgangen, passirten sie den 24. Februar den Aequator, bekamen den 1. März den Cacafuego in's Gesicht, enterten das Schiff und eroberten es auf der Höhe von Cap Francisco. 26 Tonnen Silber, 13 Kisten voll Silbergeräthe und 80 Pfund Gold, außer den Diamanten und andern Edelsteinen, ungefähr 360,000 Pesos an Werth, fielen in der Engländer Gewalt. Die Besorgniß vor den auflauernden Spaniern ließ Drake die Rückkehr nicht wagen. Vielmehr wurde er durch den Ruhm neuer Entdeckungen und die Hoffnung, seine unermeßlichen Schätze vielleicht doch noch sicher nach England zu bringen, bestimmt, eine nordwestliche Durchfahrt zu suchen. In Nicaragua, in einer kleinen Bai der Insel Canno, ließ er sein Schiff ausbessern und Vorräthe einnehmen. Sie machten mehrere Prisen und plünderten Guatalco. Auf Entdeckung

ausgehend, waren sie bis zum 43. Grad nördlicher Breite vorgedrungen und hatten viel von der Kälte auszustehen; endlich am 5. Juni sahen sie Land und ankerten; es war die westliche Küste von Californien. Die dortigen Indianer begegneten ihnen mit großer Ehrfurcht, wie überirdischen Wesen, und ihr König, Hioh, trat dem Admiral, wenn auch als bloße Ceremonie, sein ganzes Land ab. Drake nannte das Land Neu-Albion, und nahm von demselben im Namen der Königin von England Besitz. So weit war er gedrungen, um entweder eine Durchfahrt durch eine unentdeckte Straße, oder um die nördliche Gränze Amerika's zu finden; jetzt aber mußte er, wegen ungünstigen Windes und der vorgerückten Jahreszeit, diesen Plan aufgeben. Indem er seine Entdeckungsfahrt an der westlichen Küste von Amerika, die sich nach seiner Berechnung vom Cap Mendocino bis zum 18. Grade nördlich erstreckte, abbrach, beschloß er, durch Indien, um das Cap der guten Hoffnung, nach England zurückzukehren. Den 13. September stieß er auf einige Inseln unter dem 8. Grade n. B., die, wegen des räuberischen Sinnes ihrer Bewohner, von den Engländern die Diebsinseln genannt wurden. Den 3. November erreichten sie die Molukken und wurden von dem Könige von Ternate gut aufgenommen. Durch Aufsitzen des Schiffes auf einem spitzigen Felsen, geriethen Alle in die drohendste Todesgefahr. Drake, wie immer besonnen und unerschrocken, traf alle Vorkehrungen zur Rettung, bis plötzlich ein Sturm das Schiff wieder in das tiefe Wasser trieb und flott machte, und so die peinliche Lage endigte. Den 8. Februar erreichten sie die Insel Baratane, wahrscheinlich das jetzige Buton, den 12. März Java. Immer heißer wurde die Sehnsucht nach dem englischen Vaterlande. Am 15. Juni passirten sie das Cap der guten Hoffnung, das die Portugiesen so schrecklich geschildert hatten, um die Seefahrer anderer Nationen von dieser Straße fern zu halten; am 22. Juli kamen sie nach Sierra Leone, und den 25. September 1580 ankerte Drake, ohne ein anderes Land zu berühren, nach einer Reise von zwei Jahren und zehn Monaten in dem Hafen von Plymouth, von welchem er ausgesegelt war. Der Ruhm, das Glück und die Reichthümer Drake's setzten ganz England in freudige Bewegung, und der mächtig wachsende Seegeist des Staates wurde durch die erfolgreiche Fahrt des kühnen Seehelden außerordentlich bestärkt. Die Königin Elisabeth nahm ihn öffentlich in ihren Schutz, erschien am 4. April 1581 am Bord seines bei Deptford liegenden Schiffes, »der goldene Hirsch« genannt, ließ sich von Drake bewirthen und ertheilte ihm den Ritterschlag. Als 1584 die lange Spannu

zwischen England uud Spanien in offenen Krieg ausbrach, that Drake den ersten Streich. Er segelte mit einer aus 25 Segeln bestehenden Flotte nach der Küste Spaniens, von da nach Vigo, wo er einige kleine Fahrzeuge nahm, dann nach den Inseln des grünen Vorgebirges, wo 1000 Mann in der Nacht landeten. Er überrumpelte und nahm St. Jago, fand jedoch nur geringe Beute, verbrannte die Stadt, und segelte nach Westindien, belagerte St. Domingo, erhob Brandschatzung, und machte, wiewohl verhältnißmäßig unerhebliche Beute. Eben so erging es vor Carthagena. Ein hitziges, gallenartiges Fieber, Calentura genannt, das unter den Engländern ausbrach und ihre Reihen lichtete, erschwerte den Fortgang der Unternehmungen. Längs der Küste von Florida hinsegelnd, verbrannten sie die spanischen kleinen Forts St. Helena und St. Augustin. Als 1586 Spanien die sogenannte »unüberwindliche Armada« gegen England ausrüstete, segelte Drake mit 30 Schiffen nach Lissabon und darauf nach Cadix, wo es ihm gelang, 10,000 Tonnen Schiffsladung zu verbrennen, die zu dem gedrohten Angriffe bestimmt waren. Auf die Nachricht, daß ein portugiesisches Lastschiff von Ostindien, der St. Philipp, erwartet werde, segelte er nach den Azoren, und brachte diese reichste Prise, die jemals gemacht worden, im Triumphe nach England. Dadurch hielt er die drohende Armada ein Jahr auf, und legte so den Grund zu ihrem endlichen Untergange. Während der kurzen Ruhe, welche diesen Thaten folgte, leitete er in die wasserarme Stadt Plymouth durch mehr als 20 Meilen lange Röhren einen 8 Meilen entfernten Quell. Im folgenden Jahre ward er, zur Belohnung seiner Verdienste, Viceadmiral unter Lord Charles Howard, Oberadmiral von England. Durch seine Kühnheit brachte er zwar den Oberadmiral einmal in große Gefahr, machte aber durch neue Thaten seinen Irrthum gut. Er forderte am 22. Juli 1588 eine große Galleone zur Uebergabe auf, und der Befehlshaber derselben, Don Pedro de Valdez, wagte, als er den gefürchteten Namen Drake hörte, keinen Widerstand. In der Schlacht vom 29., in welcher von beiden Seiten verzweiflungsvoll gekämpft wurde, durchbohrten Drake's Schiff 40 Kugeln, von denen zwei in die Kajüte drangen. Im folgenden Jahre erlitt sein Glück einen Stoß, indem der Feldzug, durch welchen Don Antonio auf den Thron von Portugal zurückgeführt werden sollte, mißglückte, was vielleicht nicht geschehen wäre, wenn man, statt des von dem Befehlshaber der Landtruppen, Sir John Norris, entworfenen Operationsplanes, den von Drake vorgeschlagenen befolgt hätte. Da der Krieg im Jahre 1595 aus Mangel an Mitteln zu

matt fortgesetzt wurde, boten Drake und Hawkins ihre Dienste zu einem Zuge nach Westindien an, der die spanische Macht in diesem Erdtheile vernichten sollte. Sie segelten mit ihrer Flotte im August von Plymouth ab. Aber Uneinigkeit zwischen den beiden Führern lähmte das Unternehmen gleich im Beginne. Der Feind erhielt Gelegenheit, sich auf den zugedachten Angriff hinlänglich vorzubereiten. Hawkins verlor bei einem Angriffe eines seiner Schiffe, und der Verdruß darüber tödtete ihn (12. November). Als die englische Flotte angriffbereit in Schußweite vor Porto Rico lag, durchbohrte eine Kugel die große Kajüte, schleuderte den Stuhl, auf welchem Drake saß, unter ihm hinweg, und tödtete und verwundete mehrere seiner Offiziere. Die Engländer erkämpften am folgenden Tage (13. November) einen nutzlosen Sieg. Sie rückten vor nach dem Festlande, nahmen und verbrannten mehrere Plätze, und schwächten dadurch ihre eigene Kraft, ohne den Spaniern, die alle Kostbarkeiten in Sicherheit gebracht hatten, merklichen Schaden anzuthun. Diese Unfälle bekümmerten Drake dergestalt, daß er erkrankte. Zu einem abzehrenden Fieber gesellte sich die Ruhr, an welcher er, als die Flotte von Porto Bello absegelte, den 28. Januar 1596 im 52. Lebensjahre starb. Sein Leichnam wurde unter den üblichen Feierlichkeiten der Tiefe übergeben. Ganz England betrauerte den Tod des großen Seehelden, »dessen Andenken leben wird, so lange die Erde steht, die er zuerst umschifft hatte.« Drake war klein von Gestalt, aber kräftig und wohlgebildet, sein Gesicht offen, mit großen, lebhaften Augen. Er war heftigen Temperaments, und von schneller, entschlossener Sinnesart. Er liebte es, Schätze aufzuhäufen, war aber freigebig und großmüthig in deren Vertheilung. Von seiner Menschenliebe zeugt die von ihm in Verbindung mit Hawkins gestiftete Kasse zu Chatam zur Unterstützung alter oder kranker Matrosen. Aber Europa nennt auch dankbar seinen Namen, weil er es war, der 1586 die nutzreiche Frucht der Kartoffel aus Virginien zuerst nach England brachte, von wo sie in der Mitte des 17. Jahrhunderts nach Deutschland kam, und jetzt Tausende von Armen nährt und erfreut.

Namens William, wieder, den ersten und wahren Robinson Crusoe. Am 8. April segelten sie nach der amerikanischen Küste; Dampier machte in diesem Theile des stillen Meeres wichtige nautische und geographische Beobachtungen. Am 3. Mai fingen diese Buccanier ein nach Lima bestimmtes, mit Bauholz von Guayaquil beladenes Schiff, und ankerten am 9. mit ihrer Prise an der Insel Lobos de la Mar. Der Plan gegen Truxillo wurde aufgegeben, und nachdem sie drei Schiffe mit Mehl gefangen hatten, segelten sie am 19. nach den Galapegosinseln, wo sie eine Station anlegten, aber manchen Gefahren durch die ihnen auflauernden Spanier begegneten. Im Golfe von Amapalla trennten sich die Buccanier aus Uneinigkeit; Dampier blieb bei dem Buccanierhauptmann Davis, und sie steuerten nach der Küste von Peru. Das Unternehmen gegen Guayaquil schlug durch Unentschlossenheit der Buccanier fehl. Als sie aber erfuhren, daß der Gouverneur von Panama die Abfahrt der dreijährigen Silberflotte von Callao nach Panama beschleunige, bereiteten sie sich, diese Flotte aufzufangen, wodurch jeder Buccanier auf einmal bereichert werden mußte. Durch neu hinzugekommene Buccanier auf 1000 Mann vermehrt, gaben sie ihren Plan gegen Neu-Panama vorläufig auf, weil sie hörten, daß die Silberflotte in See gegangen sei. Ehe sie aber noch über ihren Operationsplan einig waren, rückte die spanische Flotte gegen sie. Sie beschlossen eine Schlacht zu wagen; aber die Flotte entging ihnen durch eine List, und der ganze lockende Plan war vereitelt. Sie plünderten und verbrannten die an dem See von Nicaragua gelegene Stadt Leon, eben so Ria Lexa. Dann trennten sich die Buccanier wieder in mehrere kleine Abtheilungen, und Dampier schloß sich dem Kapitän Swan an, der erst längs der Küste von Mexiko kreuzen, dann bis zu der südwestlichen Spitze von Californien hinauffahren, über das stille Meer segeln und über Indien nach England zurückkehren wollte. Um Lebensmittel zu erhalten, nahmen sie die Stadt St. Pecapue an der Küste von Neu-Gallicien; aber beim Fortschaffen der Beute fielen sie in einen spanischen Hinterhalt, und gegen 60 ihrer Leute wurden niedergehauen. Auf der Insel Mindanao brach eine Meuterei unter den Buccaniern aus; sie ließen ihren Kapitän Swan mit 36 Mann dort zurück, und segelten mit dem Schiffe „der Schwan," davon; Dampier mußte sie gezwungener Weise begleiten (Januar 1687). Auf den Baschi-Inseln traten sie in freundschaftlichen Verkehr mit den Eingeborenen, und im Januar 1688 erreichten sie Neuholland. Gerne wäre Dampier seinen räuberischen Genossen längst schon entflohen; doch die Furcht, von ihnen auf

einem wüsten Eilande zurückgelassen zu werden, nöthigte ihn, seine Absicht zu verbergen, und eine günstige Gelegenheit abzuwarten. Auf den nikobarischen Inseln aber ließ er sich aussetzen; mehrere Kameraden folgten seinem Beispiele; sie verschafften sich ein Segelboot, gelangten nach vielfältigen Gefahren nach der englischen Faktorei Benculen, wo der Gouverneur den brauchbaren Seemann Dampier nicht fort lassen wollte und dieser, mit Zurücklassung seines ganzen Vermögens, blos mit seinen Tagebüchern und Manuskripten auf einem britischen Schiffe nach England entfloh. Nach einer langwierigen und beschwerlichen Reise kam er, arm und erschöpft, in der Themse an. 1692 gab er seine »neue Reise um die Welt« heraus, der später ein Supplement: „Reise und Beschreibungen" folgte. Dieses Werk, durch den Inhalt wie durch den Reiz der Darstellung ausgezeichnet, fand außerordentliche Verbreitung, und machte den Verfasser schnell berühmt. Die Folge war, daß, als Wilhelm III. 1699 eine Entdeckungsreise anbefahl, der an der Spitze der Admiralität stehende Herzog von Pembroke Dampier die Leitung derselben anvertraute. Dieser segelte auf einem alten königlichen Schiffe: »der Rehbock« genannt, nach Neu-Holland, dessen Küste er am 6. August erreichte; von dort nordwärts steuernd, bemerkte er einen Archipel ziemlich hoher Inseln, und nannte die, auf welcher sie ankerten, nach den dort vorgefundenen Pflanzen »Rosmarin-Insel." (Von Robert Brown wurde dieses Pflanzengeschlecht auf Neu-Holland, dem berühmten Seefahrer zu Ehren, Dampiera genannt.) Von Laphao, einer portugiesischen Niederlassung, setzte er die Fahrt nach Neu-Guinea fort, an dessen Küste sie am 7. Januar 1700 an's Land gingen; sie fuhren eine Zeit lang an der Küste hin, ankerten an einer schön bewaldeten Insel, die Dampier „König Wilhelms Insel" nannte, und sahen die jetzt sogenannten Admiralitätsinseln. Aus einer Bucht warfen die Eingeborenen dem Schiffe Steine aus Schleudern nach, und Dampier nannte diesen Ort Slinger's-Bai (Schleuderer-Bai). Er näherte sich dann der Küste von Neu-Guinea, und sah ein Vorgebirge, das er Cap St. Georg, eine Insel vor demselben, die er St. Georgs-Insel, und die Bai dazwischen St. Georgs-Bai nannte. Das südwestliche Cap nannte er Cap Oxford. Eine Bai, 151 Meilen von Cap St. Georg, nannte er Port Montague zu Ehren des Präsidenten der königlichen Gesellschaft. Nach Westnordwest steuernd, segelte er durch einen etwa 5 Meilen breiten Kanal zwischen einer brennenden Insel und dem Festlande, fand nachher, daß er durch eine Straße mit vielen Inseln gefahren sei, und war überzeugt, daß

das östliche Land nicht mit dem Hauptlande Neu-Guinea zusammenhänge. Er nannte diese Insel, welche er fast umschifft hatte, Neu-Britannien. Die Durchfahrt kennt man jetzt als »Dampier's-Straße.« Krankheiten unter der Mannschaft hielten von weiteren Entdeckungen ab. Als beim Ausbruche des Successionskrieges das Korsarenwesen blühte, kreuzte er mit zwei Schiffen in der Südsee gegen die Spanier; doch widrige Zufälle vereitelten den Erfolg. Er fiel in holländische Gefangenschaft, kehrte arm nach England zurück, und seine letzten Jahre waren durch gescheiterte Hoffnungen und Unfälle mancher Art getrübt. Die Gegenwart vergaß des merkwürdigen Mannes, und Niemand weiß, wie und wo der Mann der Irrfahrten und Entdeckungen gestorben, wo und wann der forschende Abenteurer, der gelehrte Seeräuber, nach den Stürmen eines seltsamen und bewegten Lebens, sein Haupt zur Ruhe gelegt hat.

Friedrich Rückert.

Geboren 1789.

Dieser ausgezeichnete deutsche Dichter der Jetztzeit, der sich in die literarische Welt zuerst unter dem Namen „Freimund Raimar" einführte, stammt aus der ehemaligen freien Reichsstadt Schweinfurt am Main, besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt, später die Universität Jena, wo er, ohne sich einer eigentlichen Fakultätswissenschaft zu widmen, mit vollkommener geistiger Freiheit, sich philologischen und belletristischen Studien zuwendete. Im Jahre 1811 war er auf kurze Zeit Privatdocent in Jena, nahm 1815 — 1817 Theil an der Redaction des »Morgenblattes", und hielt sich 1818 in Rom und Aricia auf, wo unter andern die Volkslieder Italiens ihm manchen lieblichen Beitrag spendeten. 1819 folgte er seiner Familie nach Koburg, wo ein eifriges Studium der orientalischen Sprachen, namentlich des Persischen und Arabischen, und ihrer Dichterschätze, ihn von der deutschen Poesie eine Zeitlang abzog. 1826 wurde er als Professor der orientalischen Sprachen nach Erlangen berufen, wo er bis 1841 lebte, in welchem Jahre der König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen ihm eine

Stelle in Berlin bot. Dort hat er im December 1841 seine Vorlesungen über orientalische Literatur begonnen. Seine Werke leben in unserer Zeit, und bedürfen daher keiner einzelnen Aufführung. Als Dichter ist er fruchtbar und merkwürdig vielseitig; immer aber bringt eine innerste Eigenthümlichkeit aus seinen Leistungen hervor, die, nachdem er neuerdings zahlreiche Nachahmer gefunden, uns jetzt vielleicht nicht mehr so originell berührt, wie ehedem, wo er allein in seiner Sphäre stand. Die tiefsinnig behagliche Breite des Orients überwiegt bei ihm großentheils die deutsche Gedrungenheit, und der Ausdruck pflegt sich bei ihm mehr von einem Mittelpunkte auszubreiten, als nach einem Centrum zurückzuziehen. Mit dem frischen Naturlaute seiner Poesie vermengt sich häufig ein indisch-mystisches Element; mit der Zartheit und dem weichen Schmelze des Südens verschlingt sich die gesunde Derbheit des Nordens, und an die deutsche Naivität lehnt sich der gewichtige Schwulst und die Ueppigkeit des Orients. Ein grellbunter Flor heimischer, fremder und fabelhafter Blumen blüht in süßbetäubendem Gemische in seinen Liedern auf; das Rosengärtlein zu Worms und Armida's Zaubergarten stehen immer hart neben einander. Kein deutscher Dichter hat sich der Sprache mit so unbeschränkter Gewalt bemächtigt, wie er: aber seine Herrschaft über dieselbe äußert sich nicht selten in eigensinniger Willkür, und mit ironischer Ausdauer treibt er den Gedanken durch allerlei Retorten der Sprache, bis derselbe, in gasartigen Wechsellichtern, zuletzt endlich zum reinen Geiste sich verklärt, ohne uns die vielen Schlacken und Verkohlungen zu ersparen, die dieser späten Vergeistigung vorangehen. Wie Beethoven, dessen Schöpferkraft er jedoch nicht erschwingt, schwärmt er in unvollständigen Akkorden umher, ehe die lösende Harmonie gefunden ist, und reizt durch dialektische Spitzfindigkeiten unsern Scharfsinn, ehe er sich unmittelbar an unser Gefühl wendet. Wäre Rückert weniger Techniker, er würde ein größerer Dichter sein. —

Johann Ludwig Uhland.

Geboren 1787.

Ludwig Uhland — ein urdeutscher, herzerfreuender Dichtername, bei dessen Klange alle Herrlichkeit unserer Vaterlandsgeschichte, aller Liebreiz unserer Sagen wieder vor uns auflebt! Aus Tübingen ging der wackere Mann hervor; dort empfing er seine Schulbildung, dort, auf der Universität (1805 — 1808), die höhere Weihe der Wissenschaft. Nach vollendeten Rechtsstudien trat er in die Reihe der königlichen Advokaten, und erwarb sich 1810 die Würde eines Doktors der Rechte. In demselben Jahre reiste er zu wissenschaftlichen Zwecken nach Paris, und unterzog dort die Manuskripte des Mittelalters auf der königlichen Bibliothek einer sorgfältigen Forschung. Seit 1812 advocirte er in Stuttgart, und arbeitete einige Zeit im Bureau des Justizministeriums. Die begebenheitenreiche Periode 1813 — 1815 weckte ihn auch zu publicistischer Thätigkeit. In der würtembergischen Verfassungsfrage sprach Uhland kräftige und erfolgreiche Worte, und seine Lieder weckten die patriotische Begeisterung, versöhnten, was sich verletzt geglaubt, vereinigten, was getrennt gewesen. Der Drang der Berufspflichten hemmte zeitweise seine literaische Thätigkeit. 1819 wählte ihn das Oberamt Tübingen, 1820 diese Stadt selbst zum Mitgliede der Ständeversammlung. Eine große Majorität trug ihm einen Platz im engeren Ausschusse an; er lehnte ihn ab, wurde aber dann von der Kammer zum Beisitzer des weiteren Ausschusses erwählt. 1830 nahm er eine außerordentliche Professur der deutschen Sprache und Literatur zu Tübingen an, die er jedoch, zu Gunsten seiner ständischen Wirksamkeit, nach einiger Zeit wieder abgab. Als Dichter war er zuerst in Seckendorf's »Musenalmanach« (1806) öffentlich aufgetreten, welchem sodann manche andere Leistungen folgten. Auch als dramatischer Dichter hat er durch zwei Schauspiele: »Herzog Ernst von Schwaben«, und »Ludwig der Baier«, sich mit hinreichenden poetischen Mitteln, wenn auch ohne besonderen äußeren Erfolg bethätigt. Als Probe der von ihm beabsichtigten Darstellung der deutschen

Poesie des Hohenstaufen'schen Zeitalters erschien 1822 seine gelehrte und vortreffliche Abhandlung: »Ueber Walther von der Vogelweide", und 1836 gab er seine, auf emsige Quellenforschung gegründete Schrift: »Ueber den Mythus der nordischen Sagenlehre vom Thor" heraus. Uhland nimmt unter den jetzt lebenden lyrischen Dichtern eine der ersten Stellen ein, und wird, da man in Deutschland nichts ohne Klassifikationen abgehen läßt, als Gründer und höchster Repräsentant der neueren schwäbischen Dichterschule angenommen. Kein Dichter hat in unserer Zeit den Reichthum der Sage und des Volksglaubens mit freierer Selbstständigkeit zu dem seinigen gemacht, als er, und seine kräftigen Gesänge trugen viel dazu bei, die deutsche Muse, welche in hinbrütender Subjektivität und Innerlichkeit zu verscheiden drohte, zur Objektivität und zu plastischem Leben zurückzuführen, ohne daß er sich den späteren Extremen anschloß, wo die Poesie das bloße Gefäß der äußeren Gegenwart, des politischen Augenblicks mit seinen Aengsten, Hoffnungsschauern, Leidenschaften und Parteimeinungen geworden ist. Aus seinen Balladen weht uns derselbe kräftig-fromme Sinn an, der von altdeutschen Gemälden zu uns niedersteigt, doch geläutert von den Schlacken der Manier, gelichtet in den reinsten Strahlen der Zeit. Unverkennbar ist in der jungen Düsseldorfer Malerschule, nachdem sie sich von dem finstern und riesenhaften Wesen der Cornelius-Münchener Schule losgerungen, Uhland's Geist in Farben wieder aufgegangen; eine Bemerkung, die bei mehr als oberflächlicher Betrachtung des Düsseldorfer Kunstlebens sich beinahe unwillkührlich aufdrängt, obschon sie, so viel uns däucht, bis jetzt noch nirgend zur Sprache kam. Und so hat denn Uhland dem deutschen Liede, wie der deutschen bildenden Kunst, eine neue Schwinge verliehen!

Johannes v. Müller.

Geboren 1752. Gestorben 1809.

Aus den Bergen der Schweiz trat jener unsterbliche Mann hervor, welcher, alle Schätze der Vergangenheit in sich tragend und alle Zweifelfragen der Gegenwart und Zukunft mit Prophetenmacht umfassend, nicht nur der Geschichtslehrer der Völker, sondern mehr noch, der Lehrer der deutschen Geschichtsschreiber ward. In Schaffhausen, wo der deutsche Rhein in wilder Jugendfülle schäumend von den Felsen niederstürzt, erblickte er das Licht der Welt (3. Jänner 1752); hier vernahm der wißbegierige Knabe, noch ehe er lesen konnte, aus dem Munde seines Großvaters, die Geschichten und Sagen der alten Schweiz, und nahm in seinem jungen Herzen die goldene Saat auf, die später zu so herrlicher Ernte gedeihen sollte. Schon im neunten Jahre schrieb er die Geschichte Schaffhausen's, im naiven Tone der Zeit, in Fragen und Antworten nach Hübner's Manier. Um Theologie zu studieren, ging er 1766 nach Göttingen, wo er für Exegese und Kirchengeschichte erglühte, Schlözer's freier Geist ihn siegend den veralteten Formen entwand, die bisher sein Wesen eingehüllt hatten, und ihm die Weihe zur höheren historischen Forschung gab. Von der Kanzel stieg er zum Katheder; er ward 1772 Professor der griechischen Sprache am Gymnasium seiner Vaterstadt; doch blieb er dabei dem literarischen Wirken nicht fremd, und die schweizerischen Urkunden und Jahrbücher wußten von seiner Thätigkeit zu erzählen. Sein zartes Freundschaftsverhältniß mit Bonstetten, das die Welt aus den „Briefen eines jungen Gelehrten an seinen Freund" näher kennt, regte in ihm den Gedanken an, die Geschichte seines Volkes zu schreiben; während der Umgang mit gebildeten Seelen, die Bekanntschaft mit den ersten Repräsentanten der französischen Literatur, seine nahen Beziehungen zu dem berühmten Naturforscher Bonnet seine geistige Reife entwickelten, Fußreisen in der Schweiz ihm Körper und Sinne erfrischten, und sein Wesen alle Eindrücke des Wissens und

der Erfahrung in seine angeborene, reiche, innere Fülle aufnahm. Aus seinen Vorlesungen über Universalhistorie bildeten sich, nach mancherlei Umarbeitungen, zuletzt die „24 Bücher allgemeiner Geschichten." Jetzt schritt er seinem großen menschlichen Ziele unaufhaltsam näher; 1779 vollendete er den ersten Band der „Schweizergeschichte," und zu Bern trat, nach vielfältigen literarischen und politischen Behinderungen, sein Werk endlich 1780 an's Licht. Es verschaffte ihm eine ehrenvolle Aufnahme in Berlin, und Friedrich II., dessen Stern ihn dorthin gezogen, gewährte ihm eine Unterredung. Doch die Stellung, welche er suchte, fand er nicht, und gern nahm er daher 1781 die ihm angetragene Professur der Geschichte am Carolinum zu Cassel an. Hier erhielt seine Thätigkeit wohlthätige Anregung, und die bange Schwüle der Zeit drängte ihn, die volle Brust in Worten des Trostes und des Rathes zu erleichtern. Er that es in seinen „Essais," und entschiedener noch in seinen „Reisen der Päpste," in denen er die Hierarchie als nothwendiges Gegengewicht des weltlichen Einflusses darstellte. Doch hieß ihn seine protestantische Ueberzeugung den Vortheilen entsagen, welche jene Schrift ihm eröffnete. Seine tiefbegründeten religiösen Tendenzen traten noch offenkundiger in dem „Gespräche mit Aglaja über das Christenthum" hervor. Obgleich zu Cassel geehrt und befördert, riefen ihn doch Heimatliebe und Freundschaft in die Schweiz zurück, wo er, den geschichtlichen Quellen näher, sich der Fortsetzung und Umarbeitung seiner Schweizergeschichte widmete. 1786 folgte er einem Rufe als Hofrath und Bibliothekar nach Mainz, wo er, in die öffentlichen Geschäfte und in die Politik des Tages hineingezogen, das Wesen des deutschen Fürstenbundes in mehreren gediegenen Abhandlungen beleuchtete. Schnell stieg er, wie zu immer größerer Bedeutsamkeit, von einer Ehrenstelle zur anderen; 1788 wurde er zum geheimen Konferenzrathe ernannt, und 1790 repräsentirte er zu Frankfurt bei Leopold's Kaiserwahl. Durch die Wucht der Geschäfte niedergedrückt, durch Unwohlsein verstimmt, suchte er seine Entlassung nach; doch der Kurfürst hielt ihn durch erhöhte Ehre zurück, indem er ihn zum geheimen Staatsrath, Referendar und Direktor der kurrheinischen Kreisarchive bestellte. Zugleich erhob, ohne daß Müller darum eingekommen war, die Gnade des Kaisers im Jänner 1791 den bürgerlichen Gelehrten zum Edlen von Müller zu Sylvelden und zum Reichsritter. Aber noch nicht zwei Jahre später ergoß sich der brandende Strom der Revolution über Mainz, und Müller, der Wuth der Neuerung feind, floh mit seinen literarischen Schätzen nach Wien, wo er, mit Aus-

zeichnung empfangen, eine Anstellung als k. k. Hofrath bei der geheimen Hof- und Staatskanzlei erhielt, die, wenn auch nicht völlig seiner Neigung, doch vollkommen seinen Fähigkeiten angemessen war, und wo er in mehreren trefflichen Flugschriften kühn und mächtig für Oesterreichs und Deutschlands Ehre sprach. Als 1798 während des Krieges Oesterreich im Begriffe war, die Schweiz zu besetzen, bat der gewissenhafte Patriot um seinen Abschied, blieb jedoch wieder, da Oesterreichs redliche Absichten ihm einleuchteten, und lehnte sogar den Ruf zu einem Mitgliede des helvetischen Gerichtshofes ab, der von Schaffhausen an ihn erging; indem er dem französischen Terrorismus abhold war, und in Wien den Schweizern nützlicher sein zu können mit Recht hoffte. Nach Denis's Tode erhielt er 1800 dessen Stelle als erster Kustos der Hofbibliothek, die seinem Streben so völlig entsprach, arbeitete den noch fehlenden Realkatalog dieser unschätzbaren Büchersammlung aus, und setzte zugleich seine Schweizergeschichte fort. Als jedoch 1803 der Undank eines jungen Menschen ihn um den größten Theil seines Vermögens brachte, und ihn für sein ganzes Leben in Verlegenheiten stürzte, änderte Müller seinen Aufenthalt, und ging nach Berlin, als wirkliches Mitglied der dortigen Akademie und Historiograph des Hauses Brandenburg, mit dem Titel eines geheimen Kriegsrathes. Hier vollendete er, nebst mehreren Abhandlungen für die Akademie, den vierten Band seiner Schweizergeschichte, und stand eben im Begriffe, zum Behufe der ihm aufgetragenen Geschichte Friedrich's II., die nicht ohne bedeutende Schwierigkeiten erhaltene Erlaubniß zum freien Gebrauche der Archive zu benutzen, als 1806 die Schlacht von Jena die ganzen bisherigen Staatsverhältnisse Preußens, ja Deutschlands, auseinander sprengte. Napoleon's Größe, seine Mäßigung in manchen Fällen nahmen Müller ein; er sprach offen sein Vertrauen zu der Schonung des Siegers aus, und suchte, darauf hinweisend, den gesunkenen Muth Preußens aufzurichten. Man mißdeutete in Berlin seine bessern Absichten, und daraus für ihn hervorgehende Mißverhältnisse bewogen ihn, einen Ruf des Königs von Würtemberg an die Universität zu Tübingen anzunehmen. Aber auf der Reise dorthin holte ihn ein französischer Kurier (5. November 1807) in Frankfurt ein, der ihn, zu Uebernahme eines wichtigen Postens, eilig nach Fontainebleau beschied. Gegen seinen Willen mußte er als königl. westphälischer Minister-Staatssekretär nach Cassel abgehen, wo für ihn fremdartige und widerstrebende Geschäfte seinen Geist wie seinen Körper schwer bedrückten, bis er, auf seine wiederholten Entlassungsgesuche, vom Könige Hieronymus im Jänner 1808 zum Staats-







rath und Generaldirektor des öffentlichen Unterrichts ernannt wurde. Doch auch hier traten die Verhältnisse störend und behindernd, statt aufmunternd, ihm entgegen, der Druck der Fremdlingsherrschaft lastete auf allen Zweigen, die Müller's Hand zu pflegen und zur Blüthe zu bringen trachtete; dazu kamen materielle Sorgen, die seit der Zerrüttung seiner Finanzen durch den Undank seines Schützlings ihn unaufhörlich verfolgten; und so brach seine Lebenskraft mehr und mehr zusammen. Doch waren mehrfache gemeinnützige Anstalten ehrende Zeichen seines Wirkens. Noch einen Lichtblick sendete seine geliebte Heimath in sein dunkelndes Leben herüber. Seine Freunde in der Schweiz eröffneten ihm die Aussicht, ihm mit einer mäßigen Pension die Rückkehr in sein Vaterland zu bewerkstelligen, um dort frei und unabhängig seine Schweizergeschichte zu vollenden. Doch der Tod stellte sich zwischen ihn und diese Zukunft, und schloß ihm den 29. Mai 1809 die Augen. — Was er als Geschichtsschreiber geleistet, weiß Deutschland und auch die Fremde. Gründliche Forschung vereinigte sich bei ihm mit jener tiefen frommen Gläubigkeit, durch welche die Geschichte erst in ihrem innersten Sinne erfaßt und mit dem Unendlichen verknüpft wird; daher hat er, obgleich kritisch, tiefblickend und scharfsinnig sondernd, doch nie jener kalten Skeptik gehuldigt, welche die Geschichte in ein Aggretat von Zufälligkeiten auflöset, oder sie zu trockenen Kombinationen ausdörrt. In seiner Darstellung verbindet sich der Scharfsinn des Denkers und Staatsmannes mit der schönen Einfalt der heiligen Ueberlieferung, und nur im Aeußerlichen streift sie bisweilen an Manier. Vor seinem Seherauge zogen die Jahrhunderte und Epochen klar und scharf gesondert vorüber, wie ein nach Farben und Trachten unterschiedener Völkerreihen, ihre geheimsten Losungen ihm mittheilend, ihre Banner vor ihm neigend. Nicht der Staub der Katheder und Archive, der lebendige Hauch der Gottheit, der Athem des ewigen Weltgeistes weht durch Müller's Geschichten.

Theodor Körner.

Geboren 1791. Gestorben 1813.

Ein mitten in den Wirbel einer großen Zeit hineingewehtes Lorbeerblatt, mehr im Zusammenhang mit dem hohen Gedanken der Epoche, welcher er angehörte, als durch sich selbst, im Andenken der Nachwelt erhalten; ein sangeskundiges erfreuliches Talent, dem jedoch der Zeitgeist erst seine mächtige Harfe vorhalten mußte, um ihn Lieder größerer Bedeutsamkeit anstimmen zu lassen; ein junger Held, dessen ruhmvoller Tod, wie auf sein Leben, so auch auf seine Gesänge einen poetischen Nimbus zurückgestrahlt hat, den sie an sich selbst vielleicht nicht besitzen würden; kurz, ein Jüngling, der mehr von außen, als von innen zum Dichter geweiht worden ist, — dies ist der Gesichtspunkt, aus welchem wir, wenn wir nicht durch Ueberschätzung des Einen unwillkührlich zur Ungerechtigkeit gegen Andere verleitet werden wollen, Theodor Körner's Sendung auffassen müssen. Er war der Sohn des früheren königlich sächsischen Appellationsrathes, Christian Gottfried Körner (gestorben 1831 als preußischer Oberregierungsrath in Berlin), und den 23. September 1791 zu Dresden geboren. Sein Vater war mit Goethe und Schiller nahe befreundet, und auf seinem Weinberge in der unvergleichlich reizenden Loschwitzer Flur an der Elbe bei Dresden war es, wo Schiller seinen »Don Carlos« vollendete, auch mit einigen Freunden zuerst aufführte, und von dem gegenüber, am linken Elbeufer, romantisch gelegenen Dorfe Blasewitz, dem Geburtsorte des großen Tondichters Naumann, den Anlaß zu seiner »Gustel von Blasewitz« nahm. Schiller, der sich gern mit dem lebhaften Knaben befaßte, ward Theodor's Vorbild als Dichter, wie auch die Form seiner Verse und der Pathos in vielen seiner Produkte unverkennbar verräth. Nachdem er eine treffliche Erziehung genossen, auch die Bergakademie zu Freiberg besucht hatte, ging Theodor Körner 1810 auf die Universität nach Leipzig; gleichzeitig ließ er auch schon seine Erstlingsversuche: „Knospen“ erscheinen, denen die Verbindungen seines Vaters und das damals in Dresden bis zur Ungebühr vorhandene literarische Cliquen- und Selbstbekomplimentirungssystem den möglichsten Vorschub

leisteten. Die Studien wurden freilich über diesem dichterischen Treiben sehr verabsäumt, und der Genialität noch überdies durch burschikose Vernachlässigung im Anzuge kräftigst nachgejagt. Der junge Student trieb es so bunt, daß er sich endlich veranlaßt sah, die Universität Leipzig zu verlassen, und nach Berlin zu gehen, wo er jedoch ebenfalls nicht lange blieb. Aber in Wien, wohin er 1812 kam, ging ihm plötzlich ein Stern des Glückes auf; er brachte daselbst schnell nach einander mehrere dramatische Erzeugnisse auf die Bühne, welche vielen Beifall fanden, und wurde zum k. k. Theaterdichter ernannt. Hier schrieb er nicht nur mehrere leibliche Kleinigkeiten (»der grüne Domino,« »die Braut,» »der Nachwächter,« »der Vetter aus Bremen« 2c. 2c.), sondern auch größere Stücke, wie »Toni«, freilich nur ein schwacher Abdruck des schönen Kleist'schen Vorbildes, »Hedwig,« und »Zrinyi.« Doch sein Beruf war damit noch nicht erfüllt; vom Coulissenschauplatze hinweg nahm die Zeit selbst den jungen Sänger an ihre Brust, ihn ernstere, dauerndere Lieder zu lehren. Als Deutschland, nach langem, dumpfem Unmuthe, sich endlich zur That erhob, und mit allen Waffen seiner verjüngten Nationalkraft gegen die Fremdlingsherrschaft anrang; da riß es auch den Jüngling Körner von dem verweichlichenden Lager falscher, gleisender Theaterberühmtheit, unaufhaltsam zu dem Wahlplatze der deutschen Freiheit hin, und er ließ sich in die kühne Schaar einreihen, die sich in Breslau unter Lützow's Banner stellte. Jetzt galt es zu dichten und zu fechten, und er blieb in keinem von beiden zurück; sang in begeisterten und kraftvollen Liedern seinen deutschen Jünglingsmuth auch in die Herzen seiner Kampfgenossen. Als nach der Schlacht bei Lützen die Infanterie des Lützow'schen Korps in Unthätigkeit gehalten wurde, ging er zur Reiterei über. Bei Kitzen wurde er verwundet, und war nahe daran, in die Hände des Feindes zu fallen. Noch mehreren Gefechten wohnte er mit immer gleicher Tapferkeit bei; bei einem Handgemenge an der Straße von Schwerin nach Gadebusch wurde er den 26. August 1813 von einer Flintenkugel tödtlich getroffen, und verschied nach wenigen Minuten. Seine Leiche wurde von seinen Waffengefährten, mit militärischen Ehrenbezeigungen, unter einer alten Eiche bei dem Dorfe Wöbbelin begraben, und ihm dort ein Denkmal gesetzt. Gern weicht die strengere Kritik vor den Manen des jungen Helden zurück, und Deutschland hat seine eigene Geschichte geehrt, indem es, ohne erst engherzige literarische Prozesse anzustellen, den Blutzeugen seiner Freiheit auch unter seine Sänger aufnahm.

Ernst Rüdiger,
Graf v. Starhemberg.

Geboren 1635. Gestorben 1701.

Aus jenen glorreich-bangen Tagen, wo Wien, als Vormauer der Christenheit, schützend zwischen Orient und Occident trat, wo die brandende Flut des Islam vor den Wällen der deutschen Kaiserstadt blutig zurückschwellen und versiegen mußte, leuchtet der Name Rüdiger's von Starhemberg, des Furchtlosen, Unerschütterlichen, glänzend vor. Aus einem uralten, erlauchten Geschlechte geboren, das dem Geblüte der Ottokare, den alten Herzogen, Fürsten und Markgrafen Steiermark's entstammt, deren Helm, Schild und Wapen es noch gegenwärtig führt, erbte er von seinem Vater, Konrad Balthasar, der sich im Laufe des dreißigjährigen Krieges bei mehren Gelegenheiten, namentlich in der Schlacht bei Nördlingen, hervorgethan, erneuten kriegerischen Ruhm. In zarter Jugend wohnte er bereits den beiden letzten Feldzügen des dreißigjährigen Krieges, dann den meisten Unternehmungen Montecuculi's wider die Schweden, Koruzzen, Türken und Franzosen bei, und stieg durch eigenes Verdienst bis zum Feldzeugmeister. Von Tököly's Intriguen und des Großwesirs Kara Mustapha plumpem Uebermuthe aufgestachelt, beschloß die Pforte neuen Krieg gegen Oesterreich. Kara Mustapha übernahm am 13. Februar 1683 den Oberbefehl über das, 280,000 Mann starke, osmanische Heer, welchem der Kaiser Leopold kaum 33,000 Streiter entgegen zu setzen hatte. Mit diesen sollten Raab, Leopoldstadt und Komorn hinreichend besetzt, die lange Gränze von Pettau bis nach Schlesien und die Hauptstadt gedeckt werden. Die aus neunzig Stücken bestehende Artillerie befehligte Graf Ernst Rüdiger von Starhemberg. Den Oberbefehl aber führte der Herzog von Lothringen. In Wien, dessen Eroberung dem Ehrgeize Kara Mustapha's als Hauptziel galt, befand sich eine Besatzung von kaum 1000 Mann Linientruppen vom Regimente Kaiserstein, und die gewöhnliche Stadtguardia. Doch

wurde der gebeugte Muth der Einwohner wieder einigermaßen aufgerichtet, als sie, nachdem man den gesammten Rest des kaiserlichen Heeres in dem am 7. Juli bei Petronell vorgefallenen Scharmützel völlig vernichtet geglaubt, am 9. Morgens die ganze Kavallerie bei St. Marx zur Stadt hereinmarschiren und sich in der Tabor-Au lagern sahen. Mit ihnen langte auch der Feldzeugmeister, Graf von Starhemberg, an, dem der Kaiser in dieser Zeit der Noth die Vertheidigung der Hauptstadt anvertraut hatte. Binnen fünf Tagen setzte derselbe mit unglaublichem Eifer und staunenswerthem Scharfsinne die übel berathenen Vertheidigungsmittel der Stadt in den bestmöglichsten Stand; denn vor seiner Ankunft mangelte es an Werkzeugen und Bedürfnissen jeder Art; die Wälle waren zum Theil schadhaft, die Gräben trocken und gangbar, in den Zeughäusern fehlte es an Gewehren und Kriegsvorräthen. Schon am 12. Juli zeigten sich türkische Reiter am Wienerberge, und einige Haufen Tataren geriethen in ein Handgemenge mit österreichischen Reitern, welche Letzteren zwei gleichlautende Aufforderungsschreiben Kara Mustapha's an Starhemberg, als Befehlshaber Wiens, zurückbrachten. Statt der Antwort, befahl Starhemberg, die Vorstädte, aus welchen die Einwohner Tages vorher ihre beste Habe gerettet, in Brand zu stecken. Die Landstraße, der Rennweg, die Wieden, die Laimgrube, St. Ulrich und Spitelberg, die Alsergasse und die Roßau gingen in Flammen auf. Starhemberg's unausgesetzte Thätigkeit verhütete, daß die Glut, von einem wütheten Sturme angefacht, sich nicht auch der inneren Stadt mittheilte. Erst am 13. Abends traf das zur Besatzung bestimmte Fußvolk ein; es war von den Regimentern Kaiserstein, Starhemberg, Mansfeld, Scherffenberg, Heister, Würtemberg, Souches, Beck und Neuburg. Das Geschützwesen der Belagerten leiteten der Oberst Christoph von Börner aus Mecklenburg, der Oberstlieutenant Gschwind, dessen Ahnherr schon bei der ersten Belagerung unter den Kärntnern rühmlich genannt ward, die Hauptleute Weidlinger, ein edler Böhme, die Sachsen Mied und Zimmermann, der Däne Cressel und der Wiener Zemagne. Neben Starhemberg waren die Befehlshaber die Generale Daun, Zrinyi, Souches und Scherffenberg, die Obersten Dupigny, Heister, Beck und der Herzog von Würtemberg; der Marchese Obizzo befehligte die Stadtguardia. Die Besatzung zählte 13,900 Mann; über 8000 Bürger waren förmlich in Kompagnien eingetheilt, über 12,000 bewaffnet und zum Dienste vertheilt, und nebst diesen noch mehr als 60,000 Menschen im Umfange der immer härter bedrängten Stadt. Wenig fehlte, so wäre die Stadt gleich am ersten

Tage der Belagerung (14. Juli) durch unvorhergesehenen Brand eingeäschert worden, wie Tages vorher die Vorstädte durch geflissentlichen. Ein von der Roßau her in den Schottenhof herübergetragenes Feuer verzehrte den Traun'schen, Auersperg'schen und Palffy'schen Palast, bedrohte das Arsenal und den Pulvervorrath am neuen Thore und rothen Thurme. Da wandte des sechsundzwanzigjährigen Guido von Starhemberg (des Stadtbefehlshabers Neffen) Geistesgegenwart und Unerschrockenheit, das nur vierzig Schritte von achtzehnhundert Pulvertonnen entfernte Feuer, durch schnelles Einreißen des brennenden Ganges und Begießen der Pulverfässer mit Wasser, ab. Die Belagerer errichteten Tag für Tag Stuckbette auf der Höhe des Kroatendörfels, des rothen Hofes, der Laimgrube, wider die Burg- und Löwelbastei, und das Ravelin, nach und nach zehn Stuckbette, und zwei in der Leopoldstadt, welche am 17. Juli, nach einem zweistündigen Gefechte, in die Hände der Türken gefallen, und von ihnen verbrannt worden war, wodurch alle Kommunication mit dem Heere des Herzogs von Lothringen, und alle Zufuhr aufhörte. Das türkische Lager von außen umfing die Stadt in einem ungeheuren Halbmonde; von dem rechten Ufer der Donau an, von der Schwechat und dem Neugebäu, über Vösendorf und Inzersdorf, über Schönbrunn, Hiezing und Ottakring, Herrnals, Währing und Döbling, bis Heiligenstadt und Nußdorf, bis wieder an's Ufer der Donau, ein Umkreis von wenigstens sieben Stunden; außerdem lagen am Donauufer Truppen vom Lusthause des Praters bis zur Kapelle der Brigittenau, an deren Ende die Verbindung mit Nußdorf mittelst Schiffbrücke hergestellt war. Starhemberg machte des Tages oft viermal die Runde um die ganze Stadt, überall aneifernd und ermunternd; er selbst ging keiner Gefahr aus dem Wege. Auf der Löwelbastei erhielt er einen Schuß in den Kopf; doch schon am dritten Tage besuchte er in seinem Tragsessel wieder alle Posten. Die Türken arbeiteten nach ihrer Gewohnheit viel mit Minen; aber dem Kommandanten erboten sich geschickte und muthige Männer, und so wurden Gegenminen mit solcher Geschicklichkeit gelegt, daß, wenn eine Mine mit hunderten von Türken in die Luft flog, Starhemberg die kühnen Mineurs freudig umarmte, und Geld und Ehrenzeichen unter sie vertheilte. Um dem drohenden Fortgange der feindlichen Minen zu begegnen, ließ Starhemberg aus den nächsten Häusern hinter der bedrohtesten Strecke des Walles neue Batterien aufwerfen, alle anstoßenden Straßen, Aus- und Eingänge verbollwerken, spanische Reiter, Gruben und Wolfsangeln, Treppen mit

spitzigen Nägeln, Pallisaden auf Rädern aufrichten, gegen die Stürmer siedendes Wasser und Pech, Steine und Feuerbrände, und an jedem Aus- oder Eingange grobes Geschütz bereit halten. Die Glocken schwiegen nach Kriegessitte; nur die große Glocke von St. Stephan, Angstern genannt, gab das Zeichen der Sturmnoth und der Feindesangst. Auf dieses Zeichen mußten sich die Soldaten auf den Wällen, die Bürger auf dem Hofe, die Universität auf der Freiung, die Niederlags- und Buchhaltereiverwandten mit den Hofbefreiten auf dem neuen Markte einfinden. In der Stadt hielt Starhemberg mit unerbittlicher Strenge die Mannszucht, Ordnung und Sicherheit aufrecht, und seine Fürsorge war eben so energisch, als allseitig. Während er einen Hauptmann, der einen Augenblick mit dem Vorrücken gezögert, festnahm, bis derselbe sich gerechtfertigt, einen Lieutenant, der des Nachts die Türken ruhig vor der Löwelbastei sich eingraben lassen, die Wahl stellte zwischen dem Galgen oder kühnem Ausfalle mit wenigen Leuten zur Wiederzerstörung der Arbeiten, zwei Knaben von 15 und 10 Jahren, welche den Feinden als Kundschafter gedient, enthaupten, und Soldaten, weil sie gemurrt, auf der Stelle um ihr Leben würfeln ließ, erhielt er die Preise aller Lebensbedürfnisse wohlfeil, handhabte die zweckmäßigsten Sanitätsanstalten, und sorgte, selbst von der Ruhr ergriffen, väterlich für alle Verwundeten und Kranken. So hielt er, gegen alle wüthende Angriffe der Feinde, gegen den Andrang der Türken gegen die Wälle, und den unterirdischen Minenkrieg, die schwer bedrohte Stadt bis zum Augenblicke der Rettung durch den Arm der verbündeten Christenheit, durch des Lothringer's besonnenen Muth, des Polenkönigs Johann Sobiesky, niederschmetternde Tapferkeit und den Eifer der deutschen Fürsten, Johann Georg's III. (des »sächsischen Mars"), Max Emanuels von Baiern rc. Als die Osmanen heulend das mit ihrem Blute bedeckte Feld geräumt, empfing (13. September) der Polenkönig den Grafen Starhemberg im eroberten Lager mit jener Herzlichkeit, welche Helden jegliches Standes zu verbrüdern pflegt, und hielt an seiner Seite den Einzug in die gerettete Stadt. Der Kaiser eilte, in Starhemberg den Retter Wiens, ja Oesterreichs, zu belohnen. Starhemberg erhielt einen kostbaren Ring, 100,000 Reichsthaler, den Feldmarschallsstab, die Würde eines Staats- und Konferenzministers, und in sein Wapen den Stephansthurm — von welchem aus er die Bewegungen der Feinde zu beobachten pflegte — zum ewigen Andenken. Auch die Landstände beschenkten ihn ansehnlich, und die dank-

bare Bürgerschaft Wiens machte das Starhemberg'sche Haus auf der Wieden von allen Abgaben frei. Papst Innocenz XI. übersendete dem Helden der Christenheit ein eigenes Breve mit Ausdrücken des Dankes und der Bewunderung, und ein Eilbote aus Madrid brachte ihm den Orden des goldenen Vließes. Starhemberg ging mit Sobiesky nach Ungarn, und kommandirte dort unter demselben das Fußvolk, doch konnten die beiden heftigen Gemüther sich nicht lange mit einander vertragen. Vor Ofen schwer verwundet, war Starhemberg genöthigt, den Oberbefehl abzugeben, und sich nach Wien bringen zu lassen. Bei Belgrad und Salankemen starben zwei seiner Söhne den Heldentod. Als Hofkriegsrathspräsident erwarb sich Starhemberg die bleibendsten Verdienste durch seine eifrigen Bemühungen, einen stehenden Fuß in der kaiserlichen Armee herzustellen, wie er denn überhaupt der Verbesserung des Kriegswesens unausgesetzt alle seine Kräfte widmete, bis er den 4. Jänner 1701 zu Wesendorf sein Heldenleben beschloß.

Johann Tserclas,
Graf v. Tilly.

Geboren 1559. Gestorben 1632.

Der Vater dieses, noch jetzt mit Auszeichnung, aber auch mit Schrecken genannten Feldherrn des 17. Jahrhunderts war Kriegsrath im Dienste des Kaisers Rudolph II., und bestimmte seinen Sohn, der auf der Herrschaft Tilly im Lüttich'schen zur Welt kam, zum geistlichen Stande. Er ließ ihn durch die Jesuiten erziehen; doch es drängte den jungen Tilly, den frühzeitig eine zum Fanatismus gesteigerte Religiosität auszeichnete, unaufhaltsam dem Kriegerstande zu. Im spanisch-niederländischen Heere diente er, unter Alba, Requesens, Don Juan und Alexander Farnese, von der Pike an, alle niederen Dienstgrade durch. In die kaiserlichen Dienste trat er als Oberstlieutenant unter die Truppen, welche Philipp Emanuel

von Lothringen-Mercoeur (1600) nach Ungarn gegen die Türken führte, focht bei Kanischa, wurde 1601 vom Kaiser zum Obersten ernannt, warb in kürzester Frist ein neues Wallonenregiment, und führte es 1602 zur Belagerung von Ofen, bei dessen Sturme Tilly's Regiment sich vor allen hervorthat, er selbst verwundet wurde. Nach beendigtem Türkenkriege trat er in die Dienste des Herzogs Maximilian I. von Baiern, und brachte 1607 das rebellische Donauwörth zur Uebergabe. Der Herzog ernannte ihn, als er dem aus Böhmen verdrängten Ferdinand II. zu Hülfe zog, zu seinem und der katholischen Ligue Generallieutenant. Auf seinem Zuge stellte Tilly auch in Oberösterreich die Ordnung her, rückte dann in Böhmen ein, und hatte den Hauptantheil an dem Siege vom weißen Berge, da der Plan und die Ausführung dieser Schlacht größtentheils von ihm ausging. Tilly bewies hier Mäßigung und Menschlichkeit, indem er die nach der Schlacht entflohenen, dann aber nach Böhmen zurückgekehrten Häupter der Insurgenten in der Stille wiederholt bedeuten ließ, vor dem nahe bevorstehenden Eintreffen der kaiserlichen Strafbefehle zu fliehen. Es gelang ihm, durch Muth und List, Böhmen zu besetzen, und die kaiserliche Gewalt in diesem Lande wieder herzustellen. Der Parteigänger Mannsfeld, durch Tilly's Schlauheit aus Pilsen vertrieben, warb in der Oberpfalz ein neues Heer. Tilly brach gegen ihn vor; doch Mannsfeld, List mit List vergeltend, täuschte ihn durch angeknüpfte Unterhandlungen, und verschwand plötzlich, seinen Weg mit Brand und Mord bezeichnend, nach dem Rheine hin. Dann übersetzte Mannsfeld, um dem geächteten Pfalzgrafen Friedrich beizustehen, bei Germersheim den Rhein, die Baiern bei Wisloch bedrohend. Tilly warf zwar Mannsfeld's Vortrab aus dem Dorfe Mindelsheim, aber Mannsfeld zwang, indem er den Ort anzündete, die Liguisten zum Rückzuge, und faßte so festen Fuß, daß die einbrechende Nacht das Schicksal des Tages unentschieden ließ. Den Markgrafen von Baden, der seine Truppen mit jenen Mannsfeld's vereinigt hatte, griff Tilly, trotz seiner festen Stellung, im Thale von Wimpfen am Neckar an, stürmte dessen Wagenburg, und gewann, nach heldenmüthigem Widerstande, einen blutigen, entscheidenden Sieg Jetzt blieb noch der Herzog Christian von Braunschweig übrig, der, unter dem Vorwande, dem unglücklichen Pfalzgrafen beizustehen, Niedersachsen und Westphalen verheerte, und gleiche Absichten auf den Oberrhein und Franken hegte. Im Begriffe, den Main zu passiren, wurde er von Tilly bei dem mainzischen Städtchen Höchst ereilt und angegriffen, und erreichte das jenseitige Ufer nur mit dem

Verluste seines halben Heeres und seiner ganzen Artillerie (2. Juli 1722). Den siegreichen Feldzug schloß Tilly durch die Eroberung Heidelberg's und Manheims. Zwar mußte er später die Belagerung von Niemburg aufheben, sich bei Stolzenau zurückziehen, und die kaiserlich gesinnten Herzoge von Lüneburg der Rache des Dänenkönigs preisgeben. Doch besetzte er Calemberg, belagerte Nordheim, und lockte, indem er Göttingen bedrohte, den König von Dänemark, der ihn in Flanken und Rücken zu beunruhigen strebte, zu sich heran. Er schlug und versprengte das dänische Korps, welches Calemberg befreien wollte, folgte dem Könige, der durch das Braunschweigsche dem Kampfe ausweichen wollte, auf dem Fuße, und brachte ihm bei Lutter am Barenberge (27. Juli 1627), nachdem Tilly's Truppen drei Mal zurückgeworfen, von ihm selbst aber, den Degen in der Faust, wieder vorwärts getrieben worden, eine gänzliche Niederlage bei. Schnell versicherte er sich der Weser, besetzte Braunschweig, verfolgte den fliehenden König nach Bremen, schlug und fing ihm eine Abtheilung nach der anderen, und bemächtigte sich der befestigten Plätze sammt der Garnisonen. Die weitere Verfolgung des Königs überließ er dann Waldstein, bis Dänemark (12. Mai 1629) sich zum Frieden bequemte. Nach Waldstein's Abdankung erhielt Tilly, wie er seit eilf Jahren die baierische und liguistische Kriegsmacht kommandirte, auch den Oberbefehl des kaiserlichen Heeres. Des Schwedenkönigs Gustav Adolf Erscheinen auf dem Kriegsschauplatze hatte die Lage der Dinge wesentlich verändert. Der König hatte eine treffliche Stellung bei Schwedt eingenommen, und die vorpommerschen Pässe waren alle in Feindeshänden. Daher gab Tilly seinen anfänglichen Angriffsplan auf, und zog sich gegen die Elbe zurück, um die dem Kaiser äußerst feindlich gesinnte Stadt Magdeburg zu belagern. Während dieser Zeit nahm jedoch Gustav Adolf, sein Lager verlassend, unter schrecklichem Blutvergießen, Frankfurt an der Oder. Tilly wollte zwar der Stadt zu Hülfe kommen, aber es war zu spät, und er kehrte zur Belagerung Magdeburgs zurück. Durch scheinbaren Rückzug wiegte er die Stadt in Sicherheit; dann aber ließ er, von dem ungestümen Pappenheim fortgerissen, am Morgen des 10. Mai 1631 plötzlich den Hauptsturm beginnen. Schrecklich strafte der fanatische und ergrimmte Tilly den Widerstand der Stadt, der auch dann noch nicht aufhörte, als seine Soldaten bereits Herren des Platzes waren. Des Plünderns und Mordens war kein Ende, weder Alter noch Geschlecht wurde verschont. Umsonst baten einige seiner Offiziere um den menschlichen Befehl, dem Plündern und Würgen zu wehren, und zum

Abzuge blasen zu lassen. »Fragt in einer Stunde wieder an,« — erwiderte Tilly mit trockener Erbarmungslosigkeit, — »dann will ich mich besinnen. Der Soldat will für seine Mühe und Gefahr auch Etwas haben.« Erst die zunehmende Feuersbrunst scheuchte Tilly's Würger in das Lager zurück. »Seit Troja's und Jerusalems Zerstörung wäre keine solche Viktoria geschehen,« schrieb er seinem Herrn. An 30,000 Einwohner Magdeburgs sollen durch Schwert, Feuer und Einsturz umgekommen sein. Doch schien seit diesem grauenvollen Tage Tilly's Glück zu weichen. Sein Arm, immer siegreich, so lange er ihn zum Schutze seines Glaubens und zur Vertheidigung der Rechte seines Herrn erhoben, erlahmte, seit er ihn zu Mord und Raub mißbraucht hatte. Als er sich Gustav Adolf's festem Lager bei Werben näherte, fiel dieser über Tilly's vorausgesendete Regimenter her, und jagte sie mit Verlust zurück. Vergeblich suchte Tilly hierauf den König zum Schlagen zu bringen. Um des Kurfürsten von Sachsen Wankelmuth zu strafen, führte er seine Armee in dessen Land, plünderte oder brandschatzte Merseburg, Freiberg, Naumburg, Jena und Zeitz, und brachte Leipzig zur Kapitulation. Hier soll der Anblick der im Todtengräberhause ausgestellten Schädel und Gebeine den alten Feldherrn schwer entsetzt haben, was jedoch von manchen Seiten als bloße Sage bestritten worden ist. Mittlerweile hatte sich der Kurfürst von Sachsen, Johann Georg I. mit Gustav Adolf vereinigt, und das schwedisch-sächsische Heer erschien bei Breitenfeld, eine Meile von Leipzig. Leipzig im Rücken und sein Geschütz hinter sich, wartete Tilly der Ankunft des Königs, entschlossen, vor dem Eintreffen des Armeekorps des Grafen Fugger und Altringers, sich in kein Treffen einzulassen. Seine alte Entschlossenheit, sein Selbstvertrauen, sein schneller, sicherer Blick waren dahin; »der Geist von Magdeburg schien über ihm zu schweben.« Endlich drängte Pappenheim's unzeitiger und verunglückter Kavallarieangriff ihn selbst wider Willen zur Schlacht. Es gelang ihm, die Sachsen, welche den linken Flügel bildeten, zu werfen; dagegen wurde Pappenheim mit seinen heftigen Angriffen auf den rechten Flügel der Schweden sieben Mal zurückgeschlagen. Hierauf bemächtigte sich Gustav Adolf durch eine gelungene Wendung, des Hügels, auf welchem das Geschütz der Kaiserlichen stand, eroberte es, und beschoß sie nun selbst in Flanke und Rücken. Dies entschied die Niederlage. Tilly, mit Wunden bedeckt, schien seinen Ruhm nicht überleben zu wollen; seine Wallonen mußten ihren »alten Vater«, wie sie ihn nannten, mit Gewalt vom Kampfplatze wegreißen. Er zählte 7000 Todte, 5000 Gefangene und Ver-

wundete; die ganze Artillerie, das Lager und gegen 100 Fahnen hatte er verloren. Der Tag, welcher den bisher Unbesiegten so bitter schlug, war der 7. September 1631. In Halberstadt sammelte Tilly die Trümmer seines Heeres, um Leipzig zu entsetzen; doch der Zauber der Unbesiegbarkeit hatte ihn verlassen, Wenige nur mochten ihm folgen. Auch von Nürnberg mußte er unverrichteter Dinge abziehen. Dagegen eroberte er Bamberg, und warf die Schweden bis Schweinfurt zurück. Gustav Adolf, davon unterrichtet, beschloß mit ganzer Macht auf Tilly loszugehen, der aus Franken über die Donau rückte, und dadurch den Krieg an Baierns Gränzen versetzte. Zu spät eilte dieser den Schweden entgegen, die, mitten unter Gefahren und Schwierigkeiten, das überwiegende Feldherrntalent ihres Königs glücklich über den Lech geführt hatte. Zwar griff er die Schweden mit dem alten Muthe an, aber im wildesten Augenblicke des Gefechtes, zerschmetterte ihm eine Falkonetkugel den Schenkel. Mit seinem Falle gaben die Baiern, wiewohl zu frühe, den Widerstand auf. Wenige Tage später starb der alte Held an seiner schmerzhaften Wunde zu Ingolstadt (am 20. April 1632), in demselben wunderbar gemischten Seelenzustande von gläubiger Andacht und heißer Kriegswuth, der ihn durch das Leben begleitet hatte. Er war klein von Gestalt, hager, aber zäh und ausdauernd, von unschönem, doch charakteristischem Aeußeren. Er ritt gewöhnlich einen kleinen Schimmel, und trug ein spanisches Wams von hellgrünem Atlas, mit aufgeschlitzten Aermeln, und einen hoch aufgestutzten Hut, dessen rothe Straußenfeder bis auf den Rücken niederhing. Er war ein Verächter aller sinnlichen Genüsse, vollkommen mäßig und nüchtern, dem Trunke wie der Liebe abhold; daher auch uneigennützig und nie begierig sich zu bereichern, wozu er viele Gelegenheit gehabt hätte. Fanatisch und intolerant, war er doch zur Grausamkeit nicht eigentlich geneigt; bei Magdeburg riß ihn der Zorn und der sogenannte Soldatenteufel seines Heeres hin, dem er zu wehren nicht für gut fand. Wenn er so der Habgier und den Lüsten seiner Krieger Freiheit gönnte, so wußte er doch, wo es galt, strenge Mannszucht zu erhalten, und im Heere war er daher eben so geliebt, als gefürchtet. Nie machte ihn das Glück verwegen, nie der Ruhm übermüthig, und nie schlug er seine Feinde unter ihrem Werthe an. Als Feldherr besaß er einen schnellen Blick, und war eben so entschlossen, als besonnen und vorsichtig; daher seine Zeitgenossen von ihm sagten: er gehe nicht tiefer in's Wasser, als er den Grund sehen könne.

Christ. Wilh. Hufeland.

Geboren 1762. Gestorben 1836.

Der ehrwürdige Repräsentant der deutschen Medicin in einer langen Reihe ihrer Entwickelungsperioden, in dessen Geschichte sich die Geschichte seiner Kunst in ihren wichtigsten Phasen wiederspiegelt, ward zu Langensalza in Thüringen am 12. August d. J. 1762 geboren. Sein Vater, Hofrath und Leibarzt Amalien's von Sachsen-Weimar, und später auch Karl August's, an deren Hofe den Deutschen ein „augustisch Alter blühte," konnte dem Sohne frühzeitig jenes Element einer gebildeten Umgebung verschaffen, welches die beste Grundlage für eine höhere Erziehung ist. Hufeland würde ohne sie vielleicht auch ein unterrichteter Arzt, aber nie ein Hufeland geworden sein. Allseitigkeit der Bildung, hoher, menschlicher Standpunkt charakterisiren sein ganzes Streben und Wirken. Gründliches Studium der Alten und deutsch religiöse Gesinnung bildeten die Hauptstützen seiner Erziehung. Eigene Wahl zog ihn in die Laufbahn seines Vaters und Großvaters, deren Studien er in Jena begann, und in Göttingen, unter Blumenbach, Richter u. a. fortsetzte. Hier, im Jahre 1783 promovirt, begann er, den erkrankten und erblindenden Vater unterstützend, seine Praxis, die sich, von einer gewinnenden, wohlwollenden Persönlichkeit begleitet, schnell erweiterte. Die Richtung jener Zeit, in welcher die Maximen einer praktischen Menschenliebe sich allgemein, ja bis zu einer Art Modeton, in der Welt geltend machten, stimmte vortrefflich zu den Wünschen und Bestrebungen des Jünglings. Die an so manchen Mängeln leidende Behandlung der Kinder, die Gefahr, lebendig begraben zu werden, die eben aufkommende Blatternimpfung waren die Gegenstände, die zuerst seine philanthropische Theilnahme anregten, und ihm den Impuls zu seinen ersten, mehr populären Schriften gaben, welche mit Recht die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zogen, und ihm volle Anerkennung erwarben. Trotz der immer wachsenden Praxis folgte er in der Stille seines Zimmers Schritt für Schritt dem steten Fortgange der Wissenschaft, den er, wirkend

und schreibend, befördern half. Seine damaligen Schriften über eine Blattern-Epidemie, über die Skropheln, sind Belege hiezu. Fragt man, wie eine so mannigfache und doch solide Wirksamkeit möglich war, so muß man wissen, daß, wenn es einen gebornen Eklektiker (der den Takt hatte, schnell aus Allem das Wahre und Fruchtbare herauszufinden) gab, dieses Hufeland war. Schon genoß er der persönlichen Achtung seines Fürsten, und an einem der literarischen Abende bei Göthe war Karl August Zuhörer einer Vorlesung Hufelands. Bald hierauf ward er zum öffentlichen Lehrer der Heilkunde in Jena ernannt, — und sein aus dem Leben gegriffener Vortrag, seine für Menschenwohl glühende Gesinnung fesselte jetzt seine Hörer, wie bisher seine Kranken. Unter seinen Vorlesungen fanden die, welche er über Diätetik hielt, besonders Anklang; dies veranlaßte ihn zur Herausgabe des Werkes: »Makrobiotik, oder die Kunst, das menschliche Leben zu verlängern,« — eines Werkes, das, wie kein anderes medicinisch-populäres, in Blut und Leben des Publikums überging, das aber auch, wie kein anderes, diesen allgemeinen Einfluß verdiente. Der Grundsatz des Werkes: »Gleichgewicht der Ernährung und des Verbrauchs,« ist konsequent durchgeführt, das Detail mit Vollständigkeit gegeben, und das Ganze durchweht in gebildeter Darstellung belebend der Geist der Humanität. Als, seit 1798, Jenner's segenreiche Entdeckung der Schutzpocke zur europäischen Frage ward, war es Hufeland, der feurig in die Reihen der ersten Beförderer trat. Durch die Gründung seines »Journals der praktischen Heilkunde« erwarb er sich das Verdienst, in unserm Vaterlande einen Sammelplatz und einen Impuls für Mittheilungen und Besprechung der Fortschritte der Medicin in ihrem eigentlichen, dem praktischen Leben gegeben zu haben. Das treffliche Institut überlebte seinen Gründer, und fährt fort, in seinem Sinne zu wirken und zu bilden. Im November 1800 starb in Berlin der königliche Leibarzt Selle. Hufeland ward vom Könige zu dessen Nachfolger ernannt. Fünfunddreißig Jahre wirkte der würdige Mann in diesem schönen und großen Wirkungskreise, für das Leben und die Wissenschaft gleich thätig, am Rechten und Wahren festhaltend, jede Bewegung der Zeit beobachtend, ohne sich voreilig hinreißen zu lassen. »Prüfet Alles, und das Gute behaltet!« war und blieb sein Lebensspruch, und so folgte er jenen Bewegungen stets mit den Augen, — aber nur manchmal mit dem Fuße. Die schöne Idee höherer Wohlthätigkeit stets im Busen tragend, war er besonders bedacht, dem preußischen Medicinalwesen diesen Geist einzuhauchen, und nützte öffentlich, wo er konnte. Er nahm thätig an den Geschäften

des Berliner Armenvereins Theil. Im November des Jahres 1829 übersandte er sämmtlichen Medicinalräthen Preußens einen Plan zu einem Hülfsvereine für nothleidende Aerzte. Der Vorschlag fand allgemeine Zustimmung; der König genehmigte ihn, und der Plan trat heilbringend unter dem Namen der Hufeland'schen Stiftung in's Leben. Der edle Gründer stiftete selbst gleich ein bedeutendes Kapital, und in Kurzem zeigten sich die gedeihlichen Ergebnisse einer so zeitgemäßen Anstalt. Allgemeine Liebe und Verehrung dankten dem menschenfreundlichen Arzte, kollegiale Herzlichkeit lohnte seine Gesinnung für die Kunstgenossen, und fünf Jahre vor seinem Tode ward das Jubiläum seiner Doktorswürde im ganzen Vaterlande mit Rührung und Auszeichnung gefeiert. Auch an äußerlichen Zeichen des anerkannten und geehrten Verdienstes fehlte es nicht. Unter solchen Beweisen der Dankbarkeit des Vaterlandes nahte die Abschiedsstunde — die am 25. August des Jahres 1836 (in demselben Monate, in welchem er vor 74 Jahren das Licht der Welt erblickte) ihn der trauernden Welt entriß. Der König von Griechenland hatte eben beabsichtigt, ihm für die Verdienste, die er sich um die Sache der Griechen erworben, das Großkreuz des Ordens vom Erlöser zuzusenden. Er erlebte diese Auszeichnung nicht mehr. Das Diplom fiel den Erben zu. Der Hufeland'schen Stiftung fügte der Stifter noch in den letzten, durch Schmerzen getrübten Tagen eine Witwenkasse bei, wozu er ein Kapital von 3000 Reichsthalern bestimmte. Der König ehrte diesen letzten Willen des Menschenfreundes, und bestätigte die Stiftung. Ueber Hufeland's Charakter ist nur Eine Stimme. Als Arzt liebevoll, theilnehmend, zwischen Arm und Reich, Gering und Vornehm keinen Unterschied machend, unermüdlich, als Mann ehrwürdig und geliebt, drückte sein ganzes Wesen die Ruhe aus, die er durch Sittlichkeit und Mäßigung erwerben gelehrt und sich erworben hatte. Der erste Eindruck, den seine Erscheinung gab, war der einer gewissen Feierlichkeit, die aber zugleich Vertrauen einflößte. Seine Zusprache war belebend für den Leidenden, und hatte dabei etwas Zartes; sein seelenvoller, etwas schwermüthiger Blick wußte den Weg in die Herzen zu finden. »Wem die Heilkunst nicht zur Religion wird, dem ist sie Sünde.« Dies sein schönes Wort ist Widerschein seines Lebens, denn ihm war die Heilkunst Religion.

In die Wissenschaft hat er tief eingewirkt. Er sah die wechselnden Systeme eines halben Jahrhunderts, wie Meteore, steigen, glänzen und verschwinden, und prüfte sie am Probiersteine der Erfahrung und Ver-

nunft; er steht als Vorbild rationeller Empirie, nüchterner Gründlichkeit da. Zur Zeit des Brownianismus hielt er, mitten im Gewühle der Parteiungen, die auch ihn nicht verschonten, die Wage gerechten Urtheils unerschütterlich in der sichern Hand. Seine eigentlich wissenschaftlichen Arbeiten zu charakterisiren, liegt außer unserm Bereiche, und würde ein Buch erfordern. Das Heilbestreben der Natur zu achten, und seine Wege zu erforschen, um sie nachzuahmen oder zu ergänzen, — das ist die Idee, die sie durchdringt.

Joh. Pet. Frank.

Geboren 1745. Gestorben 1815.

Am 19. März des Jahres 1745 wurde Joh. Peter Frank, zu Rothalben im Baden'schen, in niedrigen Verhältnissen geboren. Den ersten Unterricht erhielt er in der Dorfschule seines Geburtsortes; im siebenten Jahre aber kam er zu einem seiner älteren Brüder, der schon verehlicht war, und fand hier mehr Nahrung für seine früh aufblühenden Anlagen. Sein Eifer für die ersten Studien veranlaßte, ihn nach Rastadt in's Gymnasium zu senden. Hier hätte fast seine schöne Knabenstimme den Lauf seines Lebens gewendet. Die Markgräfin von Baden wollte aus ihm in Italien einen künstlichen Sopransänger machen lassen. Nur mit Mühe bewog sie sein Gönner, der General Dreger, diesen Plan aufzugeben. Der Jüngling kam 1761 nach Metz, und das folgende Jahr nach Pont-a-Mousson, wo ein sehr gelehrter Jesuit, Pater Barlet, die Physik vortrug. Diese Studien entschieden Frank's Leben. Sie flößten ihm eine solche Liebe zur Wissenschaft von der Natur ein, daß er von nun an beschloß, sich ihr ganz zu weihen. Nachdem er das Doktorat der Philosophie genommen, warf er sich mit ganzer Seele in das Studium der Medicin. Diese glückliche Verbindung einer soliden, ja gelehrten und philologischen Bildung mit praktischen Zwecken charakterisirt Frank's spätere Leistungen und Verdienste. Der Ruf seiner Kenntnisse hatte sich frühzeitig verbreitet. Seine Inaugural-Disser-

tation vertheidigte er unter großem Zulaufe, und noch ehe er die Universität verließ, wurde er von Overcamp zur Bearbeitung eines wichtigen Gegenstandes aufgefordert, und dadurch die erste Idee zu seinem unsterblichen Werke »über medicinische Polizei« in ihm angeregt. Seine Praxis begann er in seinem Geburtsorte und der umliegenden Gegend. Als er sie auch an andern Orten ausüben wollte, fand er vielfache Hindernisse, und es ist merkwürdig, in der Skizze einer Selbstbiographie, welche Frank hinterlassen, zu erfahren, welche Dornen- und Irrpfade er zu durchwandeln hatte, ehe es ihm gelang, die Heerstraße der Ruhe und des Ruhmes zu finden. Als er endlich in Baden die Erlaubniß erhielt, die Geschäfte des dortigen, unbrauchbar gewordenen Landphysikus (aber nicht dessen Stelle) zu übernehmen, erschien sein erwähntes, großes Werk, das zwar seinen Ruhm begründete, aber ihm zugleich manchen Widersacher, und dadurch schmerzliche Erfahrungen bereitete. Die behaglichere Stellung als Leibarzt beim Fürstbischof in Speyer, und bald darauf ein Ruf zur Professur der Heilkunst nach Göttingen konnten ihn wohl für das Schlimmste schadlos halten. Allein seine Gesundheit hatte gelitten, und nach einem kurzen Aufenthalt in Göttingen, folgte er einem zweiten Ruf, — nach Süden. Des berühmten Tissot's Kanzel in Pavia war erledigt. Wer konnte sie würdiger zieren, als Frank? Am 18. Mai 1785 traf er in Pavia ein; seine Gesundheit war bald wieder hergestellt, und die Periode seines glänzenden und segensreichen Wirkens begann. Er übernahm dort auch die Leitung des Krankenhauses, und die Thätigkeit, Umsicht und Weisheit, die er dabei bewies, verschafften ihm so laute Anerkennung, daß ihm die Leitung des ganzen Medicinalwesens in der Lombardie anvertraut, und er selbst im Jänner 1795 nach Wien berufen ward. Auch hier stand er dem großartigen Krankenhause, dem klinischen Unterrichte, und, da er zu allen Sanitätskommissionen gezogen wurde, durch Rath und That mit, dem öffentlichen Gesundheitswesen vor. In jeder dieser Beziehungen bewährte sich hier Peter Frank's Tüchtigkeit. Sein Ruf als öffentlicher Lehrer ward zum europäischen, und nie wurde die Wiener Hochschule von fremden Aerzten aus allen Ländern so häufig besucht, wie damals. Er war es im strengsten Sinne, welcher derselben nicht nur ihren alten, wohlerworbenen, durch van Swieten, de Haen und Stoll begründeten, aber bereits im Sinken begriffenen Ruhm wieder herstellte, sondern noch bedeutend erweiterte. Er war einer jener seltenen Lehrer, die es ganz in ihrer Macht haben, durch leutseligen und bildenden Umgang eben so sehr, als durch gelehrten,

ja hinreißenden Vortrag und ehrwürdig imposantes Aeußere auf ihre Jünger zu wirken. Noch leben viele seiner damaligen Schüler. Aus ihrem Munde entnahmen wir diese Schilderung. Freude und Stolz belebt sie bei der Erinnerung an Peter Frank. Im Jahre 1804 berief ihn Katharina II. nach Wilna, und im folgenden Jahre als Leibarzt nach Petersburg. Aber es zog ihn in den Kreis seiner schönsten Wirksamkeit, nach Wien zurück. Mit den Zeichen des anerkennenden Dankes der Monarchin, mit einer wahrhaft kaiserlichen Pension verließ er Rußland, und verlebte den Herbst seines Lebens in Wien. Hier brachte er die letzten Jahre in philosophischer Zurückgezogenheit zu. Er übte die ärztliche Praxis nur in so weit, als er sich zu Berathungen ziehen ließ. Die Vollendung seiner Werke, in denen er die Früchte eines emsig bebauten Lebens der Welt hinterlassen wollte, lag ihm am Herzen, — und als Napoleon ihm die glänzendsten Anträge machte, um ihn nach Paris zu ziehen, — schlug er sie aus, und versenkte sich ganz in die Ausarbeitung seines Meisterwerkes »von der Heilung der menschlichen Krankheiten,« - das für alle Zeiten ein Muster treuer Beobachtung, reichen und gründlichen Wissens und unübertrefflicher Darstellung bleibt. Am 24. April 1815 starb Peter Frank, und hinterließ, nebst der allgemeinen Trauer und Achtung, einen Sohn, Joseph, in welchem die Erinnerung an die Verdienste des Vaters, durch praktische und wissenschaftliche Thätigkeit, ehrenvoll fortlebte.

Georg v. Thurzó,

Palatin von Ungarn.

Geboren 1567. Gestorben 1616.

Das Geschlecht der Thurzó, obwohl fremdem Boden entsprossen, gelangte gleichwohl im neuen Vaterlande, das sie alle mit heißer Liebe umfingen, zu solchen Reichthümern, zu solchem Ansehen und Wichtigkeit, daß sie bald den Glanz selbst der edelsten Geschlechter des 16. und 17. Jahrhunderts überstrahlten. In dem benachbarten Oesterreich, wo sie sich

von Torsen nannten, waren sie seit Jahrhunderten schon Besitzer der romantischen Burgen von Rauhenstein und Lichtenfels. Sie hausten schon lange als mächtige Burgherren auf Rauheneck, dessen bemooste Trümmer das reizende Helenenthal, wo die wunderthätigen Heilquellen von Baden dem Kalkgestein sich entwinden, überschauen; als sie unter König Sigmund's Regierung nach Ungarn kamen, und durch den Ankauf von Bethlenfalva, im Zipserlande, sich das Bürgerrecht in der neuen Heimat erwarben, um fortan den wichtigsten Antheil an dem Geschicke des Landes zu nehmen.

Georg Thurzó, der ruhmwürdigste Sprosse des alten Geschlechtes, wurde am 2. September 1567 geboren. Sein Vater, Franz Thurzó, verwaltete als Bischof von Neutra mehrere Jahre lang die königliche Kammer mit allem Eifer und vieler Sachkenntniß, als er plötzlich, von Liebe getrieben, sein Amt sammt dem Priestergewande von sich legte, und zum evangelischen Glauben übertrat, um die reizende Barbara Kostka von Zedlitz zu ehelichen. Nach dem früh erfolgten Tode der Heißgeliebten vermählte sich Franz zum zweiten Male mit Katharina von Zrinyi, der ältesten Tochter des bei Szigeth gefallenen Helden, die dem sehnsüchtigen Vater auf der Burg Lietawa den Sohn Georg, den nachmahligen Palatin des Reiches, gebar.

Kaum 9 Jahre alt, verlor Georg seinen Vater, aber das günstige Geschick führte ihm in seinem Stiefvater Emerich Forgáts einen vortrefflichen Erzieher und treuen Freund zu, der mit der zärtlichsten Fürsorge den hoffnungsvollen Knaben zum Manne heranbildete. Am glänzenden Hofe des ritterlichen Erzherzogs Ernst von Oesterreich sollte der Jüngling die feineren Sitten eines geschmeidigen Hoflebens sich aneignen, als er, durch den unverhofften Tod seiner Mutter, schon nach einem Jahr sich gezwungen sah, Wien zu verlassen, um die Verwaltung seiner ausgedehnten Besitzungen anzutreten. Die Sorgfalt des Stiefvaters führte dem reichen Erben bald darauf eine zärtliche Gattin in die Arme, und er hatte kaum die süßen Freuden des ersten Zusammenlebens recht genossen, als er schon dem Rufe des Vaterlandes folgte, und, kaum 23 Jahre alt, seine erste Ritterfahrt gegen die Türken antrat. Sie nahm aber einen unglückseligen Ausgang. Bei Párkány, Gran gegenüber, rettete er bei einem Scharmützel sein Leben nur mit Mühe, das falsche Gerücht von seinem erfolgten Tode verbreitete sich aber schnell bis zu seiner ängstlich harrenden Gattin, die so eben von einem Mädchen genas. Der Schrecken wirkte tödtlich auf sie, und der heimkehrende Gatte fand die Geliebte in der Gruft. Zwei Jahre darauf ehelichte er

die männliche Elisabeth Czbor, die ihm eine zärtliche Gattin bis an sein Ende war. Seiner ersten Ritterfahrt folgten bald mehrere Feldzüge gegen den Christenfeind, in denen Georg, an der Seite seines ruhmbedeckten Feldherrn, Niklas Pálffy, sich durch ritterliche Thaten auszeichnete; das Geschick führte ihn aber bald auf eine andere Bahn, wo er reichlichere Lorbeeren ernten sollte.

Der klägliche Zustand Kaiser Rudolphs zu Prag führte in den Angelegenheiten der vereinigten Länder eine Verwirrung herbei, die mit der gänzlichen Auflösung des österreichischen Staatenvereines drohte. Der Reformationsgeist hatte von allen Seiten die Gemüther entzündet, ganz Ungarn war hingerissen von der neuen Lehre; die Aufmunterung der Türken einerseits, die Verfolgung der Bekenner des evangelischen Glaubens anderseits hatte einen Kampf der Parteien hervorgerufen, der mit aller Erbitterung eines Religionskrieges geführt wurde; dazu die größte Uneinigkeit im königlichen Hause selbst, genährt durch den finstern Gemüthszustand Rudolph's — und es wäre für das Erzhaus Alles verloren gewesen, hätten Thurzó und der Erzherzog Matthias sich nicht zu rechter Zeit noch dem verheerenden Strome entgegen gestellt.

Thurzó, ein besonnener, aber eben so eifriger Anhänger und Vertheidiger der lutherischen Lehre, wirkte mit seinem ganzen Ansehen dahin, daß die Forderungen der Unzufriedenen, die unter Botskay's Anführung ganz Ober-Ungarn besetzt hielten, in so weit dieselben billig und recht waren, zugestanden wurden. Der einsichtsvolle Matthias, Thurzó's Werth ganz erkennend, bot zu dem friedlichen Geschäft bereitwillig die Hand. Namentlich durch Thurzó's und des mächtigen Illésházy's Vermittelung kamen nach einander der Wiener Frieden (9. Februar 1606) mit Botskay, der auf 20 Jahre abgeschlossene Friede von Zsitva-Porok mit der Pforte, und endlich auch die Abdankung Rudolph's und die darauf erfolgte Krönung des Erzherzogs Matthias zu Preßburg im September 1608, glücklich zu Stande.

Selbst Rudolph erkannte in diesem Augenblicke die Verdienste des Mannes, er bewies es ihm durch die Schenkung der Arvaer Burg, die er bis dahin nur pfandweise besessen, und belehnte ihn mit dem Titel eines erblichen Grafen und Obergespan von Arva, einer Würde, die, als unerhört in der Geschichte des Landes, nach seinem Ableben, bis zur Mündigkeit seines Sohnes auf die Witwe überging. Der Tod seines Freundes, des Grafen Illésházy, führte ihm, am Reichstage 1609, auch die Palatins-

würde zu, die er ruhmvoll bis an sein Ende bekleidete, unablässig bemüht, einen ehrenvollen Frieden zu bewahren, die erhitzten Gemüther zu beschwichtigen, die Freiheit des Gewissens zu beschirmen.

Indessen waren aber auch seine Gegner, die den Fortschritt des Protestantismus ängstlich verfolgten, nicht müde, den Mann zu verdächtigen, der bei allen Parteien in höchstem Ansehen stand; sie entzogen ihm endlich das lang gehegte Vertrauen des nunmehr zum Kaiser erwählten Matthias, der es ihm schon längst übel genommen hatte, daß er wiederholt von der Eroberung Siebenbürgens, wo Gabriel Bethlen die Liebe seiner Unterthanen in vollem Maße genoß, abmahnte. Thurzó lebte fortan in stiller Zurückgezogenheit ganz seinem hohen Berufe, als ihn (24. Dezember 1616) auf seinem Lieblingsschlosse Bitse, der Tod ereilte, im 49. Jahre seines thatenreichen Lebens, von einem ganzen Lande aufrichtig betrauert, und beweint von einer tiefgebeugten Gattin und von Emerich, seinem hoffnungsvollen Sohne, der die Tugenden des Vaters erbte.

Das feierliche Leichenbegängniß war zu Bitse mit aller Pracht erst am 17. Februar 1617 begangen worden, sein Leichnam wurde aber später in die Arvaer Schloßkapelle übertragen, wo ein Leichenstein, von der Gattin gesetzt, die Stelle bezeichnet, wo die Reste des unvergeßlichen Mannes ruhen. Mit ihm starb der mächtigste Beschützer der Protestanten, der ohne Unterschied Recht und Gerechtigkeit übte, und nur einmal sein höchstes Richteramt mit aller Strenge handhabte, als er das ruchlose Weib, Elisabeth Báthory, die 300 Mädchen zur Erhöhung ihrer Schönheit hingeschlachtet hatte, zu lebenslänglicher Kerkerstrafe verurtheilte.



Gabriel Bethlen,

Fürst von Siebenbürgen.

Geboren 1580. Gestorben 1629.

Bethlen Gábor, nächst Stephan Báthory der preiswürdigste Fürst Siebenbürgens, war im Jahre 1580 geboren. Sein Geschlecht, das mehrere Woywoden und Fürsten von Siebenbürgen, und im Nachbarlande die ersten Würdenträger unter seinen Reihen zählte, gehörte zu den edelsten des Landes. Sie stammten aus Frankreich und standen mit König Stephan dem Heiligen in verwandtschaftlichen Verhältnissen. Gábor's Vater führte den Beinamen Lupus (Wolf), er hatte sich bei der Vertheidigung von Gyula gegen Soliman's wilde Rotten, so wie in der mörderischen Schlacht von Mohács mit Ruhm bedeckt. Seine Mutter Drusiana war aus dem alten Hause der Grafen Lazar.

Bethlen war sehr früh verwaist und auch in die verwickelten Angelegenheiten seines Vaterlandes sehr bald hineingezogen worden. Sigmund Báthory's jämmerliche Regierung stürzte das Land in namenloses Unglück. Basta's unbesoldete Kriegsknechte entschädigten sich durch Ausplünderung der Dörfer, während ihr Feldherr sich die Güter derselben aneignete. Bethlen war in das Lager der Türken geflohen, um von ihnen Rettung seines Vaterlandes zu erflehen. Schon damal wandten sich die Siebenbürger vertrauensvoll an den jungen, hoffnungsvollen Mann, und wählten ihn einstimmig zu ihrem Fürsten. Er aber lehnte die Auszeichnung ab, ein bescheidener Zug, der ihm stets eigenthümlich blieb, und übertrug die fürstliche Würde seinem erfahrenen Freunde und Gönner, Stephan Botskay, dem er fortan auf allen seinen Unternehmungen und Eroberungen hülfreiche Hand leistete.

Nach Botskay's Tode setzte er die Wahl Gabriel Báthory's zum Fürsten durch, und gewahrte nachher, daß er sich auf eine schreckliche Weise in dem Menschen geirrt hatte; denn kaum war Báthory auf seinem Fürsten-

stuhle warm geworden, als er in Folge seines ausschweifenden Lebens gegen Freund und Feind zu wüthen begann. Noch zu rechter Zeit entging selbst Bethlen seinem Untergange, er floh zu den Türken nach Temesvár, und ging von da zum Großherrn nach Adrianopel, der ihn sehr liebreich aufnahm und zum Fürsten von Siebenbürgen feierlich erklärte, während er zugleich alle seine Paschen der Moldau und Walachey zur Vertreibung Báthory's aufbot. Dieser flieht bei Annäherung der türkischen Heermacht nach Großwardein, um dort auf offener Straße von Mörderhänden zu fallen. 16 Tage nach dieser Frevelthat, erklärten die Stände des Reichs zu Klausenburg Gabriel Bethlen zum Fürsten von Siebenbürgen (27. Oktober 1613).

Während der Fürst im Lande für die Verbreitung milderer Sitten mit glücklichem Erfolg zu wirken begann, bemühte man sich in Wien, die Giltigkeit seiner Wahl streitig zu machen. Es war König Matthias Lieblingsidee, das Land dem österreichischen Staatenbunde für immer einzuverleiben. Nach langwierigen Unterhandlungen, als alle Versuche Matthias, seinen Plan durchzusetzen, gescheitert waren, kam endlich der schwankende Tyrnauer Frieden, am 6. Mai 1615, nur mit Mühe zu Stande, der den Fürsten in seiner Würde bestätigen sollte. Bethlen benützte die Zeit der Ruhe zur Verbesserung der verworrenen Finanz- und Gerichtsverwaltung, er verwendete große Summen auf Lehranstalten, Kirchen und andere öffentliche Gebäude, und schickte die ausgezeichnetsten Jünglinge auf die berühmtesten Hochschulen des Auslandes, als mit dem Regierungsantritte Ferdinand's die in den Erbstaaten, mit allen Schrecken eines herannahenden Bürgerkriegs, ausgebrochenen Unruhen ihn auf den Kampfplatz riefen, wo er unter den verbündeten Mißvergnügten, in der ersten Periode des welthistorischen dreißigjährigen Krieges, die Hauptrolle zu spielen berufen war.

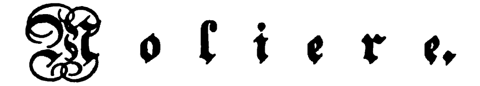
In der ganzen Schreckenszeit hat Bethlen die meiste Menschlichkeit, die größte Bescheidenheit und Mäßigung, den lautersten Sinn für einen gerechten und billigen Frieden an den Tag gelegt. Den tüchtigsten österreichischen Feldherren gegenüber, wie Dampierre und Bouquoi waren, die Beide den Tod im Felde fanden, und wie Waldstein, der berühmte Friedländer war, wurde er nie besiegt. Durch ganz Ober-Ungarn wehten zu wiederholten Malen seine siegreichen Paniere, der gesammte Adel, wie der große Haufe des Volks begrüßte ihn jubelnd als seinen Beschützer, er drang im Siegesschritt bis an die Thore der Kaiserstadt vor, und doch fand ihn

seinen
des besc
nicht u
Brande
allerlei L
Günstlingen an.
zu üben an der Ver
bemüht, seine Stein
handnehmenden Bru
15. November 1629



sein treuloses Weib, die sich ganz ihrem Buhlen hingab, und dadurch ihre Vertreibung aus Siebenbürgen bewirkte.

Bethlen stand selbst bei seinen größten Gegnern in dem Rufe eines gerechten und weisen Fürsten. Die Bibel begleitete ihn auf all' seinen Wegen, er kannte sie beinahe auswendig, und schrieb noch in der Todesstunde den Spruch aus der Epistel Pauli an die Römer: »Ist Gott für uns, wer mag wider uns sein», auf ein Blatt Papier nieder; in gleichem Maße war er auch den Künsten und Wissenschaften hold. Stolz und ritterlich gesinnt, nicht ohne Schlauheit, dachte er stets an seine Vergrößerung, wo es ohne Verkürzung eines Andern, auf eine rechtliche Weise geschehen konnte. Er unterhandelte lange mit Ferdinand um eine kaiserliche Prinzessin, kam aber zu keinem günstigen Bescheid, und führte darauf die Brandenburgerin heim. Bei der Pforte betrieb er die Abtretung der Moldau und Walachei, denn tief in seinem frommen Gemüth lag der sehnsüchtige Wunsch, die Christenheit von der osmanischen Tirannei zu befreien, er mochte so gerne der Beschützer aller Glaubensgenossen der Lehre Jesu heißen, und träumte von einem dacischen Königreich, wie es in alter Zeit unter den römischen Cäsaren bestanden, eh' die verheerenden Züge der mittelasischen Nomadenhorden die Staatenverhältnisse des europäischen Westens verwirrten.



Moliere.

Geboren 1622. Gestorben 1673.

Es ist ein niederschlagender Gedanke, daß auch Werke, die Molière's unsterblichen Namen an der Stirn tragen, dem Loose des Alterns nicht ganz entgehen; wenigstens was ihre Form und das Verhältniß derselben zu unserer Gegenwart anlangt. Wir, die wir mehr oder weniger auf Molière's Grundlage weiter bauten, die wir allmälig dasjenige, was dort in kecken, breiten Umrissen angelegt wurde, in dünne, spitze Formenspiele zerstreuten, erkennen jetzt das große Vorbild nicht mehr, von welchem das französische und das deutsche Lustspiel ausgegangen, und die Frische, die bei Molière waltet, der lärmende Muthwille jugendlicher Kraft, womit

sein Genius uns empfängt, thut unseren Ohren und Nerven weh; die grandiosen Frescobilder menschlicher Schwächen und Thorheiten sehen wir für Karikaturen an, weil wir gegenwärtig ästhetisch-höflicher mit dem Laster umzugehen pflegen, und unseren poetischen Sittenmalern jene scharfen, kraftvollen Farben ausgegangen sind, die ihm zu Gebote standen. Selbst zugegeben, daß uns jetzt Manches an ihm übertrieben erscheinen muß, ist es doch bei ihm keinesweges auf ein Entstellen, vielmehr nur auf ein Verdeutlichen der moralischen Zustände abgesehen; die Karikatur ist als ein Vergrößerungsglas davor gelegt, das nichts an der Sache verändert, sondern nur die Erscheinung des Gegenstandes in die Höhe und Breite treibt, ihre Wahrnehmung erleichtert. Wir haben Molière so viel abgelernt, ihm durch die zweite und dritte Hand so Vieles nachgeahmt und uns so wenig um die Quelle selbst gekümmert, aus welcher wir schöpften und schöpfen ließen, daß — ein in der That komisches Mißverständniß! — es uns beinahe gemahnt, als habe Molière sich Plagiate unsers Witzes erlaubt; er scheint uns zu wiederholen, weil er alle Elemente in sich vereinigt, die wir seitdem bearbeiteten nnd hundertfach variirten. Seltsam ist es, daß Molière's gelegentliche Derbheiten, obgleich weit subtiler und seltener, als jene Shakespeare's, uns gleichwohl mehr befremden und auffallen, als die des Letztern. Der Grund liegt wohl darin, daß Shakespeare überhaupt derber und deutscher auftritt, und daß die germanische Bärenhaut, die er häufig über sich wirft, zu dem rauhen Scherze, der ihm bisweilen entschlüpft, keineswegs absticht. Molière dagegen hat am Hofe Ludwig's XIV. französische Courtoisie angezogen; er kann sie nicht verläugnen, wie wenig er auch sich ihrer befleißigt, und es gibt daher einen empfindlichen Kontrast, wenn die unbemässigte Urkraft Molière's mit jenen bemesseneren Manieren zusammentrifft, wenn der klappende Tritt mittelalterlich-modernen Humors durch die, sonst nur vom beklommenen Schritte der Etiquette wiederhallenden Gänge von Versailles dröhnt. So viel über Molière's Leistungen, da uns zu seiner Lebensskizze nur wenig Raum übrig bleibt.

Jean Baptist Poquelin, genannt de Molière, war den 16. Januar 1622 zu Paris geboren. Anfänglich, wie sein Vater, Kammerdiener und Tapezierer des Königs Ludwig XIII., trieb ihn ein unwiderstehlicher Hang zum Theater. Er veränderte, aus Rücksicht für seine Familie, den Namen Poquelin in Molière, und bildete mit der Schauspielerin Bejart eine Truppe, mit welcher er 1662 zu Lyon seine erste, in Versen geschriebene Komödie, den »Etourdi«, aufführte, die durch den trefflichen Dialog und

das Interesse der Situationen allgemeinen Anklang fand. Mehrere Lustspiele folgten. Ludwig XIV. war mit den Leistungen der Molière'schen Truppe so zufrieden, daß er sie zu seiner Hofschauspielergesellschaft machte, und ihrem Direktor eine Pension von 1000 Franks bewilligte. Das größte Aufsehen aber erregte der »Tartufe«, obgleich sich viele einflußreiche Personen dadurch getroffen meinten, und der Dichter daher Verfolgungen auszustehen hatte, gegen welche nur die Gunst des Königs ihn schützen konnte. Mit dem Stücke: »le malade imaginaire«, beschloß Molière seine Laufbahn. Er befand sich so unwohl, daß seine Gattin und seine Freunde in ihn drangen, nicht zu spielen. Aber er wollte seine Schauspieler nicht um ihr Brot bringen und spielte. Die Anstrengung zog ihm einen Blutsturz zu, an welchem er den 17. Februar 1673 verschied. Man wollte ihm das Begräbniß verweigern; aber der König selbst schlug sich in's Mittel, und so wurde er in aller Stille beerdigt. In seinen häuslichen Verhältnissen war der große Dichter und Schauspieler nicht glücklich; er hatte aus heftiger Liebe sich mit der Tochter der Schauspielerin Bejart verheiratet, deren Kälte und Treulosigkeit ihm manchen Kummer bereitete. Die Akademie, die ihm den nächsten erledigten Platz bestimmt hatte, und in welche einzutreten der Tod ihn verhinderte, stellte seine Büste auf mit der Unterschrift: »Nichts fehlte seinem Ruhm, er fehlte nur dem unsern«, und neuerdings wurde seine Asche in das Museum der französischen Denkmäler gebracht. An tiefster Menschenkenntniß ist Molière vielleicht von Niemand erreicht worden. Indem er vornehmlich seine Zeit schilderte, griff er so tief in ihre Seele, daß er nicht das Flüchtige und Momentane, sondern das bleibende und unveräußerliche Wesen der Menschheit erfaßte. Sein Spott ist scharf, doch nicht boshaft, und ein neuerer berühmter Schriftsteller, dem Voltaire's Büste zu sagen schien: »Ich kenn' Euch, Ihr Spitzbuben!« fand aus Molière's Antlitze nur das milde Wort heraus: »Ich kenn' Euch, Ihr armen, thörichten Menschen!«

Jean Racine.

Geboren 1639. Gestorben 1699.

Frankreichs erster Tragiker, Jean Racine, begrüßte die Welt zu Laferté-Milon, unweit Paris, und wurde in der Abtei Port-Royal des Champs erzogen, wo er bereits die alten dramatischen Dichter mit Eifer studirte und besonders Euripides zu seinem Lieblinge erwählte. Er beendigte seine Studien im Kollegium Harcour, und trat zuerst als Schriftsteller auf mit einer, auf die Vermählung Ludwig's XIV. gedichteten Ode: »la Nymphe de la Seine,« welche ihm vom Hofe, nebst einem Geschenke, einen Jahresgehalt von 600 Livres zuwege brachte. Von nun an blieb er in Paris, um sich ausschließend der Dichtkunst zu widmen. Sein erstes Trauerspiel: »la Thébaide ou les frères ennemis«, welches 1664 erschien, bahnte, obgleich hinter seinen späteren Werken zurückstehend, ihm den Weg zum Ruhme. Es war nach dem Muster Corneille's gearbeitet; später verfolgte er jedoch eine selbstständigere Bahn. Nach dem Erscheinen seines »Alexander« (1666) und seiner »Andromache« (1668) stellte ihn die Mehrzahl über Corneille, wozu hauptsächlich Racine's anmuthigere Verse und sein gefälliges Verweilen bei zärtlichen Gefühlen beitrug; doch zog dieser letztere Umstand ihm von Seite des eifernden Demaret de St. Sarlins den Vorwurf der Seelenvergiftung zu. Einseitige und pedantische Kritiker und Geschmacksusurpatoren machten dem Dichter ebenfalls nicht wenig zu schaffen und veranlaßten ihn zu epigrammatischen Repliken. Durch seine übrigen Stücke: »Berenice, Britannicus, Bajazeth, Mithridat, Iphigenia, Phädra, Athalia,« wurzelte sich sein Ruhm bleibend in die Nation ein. Mit der Geschichte der Regierung Ludwig's XIV. welche dieser Monarch ihm und Boileau auftrug, kam er nicht völlig zu Stande. Später lenkte ihn sein religiöser Sinn, gegen seinen dichterischen Beruf, eine Zeit lang von weltlichen Poesien ab, und er schrieb die „Esther", ein Stück, das nur der damaligen Denkweise des Hofes seinen großen Beifall zu danken hatte. Auf Veranlassung der Frau von Maintenon kehrte er bald zu seiner angestammten Richtung zurück. Doch ward dieselbe

Frau, welche den Dichter sich selbst zurückgab, gegen ihren Willen die Urheberin seines nachmaligen Mißgeschicks, welchem sogar sein Leben unterliegen sollte. Die Maintenon hatte ihn aufgefordert, eine Abhandlung zu verfassen, in welcher die Lasten des durch eine verschwenderische Verwaltung gedrückten Volkes dargestellt würden. Racine that es, zog sich aber dadurch die Ungnade des durch Schmeicheleien verwöhnten Ludwig's XIV. zu. Der arme Dichter, aufgewachsen im Sonnenscheine der Hofgunst und unfähig, außerhalb ihres Bereiches zu leben, verfiel darüber in Schwermuth, und starb den 22. April 1699. — Zwar vermag der Deutsche, an freiere poetische Formen gewöhnt, nicht so unbedingt sich für Racine zu enthusiasmiren, wie dessen Landsleute; doch steht dieses Dichters Ruhm fest für alle Zeiten, und die französische Bühne bleibt ihm ewig hoch verpflichtet. Corneille hatte durch seine Kraft ohne Anmuth dem französischen Drama eine Härte und Sprödigkeit aufgedrückt, die den gern geschmeichelten Sinn der Nation nicht für die Dauer hätte fesseln können. Racine führte das Drama auf nationale Grundlagen zurück, wobei er freilich auch jene Fehler- und Manieren nicht vermeiden konnte, die von diesem nationalen Typus unzertrennlich waren. Die höfische Feinheit und steife Zierlichkeit der Salons von Versailles, deren Atmosphäre dem Dichter zur unentbehrlichen Lebensluft geworden, strömte unwillkürlich auf seine Gestalten über, und so wie seine römischen Helden, kraft der damaligen überfeinerten Geschmacksbarbarei, auf der Bühne in französischer Hoftracht erschienen; so waren sie auch vom Dichter aus französisch gekräuselt und im Lavendelwasser der Etiquette gewaschen. Das Kostum der Zeit, in welcher sie entstanden, tritt unendlich schärfer in ihnen hervor, als das jener Epoche, der sie historisch angehören sollten. Sitte, Geschmack und Nationalform haben mehr Theil an diesen Mängeln, als Racine. Ihm gebührt dafür das Verdienst einer dichterischen, schönen und ausdruckvollen Sprache, eines eigenthümlichen Zaubers der Verse, und der seltenen Gabe, Liebe und sanfte Empfindungen mit großer Zartheit — Leidenschaft, Schmerz und Zweifel mit hinlänglicher Kraft zu schildern, und allen seinen Werken eine Anmuth, einen Adel zu verleihen, die der neueren französischen Schule immer mehr entschwinden.



Moriß,

Graf von Sachsen.

Geboren 1696. Gestorben 1750.

Die Mehrzahl kennt diesen großen Feldherrn unter dem Namen des „Marschalls von Sachsen.“ Er war ein natürlicher Sohn August's II. (des Starken), Königs von Polen und Kurfürsten von Sachsen, und der durch ihre Schönheit und ihren Geist berühmten schwedischen Gräfin Aurora von Königsmark, die ihn den 15. Oktober 1696 auf einem Dorfe unweit Magdeburg gebar. Bis in sein achtes Jahr wurde er zu Berlin unter dem Namen eines Grafen von der Raute (weil die Raute ein Hauptbestandtheil des sächsischen Wappens) in der evangelischen Religion erzogen; und wohnte schon 1709 den Feldzügen eines sächsischen Korps unter dem General von Schulenburg in Brabant bei. Sein Vater, König August, verlieh als Reichsvikar ihm 1711 den Titel eines Grafen von Sachsen, und ernannte ihn zum Obristen eines neu errichteten Kürassierregiments. Er vermählte sich 1714 mit Viktoria von Löben, von welcher er, in der Liebe jederzeit unbeständig, sich bald wieder trennte, schloß sich 1715 dem Feldzuge in Pommern an, focht dann mit seinem Regimente in Polen gegen die Konföderirten, ging 1720 nach Frankreich und erhielt dort als Marechal-de-Camp ein deutsches Regiment. Den 28. Juni 1726 wurde er von den Ständen in Kurland zum eventualen Nachfolger ihres Herzogs Ferdinand erwählt; doch waren sowohl der Hof von Petersburg als die Republik Polen dagegen. Da nun seine beabsichtigte Vermählung mit der Herzogin Anna von Kurland sich zerschlug, so wurde er nicht nur von den Russen 1727 mit gewaffneter Hand aus Kurland vertrieben, sondern auch seine Erwählung durch eine polnische Kommission aufgehoben, er selbst aus Polen verbannt. Der wegen der polnischen Königswahl zwischen dem Kaiser und Frankreich ausbrechende Krieg eröffnete seiner Thätigkeit ein neues Feld. Er wohnte 1733 — 1735 den Feldzügen in Deutschland, besonders den Belagerungen

der beiden Reichsfestungen Kehl und Philippsburg bei, empfing den polnischen weißen Adlerorden, und ward 1734 zum Generallieutenant aller königlichen Armeen ernannt. Der Friede 1735 rief ihn von dem Kriegsschauplatze ab; seine Prätendentschaft auf Kurland wurde 1737 durch die Wahl des Herzogs von Biron zernichtet. Karl's VI. Tod veranlaßte neuen Krieg. Moritz befand sich bei der Armee, die 1741 in Oberösterreich einfiel, nahm Theil an der Eroberung Prags, und brachte im April 1742 Eger zur Uebergabe. 1744 erhielt er, zum Lohn so glorreicher Unternehmungen, die Würde eines Marschalls von Frankreich, obschon er, als Protestant, in dem Marschallstribunal nicht Sitz nehmen konnte, und das Kommando über eine Armee von 20,000 Mann, mit welcher er die Operationen der Hauptarmee unter dem Marschall von Noailles deckte, und setzte dann mit 40,000 Mann sich in Ryssel so fest, daß der Feind ihm nichts anhaben konnte. 1745 ward ihm das Oberkommando über die gesammte französische Armee in den Niederlanden zu Theil; er rückte vor Dornik, und als der Herzog von Kumberland ihn (11. Mai) bei Fontenoi angriff, erkämpfte er einen so herrlichen Sieg, daß der König, Zeuge seiner Thaten, ihn zum Generalgouverneur über das neueroberte Flandern ernannte, und ihm das schöne Schloß Chambord mit allem Zugehör schenkte. Dieser Feldzug, ein Meisterstück der Kriegskunst, stellte ihn an die Seite von Turenne; die Folge davon war die Eroberung von Dornik und von ganz österreichisch Flandern. Im Januar 1746 stand er mit seiner Armee plötzlich vor Brüssel, brachte es den 20. Februar in seine Gewalt, übernahm von Neuem das Oberkommando in den Niederlanden, eroberte Mecheln, Löwen, Antwerpen, Mons, Charleroi und Namur, und siegte den 11. Oktober unweit Lüttich über Karl von Lothringen. Bei seiner Rückkehr nach Paris erhielt er vom Könige das Prädikat »Hoheit", und das neuerrichtete Uhlanenregiment zur Leibgarde; er bekam sechs Kanonen geschenkt, und sein Gehalt wurde auf 100,000 Livres erhöht. Bevor er 1747 wieder das Kommando in den Niederlanden antrat, erklärte ihn der König zum Generalfeldmarschall und ließ sein Bild mit einer lobpreisenden Unterschrift im Louvre aufstellen. Bei Laffeld schlug er am 2. Juni den Herzog von Kumberland, und nach beendigtem Feldzuge erhielt er das Generalgouvernement über die gesammten eroberten Niederlande, mit einem Jahresgehalt von 300,000 Livres. In Chambord erlitt er einen Blutsturz, dem ein Fieber sich zugesellte, und den 30. November 1750 beschloß er sein Heldenleben. Als er sein Ende nahe fühlte, sagte er zu seinem Arzte: »Da stehe ich, mein

Freund, am Ende eines schönen Traumes, und das ist der Lauf aller menschlichen Herrlichkeit; es sind nichts als schöne Träume!" Der König zerfloß in Thränen, als ihm des Grafen Tod hinterbracht wurde. Sein Leichnam wurde nach Straßburg abgeführt und dort mit großem Gepränge in der evangelischen Kirche St. Thomas beigesetzt, wo ihm 1777 Ludwig XV. ein Denkmal errichten ließ. Wie in seinem Aeußeren, war er auch in seinen Neigungen und Leidenschaften, ein Ebenbild seines Vaters, dessen außerordentliche Leibesstärke ihm besonders in der Jugend eigen war. Er liebte sinnliche Ergötzlichkeiten, und war in der Liebe eben so leidenschaftlich, als unbeständig. Der Pracht und Verschwendung ergeben, stürzte er sich oft in Schuldenlasten. Er war religiös; seinen Soldaten ein Vater, seinen Dienern ein gütiger und freigebiger Herr. Abenteuerlichen Planen hing er gern nach; so soll er damit umgegangen sein, die Juden wieder zu einem Volke zu vereinigen, sich einen Thron in Corsica zu gründen oder ein Königreich in Amerika, namentlich in Brasilien. Seine »Rêveries«, ein Werk, würdig eines Cäsar, in kühnem und kraftvollem Geiste abgefaßt, enthalten treffliche Ansichten über die Kriegswissenschaft, deren Haltbarkeit durch die neuere Art der Kriegführung gerechtfertigt worden ist.



Herzog und Kurfürst zu Sachsen.

Geboren 1521. Gestorben 1553.

Dieser streitbare und staatskluge Fürst, der durch List und Kraft während einer kurzen Laufbahn schnell den höchsten Gipfel seiner Wünsche erstieg, war der älteste Sohn des Herzogs Heinrich des Frommen, sächsisch-albertinischer Linie, und den 21. März 1521 zu Freiberg geboren. Er besuchte die Universität zu Leipzig, später mehrere deutsche Höfe, und that in freien Künsten, mehr aber noch in ritterlichen Uebungen, sich frühzeitig hervor. Damals schon warnte der Menschenkenner Luther den Kurfürsten Johann Friedrich von Sachsen: „er möge zusehen, daß er in Moritz nicht einen

jungen Löwen auferzöge." Es mußten viele, für Moritz günstig zusammenwirkende Umstände vorausgehen, um ihn auf den Platz zu erheben, auf welchem wir ihn später erblicken. Durch den Tod des Herzogs Georg von Sachsen — der eben noch zu rechter Zeit erfolgte, ehe der Herzog ein der albertinischen Linie nachtheiliges Testament zu Stande bringen konnte — gelangte dessen Bruder, Herzog Heinrich, 1539 zur Regierung der albertinisch-sächsischen Lande, in denen sofort die von Georg bisher bekämpfte Reformation eifrig eingeführt wurde. Schon den 18. August 1541 starb Herzog Heinrich, und hinterließ seinem zwanzigjährigen Sohne Moritz die Regierung, der sogleich mit vieler Energie auftrat, und eine Selbstständigkeit zeigte, die neben der Erscheinung seines von Gattin, Räthen und endlich von dem schmalkaldischen Bunde gegängelten Vaters sich um so glänzender hervorhob. Die übertriebene Anhänglichkeit, die sein Vater gegen jenen Bund gehegt hatte, schien Moritz mit einer gewissen Bitterkeit gegen Letzteren erfüllt zu haben, und obgleich er demselben mit seinem Vater zugleich beigetreten war, so sagte er sich doch später ziemlich deutlich von demselben los. Mit seinem Vetter, dem Kurfürsten Johann Friedrich, als dem Oberhaupte des schmalkaldischen Bundes, gerieth er dadurch in Spannungen, und als jener 1542, wegen verweigerter Türkensteuer, die unter beiderseitigem Schutze stehende Stiftsstadt Wurzen mit gewaffneter Hand einnahm, zog ihm Moritz zum Angriffe entgegen. Durch Verwendung Philipp's von Hessen nahm dieser „Fladenkrieg" (so nannte man ihn, weil er in der Osterzeit vorfiel, wo in jener Gegend Fladen oder Osterkuchen gebacken zu werden pflegen) ein unblutiges Ende. Noch in demselben Jahre schloß sich Moritz mit einigen seiner ausgewählten Truppen dem Zuge nach Ungarn gegen die Türken an. Er legte hier vollgiltige Proben seines Muthes ab. In einem Gefechte wurde er von einem Hinterhalte überfallen und umzingelt, sein Pferd stürzte mit ihm, und nur die aufopfernde Treue seines Edelknechts, Sebastian von Reibisch, der sich über ihn hinwarf und mit seinem Körper die Stiche und Hiebe auffing, die seinem Gebieter galten, rettete, um den Preis des eigenen Lebens, das des Herzogs. In den beiden folgenden Jahren zog er dem Kaiser Karl V. mit Hilfstruppen gegen Frankreich zu, und bald wußte er durch wirkliche oder scheinbare Anhänglichkeit sich in der Gunst des Kaisers zu befestigen, sich mehr und mehr demselben unentbehrlich zu machen. Dennoch leistete er in seinen Ländern der Reformation bedeutenden Vorschub, und um Volkserziehung und Wissenschaften erwarb er sich unvergängliche Verdienste dadurch, daß

er von dem Ertrage der eingezogenen Kirchengüter die drei Landes- oder Fürstenschulen zu Meißen, Pforte und Merseburg (letztere 1550 nach Grimma verlegt) gründete, die Universität Leipzig großmüthig begabte, und daselbst in dem Vortrage der theologischen und philosophischen Wissenschaften wesentliche Verbesserungen bewirkte. Als sich die Fehde zwischen dem Herzog Heinrich von Braunschweig und dem schmalkaldischen Bunde 1545 erneuerte, trat Moritz, nachdem er vergeblich den Frieden zu vermitteln gesucht, auf die Seite des Bundes, schlug in Verbindung mit seinem Schwiegervater, dem Landgrafen Philipp von Hessen, die Braunschweiger in die Flucht, und nahm den Herzog Heinrich gefangen. Aber diese beiläufigen Raufereien, in welche Moritz verwickelt wurde, und in denen er geflissentlich noch keine politische Farbe sehen ließ, schienen nur Vorpostenscharmützel des großen Schicksals zu sein, das nunmehr bald für ihn in's Feld rücken sollte. Als 1546 der Kaiser sich offen gegen die Schmalkaldischen rüstete, mußte Moritz eine entschiedene Partei ergreifen. Er that es, indem er sich offen dem Kaiser anschloß, als dessen Bundesgenosse ihm Macht und Glanz winkten, während er in dem schmalkaldischen Bunde nur einen morschen, des beseelenden Willens ermangelnden Körper erblickte, der noch eines letzten Stoßes wartete, um vollends aus einander zu fallen. Freilich mußte Moritz die heiligsten Bande, welche Verwandtschaft, Glaubensgemeinschaft und Freundesvertrauen um ihn schlangen, zerreißen und abschwören, mußte den Freund und Blutverwandten, Johann Friedrich, der ihm seine Länder zum Schutz anempfohlen, täuschen, den Vater seines Weibes aufopfern, kurz in jenem Augenblicke alle Güter der Ehre und des Gewissens in die Schanze schlagen, um nur das Eine zu gewinnen, wonach sein unbezwinglicher Ehrgeiz lechzte. Er ward der Vollstrecker der kaiserlichen Acht an Johann Friedrich, fiel, während derselbe mit den schmalkaldischen Verbündeten an der Donau stand, plötzlich in dessen Länder ein, und bemächtigte sich derselben größtentheils in wenigen Tagen, wurde aber durch den, von der Donau zurückeilenden Kurfürsten dieser Eroberung eben so schnell wieder beraubt und in seinem eigenen Lande hart bedrängt, bis ihn der zu Hilfe heranrückende Kaiser durch den Sieg bei Mühlberg (24. April 1547), den Moritz durch seinen ungestümen Muth beinahe mit dem Leben bezahlt hätte — aus dieser bedrohlichen Lage riß. Die Folge dieses entscheidenden Sieges, die Wittenberger Kapitulation, in welche der in dem Schweinartgehölze bei Mühlberg gefangene Kurfürst Johann Friedrich willigen mußte, brachte für Moritz die heißersehnte, mit schweren

Opfern des Gewissens erkaufte Frucht: das Kurthum, welches dadurch von der Ernestinischen Linie auf die Albertinische überging, und, außer dem Kurkreise, noch einen bedeutenden Theil der Ernestinischen Länder. Obgleich auf diese Weise vom Kaiser hoch begnadigt, verweigerte er doch demselben auf dem nämlichen Reichstage zu Augsburg, wo Jener ihm die Belehnung mit der Kur ertheilte, die unbedingte Anerkennung des vom Kaiser den deutschen Ständen und Fürsten anempfohlenen Interims, und ließ von seinen eigenen Theologen ein anderes, das sogenannte Leipziger Interim, entwerfen. Da die in den schmalkaldischen Bund verwickelt gewesene Stadt Magdeburg noch immer nicht die Gnade des Kaisers nachgesucht hatte und auch das Interim hartnäckig zurückwies, so wurde Moritz von Karl V. mit Vollziehung der Acht gegen diese Stadt beauftragt, und zu diesem Zwecke hinreichend mit Geld und Truppen versehen. Aber in Moritz war bereits ein anderer kühner Plan gereift, zu welchem ihm diese Mittel trefflich zu statten kamen. Durch Zertrümmerung des schmalkaldischen Bundes, stand der Kaiser furchtbarer, als je, dem protestantischen Deutschland gegenüber, und Moritz fühlte, nachdem er selbst die Niederlage seiner Glaubensgenossen herbeigeführt, und ihre Vorwürfe schwer auf ihm lasteten, sich berufen, den gänzlichen Untergang der neuen Lehre abzuwenden. Auch glaubte er von dem Kaiser sich dadurch beschwert, daß derselbe den gefangenen Landgrafen von Hessen, Moritz's Schwiegervater, für dessen Freiheit sich Letzterer verbürgt, noch immer in Haft hielt. Zum Schein belagerte er Magdeburg, gestand im November 1551 der Stadt eine leichte Kapitulation zu, ohne jedoch die bei der Belagerung gebrauchten Truppen zu entlassen, zog vielmehr noch die Hessen'schen und Brandenburg-Culmbach'schen Landestruppen an sich, und hatte auf diese Weise, nachdem er durch geheime Verhandlungen sich auch noch der Hilfe Frankreichs versichert, plötzlich ein Heer von 30,000 Mann schlagfertig. Mit diesem brachte er Augsburg 1552 in seine Gewalt. Gleichzeitig rückte der König Heinrich II. von Frankreich nach Lothringen vor, und bemächtigte sich der befestigten Städte. Der Kaiser hielt sich damals, von allen Truppen entblößt, in Innsbruck auf. Dorthin eilte Moritz, eroberte den 18. Mai die Ehrenberger Klause und drang unaufhaltsam gegen Innsbruck vor. Mit Mühe entfloh der Kaiser, der wegen Gichtbeschwerden kein Roß besteigen konnte, in einer Sänfte, nachdem er durch seinen Bruder Ferdinand dem Kurfürsten gütliche Vorschläge hatte machen lassen. Von Innsbruck eilte Moritz nach Passau, wo nebst dem römischen Könige Ferdinand die

Gesandten der Kurfürsten und vieler anderer regierenden Herren sich eingefunden hatten. Hier kam den 2. August 1552 der bekannte Passauer Vertrag zu Stande, durch welchen der Landgraf von Hessen in Freiheit gesetzt, ein beständiger Friede zwischen beiden Religionsparteien geschlossen, die Protestanten in ihrem Glauben geduldet und geschützt, alle früheren Mandate gegen sie aufgehoben, und ihnen der Zutritt zu dem Reichskammergerichte eben so, wie den Bekennern des römisch-katholischen Glaubens, verstattet wurde. Moritz's unruhiger Bundesgenosse, der Markgraf Albrecht von Brandenburg-Culmbach, war mit dem Vertrage sehr unzufrieden, und zürnte heftig gegen Moritz, der ihn geschlossen. Er führte, im Einverständnisse mit Frankreich, den Krieg auf eigene Faust fort, war bereits in drohendem Anmarsch auf Norddeutschland und Sachsen, und nöthigte Moritz, auf seine Sicherheit zu denken. Dieser verband sich mit dem Könige Ferdinand, dem Herzog von Braunschweig, mit der Reichsstadt Nürnberg und den Bischöfen von Bamberg und Würzburg, gegen den Markgrafen. Bei dem Dorfe Sievershausen, im Lüneburgischen, stießen den 9. Juli 1553 die Heere auf einander. Es war ein hitziges Treffen. Markgraf Albrecht, von Wein und Kriegslust berauscht, hatte viele Gewehre mit Speck laden lassen, wodurch denen, die damit getroffen, die Kleider auf dem Leibe und Haut und Fleisch verbrannt wurden. Endlich mußte der Markgraf weichen, und Moritz blieb Sieger. Doch sein Heldenleben war der Preis des Sieges. Durch einen Schuß im Rücken tödlich verwundet, hatte er noch Geistesstärke genug, Befehle zur Verfolgung des Feindes zu geben, einen Bericht über die Schlacht zu entwerfen, und sein Testament zu diktiren. Zwei Tage darauf (11. Juli) starb er an seiner Wunde, im 33. Jahre seines Alters. Ob er durch den Meuchelmord eines seiner Diener, von Karras genannt, ob auf Anstiftung der den Albertinern todfeindlichen Meutererpartei des bekannten Ritters Grumbach, oder von der Kugel eines markgräflichen Kriegers gefallen, ist unaufgeklärt geblieben. Das historische Museum zu Dresden bewahrt noch die Kugel, die ihn getödtet, und die blutige Feldbinde, die er getragen. Moritz war mittelgroß und etwas hager, bräunlicher Gesichtsfarbe, der Bart blond, die Augen funkelnd, das Haar dunkel und kurz. Er war der Liebe und der Jagd ergeben, zum Jähzorne geneigt, doch auch mild und versöhnlich, und eben so unerschrocken und feurig, als kaltblütig, listig und besonnen. Moritz steht, wie Meynert in seiner „Geschichte des sächsischen Volkes" von ihm sagt, am Horizonte der Weltgeschichte als ein leuchtendes, aber

zweideutiges Gestirn. Jeden Anderen, als ihn, würde eine Hinterlist, wie er sie gegen den bedauernswürdigen Johann Friedrich geübt, zum Heuchler gemacht haben; aber Moritz frevelte im Dienste einer so großen und gerechten Sache, sein Betrug geschah so zu Gunsten der Vernunft und Wahrheit, daß selbst der strengste Beurtheiler ansteht, den Stab über seinem Verrath zu brechen. Sein Leben war so wunderbar, daß er die kleineren und gewöhnlicheren Interessen des Gewissens verloren geben mußte, um die größeren zu erringen. Bei allen Zweideutigkeiten seines Charakters und seiner Handlungsweise, bleibt er gleichwohl der größte Fürst, den Sachsen überhaupt besessen hat. Die Klugheit, womit er eine sturmbewegte, riesige Wellen werfende Zeit zu durchsteuern, die Kraft, womit er nicht nur sich auf dem errungenen Platze wider Neid und Gegenmacht zu behaupten wußte, sondern von da aus auch noch die wichtigsten Angelegenheiten Deutschlands mit gewaltigem Arme schützte, macht ihn als Staatsmann wie als Held zu einem Vorbild für alle Zeiten.

Karl V.,

römisch-deutscher Kaiser, König von Spanien 2c.

Geboren 1500. Gestorben 1558.

Dieser, aus Habsburg's hohem Stamme hervorgegangene, mächtigste Fürst der Christenheit, in dessen ungeheuren Besitzungen (in zwei Welttheilen) die Sonne nie unterging, war ein Enkel Kaiser Maximilian's I., und der Sohn Erzherzog Philipp's des Schönen, Königs von Castilien, und Johannens, Ferdinand's des Katholischen von Arragonien und Isabellens von Castilien Erbtochter. Er wurde den 24. Februar 1500 zu Gent geboren, erhielt eine so sorgfältige Erziehung, daß er schon vor seinem sechszehnten Jahre italienisch, spanisch, englisch, flämisch, französisch und deutsch mit vollkommener Fertigkeit sprach, und sich in mathematischen Wissenschaften, der Natur- und Erdkunde, der Marine, wie auch in körperlichen und ritterlichen Uebungen auszeichnete. Sein Hauptstudium

war jedoch die Geschichte, sein Liebling Thukydides. Er war noch nicht sieben Jahre alt, als der Tod ihm seinen Vater raubte (25. September 1506); seine Mutter machte der Schmerz wahnsinnig. Croy de Chievres hielt den Prinzen mit einer übertriebenen Strenge zu den Geschäften an, und pflanzte ihm jenen tiefen, oft schroffen Ernst ein, der ihn später bezeichnete. In den Niederlanden wurde durch Philipp's Tod die öffentliche Ruhe nicht gestört, sondern dessen Vater, Kaiser Maximilian, ohne Weigern als Vormund und Regent aufgenommen. Wohl aber drohte in Castilien blutiges Zerwürfniß. Aber Ximenez, Priester, Staatsmann und Krieger in einer Person, stiftete ohne Blutvergießen Ruhe und Ordnung, und sicherte Karl'n dieses Reich. Nach dem Tode seines Großvaters, Ferdinand's des Katholischen (1516), nahm Karl den Titel eines Königs von Spanien an, und kam im September in dieses Reich, um aus Ximenez's Händen die Regierung zu übernehmen. Kaiser Maximilian's Tod (12. Januar 1519) veranlaßte in Deutschland Parteiungen und heftige Wahlstreitigkeiten. Am eifrigsten bewarb sich König Franz I. um die deutsche Kaiserkrone; auch Heinrich VIII. von England stellte sich unter die Bewerber. Als jedoch der Letztere sah, daß er zu spät gekommen, unterstützte er Karl's Partei, und nachdem Kurfürst Friedrich der Weise diese Würde mit hochherziger Entsagung abgelehnt hatte, fiel am 28. Juni 1519 die Wahl auf Karl. Doch mußten des Letzteren Gesandten vorher eine Wahlkapitulation unterzeichnen, welche die Furcht vor seiner Macht und das Mißtrauen in seine Absichten den Wahlfürsten diktirten. Während Karl (20. Mai 1520) Spanien verließ, um die Kaiserwürde anzutreten, brach in Castilien, Valenzia und Majorca gleichzeitig der Aufruhr los, der schon gegen Ximenez's Verwaltung sich erhoben, und den Karl's Bevorzugung der Niederländer, mehr aber noch der Druck der großen Barone auf die geringeren Edelleute und auf den Bürgerstand, genährt hatte. Die aufrührischen Gemeinden stellten die wahnsinnige Johanna an die Spitze einer Regentschaft, errichteten eine demokratische Junta, wurden aber, nach anfänglich errungenen Vortheilen, gänzlich auseinander gesprengt. Schon vor Karl's Kaiserkrönung hatten innerliche Fehden Deutschland zerrissen und zerklüftet; aber ein noch gefährlicherer und nachhaltigerer Schlag traf dessen innere Einheit durch Martin Luther's beginnende Reformation, welche die Thätigkeit des am 6. Januar 1521 eröffneten glänzenden Reichstages zu Worms allermeist in Anspruch nahm. Luther's unbeugsamer Sinn und die mehr oder minder offene Unterstützung, die er bei vielen mächtigen

deutschen Reichsständen fand, machten diese Verhandlungen gänzlich zwecklos. Auf demselben Wormser Tage fand auch die erste Theilung der österreichischen Besitzungen zwischen Karl und dessen Bruder Ferdinand statt. Karl behielt für sich und seine Nachkommen Spanien mit allen seinen Zubehören in der alten und neuen Welt. Ferdinand erhielt Ober- und Nieder-Oesterreich, Steiermark, Kärnten, Krain, Ortenburg, Gradiska, Triest, Mebeling, den Karst, Pusterthal, Friaul, Istrien, Marano sammt Allem, was Maximilian I. von Venedig erworben, Tirol, die Vorlande, Pfyrt, das Elsaß, in der Folge auch das dem geächteten Herzog Ulrich entrissene Würtemberg. Seit dieser Theilung schied sich Habsburg in zwei Linien: die österreichische und die spanische, wovon diese mit Karl II. am 1. November 1700, jene mit Karl VI. den 20. Oktober 1740 in der männlichen Folge erlosch. Franz I. von Frankreich konnte seinen Unmuth wegen seiner verlorenen Hoffnungen auf den deutschen Thron nicht verschmerzen. Ihm schienen Karl's Sorgen hinsichtlich der Luther'schen Händel in Deutschland, und dessen Kämpfe gegen die castilischen Insurgenten, eine passende Gelegenheit zur Rache darzubieten. Die Franzosen fielen in Spanien ein, überschwemmten ganz Navarra, und nahmen Pampelona, wurden aber (30. Juni 1521) bei Logrogno in Castilien geschlagen, und alles Eroberte ihnen schnell nach einander wieder abgenommen. Ihr Hauptzweck: Vereinigung mit den Rebellen, war vereitelt. Nicht minder eifrig strebte Franz I., dem Kaiser den Weg nach Italien völlig zu versperren, und ihm beide Sicilien wieder zu entreissen. Der Kaiser rüstete dagegen mit Nachdruck, zog den Papst von der französischen Allianz ab, und vereinigte dessen Truppen mit den seinigen. Verschwendung und übler Staatshaushalt hatten die französischen Kassen geleert: es fehlte an Geld, mithin auch an Soldaten, und binnen kurzer Zeit gingen den Franzosen alle ihre Besitzungen in Italien, bis auf Cremona, Alessandria, Genua und die Citadelle von Mailand, verloren. Minder glücklich waren die kaiserlichen Waffen in den Niederlanden; der Ritter ohne Furcht und Tadel, Bayard, nöthigte sie, die Belagerung von Mezieres aufzuheben. Bei Bicocca wurden die Franzosen und ihre schweizerischen Soldaten (22. April 1522) auf's Haupt geschlagen; mit Mühe rettete die Tapferkeit Pontdormy's die Trümmer des Heeres. Franz Sforza wurde in Mailand wieder eingesetzt. Es gelang dem Kaiser, den tapfern Karl von Bourbon, Connetable von Frankreich, auf seine Seite zu ziehen, und die Niederlage bei Romagnano (14. April 1524), wo Bayard den

Heldentod starb, ließ den Franzosen in Italien nichts mehr übrig. Ungeachtet der siegreichen Erfolge seiner Waffen, wünschte der Kaiser, um die gesammte Macht der Christenheit gegen Suleiman zu wenden, den Frieden; doch die Unterhandlungen zerschlugen sich. Es wurde nun eine Unternehmung in das Herz Frankreichs beabsichtigt, wozu der dem Kaiser verbündete König Heinrich VIII. von England thätig die Hand bieten sollte. Aber Heinrich's allvermögender Minister, der Kardinal-Legat Wolsey, erkaltete für das kaiserliche Bündniß, und das Ausbleiben der erwarteten englischen Flotte verhinderte die Eroberung Marseille's. Franz I. drang mit einem bei Avignon gesammelten Heere abermals vor und zog in Mailand ein, ohne jedoch seine Vortheile weiter so zu verfolgen, wie die Gelegenheit es ihm gestattet hätte. Der Papst, Venedig und Florenz traten auf seine Seite; die Belagerung Pavia's und der Citadelle von Mailand hatte er gleich nach seinem Marsche über die Alpen begonnen. Doch auch dem Kaiser führten Bourbon und Freundsberg im Januar 1525 ansehnliche Verstärkungen aus Deutschland zu, und man schritt mit Eifer zum Entsatze Pavia's. Hier war es, wo die Franzosen am 25. Februar die trostloseste Niederlage erlitten. Ihr König Franz gerieth, nach Wundern der Tapferkeit, in die Gefangenschaft der Kaiserlichen. Ueber 10,000 Franzosen wurden erschlagen, viele ihrer Heerführer gefangen; das geschlagene Heer zerstob in wilder Flucht, und fünfzehn Tage nach der Schlacht war Italien von der französischen Herrschaft befreit. Der Großkanzler Gattinara und der Herzog von Alba bewogen den Kaiser, dem Könige seine Freiheit und den Frieden anzubieten, wenn derselbe allen Ansprüchen auf Neapel, Mailand und Genua entsagen, dem Kaiser das entrissene Herzogthum Burgund zurückstellen, den Connetable wieder in seine Besitzungen einsetzen, ihm überdies die Provence und Dauphiné abtreten wolle. Aber Franz erklärte, daß er eher als König sterben, als solchen Bedingungen sich fügen werde. Er wurde nach Madrid geführt; doch wollte ihn der Kaiser nicht besuchen, bevor nicht die erheblichsten Friedensbedingungen in's Reine gebracht wären. Endlich, nach manchen Weigerungen des Königs, kam am 14. Januar 1526 der Friede von Madrid zu Stande, in welchem der König sich mit des Kaisers Schwester, der Königin-Witwe von Portugal, Eleonore, verlobte, seine beiden Söhne, den Dauphin und den Herzog von Orleans, zu Geißeln gab, allen Ansprüchen auf Neapel, Mailand und Genua, auf die Lehenshoheit über Artois und Flandern entsagte. Burgund mit allen seinen Zubehören sollte dem Kaiser zurückgestellt werden, Franz seinen



Bundesgenossen, den König von Navarra, völlig verlassen, den Connetable restituiren und ihm wegen seiner Ansprüche auf die Provence den Rechtsweg verstatten. Am 18. Mai 1526 wurde Franz an der Gränze beider Reiche, auf dem Flüßchen Andaye, gegen seine beiden Söhne ausgewechselt. Aber kaum nach Frankreich zurückgekehrt, erklärte er, durch ein gezwungenes Versprechen sich zu Nichts gebunden zu achten, und rüstete mit Anstrengung zu neuem Kriege. Zu Cognac wurde den 22. Mai 1526 eine zweite »heilige Ligue" geschlossen, in welcher der Papst, König Franz, der Herzog Franz Sforza, Venedig und Florenz sich verbanden, um die Loslassung der beiden französischen Prinzen und die Wiederherstellung der Freiheit Italiens zu bewirken; im Weigerungsfalle wollten sie mit 40,000 Mann erst Mailand für Sforza — der sein Herzogthum durch eine Verschwörung gegen den Kaiser verwirkt hatte — dann Neapel für den heiligen Stuhl erobern. Der Kaiser befahl nun dem Connetable, sogleich gegen die minder mächtigen Glieder der Ligue vorzubrechen, ehe noch Franz seine Rüstungen beendigt haben würde, um ihnen zu Hülfe zu kommen. Schwer büßte der Papst Clemens VII. sein Bündniß mit des Kaisers Feinden. Rom wurde zweimal in einem Jahre erobert und geplündert; das erste Mal am 29. September 1526. Als nun, nach dem Abzuge der Kaiserlichen, der Papst einige Punkte des geschlossenen Vertrages verletzte, versprachen der Connetable und Bourbon, das Heer geradewegs nach Rom zu führen und es dort bezahlt zu machen. Zwar erkaufte der Papst, um diesen Schlag abzuwenden, einen Stillstand. Aber das kaiserliche Heer, das sich seine Beute in Rom nicht entgehen lassen wollte, erregte einen furchtbaren Aufstand, und begab sich nicht eher zur Ruhe, als bis Bourbon es nach Rom führte. Am 6. Mai wurde ein allgemeiner Sturm unternommen, und nach vierthalb Stunden war die Stadt erobert. 4000 Römer waren geblieben; den Kaiserlichen kostete dieser Sieg nur 200 Mann, unter diesen leider den heldenmüthigen Connetable Bourbon, den eine angeblich von der kunstfertigen Hand Benvenuto Cellini's abgefeuerte Kugel ereilte. Der Papst flüchtete in die Engelsburg; er hoffte, wiewohl fruchtlos, auf einen Entsatz und versäumte deshalb, die Stadt von der Plünderung loszukaufen, welche durch acht Tage währte; denn die beutegierigen Krieger gehorchten keinem Befehle. Die Vergeblichkeit längeren Widerstandes begreifend, ging am 9. Mai der Papst einen Vertrag ein, der am 6. Juni bestätigt wurde. Dem gemäß wurde er mit seinen dreizehn Kardinälen als Gefangener nach Neapel abgeführt; die Engelsburg, Ostia, Civita vecchia,

Modena, Parma und Piacenza mußte er den kaiserlichen Truppen einräumen und beträchtliche Kriegssteuern zahlen. Als Kaufmann vermummt, gelang es ihm, aus Rom nach Orvieto zu entweichen. Mittlerweile war ein französisches Heer in die Lombardei, und von da bis gegen die neapolitanische Gränze vorgedrungen; Frankreich und England kündigten dem Kaiser den Krieg an. Karl forderte nun, wie er schon vor zwei Jahren zu Granada gethan, den König Franz, als Ritter den Ritter, heraus, den Streit durch einen Zweikampf zu entscheiden, und zwar in derselben Gegend, in welcher Franz, auf sein zur unverbrüchlichen Beobachtung des Madrider Friedens gegebenes Königswort, seine Freiheit zurückerhalten hatte. Franz überging diese Ausforderung mit Stillschweigen, und sein Admiral Doria schlug die kaiserliche Flotte. Aber kurz darauf gelang es, den großen Doria für des Kaisers Dienst zu gewinnen. Bald wendete sich wieder das Glück der französischen Waffen. Die Pest lichtete die Reihen der Franzosen; sie mußten die Belagerung von Neapel aufheben und sich nach Aversa zurückziehen. Hier mußten sie, eingeschlossen, kapituliren; die Generale wurden kriegsgefangen, die Gemeinen kehrten ohne Fahnen, Waffen und Gepäck nach Frankreich zurück. Ein neu zusammengerafftes französisches Heer wurde den 21. Juli 1529 bei Landriano überfallen und theils gefangen theils zerstreut. Diesen Ereignissen folgte am 3. August 1529 der sogenannte „Damenfriede" von Cambray zwischen der Regentin Louise von Savoyen, Mutter des Königs Franz, und der Tante des Kaisers, Margaretha von Oesterreich, Herzogin-Witwe von Savoyen und Statthalterin der Niederlande, auf der Grundlage des Madrider Vertrages; nur wurde, bei übrigens dem Kaiser vorbehaltenen Ansprüchen, Burgund nicht übergeben. — Während dieser Vorfälle äußerte die Reformation in Deutschland immer wesentlichere Folgen. Durch die Zusammenkunft zu Dessau und das Schutzbündniß von Torgau und Magdeburg kündigte sich bereits eine förmliche Trennung unter den Reichsständen nach ihrer Religionsverschiedenheit an. Die wiederholte Zusicherung eines allgemeinen Konciliums, und das ausdrückliche Gebot: daß kein Reichsstand den andern um des Glaubens willen vergewaltigen solle, hielten den Ausbruch der Feindseligkeiten noch eine Zeit lang zurück; aber die, gegen den sächsischen Widerspruch, von dem Kaiser durchgesetzte Wahl seines Bruders Ferdinand zum römischen Könige, beschleunigte die Rüstungen der Protestanten, und führte zu dem Schmalkaldener Bunde (27. Februar 1531). Die momentane Ruhe in Deutschland benutzte Karl zu einem Zuge gegen Tunis, den nicht

nur das Interesse Neapels und Spaniens und mittelbar des von seinem Bruder Ferdinand ererbten ungarischen Reichs, sondern das der gesammten Christenheit dringend gebot. Er ging am 16. Juni 1535 von Cagliari unter Segel; die Flotte befehligte Andreas Doria, die Landtruppen der Marquis del Vasto. Schon am 14. Juli wurde, nach verzweifeltem Widerstande, Goletta, die Vormauer von Tunis, mit der ganzen Flotte des berüchtigten Seeräubers Barbarossa erobert. Hierauf brach der Kaiser, uneingeschüchtet durch die Bedenklichkeiten seiner Generale, gegen Tunis selbst auf, und schlug das an Zahl ihm weit überlegene Heer Barbarossa's, während in Tunis 22,000 Christensklaven einen Aufstand erregten und so die Niederlage der Barbaresken vollendeten. Tunis ward ein Lehen der Krone Spaniens, trat Goletta ab, zahlte jährlichen Tribut, gab alle Christensklaven frei, und gestattete den Christen freien Gottesdienst und freie Niederlassung. — Seit dem Frieden von Cambray hatte Karl nach Möglichkeit die Ruhe in Italien zu erhalten gesucht, und daher mit dem Papste (aus dessen Händen er kurz vorher die italienische Königs- und die römische Kaiserkrone enpfangen) und allen italienischen Staaten, mit einziger Ausnahme Venedig's, eine Ligue zur Vertheidigung Italiens gegen jeden fremden Angriff geschlossen. Aber seinen Zug gegen Afrika benutzte Franz von Frankreich, seinem Oheim, dem Herzoge Karl von Savoyen, sein Land zu entreißen. Auch auf Mailand, das, nach dem Tode des letzten Sforza 1535, als eröffnetes Lehen für das Reich in Besitz genommen worden war, dehnte Franz seine Ansprüche aus, und nahm dem Herzoge von Savoyen im März 1536 auch den größten Theil Piemont's weg. Dem zu wehren, rüstete Karl zwei Heere aus, eines in Italien, während er ein anderes aus den Niederlanden an die französische Gränze vorrücken ließ. Um Christenblut zu schonen, forderte er den König Franz noch einmal zum Zweikampfe auf; der Ueberwundene sollte verbunden sein, dem Sieger Truppen und Geld zum Türkenzuge zu stellen. Die französischen Abgeordneten stellten sich des Spanischen unkundig, und wichen so der Ausforderung aus. Karl schlug nun los, belagerte und eroberte Fossano, und war Willens, in die Provence einzubringen. Aber die Belagerung von Marseille mißlang, obschon Antibes und Frejus gefallen waren, und Doria mit seiner Flotte an den Küsten kreuzte. Nach wechselndem Erfolge von beiden Seiten wurde endlich am 18. Juni 1538 zu Nizza ein zehnjähriger Waffenstillstand abgeschlossen, und die lange Feindschaft zwischen Karl und Franz schien fortan freundlichem Einverständniß und Vertrauen zu weichen. Das immer

engere und drohendere Zusammenhalten der protestantischen Stände in Deutschland bewog die Katholischen, am 10. November 1538 zu Nürnberg einen ähnlichen Gegenbund zu schließen, dessen vorzüglichste Glieder der Kaiser, sein Bruder Ferdinand, die Herzoge von Baiern, Kurmainz, Salzburg, Herzog Georg von Sachsen, Erich und Heinrich der Jüngere von Braunschweig waren. Auf dem Frankfurter Konvent (im Februar 1539) trat diese Spaltung bereits so offenkundig hervor, daß sich kaum noch ein fünfzehnmonatlicher Anstand treffen ließ. Abermals wurde des Kaisers sorgenvoller Blick nach Afrika hin gerichtet. Die Barbaresken von Algier beunruhigten nicht allein fortwährend die spanischen und neapolitanischen Küsten, sondern fügten auch dem Handel der Niederlande Schaden zu, und fingen, zum größten Nachtheil der kaiserlichen Kasse, die aus Amerika zurückkehrenden reichen Gold- und Silberflotten auf. Ungeachtet des Abrathens seines Admirals Doria und seiner Minister, segelte Karl von Majorka mit einer mächtigen Flotte nach Algier, und landete dort am 22. Oktober 1541. Der Anfang der Unternehmung versprach Erfolg; aber schreckliche Regengüsse suchten das Heer heim und verderbten die Kriegsvorräthe; fünfzehn Kriegsschiffe vom ersten Range, 140 bewaffnete Fahrzeuge und über 8000 Mann verschlang die sturmgepeitschte See. Was den Wogen entrann, erschlugen die Ungläubigen. Alle verzagten; nur der Kaiser allein behielt seine Fassung und Umsicht. Zum Glück gelang es dem, mit dem Ueberreste der Flotte nach dem Vorgebirge Metafuz verschlagenen Doria, sich daselbst vor Anker zu legen. Dorthin rettete sich das Heer unter schrecklichen Anstrengungen, und schiffte sich wieder ein. Die heimkehrende Flotte wurde von einem abermaligen Sturm zerstreut. Erst zu Anfange Dezembers traf der Kaiser wieder in Carthagena ein. Nun bestürmte auch Franz I. neuerdings den Kaiser, wegen des Besitzes von Mailand, mit welchem er vom Kaiser Maximilian belehnt worden sei; auch wollte er alles von Savoyen und Piemont an sich Gerissene behalten. Das mußte, zur Beruhigung Italiens, der Kaiser verweigern; doch that er den friedfertigen Vorschlag, seine Tochter Maria mit Franzens jüngstem Sohne, Karl von Orleans, zu vermählen und ihr die Niederlande abzutreten. Franz ging nicht darauf ein, zog die Pforte, Schweden, Dänemark und Cleve in seinen Bund, und strebte, die Staaten des Kaisers, den er durch den unglücklichen Zug gegen Algier gänzlich erschöpft glaubte, von fünf Seiten anzugreifen. Wirklich nahmen die Franzosen in Piemont verschiedene Plätze weg, und eroberten den größten Theil von Luxemburg;

aber der Prinz von Oranien eroberte das Luxemburgische wieder, und nur Guise's tapferer Arm setzte seinem weiteren Vordringen Gränzen. Mit dem Kaiser verbündete sich (11. Februar 1543) der König Heinrich VIII. von England. Die vereinigten Franzosen und Türken wurden aus Nizza wieder heraus getrieben, der in Brabant eingefallene Herzog von Cleve genöthigt, knieend um Frieden zu bitten. Dagegen erlitten im folgenden Jahre (1544) die Kaiserlichen eine empfindliche Niederlage auf der Ebene von Cerisoles, und verloren Carignan und einige Plätze in Piemont. Der Kaiser drang deßungeachtet bis über Chateau Thierry, zwei Tagereisen von Paris, vor, als am 18. September 1544 der Friede von Crespy erfolgte, der Alles auf den Fuß des Nizzaer Waffenstillstandes setzte, die Ansprüche wechselseitig aufhob, Karl und Franz zum großen Zwecke der Religionsvereinigung und wider die Türken verband, und des Herzogs von Orleans Vermählung mit Karl's Tochter, Maria, oder Ferdinand's Tochter, Anna, — zum Brautschatze dieser die Niederlande, jener das Herzogthum Mailand bestimmte, mit ausdrücklichem Vorbehalte des Rückfalls, wenn aus dieser Ehe keine männlichen Erben hervorgehen sollten. Neue Zweifel traten diesem Friedensvertrage dadurch entgegen, daß der Herzog von Orleans noch vor der Vermählung starb (8. September 1545). Der Ausbruch der Unruhen in Deutschland war nicht länger zurück zu halten. Die Protestanten verwarfen im voraus das zu Trient (13. Dezember 1535) eröffnete allgemeine Koncil, auf welches der Kaiser seine vorzügliche Hoffnung gesetzt hatte; einige Fürsten aus ihrer Mitte, so der Herzog Moritz von Sachsen und die Markgrafen Johann und Albrecht von Brandenburg, sonderten sich vom Schmalkaldener Bunde ab, und traten auf die Seite des Kaisers. Dieser schloß ein Vertheidigungsbündniß mit dem Papste, und erklärte, obschon für den Augenblick kaum im Besitze hinreichender Mittel, die Häupter des Schmalkaldener Bundes, den Kurfürsten Johann Friedrich von Sachsen und den Landgrafen Philipp von Hessen, in die Acht (15. Juli 1546). Die Schmalkaldener, obgleich dem Kaiser an Streitkräften weit überlegen, versäumten den günstigen Augenblick, und erlagen in der Schlacht bei Mühlberg (24. April 1547) den siegreichen Waffen des Kaisers. Dem gefangenen Kurfürsten ließ der Kaiser das Todesurtheil ankündigen, milderte aber (19. Mai) dasselbe in die sogenannte Wittenberger Kapitulation, kraft welcher der Kurfürst des Kaisers Gefangener blieb, seine Länder nebst der Kurwürde dem Herzoge Moritz abtrat, und seinen Kindern nur ein auf gewisse Aemter und Lehen angewiesenes Jahr-

geld rettete. Ein ähnliches Schicksal erfuhr der Landgraf Philipp, und diese Strenge stellte das geschwächte kaiserliche Ansehen in Deutschland wieder her. Um die Religionsangelegenheiten ordnen zu können, ließ der Kaiser (15. Mai 1548), bis zur Entscheidung des allgemeinen Kirchenkoncils, auf dem Reichstage zu Augsburg das sogenannte Interim verkünden, welches weder den Beifall des römischen Stuhles, noch der Protestanten hatte. Herzog Moritz, den der Kaiser nicht nur liebte und ihm traute, sondern auch ihn in der Hand zu haben glaubte, weil, wie Karl gesagt haben soll, er in dem gefangenen Kurfürsten einen Bären mit sich herumführe, den er nur gegen Moritz loszulassen brauche, um diesen zur Ruhe zu verweisen, war es, der am gefährlichsten gegen den Kaiser intriguirte, obschon er demselben seine Macht und Größe dankte. Er setzte dem Augsburger das Leipziger Interim entgegen, und schloß, um seinen Schwiegervater, den Landgrafen von Hessen, aus der langen Gefangenschaft zu befreien, am 5. Oktober 1551 mit dem Könige Heinrich II. von Frankreich, mit dem Sohne des gefangenen Landgrafen und den Herzogen von Mecklenburg eine Offensiv-Allianz wider den Kaiser. Schnell brach er aus Thüringen nach Augsburg vor, stürmte (19. Mai 1552) den tirolischen Gränzpaß Ehrenberg, und erschien am 20. Mai in Innsbruck. Der Kaiser, erschöpft und gichtkrank, mußte in einer Sänfte durch das Pusterthal nach Villach in Kärnten entfliehen. Den Krieg endigte (13. Juli 1552) der Passauer Religionsfrieden. Ein Jahr später war der kühne Moritz nicht mehr am Leben. Der Krieg mit Frankreich, der eine dem Kaiser nicht günstige Wendung nahm, erreichte durch den Stillstand in der Abtei Vaucelles bei Cambray (5. Februar 1556) sein Ende; die Städte Metz, Toul und Verdun blieben bei Frankreich. Die letzten Unfälle hatten des Kaisers starken Sinn gebeugt. Niedergedrückt durch den Undank der Menschen, der Welt und ihrer Sorgen müde, legte Karl die Regierung nieder. Am 26. Oktober 1555 übergab er seinem Sohne Philipp II. zu Brüssel die sämmtlichen Niederlande, nachdem er ihm schon ein Jahr früher Mailand und beide Sicilien überlassen hatte. Am 16. Januar 1556 übertrug er ihm auch die spanischen Staaten, und im August desselben Jahres ließ er seinem Bruder, dem römischen Könige Ferdinand, und den Kurfürsten anzeigen, daß er die römische Kaiser- und deutsche Königswürde niedergelegt habe. Er zog sich in das kleine Gartengebäude zurück, das er sich an dem Hieronymitanerkloster St. Just in Estremadura hatte einrichten lassen, wartete des Gartens, und beschäftigte sich mit kunstreichen mechanischen

Arbeiten. Die Uhren waren seine vorzüglichste Liebhaberei; er hatte deren über hundert in seinen Zimmern, und da es ihm, trotz aller Mühe, nicht gelingen wollte, auch nur zwei derselben vollkommen gleich gehen zu machen, sagte er: »Wie thörig war ich, die Gemüther von Millionen Menschen gleich stimmen zu wollen!“ Er las mit Andacht die Schriften der Kirchenväter, und ließ sich nur selten mehr über Staatssachen zu Rathe ziehen. Im Februar 1558 kehrten seine Gichtschmerzen in einem Grade wieder, der seinen nahen Tod besorgen ließ. Seitdem übte er die Weise des Mönchslebens in ihrer vollsten Strenge, geißelte sich und brachte Tag und Nacht im Gebete zu. Er weckte die Mönche pünktlich zum zweimaligen Nachtchor, so daß ein schlaftrunkener junger Novize in die unwilligen Worte ausbrach: »Begnügt Euch doch, die ganze Welt in Unruhe versetzt zu haben, und laßt nun die in Ruhe, die, um der Ruhe willen, der Welt und ihren Freuden auf immer entsagten!“ Sein andächtiger Tiefsinn gab ihm zuletzt den Gedanken ein, sein eigenes Leichenbegängniß zu feiern. Er ließ sich in einem Sarge, unter Gebeten für seine Seele, zu dem Hochaltare tragen und dort sich einsegnen. Diese schaurige Ceremonie griff ihn dergestalt an, daß er in ein Fieber fiel, und am 21. September, im 59. Jahre seines Lebens, verschied. Seine Gemahlin, Isabella von Portugal, war ihm schon am 1. Mai 1539 im Tode vorangegangen. Karl war von mittlerer Größe und festem Bau, hatte blaue Augen, die sich nur selten bewegten, blondes Haar, einen majestätischen, doch etwas starren Ausdruck. Die spanische Etiquette war bei ihm überwiegend und verlieh ihm etwas Unbewegliches und Kaltes. Sein Temperament war ernst, schwermüthig und streng, der Verstellung war er mächtig, doch blieb ihm auch Güte, Großmuth und ritterlicher Sinn eigen. In der Kleidung war er einfach; aber er liebte den Aufwand der Tafel, und hielt sich an scharfgewürzte Gerichte, welche stark auf die Nerven wirkten. Sein Verstand war hell und durchdringend; seine ausnehmende Menschenkenntniß hat ihn nur in einigen Fällen getäuscht, die Einbildungskraft hatte keine Macht über ihn. Er war argwöhnisch und schwer zu erwärmen; doch, einmal gewonnen, stand sein Vertrauen unerschütterlich fest; seinem verschlossenen Sinne war kein Geheimniß zu entreißen. Sein persönlicher Muth bestand jede Probe, und nie hat er die Gefahr gescheut. Er umfaßte seine Zeit nicht nach kleinlichem Maßstabe, sondern aus einem großartigen und totalen Gesichtspunkte. Er war religiös, doch duldsam und vorurtheilsfrei. Seine versöhnende Stimme wurde in dem wilden Aufruhre der

Geister übertäubt; doch gelang es seiner weisen Mäßigung, den Ausbruch eines allgemeinen Religionskrieges, so lange er regierte, abzuwenden; die einzelnen Regungen des Parteigeistes dämpfte er mit kraftvoller Hand, und mitten im Gewirre widerspänstiger Meinungen und selbstsüchtigen Aufstrebens mancher Stände, erhöhte er den Glanz der Majestät und die Furcht des kaiserlichen Namens, demüthigte die inneren und äußeren Feinde des Reiches. Er war ein wahrhaft großer Kaiser, und wie er in einer stürmischen Zeit sich Ehrfurcht erkämpfte, so würde er unter friedlicheren Verhältnissen sich auch Liebe erworben haben.

Philipp II.,

König von Spanien.

Geboren 1527. Gestorben 1598.

Dieser unglückliche König, der Sohn des großen Kaisers Karl V., war den 21. Mai 1527 zu Valladolid geboren. Sein von Natur ernster und verschlossener Sinn, dem jedoch ein scharfer und lebhafter Verstand beiwohnte, wurde durch eine einseitige Erziehung niedergedrückt, und seine Begeisterung für die Religion zum finstern Fanatismus verwandelt. Sechzehn Jahre alt, wurde er von seinem Vater mit Maria, Prinzessin von Portugal, vermählt, und ihm, als Karl V. nach Deutschland ging, die Verwaltung Spaniens übertragen, jedoch der Herzog von Alba als Rathgeber an die Seite gestellt. Auf der Reise, welche er 1547 zu seinem Vater unternahm, wußte er die Personen, die ihm vorgestellt wurden, durch Würde und Anstand einzunehmen. In Brüssel wurde er von den niederländischen Ständen mit großen Freudenbezeugungen empfangen; aber er verlor ihre Liebe, als sie sahen, daß er die Spanier ihnen auffallend vorzog. Auch seines Vaters Bemühungen auf dem Reichstage zu Regensburg 1550, ihm die Nachfolge auf dem deutschen Throne zu sichern, scheiterten an Philipps stolzem und schroffem Wesen, welches die Deutschen abstieß.

Dagegen gelang es dem Kaiser, seinem Sohne Philipp, der seine erste Gemahlin durch den Tod verloren hatte, die Hand der Königin Maria von England zu erwirken. Die Heirath kam 1554 zu Stande; doch hatte das Parlament Anstalt getroffen, daß Philipp von jedem Antheile an der höchsten Gewalt in England ausgeschlossen blieb. Uebrigens verstand er durch Freigebigkeit sich die Anhänglichkeit der englischen Großen, so wie dadurch, daß er mit lobenswürdiger Mäßigung seine Gemahlin von gewaltsamen Schritten im vermeintlichen Interesse der katholischen Kirche zurückhielt, die Gunst des Volkes zu erwerben. Gleichwohl war das Parlament nicht zu vermögen, dem Kaiser Beistand gegen Frankreich zu gewähren, noch Philipp als Gemahl der Königin krönen zu lassen. 1555 übergab ihm sein Vater die sämmtlichen Niederlande, und den 16. Jänner 1556 auch die spanischen Staaten. Philipp selbst hatte seinen kaiserlichen Vater durch mancherlei fortgesetzte Kränkungen zur Abdankung bewogen; so z. B. die von Letzterem früher schon ihm übertragene Würde als Reichsvikar nur unter der Bedingung angenommen, daß der Kaiser ihm die unbeschränkteste Vollmacht ertheilte; er hatte ferner die treuen Diener seines Vaters geflissentlich von ihren Stellen verjagt, ohne sie durch würdigere zu ersetzen, und als ihn der Kaiser wegen wichtiger Besprechungen zu sich nach Brüssel entbot, ihm sagen lassen: »er, als Selbstherrscher mächtiger Königreiche, könne nicht eher zu ihm kommen, bis nicht ausgemacht sei, welches Ceremoniel der Kaiser gegen ihn zu beobachten, und wie er ihn überhaupt zu betrachten gedenke.» Zu dem Uebermuthe gesellte sich der Undank; denn kaum hatte Karl V. die Krone niedergelegt, so ließ ihn Philipp auch schon wochenlang auf den bedungenen, sehr mäßigen Jahresgehalt warten, dergestalt, daß Karl seine Diener nicht bezahlen konnte, und später setzte Philipp sogar dieses Jahrgeld, gleich einem Almosen, eigenmächtig um die Hälfte herab. Sogleich nach seiner Thronbesteigung 1556 schloß Philipp einen Waffenstillstand mit Frankreich, das jedoch denselben, auf Anstiften des Papstes Paul IV., noch im nämlichen Jahre brach. Nur widerstrebend entschloß sich Philipp, als der Papst erklärte, derselbe habe Neapel, ein Lehen des heiligen Stuhles, verwirkt — seinen Feldherrn, den Herzog von Alba, gegen das Oberhaupt der Kirche zu senden. Doch verbot er dem Herzoge streng, Rom selbst, dem dieser sich auf einen Kanonenschuß genähert hatte, wegzunehmen, und eilig gab er alle über den Kirchenstaat gemachten Eroberungen wieder heraus. Nachdem seine Truppen, mit Hülfe der verbündeten Engländer, die Franzosen bei St. Quintin (10. August 1557)

gänzlich geschlagen hatten, benützte Philipp diesen glänzenden Sieg bei weitem nicht so, wie er gekonnt hätte, und statt auf Paris loszugehen, begnügte er sich mit der Wegnahme von St. Quentin, Ham und Chatelet. Aus frommer Unterwürfigkeit schloß er sogar mit dem Papste einen Frieden, der dem Besiegten beinahe vortheilhafter war, als dem Sieger. Die Franzosen brachten dagegen Calais in ihre Gewalt, und der Friede von Chateau Cambresis endigte den Krieg auf eine für Spanien vortheilhafte Weise. Philipps Gemahlin, Maria von England, war schon 1558 gestorben, und er eilte, sich um die Nachfolgerin derselben, Elisabeth, zu bewerben, deren Gefängniß er durch seine Vermittelung früher wiederholt geöffnet hatte. Doch Elisabeth lehnte seine Hand ab. Philipp setzte seine natürliche Schwester, die Herzogin Margaretha von Parma, als Statthalterin in den Niederlanden ein, und kehrte nach Spanien zurück, wo die von ihm hochbegünstigte Inquisition seine Ankunft mit einem Auto da Fé feierte. Mit furchtbarer Strenge trat er in den Niederlanden den Fortschritten der Reformation entgegen, errichtete daselbst einen Gerichtshof der Inquisition, nach dem Muster des spanischen, und stellte ein Heer ausländischer Truppen auf zur Erstickung jedes Widerstandes. Als endlich in den Niederlanden sich das Volk, sowohl Katholiken, als Protestanten, gegen das Blutgericht der Inquisition erhob, rückte auf des Königs Befehl der Herzog von Alba 1567 mit einem Heere gedienter Truppen dort ein, errichtete einen Blutrath, und ließ, weniger um wirklich begangene Verbrechen zu strafen, als vielmehr um das Volk zu schrecken, die Grafen Horn und Egmont hinrichten. Wilhelm von Oranien, dem ein gleiches Schicksal zugedacht war, entging demselben durch die Flucht; aber eine Menge anderer Personen bluteten auf dem Schaffot. Zugleich wurden alle niederländischen Provinzen durch ein neues, hartes Steuersystem aufgereizt. Unglück in seinem eigenen Hause machte Philipps Seele noch finsterer und grollender. Sein ältester Sohn aus erster Ehe, Don Carlos, ein Jüngling von blödem, aber unbändigem Sinne, ging mit hochverrätherischen Planen, ja sogar mit einem Mordanschlage gegen seinen leiblichen Vater um. Er wollte einen Aufstand in den Niederlanden erregen, und sich an die Spitze ihrer Regierung stellen lassen. Mehrere Dolchstiche, welche er verschiedenen Großen des Hofes, namentlich dem damaligen Günstlinge des Königs, dem General-Inquisitor Espinosa, beibrachte, gingen der Ausführung seines Planes voran. Don Carlos wurde — nicht, wie man geglaubt, durch das heilige Officium — sondern in Kraft eines summarischen, von den Staats-

räthen gefällten Urtheils, wobei der Großinquisitor nur als Präsident des Staatsrathes betheiligt war, und welches vom Könige gutgeheißen wurde, zum Tode verurtheilt. Doch kam der Spruch nicht zur Vollziehung; denn Don Carlos, schon früher entnervt, und durch die letzten Vorgänge in hitzige Fieber verfallen, starb nach einer halbjährigen Krankheit den 24. Juli 1568 in seinem Bette. Der erzürnte König hatte seinen Sohn, während dessen Krankheit und häufiger Geistesabwesenheit, nie sehen, noch ihm vergeben wollen, trotz aller Gesandtschaften, welche dieserhalb von beinahe allen europäischen Höfen eingingen; erst durch des Sohnes Tod schmolz sein Groll. Was man von einer unglücklichen Liebe des Prinzen zu seiner Stiefmutter, der früher ihm zur Gemahlin bestimmt gewesenen Elisabeth von Frankreich (er war weder geeignet, Liebe einzuflößen, noch zu empfinden), so wie von einer heimlichen Hinrichtung desselben erzählt und geschrieben, ist bloßes Fabelwerk, und auch Schiller hat in seinem Trauerspiele: »Don Carlos«, die verschönende Täuschung der Poesie vor der historischen Wahrheit gelten lassen. Elisabeth starb zwei Monate später in gesegnetem Zustande. Gleichzeitig empörten sich die mohammedanischen Mauren in Granada, weil man ihre Kinder gewaltsam zu Christen und Spaniern machen wollte; der Aufstand wurde 1570 blutig unterdrückt, und die übriggebliebenen Mauren aus Granada in die inneren Provinzen des Reiches verschleppt. Philipp feierte seine vierte Vermählung, mit Anna von Oesterreich. 1580 erfocht sein natürlicher Bruder, Don Juan d'Austria, den großen Seesieg über die Türken bei Lepanto. Da Alba's Grausamkeit endlich an dem festen Widerstande der Niederländer scheiterte, so wurde derselbe zurückberufen, und Don Juan ersetzte ihn, bevollmächtigt, einige Bewilligungen, jedoch mit Ausnahme der Gewissensfreiheit, zuzugestehen. Aber die Stände verbündeten sich zu Utrecht (23. Jänner 1579) gegen die spanische Herrschaft, entschlossen, einen fremden Fürsten an ihre Spitze zu stellen. Don Juan's Nachfolger, dem Prinzen Alessandro Farnese, gelang es, die belgischen Niederlande der spanischen Krone zurückzugeben. Nach dem Tode des Königs Sebastian von Portugal, machte Philipp sein Erbrecht an dieses Reich mit bewaffneter Hand geltend. Sein Feldherr Alba verjagte den zum Könige ausgerufenen Don Antonio, und Philipp empfing 1581 in Portugal die Huldigung der Stände. 1584 wurde er, durch Wilhelms von Oranien Ermordung, von einem gefährlichen Gegner befreit; doch erstand ihm dafür in dem Sohne des Ermordeten, Moritz, ein noch drohenderer Feind. Zwischen Spanien und England bestand schon lange

Spannung. Elisabeth, als protestantische Fürstin, unterstützte den Aufstand in den Niederlanden, und ließ durch Drake die spanischen Besitzungen in Amerika beunruhigen. Philipp dagegen nährte und beförderte die Empörung in Irland, mit welchem Lande ihn der Papst belehnt hatte. Die Hinrichtung der schottischen Königin, Maria Stuart, in England 1587, welche Philipp als einen Angriff auf die katholische Religion und die königliche Hoheit betrachtete, bestärkte ihn in dem Entschlusse, entweder England zu erobern, oder doch Elisabeth zu entthronen, und den katholischen Glauben wieder herzustellen. Zu diesem Zwecke rüstete er jene »unüberwindliche Armada,« welche aus 150 großen Kriegsschiffen bestand, die mit 20,000 Soldaten, 7000 Matrosen, einem Großinquisitor, 150 Dominikanern und 3000 Kanonen besetzt waren. Sie lief den 29. Mai 1588 aus dem Hafen von Lissabon aus, befehligt von dem Herzoge von Medina Sidonia. Aber wüthende Stürme und unglückliche Gefechte zerstreuten diesen Koloß; kaum 60 Schiffe und 6000 Menschen sah Spanien davon wieder. Philipp ertrug diesen schrecklichen Schlag mit königlicher Würde, und nahm den Herzog mit schonender Güte auf; »gegen England, nicht gegen die Elemente hatte ich meine Flotte gesendet,« waren seine Worte. In Frankreich unterstützte er, theils um dieses Reich zu schwächen, theils aus Eifer für die katholische Religion, die Ligue gegen Heinrich (IV.) von Navarra, setzte, selbst nach Heinrich's Uebertritte zur römischen Kirche, die Feindseligkeiten gegen denselben fort, und suchte dessen Lossprechung vom päpstlichen Banne zu hintertreiben. Auf der anderen Seite währte der Krieg gegen England fort, der, nebst mehrfachen Verlusten in den amerikanischen Kolonien, die Einnahme von Cadix und die Zerstörung der im dortigen Hafen vorhandenen Schiffe nach sich zog. Die Niederlande hatten mittlerweile unter Moritz von Oranien sich befreit, und die Unabhängigkeit der sieben vereinigten Provinzen ausgesprochen. Zu spät strebte Philipp nun, seinem Reiche inneren und äußeren Frieden zurückzugeben. Er setzte 1596 den Erzherzog und Kardinal Albrecht als Statthalter in Belgien ein, und schloß im folgenden Jahre zu Vervins Frieden mit Frankreich, dem er eine Anzahl gewonnener Städte zurückstellte. Eine langsame und qualvolle Krankheit lastete auf seinen letzten Lebensjahren. Er ertrug seinen peinlichen Zustand mit vollkommener Fassung und mit der unerschütterlichen Gläubigkeit, die ihm eigen war, und schied den 13. September 1598 aus einem unruhvollen und freudenlosen Dasein. Würdevoll, aber streng und starr abgemessen war sein Anstand; sein Denken und Wesen finster, kalt und verschlossen. Von Natur

war er nicht grausam; doch Stolz, Argwohn und unbeugsamer Wille ließen ihn grausame Mittel zu selten verschmähen. Der Freude abhold, war seine Nähe derselben auch tödtlich, und übte einen versteinernden Einfluß auf alles Leben um ihn. Im steten Kampfe mit einer siegenden Zeit, sah er nach und nach all' seine Entwürfe scheitern, und alle königliche Pracht, mit welcher er sich umkleidete, konnte den tiefen inneren Unmuth und Seelenschmerz nicht bemänteln, der an dem Dasein dieses unglücklichen Monarchen gezehrt haben mag.

Lord Edward Exmouth.

Geboren 1757. Gestorben 1833.

Nur wenige Krieger haben sich so glorreicher Siege im unmittelbaren Dienste der Menschheit zu rühmen, als Edward Pellew Baronet, Lord Viscount Exmouth, der, geboren 1757 zu Dover, schon frühzeitig rühmlichen Antheil an Seeunternehmungen nahm, und, seit 1793 Kapitain einer englischen Fregatte, sich im Kriege der Kolonien und gegen die neufränkische Republik nicht minder durch Kenntnisse, Muth und Umsicht, wie durch Mäßigung und Menschlichkeit hervorthat. 1802 in die Kammer der Gemeinen eingetreten, vertheidigte er eifrig den Lord St. Vincent gegen den Vorwurf, die englische Marine vernachlässiget zu haben. 1804 ward er Generalkommandant der Seemacht in Indien, und eroberte die dortigen dänischen Besitzungen; nach seiner Rückkehr vertraute man ihm das Kommando der vor Frankreich kreuzenden Flotte an; 1814 wurde er zum Pair erhoben, und erhielt den Oberbefehl der Flotte im Mittelmeere. Die Königsfreunde Marseille's schützte er (im Juli) vor dem Marschall Brune, weigerte sich aber, Murat auf seine Flotte aufzunehmen. Die Admiralität ertheilte ihm 1816 den Befehl, den Frieden zwischen Neapel, Sardinien und den Raubstaaten, und wo möglich die Abschaffung der Sklaverei zu bewirken. Er erschien mit einer mächtigen Flotte vor Algier, wo der Friede zwar bewilligt, die Abschaffung der Sklaverei aber von der Genehmigung der Pforte abhängig gemacht wurde. Dagegen fanden in Tunis und Tripolis seine

Anträge keine Schwierigkeiten; beide Staaten erklärten, die Christensklaverei gänzlich abzuschaffen, und die gewöhnlichen Gesetze der Kriegsgefangenschaft einzuführen. Den 15. Mai 1816 erschien Exmouth zum zweiten Male mit einer Flotte vor Algier, um den Dey zu nöthigen, das europäische Völkerrecht in Ansehung der Kriegsgefangenen ebenfalls anzuerkennen; der Dey und sein Diwan verlangten eine sechswöchentliche Frist, um den Befehl des Sultans einzuholen, und die britische Flotte segelte nach England zurück. Aber der Dey hatte in seiner fanatischen Wuth, während der Unterhandlungen mit Exmouth, Eilboten an die Befehlshaber zu Oran und Bona gesendet, mit dem Befehle, sich der Personen und des Eigenthums aller dort befindlichen Engländer zu bemächtigen, und ihre Schiffe in Beschlag zu nehmen. So wurde denn am Himmelfahrtstage (23. Mai), als die Christen eben die Messe hören wollten, die Mannschaft von 359 italienischen Schiffen, — welche unter englischer Flagge die Erlaubniß, Korallen zu fischen, gelöset hatten, und friedlich im Hafen zu Bona lagen, — von maurischen und türkischen Soldaten überfallen, der englische Konsul gemißhandelt, und unter den Christen, welche sich vertheidigten, ein großes Blutbad angerichtet, welchem nur wenige entrannen. Diesen grausamen Treubruch zu bestrafen, lief Exmouth mit einer noch mächtigeren Flotte aus Plymouth aus, und in Gibraltar stieß den 9. August noch der niederländische Admiral van der Capellen mit sechs Fregatten zu ihm. Den 27. August früh erschien die vereinigte Flotte vor der Bai von Algier, wo der Dey sich zum hartnäckigsten Widerstande bereitet hatte. Den Schwierigkeiten und Gefahren des Angriffs entging Exmouth vermöge einer kühnen Bewegung, durch welche er die feindlichen Batterien in die Flanke nahm, und zum Theil ihr Feuer vermied. Das Feuer währte von 2 bis 9 Uhr Abends, und um 8 Uhr war fast halb Algier und die algierische Seemacht, nebst einigen Vorrathshäusern im inneren Hafen und mehreren Handelsschiffen, gänzlich zerstört. Der Friede kam sofort zu Stande; die Regierung von Algier mußte Schadenersatz leisten, die Sklaverei der Weißen für aufgehoben erklären, und 1211 Christensklaven freigeben, nachdem Exmouth schon bei seinem ersten Besuche in Algier, Tunis und Tripolis 1792 Sklaven befreit hatte. Früher, nach Napoleon's Wiederkehr von Elba, hatte Exmouth viel zur Wiedereinsetzung der Bourbon's in Neapel beigetragen. Er starb 1833, und nahm als Mensch, wie als Held, verdienten Ruhm mit in's Grab.

Horatio Lord Viscount Nelson.

Geboren 1758. Gestorben 1805.

Dieser große englische Seeheld, der die Geschichte unsers Jahrhunderts mit seinen Siegen gekrönt, und mit seinem Blute sie verherrlicht hat, war der Sohn eines Pfarrers zu Burnham-Thorpe in der Grafschaft Norfolk, wo er den 29. September 1758 zur Welt kam. Erst zwölf Jahre alt, wurde er von seinem Oheim, dem Kapitain des Reasonable von 64 Kanonen, als Midshipman an Bord genommen, und faßte seitdem eine unauslöschliche Neigung für das Seeleben. 1772 kehrte er, an Kenntnissen und Anschauung reicher, von seiner ersten Seereise zurück, und brachte es im folgenden Jahre dahin, daß er bei der Nordpol-Expedition als Beischiffführer mitgenommen wurde. Heimgekehrt, ging er mit einem Geschwader nach Ostindien, mußte aber, weil sein Körper das dortige Klima nicht vertrug, 1776 nach England zurückgehen. Er diente jetzt als Lieutenant am Bord des Worcester von 64 Kanonen, der nach dem mittelländischen Meere bestimmt war, und wurde 1777, nach bestandener Prüfung, als zweiter Lieutenant auf dem Lowestoffe von 32 Kanonen angestellt. Als dieses Schiff, vor Jamaica kreuzend, mit einem Amerikaner zusammentraf, fand der junge Nelson Gelegenheit, seine persönliche Tapferkeit zu zeigen, und wurde dafür mit dem Kommando des zu der Fregatte gehörigen Schooners belohnt. 1778 machte ihn Sir Peter Parker zum ersten Lieutenant seines eigenen Flaggenschiffes, und gab ihm bald darauf das Kommando der bewaffneten Brigg Badger, mit welcher er zur Beschützung der Honduras-Bai und der Mosquito-Küste kreuzte. 1779 ward Nelson Postkapitain, bekam dann den Befehl des Hinchinbrocke, wurde bei der 1780 von Jamaica ausgehenden Expedition gegen die spanisch-südamerikanischen Kolonien in den Stand gesetzt, sich persönlich auszuzeichnen, und übernahm hierauf das Kommando des Janus von 44 Kanonen. Thätigkeit und Ruhe wechselten eine Zeit lang in seinem Leben ab, als der 1793 gegen Frankreich ausbrechende Krieg ihm den Weg zu glänzenderen Lorbeern bahnte.

Man übergab ihm das Kommando des Norfolk von 64 Kanonen, und er segelte unter Lord Hood's Befehle nach dem mittelländischen Meere. Auf Korsika trug er zur Eroberung von Bastia und Calvi bei, und verlor vor letzterem Orte ein Auge. Als ihm später das Kommando eines Geschwaders von Fregatten zu Theil ward, leistete er damit so vorzügliche Dienste, daß er zum Range eines Marine-Obersten stieg. Sir John Jarvis, der im November 1795 das Kommando erhielt, ernannte Nelson zum Kommodore, und übergab ihm den Befehl des Kaptain von 74 Kanonen. Nelson zeichnete sich in der Schlacht bei dem Vorgebirge St. Vincent (14. Febr. 1797) glorreich aus, eroberte zwei große Schiffe, und hatte wesentlichen Antheil an diesem großen Siege. Als Belohnung ward ihm der Rang eines Contre-Admirals und der Bathorden. Mit dem Kommando eines inneren Blockade-Geschwaders vor Cadix betheiligt, versuchte er, wiewohl vergeblich, ein reichbeladenes spanisches Schiff im Hafen von Santa Cruz wegzunehmen, stellte sich dabei dem schrecklichsten Feuer blos, und verlor durch einen Schuß den rechten Arm. Das Vaterland suchte ihn durch ein Jahrgeld von 1000 Pfund zu entschädigen. Das Auslaufen der französisch-ägyptischen Flotte von Toulon zu verhindern, machte ihm ein Sturm unmöglich. Er sollte sie aufsuchen und angreifen, und kam zu diesem Zwecke früher, als jene, an der ägyptischen Küste an. Da er aber den Hafen von Alexandrien leer fand, kehrte er nach Sicilien zurück, wo ihm die Gewißheit ward, daß die feindliche Flotte nach Aegypten gesegelt sei. Er eilte abermals dorthin, und fand, nach langem Suchen, am 1. August 1798 die französischen Schiffe auf der Rhede von Abukir. Sogleich schritt er zum Angriffe, ließ — obgleich die französische Flotte in einer krummen Linie sich so nahe als möglich an eine kleine Insel anschloß, die durch eine Batterie gedeckt war — mit beispielloser Kühnheit die Hälfte seiner Schiffe plötzlich zwischen der Insel und der französischen Schlachtlinie durchbrechen, und an der Landseite im Rücken derselben hinuntersegeln, während die andere Hälfte sich auf ihre Fronte zog, so daß die französischen Schiffe sowohl von beiden Bords, als vom Spiegel her angegriffen wurden. Schon nach einer Stunde waren fünf französische Schiffe entmastet und genommen; das prächtige Admiralsschiff, l'Orient, flog mit 120 Kanonen in die Luft. Mit dem anbrechenden Morgen war die völlige Niederlage der französischen Flotte entschieden; ihr Verlust war ungeheuer. Dieser glänzende Sieg Nelson's vernichtete abermals Frankreichs Herrschaft im Mittelmeere, ließ Englands Flaggen von Gibraltar bis Alexandrien wehen, und

schnitt Bonapartes Heer in Aegypten vom Mutterlande ab. Der Sieger wurde dafür zum Pair erhoben, mit dem Titel Baron Nelson vom Nil, und erhielt eine Pension von 2000 Pfund; viele Monarchen Europa's sendeten ihm reiche Ehrengeschenke. Der Hof von Neapel, welchem er mit Eifer ergeben war, wurde von ihm, als die Hauptstadt durch die Franzosen bedroht war, nach Palermo übergeführt; auch unterstützte er kräftig die, nach Verwandlung des Königreichs Neapel in die parthenopeische Republik, dort verbreitete Gegenrevolution. Er selbst erschien am 24. Juni 1799 in der Bai von Neapel, hob den mit den Republikanern eingegangenen Waffenstillstand auf, zwang die Forts zur Uebergabe, und verhing über mehrere Republikaner ein hartes Blutgericht, wozu ihn wahrscheinlich der Einfluß seiner Freundin, der berüchtigten Lady Hamilton, vermochte. Er mußte dafür gerechten Tadel vernehmen. 1801 zum Vice-Admiral der blauen Flagge ernannt, eroberte er den San Josef von 112 Kanonen, gab — als das englische Kabinet, um die nordische Seekonföderation zu trennen, eine große Flotte unter Sir Hyde Parker in die Nordsee zu schicken beschloß — seine Einwilligung, der Zweite im Kommando zu sein, und erhielt, nachdem die Flotte vor dem Hafen von Kopenhagen angekommen war, den Befehl zum Angriffe, der, nach einem fünfstündigen hartnäckigen Kampfe, mit der Niederlage der dänischen Schiffe endigte. Der Fortsetzung des Kampfes, dessen Erfolg für die Engländer nicht ganz sicher stand, beugte er durch einen Vergleich vor, der den Streit endigte. Eben so verglich er sich mit Schweden und Rußland. Die Würde eines Viscount belohnte diese abermaligen wichtigen Verdienste um England. Dagegen mißlang sein Anschlag auf die französischen Fahrzeuge vor Boulogne (16. August 1801). Als dem Frieden von Amiens neue Feindseligkeiten folgten, übernahm Nelson das Kommando im mittelländischen Meere, und segelte im Mai 1803 mit seinem Flaggenschiff, dem Victory, nach Gibraltar. Die Bewegungen der Touloner Flotte beobachtend, ließ er sich absichtlich auf keine enge Blokade ein, um den Feind zum Auslaufen zu verführen. Wirklich sah er im März 1805 diesen Plan gelingen, indem der französische Admiral unbemerkt mit der ganzen Flotte Toulon verließ, und, vor Cadix durch ein spanisches Geschwader verstärkt, nach Westindien sich wendete. Nelson, davon benachrichtigt, eilte mit der ihm eigenen, unübertroffenen Schnelligkeit ihm nach, konnte jedoch den Feind nicht finden, da dieser, ihm auszuweichen, sich auf die Rückkehr begeben hatte, um dann in Cadix einzulaufen. Nelson stieß im September mit dem Victory zu Collingwood

vor Cadix, und übernahm das Oberkommando. Den 19. Oktober lief die französisch-spanische Flotte von Cadix aus. Nelson, begierig, sie zu einer Schlacht zu bringen, folgte ihr, und traf sie am 21. bei dem Vorgebirge Trafalgar, auf dem halben Wege nach der Meerenge von Gibraltar. In zwei Kolonnen segelte seine, 27 Linienschiffe starke Flotte gegen die, durch mehrere Eskadren verstärkte, feindliche von 33 Linienschiffen, welche eine drei Stunden lange Linie bildeten, und bei Annäherung der Engländer sich in einem Halbkreise ordneten. Doch Nelson war sowohl durch den Wind, als durch die Erfahrenheit und Kühnheit seiner Mannschaft, im Vortheile gegen den Feind. Mit seinen zwei Kolonnen durchbrach er die feindliche Linie an zwei Punkten; die Schiffe lagen auf Pistolenschußweite an einander, mehrere wurden geentert, andere in den Grund gebohrt. Nach drei Stunden war diese größte Seeschlacht der neueren Zeit geendigt, die französisch-spanische Flotte völlig geschlagen. Nur zehn Schiffe blieben übrig von der ganzen großen Flotte, zu welcher Napoleon's Genie, Frankreichs Kraft und sechs Jahre Zeit vonnöthen gewesen waren, um sie zu erschaffen. Doch Nelson sollte seinen Sieg nicht überleben. Noch wogte, obgleich für die Engländer bereits entschieden, der schreckliche Kampf, als ein feindlicher Scharfschütze auf der Santa Trinidad den Admiral Nelson an seinen Orden erkannte, und ihn mitten durch den Stern schoß, der die Brust des Helden zierte. Auf den Tod verwundet, fragte Nelson nur nach dem Stande der Schlacht, und als man ihm berichtete, daß schon zwölf feindliche Schiffe gestrichen hätten, starb er voll Fassung und Siegesfreude. Man setzte seinen Leichnam in Spiritus, und führte ihn auf dem Schiffe Victory, auf welchem sein Blut geflossen, und in jenem Sarge, welchen er nach dem Tage von Abukir sich aus dem Hauptmaste des verbrannten französischen Schiffes l'Orient hatte zimmern lassen, nach England zurück, wo er am 8. Juni 1806 in der Londoner St. Paulskirche mit großen Feierlichkeiten bestattet wurde.

Marmont,

Herzog von Ragusa, Marschall von Frankreich.

Geboren 1774.

Auguste Frédéric Louis Viesse de Marmont, einer der noch lebenden Paladine von Napoleon's Tafelrunde, wurde den 20. Juli 1774, zu Chatillon an der Seine, aus einer adeligen Familie geboren, und nach erhaltener sorgfältiger Erziehung dem Artilleriedienste gewidmet. Bei der Armee von Italien erwarb er durch Tapferkeit und Kenntnisse sich das Wohlwollen Bonaparte's, der ihn seinen Generaladjutanten beigesellte. 1796 überbrachte er dem Direktorium 22 eroberte Fahnen, und bei der Gründung der italienischen Republik dem Kongreß von Reggio die Beschlüsse Bonaparte's. Er begleitete den General Bonaparte nach Aegypten, befehligte bei der Einnahme Malta's eine der gelandeten Kolonnen, schlug die Malteser zurück, nahm ihnen die Ordensfahne ab, und erstieg dafür den Rang eines Brigadegenerals. Vor Alexandria und während des Marsches nach Kairo that er sich gleichfalls hervor, und folgte dann dem General Kleber im Kommando von Alexandrien, wo er die Küsten gegen die Türken bewachte, die Abreise Bonaparte's vorbereitete, und hierauf mit demselben nach Frankreich zurückkehrte. Bei der Revolution vom 18. Brumaire war er besonders wirksam, wurde von dem ersten Konsul zum Kommandeur der Militärschule, zum Staatsrath für das Kriegsdepartement und zum Divisionsgeneral erhoben, und mit dem Oberbefehl über die Artillerie der zur Wiedereroberung Italiens bestimmten Reservearmee bekleidet. Ruhmvoll zeichnete er sich bei dem Uebergange über den Bernhardsberg aus, leitete mit eben so großer Geschicklichkeit, als Entschlossenheit, den überaus schwierigen Transport des Geschützes und der Munition über diesen Berg, und bewirkte durch sein zweckmäßiges persönliches Zuthun das Gelingen dieses großartigen kriegerischen Unternehmens. Bei Marengo und im Verlaufe des ganzen Feldzuges war überall seine erfolgreiche Thätigkeit ersichtlich;

er wurde zum Generalinspektor der Artillerie und zum General en Chef der Armee von Holland ernannt. Sein Glück und die Gunst des ersten Konsuls, die er vorzugsweise genoß, machten ihn übermüthig; er wurde bei seinen Soldaten wie bei den Holländern unbeliebt, und gern sah man ihn 1805 zur großen Armee abgehen, wo er den Befehl über das zweite Korps übernahm. Er wohnte nun den nachfolgenden kriegerischen Vorfällen bei, wurde nach geschlossenem Frieden zum Herzog von Ragusa erhoben, und blieb mit seinem Korps in Oberitalien stehen. Aeußerst gefahrvoll war bei dem Beginne des Krieges von 1809 seine Lage in Dalmatien, aus welcher ihn jedoch der durch die Unfälle bei Regensburg veranlaßte Rückzug des Erzherzogs Johann befreite. Nach dieser Wendung der Dinge vermochte Marmont seine Vereinigung mit der italienischen Armee zu bewerkstelligen, drang gegen die Donau vor, und bildete in der Schlacht bei Wagram mit seinem Korps das Centrum. Später lösete er Massena im Oberbefehle in Portugal ab, und zwang, im Vereine mit Soult, den feindlichen Feldherrn Wellington, die Belagerung von Badajoz aufzuheben. Dagegen verlor er gegen Letzteren am 22. Juli 1812 die Schlacht bei Salamanca. Seine bei dieser Gelegenheit erhaltene Wunde war noch kaum geheilt, als er 1813 zur Armee nach Deutschland abgehen mußte; er focht mit Auszeichnung bei Lützen, Bautzen, Dresden und Leipzig. Nach dem Vordringen der Alliirten in Frankreich, erlitt er mit Mortier den 25. März 1814 durch Schwarzenberg und Blücher die schwere Niederlage bei La-Fere-Champenoise, und nachdem Napoleon dadurch von Paris abgeschnitten, Marmont's und Mortier's Korps aber bei Bondy zerstreut worden war, schlossen Beide die Kapitulation von Paris. Marmont ging hinter die Seine zurück, und am 3. April 1814 die Vorschläge Schwarzenberg's genehmigend, trennte er mit der Bedingung, daß Napoleon für den Fall der Gefangenschaft von den Alliirten anständig behandelt werde, sein Korps von den Streitkräften Napoleon's. Er eilte hierauf, sich für Ludwig XVIII. zu erklären, erhielt von demselben das Kommando einer Kompagnie Garde du Corps, und wurde zum Pair von Frankreich erhoben. Als Napoleon 1815 von Elba zurückkehrte, begleitete Marmont den König nach Gent, ward nach des Letzteren Wiedereinsetzung Präsident des Wahlkollegiums für das Côte-d'or-Departement, und vertheidigte sich gegen Napoleon's Beschuldigung, daß er Paris verrathen habe. Zwar war sein Ansehen in der Armee gesunken; aber desto größeres Vertrauen schenkte ihm der König, der ihn, nach der sogenannten großen Verschwörung zu Lyon

vom 8. Juni 1817, mit außerordentlicher Vollmacht dorthin sendete, um diese Vorfälle an Ort und Stelle zu untersuchen. Nachdem der Marschall hier mit Mühe das Gewirr von Anzeigen und Untersuchungen entwickelt hatte, gelangte er zu der Ueberzeugung, daß allerdings einzelne Bauern tumultuirt, und einige Unordnungen vorgefallen, daß aber die Verschwörung selbst erdichtet, daß jeder unbedeutende Vorfall von den Ultras vergrößert worden, und das Ganze eine Kabale sei. In einem Briefe an den Minister von Richelieu, den er in der Minerve française öffentlich bekannt machte, rügte er das übereilte und rechtswidrige Verfahren der Behörden, und erklärte, daß man diese schreckliche Katastrophe hätte vermeiden können, daß aber dennoch französisches Blut geflossen. Dieser Brief zog ihm auf kurze Zeit die Ungnade des Hofes zu, und er mußte sich auf sein Landgut begeben, wurde aber bald zurückberufen, und von Ludwig XVIII. mit Wohlwollen empfangen. Bei dem Ausbruche der Juliusrevolution 1830 erhielt Marmont durch eine vom Minister Polignac allein unterzeichnete Ordonnanz den Oberbefehl in der ersten Militärdivision, um durch Waffengewalt die Unterwerfung zu erzwingen. Aber hier handelte er mit Bestürzung im Geiste, mit Schmerz im Herzen. Es war nicht der kalte Blick des Feldherrn, der frei das Schlachtfeld überflog; Paris war das Schlachtfeld, und der Bürgerkrieg stand schwarz wie die Nacht vor seinem unsicheren Auge. Als nun am 28. Juli ein Verein von Deputirten, Laffitte, Kasimir Périer, Mauguin, General Gérard und der Graf von Lobau, mitten durch Gewehrfeuer und über Barrikaden hinweg, zu Marmont sich begab, und verlangte: man solle dem Blutvergießen Einhalt thun; sie wollten die Ordnung wieder herstellen, wenn die Ordonnanzen widerrufen, die Minister entlassen, und die Kammern auf den 3. August versammelt würden, — da ließ der Fürst von Polignac ihnen durch Marmont erwidern, daß die vorgeschlagenen Bedingungen jede Konferenz unmöglich machten. »Also Bürgerkrieg?" rief Laffitte erschüttert. Marmont verneigte sich, und die Deputirten traten ab. Die Revolution siegte. Als hierauf Marmont die (wiewohl erfundene) Nachricht erhielt, daß 20,000 Insurgenten aus Rouen auf St. Cloud marschirten, wo sie am 29. ankommen würden, und die persönliche Sicherheit des Königs bedroht erschien, befahl der Marschall den Truppen, Donnerstags den 29. Juli gegen Mittag, den Louvre und die Tuilerien zu räumen, und durch die Champs Elisées nach St. Cloud zu marschiren. Auf dem Wege dorthin hatten sie ein hartnäckiges Gefecht zu bestehen, und als Marmont endlich in St. Cloud ankam,

fand er den König nur noch von einer kleinen Anzahl Truppen umgeben. Der Dauphin, in der Meinung, daß Marmont die Vertheidigung des Thrones nicht mit der nöthigen Energie vollführt habe, schalt ihn einen Verräther, und entriß ihm den Degen. Karl X. aber beruhigte den Marschall, und ließ ihm durch den Herzog von Luxemburg den Degen zurückstellen. Marmont begleitete den König nach England; auf der Reise durch Frankreich mußte er zu wiederholten Malen, namentlich in Condé, hören, wie heftig die Stimme des Volkes sich gegen ihn aussprach. Später unternahm er Reisen nach Petersburg, Konstantinopel und Syrien, hielt sich längere Zeit in Wien auf, und lebt jetzt in Italien. Von seinen Reisen ist eine anziehende Beschreibung erschienen.

Soult,

Herzog von Dalmatien, Marschall von Frankreich.

Geboren 1769.

Nicolas Jean de Dieu Soult, der Sohn eines Feldschreibers, wurde den 29. März 1769 in dem Städtchen Saint-Amans im Departement Tarn geboren. Als Knabe war er ungestüm und widerspänstig, der sitzenden Lebensweise sehr abgeneigt. Sechszehn Jahre alt, trat er als Volontair in ein königliches Infanterie-Regiment. Er ward nach einander Sergeant, Unterlieutenant, Adjutant, Major, Hauptmann, Bataillonschef, Oberst, und durchlief, während er unter den Generalen Luckner, Custines, Hoche, Lefebvre, Jourdan diente, alle Grade. Er zeichnete sich 1793 im Kampfe bei Oberfelsheim aus, später bei Kaiserslautern, bei Weissenburg, und wurde nach der Pfalz geschickt, um unter Lefebvre an die Spitze des Generalstabes beim Vortrabe des Heeres zu treten. In der Schlacht bei Fleurus wich die Division der Ardennen in Unordnung zurück, und gab den rechten Flügel der Armee blos. Der Oberst Soult warf sich den Flücht-

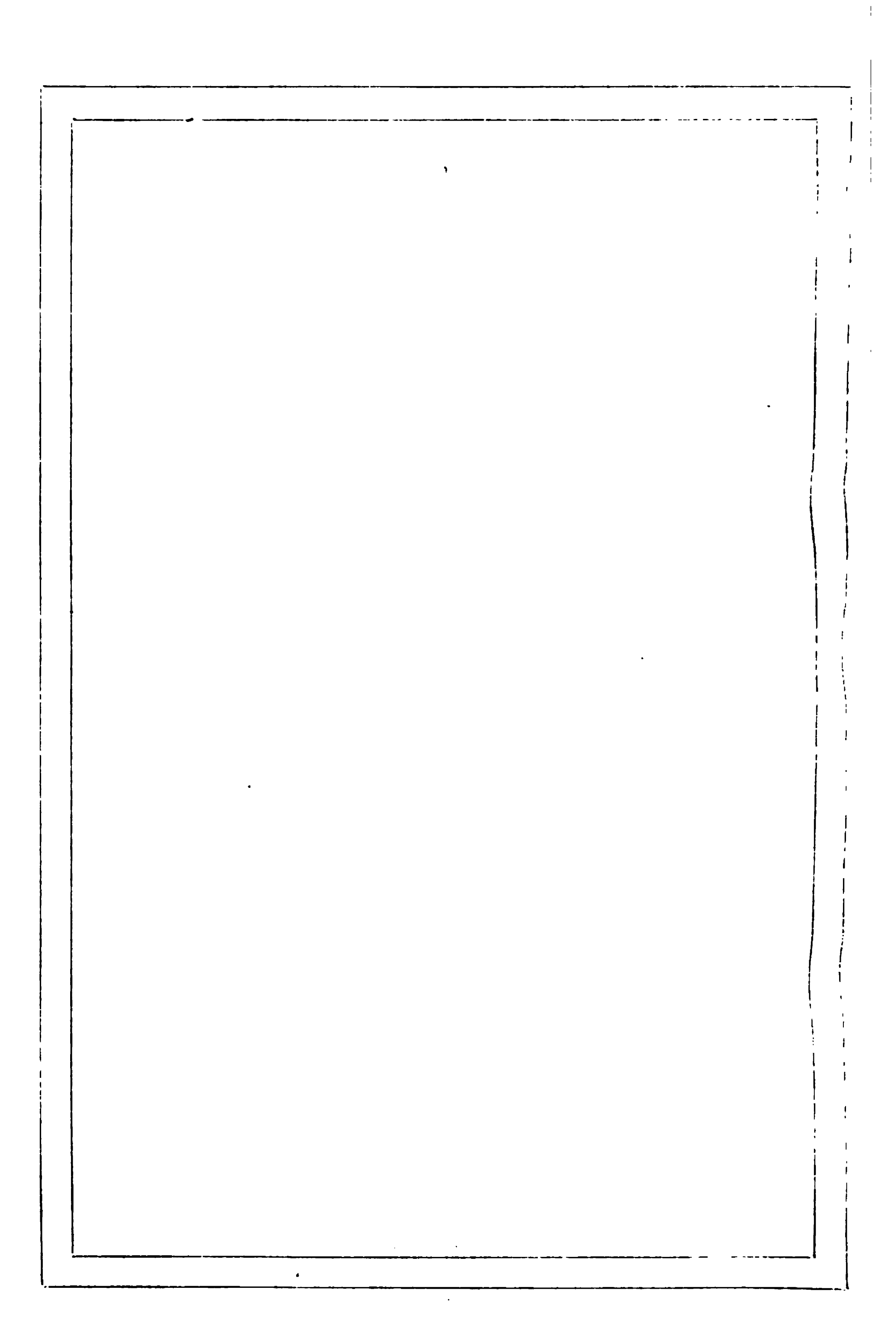
lingen entgegen, sammelte sie, und führte sie in den Kampf zurück. 1794 zum Brigade-General ernannt, that er sich bei den verschiedenen Rheinübergängen in den Schlachten von Altenkirchen, an der Lahn, bei Friedberg, Ostrach 2c. hervor. Nachdem er 1792 Divisionsgeneral geworden, nahm er Theil an dem Feldzuge in der Schweiz unter Massena, unterwarf die Insurgenten der kleinen Kantone, lieferte die Schlachten von Altorf, St. Gotthard, Winterthur, und trug viel zu dem Siege bei Zürich bei, siegte am 25. und 26. September über die Oesterreicher und Russen, zog mit Massena 1800 nach Italien, wo er den rechten Flügel befehligte, vertheidigte Genua, und erntete hohen Ruhm bei Mascharola, Sassello, Ponte Ivrea, auf dem Berge Hermetto, wo er zwei Mal verwundet wurde. Trotz der Hungersnoth im französischen Heere und des Mangels an Patronen, wies er die Aufforderung, sich zu ergeben, zurück; fechtend unternahm er den Rückzug, bis er, abermals verwundet, in die Hände der Feinde fiel. Nach Frankreich zurückgekehrt, unterdrückte er, als Oberbefehlshaber in Piemont, die dortigen Unruhen, ward, nach dem Abschlusse des Friedens zu Amiens, Generaloberst der konsularischen Garde, und erhielt bei dem Bruche dieses Friedens das Oberkommando des Lagers zu Boulogne. Am 19. Mai 1805 wurde ihm der Marschallsstab ertheilt, und zu Ende desselben Jahres befehligte er ein Korps der großen Armee in Deutschland, passirte am 26. Oktober den Rhein zu Speyer, drang in Schwaben ein, war am 9. November in Augsburg, nahm am 14. Memmingen, umzingelte Ulm, schlug am 16. die Russen, und befehligte am 2. Dezember den rechten Flügel in der Schlacht bei Austerlitz, wo er durch die Einnahme der nahen Anhöhen diesen wichtigen Sieg entschied, so daß Napoleon auf dem Schlachtfelde ihm das Zeugniß gab: »Marschall, Sie sind der erste Manövrirer in Europa!« In der Schlacht bei Jena, den 14. Oktober 1806, wo er den rechten Flügel kommandirte, zeichnete er sich durch einen herzhaften Angriff gegen das feindliche Centrum aus, und bemächtigte sich eines Gehölzes, dessen Besitz viel zum Gewinne der Schlacht beitrug. Hierauf verfolgte er die Flüchtlinge bis nach Lübeck, öffnete sich in Gemeinschaft mit Bernadotte die Thore dieser Stadt, und vernichtete so die letzten Trümmer der preußischen Streitkräfte. Dann befehligte er das vierte Korps im polnischen Feldzuge, wohnte am 26. Dezember der Schlacht bei Pultusk bei, nahm am 8. Februar 1807 die von zwölf Bataillons vertheidigte Bergfrieder Brücke, focht am 6. Juni bei Eylau, schlug am 8. den General Kaminski, war am 12. in der Schlacht bei Heilsberg, und brachte am 16. Königsberg

in seine Gewalt. Nach dem Frieden von Tilsit erhielt Soult den Titel eines Herzogs von Dalmatien. In Spanien kommandirte er 1808 das Centrum der großen Armee, schlug am 10. November vor Gamonal ein spanisches Heer, und bekam dadurch Burgos in seine Hände, besetzte am 12. Reynosa, nahm am 16. Santander, bedrängte heftig die Trümmer des galizischen Heeres, und jagte die Streifkorps bis nach Asturien. Eben so verfolgte er das von Moore befehligte englische stehende Heer, bis am 16. Jänner der feindliche General erlag. Nach Einschiffung der Engländer und neuen Siegen der Spanier, erhielt Soult den Auftrag, in das nördliche Portugal einzudringen, ging am 4. März über den Minho, warf Alles vor sich nieder, was Widerstand leistete, nahm am 12. Chaves und drängte das englisch-portugiesische Heer bis Porto zurück, dessen gewaltige Befestigungen er am 29. eroberte. Da aber die zweite Invasionsarmee unter Victor nicht gleiche Erfolge hatte, so mußte Soult sich zum Rückzuge bequemen; er räumte am 15. Mai Porto, drang am 18. nach vielen Gefahren in Galizien ein, zog gegen Lugo, und entsetzte diese Stadt, verfolgte die Banden des Marquis de la Romana, schlug am 8. August den Nachtrab des englisch-spanischen Heeres, und drängte ihn auf das portugiesische Gebiet zurück. Gegen das Ende desselben Jahres zum Generalmajor der französischen Heere in Spanien an Jourdan's Stelle ernannt, vernichtete er am 12. November zu Ocanna eine spanische Armee von 60,000 Mann, erhielt 1810 das Militärgouvernement in Andalusien, drang durch die Engpässe der Sierra Morena, nahm am 29. Jänner Sevilla, verfolgte die Guerillas, drang 1811 mit nur 6000 Mann in Estremadura ein, überwältigte am 22. Jänner die Stadt Olivenza, nahm am 11. März Badajoz, wo er 9000 Gefangene machte, lieferte am 16. Mai den Engländern, Spaniern und Portugiesen die Schlacht bei Albufera, mußte zwar sich vor der Uebermacht zurückziehen, drang aber im Juni wieder nach Badajoz vor, und zwang Wellington zur Aufhebung der Belagerung. Im März 1813 erhielt Soult das Kommando des vierten Korps der großen Armee, befehligte in der Schlacht bei Lützen die Infanterie der Garde, in der Schlacht bei Bautzen das Centrum, und hatte großen Antheil am Siege. Seine Abwesenheit hatte mittlerweile den Stand der Dinge in Spanien geändert; Wellington gewann die Schlacht von Vittoria, und näherte sich den Gränzen Frankreichs. Deshalb mußte, auf Napoleon's Befehl, Soult von Dresden nach Bayonne eilen; er vermochte nur 50,000 Mann um sich zu sammeln, mit denen er die 120,000 Mann Wellington's in Schach

hielt. Später warf er sich nach Toulouse hinein; es blieben ihm nur 26,000 Mann, mit welchen er 86,000 Engländern gegenüber stand. Schon hatte Paris kapitulirt, Napoleon entsagt. Mitten unter diesen Zuständen war es Soult, der zuletzt das Schlachtfeld verließ, und unter den Mauern von Toulouse (10. April 1814) den letzten Sieg erfocht. Neun Tage später unterwarf sich Soult, während er mit Wellington einen Waffenstillstand schloß, dem Könige Ludwig XVIII., und wurde von demselben zum Kommandeur der 13. Militärabtheilung ernannt. Soult legte nun eifrige royalistische Gesinnungen an den Tag, trug auf Errichtung des Denkmals zu Ehren der Emigrirten von Quiberon an, ward am 8. Dezember Kriegsminister, beantragte die Einziehung des Eigenthums der Familie Bonaparte, und ließ einen seiner Waffengefährten, den General Excelmans, wegen Briefwechsels mit Murat vor ein Kriegsgericht stellen Bei der Nachricht von Napoleon's Rückkehr von Elba, erließ Soult seine bekannte Ordre vom 8. März 1815 gegen den »Abenteurer, der eine usurpirte Gewalt wieder erringen wolle"; dennoch entzog ihm Ludwig XVIII. aus Mißtrauen in seine Gesinnungen das Portefeuille. Als hierauf die Bourbons nach Gent entflohen, und Napoleon in Paris einzog, stellte sich Soult (25. März) dem Letzteren vor, wurde von ihm zum Generalmajor ernannt, und focht tapfer bei Fleurus und Waterloo. Als in letzterer Schlacht Napoleon verzweifelnd sich den feindlichen Bajonetten entgegen werfen wollte, ergriff Soult dessen Pferd bei dem Zügel, und führte ihn auf die Straße von Charleroi. Nach der Kapitulation von Paris folgte er der Armee über die Loire, und zog sich in das Schloß Malzieu, zu seinem vormaligen Adjutanten Brun de Villeret zurück, wurde von der Nationalgarde verhaftet, und nach Mande geführt, in die Ordonanz vom 24. Juli mitbegriffen und verbannt, worauf er im Februar 1816 sich mit seiner Familie nach Düsseldorf begab. Vor seiner Abreise verwahrte er sich in einem Memoire gegen die Anklage des Verrathes bei Napoleon's Rückkehr. 1819 erhielt er die Erlaubniß zur Rückkehr; den 9. Jänner 1820 gab ihm Ludwig XVIII. den Marschallsstab zurück; den 5. November 1829 ertheilte ihm Karl X. den Heiligen-Geist-Orden und die Pairswürde. Bald nach der Juli-Revolution 1830 ward Soult Kriegsminister, und half dem Mangel an Streitmitteln schnell und kraftvoll ab; bald standen 410,000 Mann wohlgerüstet und exercirt unter den Waffen. Er bewältigte den 6. Juni 1832 den Aufstand in Paris, und ward im Oktober desselben Jahres Präsident des Ministerrathes, als welcher er Périer's Friedens-

system fortsetzte. Die Verhaftung der Herzogin von Berry, die Expedition von Antwerpen, der Gesetzesentwurf wegen der detachirten Forts von Paris, das Gesetz der Associationen, die der republikanischen Partei zu Lyon und Paris im April 1834 gelieferten, blutigen und entscheidenden Gefechte waren Begebenheiten, in denen Soult's Thätigkeit sich vorzugsweise offenbarte. Als die wichtige telegraphische Depesche, welche die Ankunft des Prätendenten Don Carlos in Spanien (Juli 1834) meldete, dem Präsidenten des Ministerrathes erst nach zwei Tagen mitgetheilt wurde, nahm Soult, durch diese Zurücksetzung verletzt, seine Entlassung. Als im Februar 1835 das Ministerium seine Entlassung einreichte, wurde Soult, der sich auf seinen Gütern aufhielt, vom Könige nach Paris gerufen, um von Neuem an die Spitze des Kabinets zu treten; aber die Unterhandlungen zerschlugen sich an Soult's Forderung, seinen Eintritt durch einen großen Akt der Gnade zu bezeichnen, der zugleich eine Veränderung des bisher von der Regierung befolgten Systems ankündigen solle, und das frühere Ministerium trat wieder ein. Das 1836 ihm angetragene Kriegsministerium lehnte er ab. Nach dem Austritte des Molé'schen Kabinets (22. Jänner 1839) wendete sich der König wieder an Soult. Acht Tage dauerten die Unterhandlungen, ohne daß man sich verständigen konnte. Der greise Marschall, von seiner Umgebung, seinem Schwiegersohne, dem liberalen Abgeordneten von Mornay, und seinem Sohne, dem gleichfalls zu liberalen Ansichten sich neigenden Marquis von Dalmatien, beherrscht, erklärte bestimmt, daß er nur in Verbindung mit Thiers und anderen liberalen Staatsmännern in das Kabinet treten könne, und so zerschlugen sich die Verhandlungen. Nachdem aber den 8. März 1839 das Ministerium Molé wirklich ausschied, wurde Soult mit der Bildung des neuen Kabinets beauftragt. Sein bisheriges gutes Vernehmen mit Thiers wurde dabei erschüttert; die Art, wie die Kammer die beantragte Dotation für den Herzog von Nemours zurückwies, hatte am 21. Februar 1840 den Rücktritt des Ministeriums zur Folge, und Soult gab abermals die Leitung der Geschäfte auf. Doch sein Nachfolger Thiers erlag mit seiner kriegerischen Politik der Friedensliebe des Königs, und Soult, der vor wenig mehr als einem halben Jahre durch den Widerspruch der Abgeordnetenkammer gegen seine politischen Grundsätze gestürzt worden war, trat den 29. Oktober 1840 von Neuem an die Spitze der Geschäfte, um den Frieden zu jedem Preis zu erhalten. In Verbindung mit Guizot leitete er die Brandung der kriegerischen Flut in ihre Ebbe zurück. Im All-

gemeinen wurde seine Thätigkeit nicht so unmittelbar bemerkbar; die früher von ihm begünstigte Befestigung von Paris schien in letzter Zeit seine Zustimmung weit weniger zu haben. Die Last der Jahre hat allerdings auf den greisen Helden eingewirkt, und die Lorbeeren, welche ihm die Schlachtfelder geboten, scheinen auf dem Felde der Politik ihm karger zu sprießen.



Inhalts-Verzeichniß

des ersten Bandes.

Seite

Inhalt.

